This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

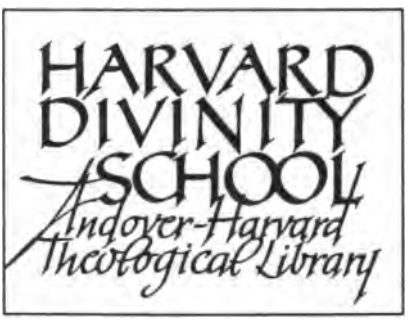
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


HARVARD
DIVINITY
SCHOOL
Andover-Harvard
Theological Library

Friedrich Schleiermacher's

sämmtliche Werke.

Erste Abtheilung.

Zur Theologie.

Siebenter Band.

Berlin,
bei G. Reimer.
1838.

BR
93
.S43
1834
Aug. I:7 5
Cop. 1

LIBRARY OF THE
Union Theological Seminary
NEW YORK CITY
PRESENTED BY
Family of Dr. Wm. A. Brown
DEC 9 1944

ANDOVER-HARVARD
THEOLOGICAL LIBRARY
CAMBRIDGE, MASS.

Hermeneutik und Kritik

mit beſonderer

Beziehung auf das Neue Teſtament

von

Dr. Friedrich Schleiermacher.

Aus Schleiermachers handſchriftlichem Nachlaſſe
und nachgeſchriebenen Vorleſungen

herausgegeben

von

Dr. Friedrich Lücke.

Berlin,
bei G. Reimer.
1838.

Friedrich Schleiermacher's

literarischer Nachlaß.

Zur Theologie.

Zweiter Band.

Berlin,
bei G. Reimer.
1838.

185973

Vorrede des Herausgebers.

der Herausgabe dieſes Werkes halte ich mich vor verpflichtet, von den Quellen, aus denen ich geſchöpft, er Methode, die ich bei der Compoſition des Ganzen t habe, Rechenſchaft zu geben.

Die Quellen ſind erſtlich Schleiermachers eigene chriftliche Concepte, zweitens mehrere in verſchiedefahren nachgeſchriebene Hefte ſeiner Vorleſungen. Die i Akademiſchen Reden und Abhandlungen (Sämmtliche , zur Philoſophie Bd. 3. S. 344 ff.) gedruckten drei dlungen über den Begriff der Hermeneutik, über den Begriff und die Eintheilung der logiſchen Kritik kann ich nur in ſofern hieher n, als ſie mich beſtimmt haben, die betreffenden Unungen in dieſer Darſtellung abzukürzen.

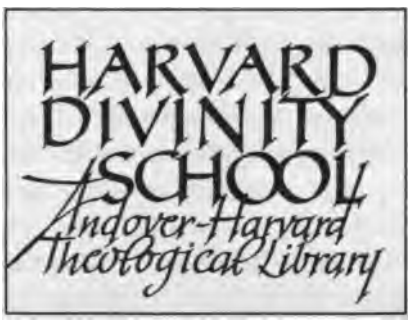
Was die eigenen handſchriftlichen Concepte Schleiers betrifft, ſo iſt nur die Hermeneutik ſo glücklich ge, mit einer gewiſſen Ausführlichkeit und Sorgfalt behandelt zu werden. Über die Kritik haben ſich leider echs bis ſieben Blätter aus verſchiedenen Zeiten vorden, wiederholte Anfänge, zum Theil nur in kurzen n und Notizen, eilig und flüchtig geſchrieben. Es iſt

ein Unglück, daß die Kritik immer nur am Schluß der Vorlesungen vorgetragen werden konnte. Man merkt die natürliche Ungeduld, die zum schriftlichen Concipiren nicht mehr Zeit und Lust hat. Desto mehr muß man in den nachgeschriebenen Vorträgen die Virtuosität bewundern, womit Schleiermacher auch ohne Schrift ein ganzes System von Begriffen und Materialien in seinem Geiste zur vollen Klarheit und Ordnung eines zweckvollen Vortrags zu verarbeiten vermochte.

Die hermeneutischen Concepte zeigen in ihrer chronologischen Reihefolge den Gang seiner Studien. Das erste vom Jahre 1805, etwa drei Bogen, mit der Überschrift, Zur Hermeneutik, enthält recht eigentlich die ersten Studien, lauter kurze, fast gnomenartige Sätze, wahrscheinlich während des Studiums von Erneſtis institutio interpretis, und Morus acroases academicae super hermeneutica N. T: entstanden. Am Rande steht auf den fünf ersten Seiten, wahrscheinlich im J. 1809 beigeschrieben, eine Art von Directorium oder Vertheilung der Sätze in die einzelnen Theile des darüber gehaltenen systematischen Vortrags. Das zweite Concept, ich weiß nicht wann geschrieben, drei Bogen stark, hat die Aufschrift, Hermeneutik, erster Entwurf. Hiernach scheint Schleiermacher seine Vorträge bis zum Jahre 1819 gehalten zu haben. In diesem Jahre aber verfaßte er einen zweiten vollständigeren, ausgearbeiteteren Entwurf, ganz nach Art seiner Darstellung des theologischen Studiums in der zweiten Auflage. Eigen dabei ist die Stunden- und Wochenbezeichnung der darnach gehaltenen Vorträge. Allein auch hier ist ihm am Ende die Geduld des Aufschreibens ausgegangen. Das Concept

nicht mit einigen allgemeinen Sätzen über die ſogenante technische Interpretation ab, und es ſcheint, daß Schleiermacher in dieſem Theile ſeiner Vorträge wieder auf ſeinen ersten Entwurf zurückzugehen pflegte. Vergleicht man die Vorleſungen vom Winter 1828/29, und die letzten vom J. 1832 auf 1833, ſo ſieht man, wie der mündliche Vortrag ſich je länger je mehr auch von dieſem Concept wieder frei und unabhängig machte, andere Anordnungen, neue Entwicklungen verſuchte. Hierauf beziehen ſich die meiſt nur kurz andeutenden Randbemerkungen, die aber je näher dem Schluß deſto ſeltener zuletzt wieder ganz verſchwinden. Iſt nun ſelbſt das letzte Concept kein vollſtändiges Dokument von der Geſtalt, welche die Wiſſenſchaft in dem Geiſte Schleiermachers am Ende gewonnen hatte, ſo war, um jene ſo vollkommen als möglich darzuſtellen, nothwendig, die zweite Art der Quellen, die nachgeſchriebenen Vorleſungen, zu Hülfe zu nehmen.

Nach den vorliegenden Nachſchriften zu urtheilen muß es nicht leicht geweſen ſein, bei Schleiermacher ein gutes vollſtändiges Heft zu ſchreiben. Wer wörtlich nachſchreiben wollte, mußte eine eben ſo ſchnelle Feder, als ein ſicheres Ohr haben. Verhörtes und daraus entſtandene Verwirrungen ſind mir hie und da in den beſten Heften vorgekommen. Schleiermachers Vortrag war aber überwiegend ſo eingerichtet, daß er mehr zu einer freien Auffaſſung und Nachbildung, als zu einem wörtlichen Nachſchreiben veranlaßte. Solche freien Nachſchriften müſſen ſehr ungleich geworden ſein, je nachdem der Eine mehr auf die Reſultate ausgeweſen, der Andere mehr auch die dialektiſche Methode des Findens und ſtrengen Denkens nachzubilden ſich bemühet hat; ja ſelbſt in


HARVARD
DIVINITY
SCHOOL
Andover-Harvard
Theological Library

Man wird es nicht für ungeziemend halten, wenn ich, mir ſelbſt zu einer Art von Lohn, am Schluß verſuche, auf die eigenthümliche Stellung und Bedeutung dieſes Werkes in der Wiſſenſchaft aufmerkſam zu machen.

Schon der Name Schleiermachers läßt eine eigenthümliche, neue Behandlung erwarten. Es war ihm überall unmöglich, nur an dem bisherigen Gewebe fortzuweben; er fing gern überall von Neuem an, und hatte und gebrauchte alles auf eigenthümliche Weiſe. Er hat auch auf dieſem Gebiete die früheren Arbeiten nicht vornehm verſchmähet. Litterariſche Notizen waren freilich ſeine Sache nicht, aber überall zeigt er Kenntniß und ſorgſame Beachtung und Aneignung des früher Geleiſteten. Er geht von Erneſtis institutio interpretis, als der ihm zunächſt liegenden früheren Epoche auf dieſem Gebiete, aus, und benutzt auch was nach Erneſti dafür gethan *iſt, aber es* wird unter ſeinen Händen ein neues Gebilde aus friſchem Geiſte, und er legt es auf eine neue Epoche an. War Erneſti derjenige, der die Obſervationen auf dieſem Gebiete zunächſt ordnete und läuterte, und die Auslegung des N. T. auf ihre allgemeineren philologiſchen Principien zurückführte, ſo erſcheint Schleiermacher auf dem entgegengeſetzten Endpunkte der Erneſtiſchen Periode als der Begründer einer wahren ſyſtematiſchen Conſtruction von innen heraus.

Erneſti und Beck haben die Hermeneutik und Kritik des N. T. vereinigt vorgetragen, aber mehr zufällig und ohne Einſicht in den Grund und Grad ihrer Zuſammengehörigkeit und Verſchiedenheit. Nachher haben Keil und Andere die Hermeneutik von der Kritik getrennt behandelt, und dadurch Raum gewonnen für eine vollſtändigere Entwicklung der hermeneutiſchen Operationen. Schleiermacher hat beide

Disciplinen in ſeinem Vortrage wieder vereinigt, aber indem er jede von ihrem Begriffe aus beſonders, und zugleich in ihrer ſteten gegenſeitigen Beziehung conſtruirt, gewährt er eine deutliche Einſicht in das richtige Verhältniß beider zu einander in dem höheren Begriff der Philologie.

Es iſt längſt üblich, die neuteſtamentliche Hermeneutik und Kritik von der altteſtamentlichen getrennt zu behandeln. In der Idee der heiligen Schrift bilden ſie allerdings ein Ganzes. Aber ſie haben weit mehr Paralleles, als Zuſammengewachſenes, und wenn man doch vom Standpunkte der allgemeinen Philologie beide nur als techniſche Anwendungen der allgemeinen Hermeneutik und Kritik auf ein zwiefaches beſonderes Litteraturgebiet anſehen darf, ſo ſind die Stoffe zum Theil zu verſchieden, als daß eine zuſammenfaſſende organiſche Behandlung beider möglich und erſprießlich ſeyn könnte. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Entwicklung der bibliſchen Hermeneutik und Kritik als theologiſcher Wiſſenſchaft vorzugsweiſe von dem Neuen Teſtamente ausgeht, weil hier der Hauptſitz der theologiſchen Probleme und Schwierigkeiten iſt für die richtige Anwendung der allgemeinen hermeneutiſchen und kritiſchen Geſetze. Schleiermacher würde, ſelbſt wenn er auf dem altteſtamentlichen Gebiete mehr zu Hauſe geweſen wäre, doch aus wiſſenſchaftlichem Intereſſe ſeinen Vortrag auf das neuteſtamentliche beſchränkt haben. Je mehr man eben durch ſeine Darſtellung in die hermeneutiſchen und kritiſchen Eigenthümlichkeiten und Beſonderheiten dieſes Gebietes eingeführt wird, und begreifen lernt, daß gerade in der Durchbildung oder Hineinbildung der allgemeinen Regeln in den beſonderen Stoff die wahre Kraft der wiſſenſchaftlichen Conſtruction

beſteht, deſto mehr rechtfertigt ſich ſein Verfahren in dieſem Stücke.

Seit Erneſti, ja ſeit Hugo Grotius iſt immer entſchiedener behauptet und anerkannt worden, daß der wiſſenſchaftliche Ausgangspunkt in der neuteſt. Hermeneutik und Kritik nicht das theologiſche Moment ſei, ſondern das allgemeine philologiſche, daß jenes nicht als Aufhebung, ſondern nur als Modification und nähere Beſtimmung von dieſem durch den beſonderen Stoff, ſo wie die beſonderen Beziehungen und Zweckverhältniſſe des N. T. angeſehen werden dürfe. Wer dieſes natürliche Verhältniß umkehrt, zerſtört die wiſſenſchaftliche Grundlage, verbauet ſich den Weg, und kommt auf falſche Theorieen, auf die alte der allegoriſchen und dogmatiſchen Auslegung, und auf die neue von tieferem und flacherem Schriftſinn, oder, wenn er ſich am Ende heraushilft, und in die *glücklichere* Bahn der analytiſchen Regreſſion von der Erſcheinung der theologiſchen Interpretation zu ihren wiſſenſchaftlichen Principien einlenkt, verliert er die Zeit mit jenen unnützen Fragen, wovon man ſonſt die theologiſchen Schulen wiederhallen hörte, ob denn die heilige Schrift wirklich grammatiſch und hiſtoriſch auszulegen ſei oder nicht, und dergleichen mehr, was ſich von ſelbſt verſteht.

Schleiermacher hat allen dieſen Irrungen und Verwirrungen wenigſtens auf dem wiſſenſchaftlichen Gebiete dadurch hoffentlich auf immer ein Ende gemacht, daß er ohne Weiteres von der allgemeinen Hermeneutik und Kritik ausgeht, ihre Grundſätze und allgemeinen Regeln aus den einfachſten Begriffen und den allgemeinſten Erfahrungen conſtruirt, ſodann zeigt, wie und warum ſich dazu die neuteſtamentliche Hermeneutik und Kritik nur als ſpezielle Methodenlehre für

die Anwendung jener allgemeinen Grundsätze verhalten könne, endlich aber diese Methodenlehre so durchführt, daß nirgends eine theologische Hemmung mehr entsteht und das theologische und philologische Moment wahrhaft organisch zusammenwachsen. Er hat dadurch zunächst den Theologen einen großen Dienst geleistet, und diese werden sich auch vorzugsweise sein Werk zueignen. Allein die classischen wie die orientalischen Philologen haben gleichen Anspruch, und auch wohl gleiche Pflicht, von ihm zu lernen, wie man es anzufangen habe, um die allgemeinen Grundsätze und Regeln der Auslegung und Kritik auf ein bestimmtes litterarisches Gebiet mit wissenschaftlicher Methode in Anwendung zu bringen. Vielleicht hat es selbst für die Philologen im engeren Sinn einen Vortheil, daß Schleiermacher gerade an dem neutestamentlichen Gebiete die Methode anschaulich gemacht hat, weil nicht leicht ein anderes ein so abgeschlossenes Ganzes bildet, und doch mit allen andern in mehr und weniger gegenseitiger Berührung steht, so voll eigenthümlicher Erscheinungen und Probleme ist, und dabei mitten in der Anomalie so viel Regelmäßigkeit hat. So eignet es sich gerade am meisten dazu, alle irgend wesentlichen hermeneutischen und kritischen Operationen in ihren Schwierigkeiten und mannigfaltigen Verwicklungen zur Sprache zu bringen. Wer den Zusammenhang und die Gründe der exegetischen Operationen auf diesem Gebiete theoretisch versteht, wird keine große Mühe haben, auf dem regelmäßigeren classischen Gebiete sich methodisch zurecht zu finden.

Betrachten wir nun die systematische Construction selbst, so scheint mir das Hauptverdienst Schleiermachers zuerst dieß zu sein, daß er mit Ausscheidung alles Fremdartigen beide

Disciplinen auf ihren bestimmten Begriff zurückgeführt hat, ohne diesen zu isoliren und aus seinem natürlichen Zusammenhange mit allen übrigen philologischen Momenten herauszureißen. Die Construction der Grundbegriffe, die Entwicklung der hermeneutischen Kunst aus ihren allgemeinsten Anfängen und Ursachen im Leben und Wesen des Geistes, die Feststellung der Unterschiede und Stufen des Verstehens die Erörterung der Aufgaben und Operationen aus den in den Gesetzen der Sprache und des Denkens liegenden Gründen, endlich die dialektische Scheidung und Wiederverknüpfung der verschiedenen Momente in ihren feinsten Modificationen, — das alles ist wahrhaft musterhaft. Wenn auch in der weiteren Ausbildung der Wissenschaft sich manches anders und richtiger stellen und gestalten mag und wird, — Schleiermacher selbst macht auch nur den Anspruch des energischen Anfangs und Anstoßes zum Besseren, — das unvergängliche Verdienst wird ihm bleiben, die Wissenschaft auf ihre wahren Grundlagen und Grundformen zurückgeführt zu haben.

Wenn man in der neueren Zeit von Constructionen solcher Wissenschaften hört, welche ihrem wesentlichen Theile nach auf dem Gebiet der Praxis und der Erfahrung liegen, so kann man leicht im Voraus bange werden, daß man seine Zeit verderben müsse mit unnützen Gespinnsten von Oben herab und im leeren Raum. Diese Furcht ist bei Schleiermacher ohne Grund. Meister in der speculativen Construction wußte er auch recht gut, wo ihr Ort nicht ist, und wie er auf dem hermeneutischen und kritischen Gebiete sich selbst vielfach versucht und einen großen Reichthum von Erfahrungen gesammelt hatte, überall ein Feind des Mechanischen und Geistlosen, so hat er auch in der Construction der Regeln und

Geſetze der Auslegung und Kritik mit meiſterhafter Kunſt verſtanden, das Allgemeine in dem Beſonderen, den Begriff in den Erſcheinungen und Erfahrungen, die Theorie in der Praxis nachzuweiſen, und dieſe wiederum an jener zu bewähren, und darnach zu erweitern und zu ordnen. Daraus erklärt ſich, daß ſeine Darſtellung eben ſo reich iſt an neuen feinen Obſervationen über die künſtleriſche Praxis im Einzelnſten, an den brauchbarſten Rathſchlägen für Lernende, wie an theoretiſchen Conſtructionen für die Meiſter und an ſicheren Orientirungen auf dem Gebiete des Allgemeinen. So macht ſein Werk bei aller natürlichen Unvollkommenheit in der Form, und bei allem Offenhalten und Freiſtellen neuer weiterer Entwicklungen doch den befriedigenden Eindruck eines im gewiſſen Grade vollendeten Ganzen.

Schleiermacher hat in der Großartigkeit und Beſcheidenheit ſeines Geiſtes nirgends und niemahls gewollt und gehofft, daß man bei ihm ſtehen bleiben ſolle und werde, im Gegentheil, der war ihm immer der Liebſte, der über ihn hinaus Beſſeres und Vollkommneres zu geben verſuchte und vermochte. Aber die Mit- und Nachwelt wäre undankbar und ungerecht gegen ihn, wenn ſie nicht in ſeinen Werken überall das energiſch Anregende, Schöpferiſche, und in ſofern Epochemachende anerkennen und benutzen wollte. Dieß Lob und Verdienſt nehme ich auch für dieſes Werk meines verklärten Freundes in Anſpruch. Die Kenner und Meiſter in der Kunſt mögen richten!

Göttingen den 10. Juni 1838.

Dr. Friedrich Lücke.

Inhaltsverzeichniß.

Allgemeine Einleitung . . . . Seite 3 bis 4.

Hermeneutik . . . . . — 5 — 262.

Einleitung . . . . . — 7 — 40.

Erſter Theil, die grammatiſche Auslegung — 41 — 142.

Zweiter Theil, die pſychologiſche Auslegung — 143 — 262.

Kritik . . . . . — 263 — 389.

Einleitung . . . . . — 265 — 283.

Erſter Theil, Kritik der mechaniſchen Fehler — 284 — 322.

Zweiter Theil, Kritik der Fehler, die durch freie Handlung entſtanden ſind — 323 — 389.

Hermeneutik und Kritik

mit

besonderer Beziehung auf das Neue Testament.

Allgemeine Einleitung [1]).

1. Hermeneutik und Kritik, beide philologiſche Disciplinen, beide Kunſtlehren, gehören zuſammen, weil die Ausübung einer jeden die andere vorausſetzt. Jene iſt im allgemeinen die Kunſt, die Rede eines andern, vornehmlich die ſchriftliche, richtig zu verſtehen, dieſe die Kunſt, die Ächtheit der Schriften und Schriftſtellen richtig zu beurtheilen und aus genügenden Zeugniſſen und Datis zu conſtatiren. Da die Kritik die Gewichtigkeit der Zeugniſſe in ihrem Verhältniß zum bezweifelten Schriftwerke oder zur bezweifelten Schriftſtelle nur erkennen kann nach gehörigem richtigen Verſtändniß der letzteren, ſo ſetzt ihre Ausübung die Hermeneutik voraus. Wiederum, da die Auslegung in der Ermittelung des Sinnes nur ſicher gehen kann, wenn die Ächtheit der Schrift oder Schriftſtelle vorausgeſetzt werden kann, ſo ſetzt auch die Ausübung der Hermeneutik die Kritik voraus.

Die Hermeneutik wird billig vorangeſtellt, weil ſie auch da nöthig iſt, wo die Kritik faſt gar nicht Statt findet, überhaupt weil Kritik aufhören ſoll ausgeübt zu werden, Hermeneutik aber nicht.

[1]) Kurz zuſammengefaßt aus einigen Randbemerkungen Schleiermachers zu ſeinem Heft v. J. 1828, und mehreren nachgeſchriebenen Vorleſungen aus verſchiedenen Jahren.

2. Wie Hermeneutik und Kritik zuſammengehören, ſo beide mit der Grammatik. Alle drei haben ſchon als philologiſche Disciplinen zuſammengeſtellt Fr. A. Wolf und Aſt, jener als philologiſche Vorbereitungswiſſenſchaften, dieſer als Anhang zur Philologie. Beide aber faſſen ſie zu ſpeciell, nur in Beziehung auf die beiden klaſſiſchen Sprachen des Alterthums. Das Verhältniß dieſer drei Disciplinen iſt vielmehr ein allezeit gültiges, ſie ſtehen in bedingender Wechſelbeziehung auch da, wo die Sprache noch nicht ausgeſtorben iſt und noch der litterariſchen Geſchichte entbehrt. Wegen ihrer Wechſelbeziehung auf einander iſt allerdings der Anfang jeder einzelnen ſchwer, wie denn auch die Kinder die drei Disciplinen zuſammenlernen im lebendigen Sprachverkehr. Hermeneutik und Kritik ſind nur mit Hülfe der Grammatik ausführbar und beruhen auf derſelben. Aber die Grammatik iſt wieder nur mittelſt jener beiden aufzuſtellen, wenn ſie nicht den ſchlechteſten Sprachgebrauch mit dem klaſſiſchen und allgemeine Sprachregeln mit individuellen Spracheigenthümlichkeiten vermiſchen will. Die vollkommene Löſung dieſer dreifachen Aufgabe iſt nur in Verbindung mit einander approximativ möglich in einem philologiſchen Zeitalter, durch vollkommene Philologen.

Hermeneutik.

Einleitung.

1. Die Hermeneutik als Kunſt des Verſtehens exiſtirt noch nicht allgemein, ſondern nur mehrere ſpezielle Hermeneutiken.

1. Nur Kunſt des Verſtehens, nicht auch der Darlegung des Verſtändniſſes [1]). Dieß wäre nur ein ſpecieller Theil von der Kunſt zu reden und zu ſchreiben, der nur von den allgemeinen Principien abhängen könnte.

Hermeneutik [2]) kann nach der bekannten Etymologie als wiſſenſchaftlich noch nicht genau fixirter Name ſein: a) die Kunſt ſeine Gedanken richtig vorzutragen, b) die Kunſt die Rede eines andern einem dritten richtig mitzutheilen, c) die Kunſt die Rede eines

[1]) Anmerk. d. Herausg.: Gegen die herrſchende Definition ſeit Ernesti Instit. interpret. N. T. ed. Ammon p. 7 et 8.: Est autem interpretatio facultas *docendi*, quae cujusque orationi sententia subjecta sit, seu, efficiendi, ut alter cogitet eadem cum scriptore quoque. — Interpretatio igitur omnis duabus rebus continetur, sententiarum (idearum) verbis subjectarum intellectu, earumque idonea *explicatione*. Unde in bono interprete esse debet, subtilitas intelligendi et subtilitas explicandi. Früher fügte J. Jac. Rambach institutiones hermen. sacrae. p. 2. noch ein drittes hinzu das sapienter applicare, was die Neuern leider wieder hervorheben.

[2]) Aus der Vorleſung v. 1826. Zum Unterſchiede von Schleiermacher's handſchriftlichem Nachlaſſe ſind die aus den Collegienheften genommenen Ergänzungen und Erläuterungen mit vollen Zeilen gedruckt.

andern richtig zu verſtehen. Der wiſſenſchaftliche Begriff bezieht ſich auf das dritte, als das mittlere zwiſchen dem erſten und zweiten.

2. Aber auch nicht nur ſchwieriger Stellen in fremder Sprache. Bekanntſchaft mit dem Gegenſtande und der Sprache wird vielmehr vorausgeſetzt. Iſt beides, ſo werden Stellen nur ſchwierig, weil man auch die leichteren nicht verſtanden hat. Nur ein kunſtmäßiges Verſtehen begleitet ſtetig die Rede und die Schrift.

3. Man hat gewöhnlich geglaubt wegen der allgemeinen Principien ſich auf den geſunden Menſchenverſtand verlaſſen zu können. Aber dann kann man ſich auch wegen des beſonderen auf das geſunde Gefühl verlaſſen [1]).

2. Es iſt ſchwer der allgemeinen Hermeneutik ihren Ort anzuweiſen.

1. Eine Zeitlang iſt ſie allerdings als Anhang der Logik behandelt worden, aber als man alles angewandte in der Logik aufgab mußte dieß auch aufhören. Der Philoſoph an ſich hat keine Neigung, dieſe Theorie aufzuſtellen, weil er ſelten

---

[1]) Anmerk. d. Herausg. In den zuletzt im Winter 1832 auf 1833. gehaltenen Vorleſungen über die Hermeneutik ſuchte Schleiermacher den Begriff und die Nothwendigkeit der allgemeinen Hermeneutik auf dialektiſche Weiſe zu gewinnen durch Kritik der auf das klaſſiſche Gebiet beſchränkten, einander zum Theil gegenüberſtehenden Anſichten von F. A. Wolf, in der Darſtellung der Alterthumswiſſenſchaft in d. Muſeum der Alterthumswiſſenſchaft. Bd. 1. S. 1-145. und Fr. Aſt, in dem Grundriß der Philologie, Landshut. 1808. 8.

Da aber alles, was er hier darüber ſagt, viel ausgearbeiteter zu leſen iſt, in den beyden Akademiſchen Abhandlungen über den Begriff der Hermeneutik mit Bezug auf F. A. Wolf's Andeutungen und Aſt's Lehrbuch (in den Reden und Abhandlungen der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften, ſämmtliche Werke, dritte Abtheil. Zur Philoſophie. Dritter Band. S. 344-380.), ſo haben wir uns bis auf einige wenige Ausnahmen billig enthalten, den unvollkommenen mündlichen Vortrag aus den nachgeſchriebenen Heften hier aufzunehmen.

verſtehen will, ſelbſt aber glaubt nothwendig verſtanden zu werden.

2. Die Philologie iſt auch etwas poſitives durch unſere Geſchichte geworden. Daher ihre Behandlungsweiſe der Hermeneutik auch nur Aggregat von Obſervationen iſt.

Zuſatz [1]). Spezielle Hermeneutik ſowohl der Gattung als der Sprache nach iſt immer nur Aggregat von Obſervationen und genügt keiner wiſſenſchafftlichen Forderung. Das Verſtehen erſt ohne Beſinnung (der Regeln) treiben und nur in einzelnen Fällen zu Regeln ſeine Zuflucht nehmen, iſt auch ein ungleichmäßiges Verfahren. Man muß dieſe beiden Standpunkte, wenn man keinen aufgeben kann, mit einander verbinden. Dieß geſchieht durch eine doppelte Erfahrung. 1) Auch wo wir am kunſtloſeſten verfahren zu können glauben, entſtehen oft unerwartete Schwierigkeiten, wozu die Löſungsgründe doch im früheren liegen müſſen. Alſo ſind wir überall aufgefordert auf das zu achten, was Löſungsgrund werden kann. 2) Wenn wir überall kunſtmäßig verfahren, ſo kommen wir doch am Ende zu einer bewußtloſen Anwendung der Regeln, ohne daß wir das kunſtmäßige verlaſſen hätten.

3. Da Kunſt zu reden und zu verſtehen (correſpondirend) einander gegenüberſtehen, reden aber nur die äußere Seite des Denkens iſt, ſo iſt die Hermeneutik im Zuſammenhange mit der Kunſt zu denken und alſo philoſophiſch.

Jedoch ſo, daß die Auslegungskunſt von der Compoſition abhängig iſt und ſie vorausſetzt. Der Parallelismus aber beſteht darin, daß wo das Reden ohne Kunſt iſt bedarf es zum Verſtehen auch keiner.

4. Das Reden iſt die Vermittlung für die Gemeinſchaftlichkeit des Denkens, und hieraus erklärt ſich die Zu-

[1]) Randbemerk. v. J. 1828.

ſammengehörigkeit von Rhetorik und Hermeneutik und ihr gemeinſames Verhältniß zur Dialektik.

1. Reden iſt freilich auch Vermittlung des Denkens für den Einzelnen. Das Denken wird durch innere Rede fertig und inſofern iſt die Rede nur der gewordene Gedanke ſelbſt. Aber wo der Denkende nöthig findet den Gedanken ſich ſelbſt zu fixiren, da entſteht auch Kunſt der Rede, Umwandlung des urſprünglichen, und wird hernach auch Auslegung nöthig.

2. Die Zuſammengehörigkeit der Hermeneutik und Rhetorik beſteht darin, daß jeder Akt des Verſtehens die Umkehrung eines Aktes des Redens iſt, indem in das Bewußtſein kommen muß welches Denken der Rede zum Grunde gelegen.

3. Die Abhängigkeit beider von der Dialektik beſteht darin, daß alles Werden des Wiſſens von beiden (Reden und Verſtehen) abhängig iſt.

Zuſatz [1]). Allgemeine Hermeneutik gehört ſo wie mit Kritik ſo auch mit Grammatik [2]) zuſammen. Aber da es nicht nur keine Mittheilung des Wiſſens, ſondern auch kein Feſthalten deſſelben giebt ohne dieſe drei und zugleich alles richtige Denken auf richtiges Sprechen ausgeht, ſo ſind auch alle drei mit der Dialektik genau zu verbinden.

Die [3]) Zuſammengehörigkeit der Hermeneutik und Grammatik beruhet

---

[1]) Randbem. v. J. 1828.

[2]) Anmerk. d. Herausg.: Seitdem Schl. dieſen Gegenſtand in beſonderer Beziehung auf Wolf's Abhandlung erörterte, gebrauchte er ſtatt Rhetorik Grammatik. Dieß erklärt ſich daraus, daß er Grammatik im höheren Sinn nahm als künſtleriſche Behandlung der Sprache überhaupt, ſo daß er auch die rhetoriſche Compoſition darunter begriff. S. Abhdl. über den Begriff der Hermeneutik. S. 357 ff.

[3]) Anmerk. d. Herausg.: Aus der Vorleſ. v. 1832. Von jetzt an wird das Datum der Vorleſung nur dann bemerkt werden, wenn es nicht dieſe letzte iſt.

darauf, daß jede Rede nur unter der Vorausſetzung des Verſtändniſſes der Sprache gefaßt wird. — Beide haben es mit der Sprache zu thun. Dieß führt auf die Einheit von Sprechen und Denken, die Sprache iſt die Art und Weiſe des Gedankens wirklich zu ſein. Denn es giebt keinen Gedanken ohne Rede. Das Ausſprechen der Worte bezieht ſich bloß auf die Gegenwart eines andern, und iſt inſofern zufällig. Aber niemand kann denken ohne Worte. Ohne Worte iſt der Gedanke noch nicht fertig und klar. Da nun die Hermeneutik zum Verſtehen des Denkinhalts führen ſoll, der Denkinhalt aber nur wirklich iſt durch die Sprache, ſo beruht die Hermeneutik auf der Grammatik, als der Kenntniß der Sprache. Betrachten wir nun das Denken im Akte der Mittheilung durch die Sprache, welche eben die Vermittlung für die Gemeinſchaftlichkeit des Denkens iſt, ſo hat dieß keine andere Tendenz als das Wiſſen als ein allen gemeinſames hervorzubringen. So ergiebt ſich das gemeinſame Verhältniß der Grammatik und Hermeneutik zur Dialektik, als der Wiſſenſchaft von der Einheit des Wiſſens. — Jede Rede kann ferner nur verſtanden werden durch die Kenntniß des geſchichtlichen Geſammtlebens, wozu ſie gehört, oder durch die Kenntniß der ſie angehenden Geſchichte. Die Wiſſenſchaft der Geſchichte aber iſt die Ethik. Nun aber hat auch die Sprache ihre Naturſeite; die Differenzen des menſchlichen Geiſtes ſind auch bedingt durch das Phyſiſche des Menſchen und des Erdkörpers. Und ſo wurzelt die Hermeneutik nicht bloß in der Ethik, ſondern auch in der Phyſik. Ethik aber und Phyſik führen wieder zurück auf die Dialektik, als die Wiſſenſchaft von der Einheit des Wiſſens.

5. Wie jede Rede eine zwiefache Beziehung hat, auf die Geſammtheit der Sprache und auf das geſammte Denken ihres Urhebers: ſo beſteht auch alles Verſtehen aus den zwei Momenten, die Rede zu verſtehen als herausgenommen aus der Sprache, und ſie zu verſtehen als Thatſache im Denkenden.

Library of the
UNION THEOLOGICAL SEMINARY
New York

1. Jede Rede ſetzt voraus eine gegebene Sprache. Man kann dieß zwar auch umkehren, nicht nur für die abſolut erſte Rede, ſondern auch für den ganzen Verlauf, weil die Sprache wird durch das Reden; aber die Mittheilung ſetzt auf jeden Fall die Gemeinſchaftlichkeit der Sprache alſo eine gewiſſe Kenntniß derſelben voraus. Wenn zwiſchen die unmittelbare Rede und die Mittheilung etwas tritt, alſo die Kunſt der Rede anfängt: ſo beruht dieß theils auf der Beſorgniß, es möchte dem hörenden etwas in unſerm Sprachgebrauch fremd ſein.

2. Jede Rede beruht auf einem früheren Denken. Man kann dieſes auch umkehren, aber in Bezug auf die Mittheilung bleibt es wahr, denn die Kunſt des Verſtehens geht nur bei fortgeſchrittenem Denken an.

3. Hiernach iſt jeder Menſch auf der einen Seite ein Ort in welchem ſich eine gegebene Sprache auf eine eigenthümliche Weiſe geſtaltet, und ſeine Rede iſt nur zu verſtehen aus der Totalität der Sprache. Dann aber iſt er auch ein ſich ſtetig entwickelnder Geiſt, und ſeine Rede iſt nur als eine Thatſache von dieſem im Zuſammenhange mit den übrigen.

Der Einzelne iſt in ſeinem Denken durch die (gemeinſame) Sprache bedingt und kann nur die Gedanken denken, welche in ſeiner Sprache ſchon ihre Bezeichnung haben. Ein anderer neuer Gedanke könnte nicht mitgetheilt werden, wenn nicht auf ſchon in der Sprache beſtehende Beziehungen bezogen. Dieß beruht darauf, daß das Denken ein inneres Sprechen iſt. Daraus erhellt aber auch poſitiv, daß die Sprache das Fortſchreiten des Einzelnen im Denken bedingt. Denn die Sprache iſt nicht nur ein Complexus einzelner Vorſtellungen, ſondern auch ein Syſtem von der Verwandtſchaft der Vorſtellungen. Denn durch die Form der Wörter ſind ſie in Verbindung gebracht. Jedes zuſammengeſetzte Wort iſt eine Verwandtſchaft, wobei jede Vor- und Endſylbe eine eigenthümliche Bedeutung (Modification) hat.

Aber das Syſtem der Modificationen iſt in jeder Sprache ein anderes. Objectiviren wir uns die Sprache, ſo finden wir, daß alle Akte des Redens nur eine Art ſind, wie die Sprache in ihrer eigenthümlichen Natur zum Vorſchein kommt, und jeder Einzelne nur ein Ort iſt, in dem die Sprache erſcheint, wie wir denn bei bedeutenden Schriftſtellern unſere Aufmerkſamkeit auf ihre Sprache richten und bei ihnen eine Verſchiedenheit des Styles ſehen. — Eben ſo iſt jede Rede immer nur zu verſtehen aus dem ganzen Leben, dem ſie angehört, d. h. da jede Rede nur als Lebensmoment des Redenden in der Bedingtheit aller ſeiner Lebensmomente erkennbar iſt, und dieß nur aus der Geſammtheit ſeiner Umgebungen, wodurch ſeine Entwicklung und ſein Fortbeſtehen beſtimmt werden, ſo iſt jeder Redende nur verſtehbar durch ſeine Nationalität und ſein Zeitalter.

6. Das Verſtehen iſt nur ein Ineinanderſein dieſer beiden Momente, (des grammatiſchen und pſychologiſchen).

1. Die Rede iſt auch als Thatſache des Geiſtes nicht verſtanden wenn ſie nicht als Sprachbezeichnung verſtanden iſt, weil die Angeborenheit der Sprache den Geiſt modificirt.

2. Sie iſt auch als Modification der Sprache nicht verſtanden wenn ſie nicht als Thatſache des Geiſtes verſtanden iſt, weil in dieſem der Grund von allem Einfluſſe des Einzelnen auf die Sprache liegt, welche ſelbſt durch das Reden wird.

7. Beide ſtehen einander völlig gleich und mit Unrecht würde man die grammatiſche Interpretation die niedere und die pſychologiſche die höhere nennen.

1. Die pſychologiſche iſt die höhere, wenn man die Sprache nur als das Mittel betrachtet, wodurch der einzelne Menſch ſeine Gedanken mittheilt; die grammatiſche iſt dann bloß Hinwegräumung der vorläufigen Schwierigkeiten.

2. Die grammatiſche iſt die höhere, wenn man die Sprache in ſofern betrachtet, als ſie das Denken aller Einzelnen bedingt,

den einzelnen Menſchen aber nur als den Ort für die Sprache und ſeine Rede nur als das, worin ſich dieſe offenbart. Alsdann wird die pſychologiſche völlig untergeordnet wie das Daſein des einzelnen Menſchen überhaupt.

3. Aus dieſer Duplicität folgt von ſelbſt die vollkommene Gleichheit.

Wir finden in Beziehung auf die Kritik den Sprachgebrauch der höheren und niederen Kritik. Findet dieſer Unterſchied auch auf dem hermeneutiſchen Gebiete ſtatt? Aber welche von den beiden Seiten ſollte ſubordinirt ſein? Das Geſchäft die Rede in Beziehung auf die Sprache zu verſtehen, kann gewiſſermaßen mechaniſirt, alſo auf einen Calculus zurückgeführt werden. Denn ſind Schwierigkeiten da, ſo kann man dieſe als unbekannte Größen anſehen. Die Sache wird mathematiſch, iſt alſo mechaniſirt, da ich ſie auf einen Calculus gebracht habe. Sollte dieß als mechaniſche Kunſt die niedere Interpretation ſein, und jene Seite aus der Anſchauung der lebenden Weſen, weil ſich die Individualitäten nicht in eine Zahl bringen laſſen, die höhere? Da aber von der grammatiſchen Seite der Einzelne als Ort erſcheint, wo ſich die Sprache lebendig zeigt, ſo ſcheint das Pſychologiſche untergeordnet; ſein Denken iſt durch die Sprache bedingt und er durch ſein Denken. Die Aufgabe ſeine Rede zu verſtehen ſchließt alſo beides in ſich, aber das Verſtehen der Sprache erſcheint als übergeordnet. Betrachtet man nun aber die Sprache als aus den jedesmaligen Akten des Sprechens entſtanden, ſo kann auch ſie, da auf Individuelles zurückgehend, nicht dem Calcül unterworfen werden; ſie iſt ſelbſt ein Individuum gegen andere und das Verſtehen der Sprache unter dem eigenthümlichen Geiſte des Redenden eine Kunſt, wie jene andere Seite, alſo keine mechaniſche, alſo beide Seiten einander gleich. — Allein dieſe Gleichheit iſt wieder zu beſchränken in der einzelnen Aufgabe. Beide Seiten ſind in jeder einzelnen Aufgabe nicht gleich, weder in Beziehung darauf, was in jeder geleiſtet, noch auch was gefordert wird. Es giebt Schriften, bei denen die eine Seite, das eine Intereſſe überwiegend iſt, und

andere, wo umgekehrt. Bei einer Schrift wird die eine Seite der Aufgabe ſehr vollſtändig gelöſ't werden können, die andere gar nicht. Man findet z. B. ein Fragment von einem unbekannten Verfaſſer. So kann man wohl aus der Sprache das Zeitalter und die Localität der Schrift erkennen. Aber erſt wenn man durch die Sprache eine Sicherheit über den Verfaſſer hat, kann die andere Aufgabe, die pſychologiſche, beginnen.

8. Die abſolute Löſung der Aufgabe iſt die, wenn jede Seite für ſich ſo behandelt wird, daß die Behandlung der andern keine Änderung im Reſultat hervorbringt, oder, wenn jede Seite für ſich behandelt die andere völlig erſetzt, die aber eben ſo weit auch für ſich behandelt werden muß.

1. Nothwendig iſt dieſe Duplicität, wenn auch jede Seite die andere erſetzt wegen §. 6.

2. Vollkommen iſt aber jede nur dann, wenn ſie die andere überflüſſig macht und Beitrag giebt, um ſie zu conſtruiren, *weil ja* die Sprache nur erlernt werden kann dadurch daß Reden verſtanden werden, und der innere Zuſammenhang des Menſchen nebſt der Art wie ihn das äußere aufregt nur verſtanden werden kann durch ſeine Reden.

9. Das Auslegen iſt Kunſt.

1. Jede Seite für ſich. Denn überall iſt Conſtruction eines endlichen beſtimmten aus dem unendlichen unbeſtimmten. Die Sprache iſt ein unendliches, weil jedes Element auf eine beſondere Weiſe beſtimmbar iſt durch die übrigen. Ebenſo aber auch die pſychologiſche Seite. Denn jede Anſchauung eines Individuellen iſt unendlich. Und die Einwirkungen auf den Menſchen von außen ſind auch ein bis ins unendlich ferne allmählich abnehmendes. Eine ſolche Conſtruction kann nicht durch Regeln gegeben werden welche die Sicherheit ihrer Anwendung in ſich trügen.

2. Sollte die grammatiſche Seite für ſich allein vollendet werden, ſo müßte eine vollkommene Kenntniß der Sprache

gegeben ſein, im andern Falle eine vollſtändige Kenntniß des Menſchen. Da beides nie gegeben ſein kann, ſo muß man von einem zum andern übergehen, und wie dieß geſchehen ſoll darüber laſſen ſich keine Regeln geben.

Das volle Geſchäft der Hermeneutik iſt als Kunſtwerk zu betrachten, aber nicht, als ob die Ausführung in einem Kunſtwerk endigte, ſondern ſo daß die Thätigkeit nur den Charakter der Kunſt an ſich trägt, weil mit den Regeln nicht auch die Anwendung gegeben iſt, d. i. nicht mechaniſirt werden kann.

10. Die glückliche Ausübung der Kunſt beruht auf dem Sprachtalent und dem Talent der einzelnen Menſchenkenntniß.

1. Unter dem erſten verſtehen wir nicht etwa die Leichtigkeit fremde Sprachen zu lernen, der Unterſchied zwiſchen Mutterſprache und fremder kommt hier vorläufig nicht in Betracht, — ſondern das Gegenwärtighaben der Sprache, der Sinn für die Analogie und die Differenz u. ſ. w. Man könnte meinen auf dieſe Weiſe müßten Rhetorik (Grammatik) und Hermeneutik immer zuſammen ſein. Allein wie die Hermeneutik noch ein anderes Talent erfordert, ſo auch ihrerſeits die Rhetorik (Grammatik) eins und nicht beide daſſelbe. Das Sprachtalent allerdings iſt gemeinſam, allein die hermeneutiſche Richtung bildet es doch anders aus als die rhetoriſche (grammatiſche).

2. Die Menſchenkenntniß iſt hier vorzüglich die von dem ſubjectiven Element in der Combination der Gedanken. Eben ſo wenig iſt deßhalb Hermeneutik und künſtleriſche Menſchendarſtellung immer zuſammen. Aber eine große Menge hermeneutiſcher Fehler ſind in dem Mangel dieſes Talents (der künſtleriſchen Menſchendarſtellung) oder ſeiner Anwendung gegründet.

3. Inſofern nun dieſe Talente (bis auf einen gewiſſen Punct) allgemeine Naturgaben ſind iſt auch die Hermeneutik ein allgemeines Geſchäft. Inſofern es einem an der einen Seite fehlt

iſt er auch lahm, und die andere kann ihm nur dienen um richtig zu wählen was ihm andere in jener geben.

Zuſaz [1]). Das überwiegende Talent iſt nicht nur der ſchwereren Fälle wegen erforderlich, ſondern auch um nirgends bei dem unmittelbaren Zweck (des einzelnen Talents) allein ſtehen zu bleiben, vielmehr überall das Ziel der beiden Hauptrichtungen zu verfolgen, vergl. §. 8. u. 9.

Das zur hermeneut. Kunſt nothwendige Talent iſt ein zwiefaches, welche Zwiefachheit wir bis jezt noch nicht in einem Begriff zuſammenfaſſen können. Wenn wir jede Sprache in ihrer eigenthümlichen Einzelheit vollkommen nachconſtruiren und den Einzelnen aus der Sprache, wie die Sprache aus dem Einzelnen verſtehen könnten, ſo wäre das Talent wohl auf eins zu bringen. Da aber die Sprachforſchung und die Auffaſſung des Individuellen das noch nicht vermögen, ſo müſſen wir noch zwei Talente annehmen, als verſchieden. — Das Sprachtalent iſt nun wieder ein zwiefaches. Der Verkehr der Menſchen geht von der Mutterſprache aus, kann ſich aber auch auf eine andere erſtrecken. Darin liegt die Duplicität des Sprachtalents. Das comparative Auffaſſen der Sprachen in ihren Differenzen, das extenſive Sprachtalent, iſt verſchieden von dem Eindringen in das Innere der Sprache in Beziehung auf das Denken, dem intenſiven Sprachtalent. Dieß iſt das Talent des eigentlichen Sprachforſchers. Beide ſind nothwendig, aber faſt nie vereinigt in einem und demſelben Subject, ſie müſſen ſich alſo in verſchiedenen gegenſeitig ergänzen. Das Talent der Menſchenkenntniß zerfällt auch wieder in zwei. Viele Menſchen können die Einzelheiten Anderer leicht comparativ in ihren Verſchiedenheiten auffaſſen. Dieß (extenſive) Talent kann die Handlungsweiſe Anderer leicht nach-, ja auch vorconſtruiren. Aber ein anderes Talent iſt das Verſtehen der eigenthümlichen Bedeutung eines Menſchen und ſeiner Eigenthümlichkeiten im Verhältniß zum Begriff des Menſchen.

[1]) Randbemerk. v. 1828.

Dieß (das intenſive Talent) geht in die Tiefe. Beide ſind nothwendig, aber ſelten verbunden, müſſen ſich alſo gegenſeitig ergänzen.

11. Nicht alles Reden iſt gleich ſehr Gegenſtand der Auslegekunſt. Einige Reden haben für dieſelbe einen Nullwerth, andere einen abſoluten; das meiſte liegt zwiſchen dieſen beiden Punkten.

1. Einen Nullwerth hat was weder Intereſſe hat als Thal noch Bedeutung für die Sprache. Es wird geredet, weil die Sprache ſich nur in der Continuität der Wiederholung erhält. Was aber nur ſchon vorhanden geweſenes wiederholt iſt an ſich nichts. Wettergeſpräche. Allein dieß Null iſt nicht das abſolute Nichts ſondern nur ein Minimum. Denn es entwickelt ſich an demſelben das Bedeutende.

Das Minimum iſt die gemeine Rede im Geſchäftlichen und in dem gewöhnlichen Geſpräch im gemeinen Leben.

2. Auf jeder Seite giebt es ein Maximum, auf der grammatiſchen nemlich, was am meiſten produktiv iſt und am wenigſten wiederholend, das klaſſiſche. Auf der pſychologiſchen Seite was am meiſten eigenthümlich iſt und am wenigſten gemein, das originelle. Abſolut iſt aber nur die Identität von beiden, das genialiſche oder urbildliche für die Sprache in der Gedankenproduktion.

3. Das klaſſiſche aber muß nicht vorübergehend ſein ſondern die folgenden Produktionen beſtimmen. Eben ſo das originelle. Aber auch das abſolute (Maximum) darf nicht frei davon ſein, beſtimmt worden zu ſein durch früheres und allgemeineres.

Zuſaz [1]): Dazwiſchenliegendes zwiſchen dem Minimum und Maximum nähert ſich an eins von beiden; a) an das gemeine die relative Inhaltsnichtigkeit und die anmuthige Darſtellung, b) an das geniale, die Klaſſicität in der Sprache, die aber

[1]) Randanmerk. v. 1828.

nicht originell zu ſein braucht, und die Originalität in der Verknüpfung (der Gedanken), die aber nicht klaſſiſch zu ſein braucht. Cicero iſt klaſſiſch, aber nicht originell; der deutſche Hamann originell, aber nicht klaſſiſch. — Sind beide Seiten des hermeneutiſchen Verfahrens überall gleichmäßig anzuwenden? Haben wir einen klaſſiſchen Schriftſteller ohne Originalität, ſo kann das pſychologiſche Verfahren ohne Reiz ſein, auch nicht gefordert werden; ſondern ſeine Spracheigenthümlichkeit muß allein beobachtet werden. Ein nicht klaſſiſcher Schriftſteller gebraucht mehr und minder kühne Combinationen in der Sprache, und hier muß von der pſychologiſchen Seite auf das Verſtehen der Ausdrücke eingegangen werden, nicht aber von der Sprechſeite aus.

12. Wenn beide Seiten (der Interpretation, die grammatiſche und pſychologiſche) überall anzuwenden ſind, ſo ſind ſie es doch immer in verſchiedenem Verhältniß.

1. Das folgt ſchon daraus, daß das grammatiſch unbedeutende nicht auch pſychologiſch unbedeutend zu ſein braucht und umgekehrt, ſich alſo auch nicht aus jedem unbedeutenden das bedeutende gleichmäßig nach beiden Seiten entwickelt.

2. Das Minimum von pſychologiſcher Interpretation wird angewendet bei vorherrſchender Objectivität des Gegenſtandes. (Dahin gehört) reine Geſchichte, vornehmlich im Einzelnen, denn die ganze Anſicht iſt immer ſubjectiv affizirt. Epos. Geſchäftliche Verhandlungen, welche ja Geſchichte werden wollen. Didaktiſches von ſtrenger Form auf jedem Gebiete. Hier überall iſt das ſubjective nicht als Auslegungsmoment anzuwenden, ſondern es wird Reſultat der Auslegung. Das Minimum von grammatiſcher beim Maximum von pſychologiſcher Auslegung in Briefen, nemlich eigentlichen. Übergang des Didaktiſchen und Hiſtoriſchen in dieſen. Lyrik. Polemik.

Zuſaz [1]) Die hermeneutiſchen Regeln müſſen mehr Men-

[1]) Randanmerk. v. 1832.

thode sein, wie Schwierigkeiten zuvorzukommen, als Observationen, um solche aufzulösen.

Die hermeneutischen Leistungen glücklicher Arbeiter (im Einzelnen) müssen betrachtet werden. Aber das theoretische Verfahren geht nicht auf die Einzelheiten ein, sondern betrachtet die Auffindung der Identität der Sprache mit dem Denken. — Den Schwierigkeiten im Nachconstruiren der Rede und des Gedankenganges *vorzubeugen*, ist die Aufgabe der Hermeneutik. Aber so in dieser Allgemeinheit ist die Aufgabe nicht zu lösen. Denn die Produktionen einer fremden Sprache sind für uns immer fragmentarisch. Verschieden ist nun zwar bei den verschiedenen Sprachen der Umfang des vor uns liegenden. Aber die Totalproduktion der Sprache fehlt uns mehr und minder, z. B. im griechischen und hebräischen. Es liegt uns keine Sprache ganz vor, selbst nicht die eigene Muttersprache. Daher müssen wir die Säze der hermeneutischen Theorie so construiren, daß sie nicht einzelne Schwierigkeiten lösen, sondern fortschreitende Anweisungen zum Verfahren seien, und immer nur mit der Aufgabe im Allgemeinen zu thun haben. Die Schwierigkeiten werden dann als Ausnahmen angesehen und bedürfen eines andern Verfahrens. Wir fragen dabei nur nach den Ergänzungen des Mangels, aus dem die Schwierigkeiten entstehen, nicht nach dem (allgemeinen) Typus. Dieß wird in beiden Richtungen (der grammatischen und psychologischen) gleich sein.

13. Es giebt keine andere Mannigfaltigkeit in der Auslegungsmethode, als das Obige (12.).

1. Beispielsweise die wunderliche Ansicht, aus dem Streit über die historische Auslegung des N. T. entstanden, als ob es mehrere Arten der Interpretation gäbe. Die Behauptung der historischen Interpretation ist nur die richtige Behauptung vom Zusammenhange der neutestam. Schriftsteller mit ihrem Zeitalter. (Verfänglicher Ausdruck *Zeitbegriffe*). Aber sie wird falsch, wenn sie die neue begriffsbildende Kraft des Christen-

thums leugnen und alles aus dem ſchon vorhandenen erklären will. Die Ableugnung der hiſtoriſchen Interpretation iſt richtig wenn ſie ſich nur dieſer Einſeitigkeit widerſezt, und falſch wenn ſie allgemein ſein will. Die ganze Sache kommt aber dann auf das Verhältniß der grammatiſchen und pſychologiſchen Interpretation hinaus, denn die neuen Begriffe gingen aus der eigenthümlichen Gemüthserregung hervor.

2. Eben ſo wenig (entſteht eine Mannigfaltigkeit), wenn man hiſtoriſche Interpretation von der Berückſichtigung von Begebenheiten verſteht. Denn das iſt ſogar etwas vor der Interpretation hergehendes, weil dadurch nur das Verhältniß zwiſchen dem Redner und urſprünglichen Hörer wiederhergeſtellt wird, was alſo immer vorher ſollte berichtigt ſein.

3. Die allegoriſche Interpretation. Nicht Interpretation der Allegorie, wo der uneigentliche Sinn der einzige iſt ohne Unterſchied ob wahres zum Grunde liegt, wie in der Parabel vom Säemann, oder Fiction, wie in der vom reichen Manne. Sondern welche, wo der eigentliche Sinn in den unmittelbaren Zuſammenhang fällt, doch neben demſelben noch einen uneigentlichen annimmt. Man kann ſie nicht mit dem allgemeinen Grundſaz abfertigen, daß jede Rede nur Einen Sinn haben könne, ſo wie man ihn gewöhnlich grammatiſch nimmt. Denn jede Anſpielung iſt ein zweiter Sinn, wer ſie nicht mit auffaßt kann den Zuſammenhang ganz verfolgen, es fehlt ihm aber doch ein in die Rede gelegter Sinn. Dagegen wer eine Anſpielung findet, welche nicht hineingelegt iſt, hat immer die Rede nicht richtig ausgelegt. Die Anſpielung iſt dieſes, wenn in die Hauptgedankenreihe eine von den begleitenden Vorſtellungen verflochten wird, von der man glaubt ſie könne in dem andern eben ſo leicht erregt werden. Aber die begleitenden Vorſtellungen ſind nicht nur einzelne und kleine, ſondern wie die ganze Welt ideal in dem Menſchen geſezt iſt, ſo wird ſie auch immer wenn gleich als dunkles Schattenbild wirklich gedacht. Nun giebt es einen Parallelismus der verſchiedenen

Reihen im Großen und Kleinen, alſo kann einem bei jedem etwas aus einer andern einfallen: Parallelismus des phyſiſchen und ethiſchen, des muſikaliſchen und maleriſchen u. ſ. w. Die Aufmerkſamkeit darf aber hierauf nur gerichtet werden, wenn uneigentliche Ausdrücke dazu Anzeichen geben. Daß es auch ohne ſolche Anzeichen beſonders beim Homer und bei der Bibel geſchehen iſt, beruhet auf einem beſonderen Grunde. Dieſer iſt bei Homer und beim A. T. die Einzigkeit jenes (des Homer) als allgemeinen Bildungsbuches, des A. T. als Litteratur überhaupt, aus welchem alles mußte genommen werden. Dazu noch bei beiden der mythiſche Gehalt der auf der einen Seite in gnomiſche Philoſophie, auf der anderen in Geſchichte ausgeht. Für den Mythus giebt es aber keine techniſche Interpretation weil er nicht von einem Einzelnen herrühren kann, und das Schwanken des gemeinen Verſtändniſſes zwiſchen dem eigentlichen und uneigentlichen Sinn macht hier die Duplicität am ſcheinbarſten. — Mit dem N. T. hat es freilich eine andere Bewandniß, und bei dieſem erklärt ſich das Verfahren aus zwei Gründen. Einmal aus ſeinem Zuſammenhange mit dem Alten, bei dem dieſe Erklärungsart hergebracht war und alſo auf die anfangende gelehrte Auslegung übergetragen wurde. Dann aus der hier noch mehr als beim A. T. ausgebildeten Vorſtellung den heiligen Geiſt als Verfaſſer anzuſehen. Der heilige Geiſt kann nicht gedacht werden als ein zeitlich wechſelndes einzelnes Bewußtſein. Daher auch hier die Neigung in jedem alles zu finden. Allgemeine Wahrheiten oder einzelne beſtimmte Vorſchriften befriedigen dieſe von ſelbſt, aber das am meiſten vereinzelte und an ſich unbedeutende reizt ſie.

4. Hier bringt ſich uns nun beiläufig die Frage auf, ob die heiligen Bücher des heiligen Geiſtes wegen anders müßten behandelt werden? Dogmatiſche Entſcheidung über die Inſpiration dürfen wir nicht erwarten weil dieſe ja ſelbſt auf der Auslegung ruhen muß. Wir müſſen erſtlich einen Unterſchied zwiſchen Reden und Schreiben der Apoſtel nicht ſtatuiren.

Denn die künftige Kirche mußte auf die erſte gebauet werden. Eben deshalb aber auch zweitens nicht glauben, daß bei den Schriften die ganze Chriſtenheit unmittelbarer Gegenſtand geweſen. Denn ſie ſind ja alle an beſtimmte Menſchen gerichtet und konnten auch in Zukunft nicht richtig verſtanden werden, wenn ſie von dieſen nicht waren richtig verſtanden worden. Dieſe konnten aber nichts anderes als das beſtimmte Einzelne darin ſuchen wollen, weil ſich für ſie die Totalität aus der Menge der Einzelheiten ergeben mußte. Alſo müſſen wir ſie eben ſo auslegen und deshalb annehmen, daß wenn auch die Verfaſſer todte Werkzeuge geweſen wären der heiligen Geiſt durch ſie doch nur könne geredet haben, ſo wie ſie ſelbſt würden geredet haben.

5. Die ſchlimmſte Abweichung nach dieſer Seite hin iſt die kabbaliſtiſche Auslegung, die ſich mit dem Beſtreben in jedem alles zu finden an die einzelnen Elemente und ihre Zeichen wendet. — Man ſieht, was irgend ſeinem Beſtreben nach noch mit Recht Auslegung genannt werden kann, darin giebt es keine andere Mannigfaltigkeit, als die aus den verſchiedenen Verhältniſſen der beiden von uns aufgeſtellten Seiten.

Zuſaz[1]) Dogmatiſche und allegoriſche Interpretation haben als Jagd auf inhaltreiches und bedeutſames den gemeinſamen Grund, daß die Ausbeute ſo reich als möglich ſein ſoll für die chriſtliche Lehre, und daß in den heiligen Büchern nichts vorübergehend und geringfügig ſein ſoll.

Von dieſem Puncte aus kommt man auf die Inſpiration. Bei der großen Mannigfaltigkeit von Vorſtellungsarten darüber iſt das beſte, erſt zu verſuchen auf was für Folgerungen die ſtrengſte Vorſtellung führt. Alſo Wirkſamkeit des heil. Geiſtes vom Entſtehen der Gedanken bis auf den Akt des Schreibens erſtreckt. Dieſe hilft uns nichts mehr wegen der Varianten. Dieſe waren aber gewiß vorhanden ſchon vor Sammlung der

[1]) Randanmerk. v. 1828.

Schrift. Hier wird alſo ſchon Kritik erfordert. Aber auch die erſten Leſer der apoſtoliſchen Briefe hätten müſſen von dem Gedanken an die Verfaſſer und von Anwendung ihrer Kenntniß derſelben abſtrahiren und wären mithin in die tiefſte Verwirrung verſunken. Fragt man nun noch dazu, weshalb entſtand nicht die Schrift ganz wunderbarer Weiſe ohne Menſchen anzuwenden, ſo muß man ſagen, der göttliche Geiſt kann dieſe Methode (nemlich durch Menſchen) nur gewählt haben, wenn er wollte, daß alles ſollte auf die angegebenen Verfaſſer zurückgeführt werden. Darum kann auch dieß nur die richtige Auslegung ſein. Von der grammatiſchen Seite gilt daſſelbe. Dann aber muß auch alles Einzelne rein menſchlich behandelt werden und die Wirkſamkeit bleibt nur der innerliche Impuls. — Andere Vorſtellungen, welche einiges einzelne z. B. Bewahrung vor Irrthümern dem Geiſte zuſchreiben das übrige aber nicht, ſind unhaltbar. Dabei müßte der Fortgang als gehemmt gedacht werden, das richtige an die Stelle tretende aber wieder dem Verfaſſer zufallend. Ob der Inſpiration wegen alles ſich auf die ganze Kirche beziehen muß? Nein. Die unmittelbaren Empfänger hätten dann immer unrichtig auslegen müſſen, und viel richtiger hätte dann der heilige Geiſt gehandelt, wenn die heiligen Schriften keine Gelegenheitsſchriften geweſen wären. Alſo grammatiſch und pſychologiſch bleibt alles bei den allgemeinen Regeln. In wie fern ſich aber weiter eine Specialhermeneutik der heiligen Schrift ergiebt, das kann erſt ſpäter unterſucht werden.

In der Vorleſung von 1832 wird dieſer Punkt gleich hier erörtert und die Grenze zwiſchen der allgemeinen und ſpeciellen Hermeneutik überhaupt genauer beſtimmt, mit beſonderer Anwendung auf das N. T. [1]). Schl. ſagt: Gehen wir auf die hermeneutiſche Aufgabe in ihrer Urſprünglichkeit zurück, nemlich die Rede als Denkakt in einer gegebenen Sprache, ſo kommen wir auf den

[1]) Im Auszuge mitgetheilt.

in dem Maaße in welchem das Denken eins iſt giebt es eine Identität der Sprachen. Dieß Gebiet muß die allgen Regeln der Sprache enthalten. Sobald es aber eine Beheit des Denkens durch die Sprache giebt, entſteht ein ſpehermeneutiſches Gebiet. Bei der genaueren Beſtimmung der zen zwiſchen dem allgemeinen und ſpeciellen fragt ſich zuerſt er grammatiſchen Seite: wie weit ſich von der Sprache aus ede als Eins (als Einheit) verfolgen laſſe? Die Rede muß 5az ſein. Dadurch iſt erſt etwas im Gebiet der Sprache . Der Saz aber iſt das Aufeinanderbeziehen von Haupt- Zeitwort, ὄνομα und ῥῆμα. So weit ſich das Vern der Rede aus der Natur des Sazes überhaupt bt, ſo weit geht die allgemeine Hermeneutik gewiß. , obwohl die Natur des Sazes als Denkakt in allen Spradieſelbe iſt, ſo iſt doch die Behandlung des Sazes in verſchiedenen Sprachen verſchieden. Je größer nun in den achen die Verſchiedenheit in der Behandlung des Sazes iſt, mehr beſchränkt ſich das Gebiet der allgemeinen Hermeneutik, mehr Differenzen kommen in das Gebiet der allgemeinen Herutik.

Eben ſo auf der pſychologiſchen Seite. In dem Maaße als menſchliſche Leben ein und daſſelbe iſt unterliegt jede Rede ebensakt des Einzelnen den allgemeinen hermeneutiſchen Re-

In dem Maaße aber als das menſchliche Leben ſich indiiſirt iſt auch jeder Lebensakt und ſomit auch jeder Sprechworin jener ſich darſtellt, bei Andern anderswie beſchaffen anderswie mit ſeinen übrigen Lebensmomenten zuſammenend. Hier tritt das Gebiet des Speciellen ein. Wenn wir vorausſetzen, daß alle Differenzen der menſchlichen Natur in Lebensfunktionen ſich auch in der Sprache darſtellen, ſo auch, daß die Conſtitution des Sazes mit der Conſtitution Lebensaktes zuſammenhängt. Dieß gilt ſowohl für das Alline, als für das Beſondere. Das Verhältniß des Allgemeiund Speciellen aber iſt ein mannigfach abgeſtuftes. Denn

die Ungleichheit und Mannigfaltigkeit in der Behandlung des Sazes kann wieder bei verſchiedenen Sprachfamilien gleich ſein ſo daß Gruppirungen entſtehen. So kann es wieder für jede Sprachfamilie eine gemeinſame Hermeneutik geben. Ferner erkennen wir verſchiedene Arten die Sprache zu behandeln für verſchiedene Denkakte. So können in derſelben Sprache ſprachliche Differenzen entſtehen z. B. in der Proſa und Poeſie. Dieſe Differenzen können aber wiederum in verſchiedenen Sprachen dieſelben ſein. Bei der Proſa will ich die ſtrenge Beſtimmung des Seins auf das Denken, die Poeſie iſt aber das Denken in ſeinem freien Spiel. So habe ich auf dieſer Seite weit mehr Pſychologiſches, während in der Proſa das Subject mehr zurücktritt. Hier entwickeln ſich zwei verſchiedene Gebiete des Speciellen, das eine, welches ſich auf die Verſchiedenheit in der Conſtruction der Sprache, das andere, welches ſich auf die Verſchiedenheit des Denkaktes bezieht. — Was dieſe letztere betrifft, ſo verhält ſich das Allgemeine und Beſondere bei der Auslegung eines einzelnen Schriftſtellers auf folgende Weiſe. Sofern die Denkakte des Einzelnen in allem auf gleiche Weiſe die ganze Lebensbeſtimmtheit oder Lebensfunktion des Einzelnen ausdrücken, werden auch die Geſetze der pſychologiſchen Interpretation dieſelben ſein. Sobald ich mir aber eine Ungleichheit denke und nicht in dem Denkakte ſelbſt den Schlüſſel finde, ſondern dabei noch auf Anderes Rückſicht nehmen muß, geht das Gebiet des Speciellen an. So iſt freilich das Gebiet des Allgemeinen nicht ſehr groß. Darum hat die Hermeneutik auch immer bei dem Speciellen angefangen und iſt dabei ſtehen geblieben. Gehen wir nun davon aus daß die Rede ein Lebensmoment iſt, ſo muß ich den ganzen Zuſammenhang aufſuchen und fragen, wie iſt das Individuum bewogen, die Rede aufzuſtellen (Anlaß), und auf welchen folgenden Moment iſt die Rede gerichtet geweſen, (Zweck). Da die Rede ein Mannigfaltiges iſt, ſo kann ſie obwohl bei demſelben Anlaß und Zweck dennoch ein Verſchiedenes ſein. Wir müſſen ſie alſo zerlegen und ſagen, das Allgemeine geht nur ſo weit als die Geſetze des Fortſchreitens im Denken dieſelben ſind, wo

)ifferenzen finden, da geht das Specielle an. Bei einer di=
)en Auseinanderſetzung z. B. und einer lyriſchen Dichtung
:otz dem, daß beide Aneinanderreihungen von Gedanken ſind,
:ſetze des Fortſchreitens verſchieden. So ſind in Beziehung
: auch die hermeneutiſchen Regeln verſchieden und wir ſind
'biete der ſpeciellen Hermeneutik.

)ie Frage nun, ob und inwiefern die neuteſt. Hermeneutik
)ecielle ſei wird ſo beantwortet. Von der ſprachlichen Seite
ſie keine ſpecielle zu ſein, denn dieſe iſt zunächſt auf die grie=
Sprache zu beziehen, von der pſychologiſchen Seite aber erſcheint
'. T. nicht als Eins, ſondern es iſt zu unterſcheiden zwiſchen
ſchen und hiſtoriſchen Schriften. Dieß ſind verſchiedene Gattun=
ie allerdings verſchiedene hermeneutiſche Regeln fordern. Aber
) entſteht noch keine ſpecielle Hermeneutik. Gleichwohl iſt die
kam. Hermeneutik eine ſpecielle, aber nur in Beziehung auf
ıſammengeſetzte Sprachgebiet oder den hebraiſirenden Sprach=
kter. Die neueſt. Schriftſteller waren nicht gewohnt in der
iſchen Sprache zu denken, wenigſtens nicht über religiöſe Ge=
nde. Dieſe Beſchränkung gilt dem Lukas, der ein geborener
)e geweſen ſein kann. Aber ſelbſt die Griechen waren auf
Gebiete des Hebraismus Chriſten geworden. Nun giebt es
er Sprache eine Menge von Verſchiedenheiten, örtlich, ver=
ne Dialekte im weiteſten Sinne, zeitlich, verſchiedene Sprach=
en. In jeder iſt die Sprache eine andere. Dieß erfordert
le Regeln, die ſich auf die ſpecielle Grammatik verſchiedener
ume und Orte beziehen. Doch dieß iſt noch allgemeiner an=
)ar. Denn wenn in einem Volke eine geiſtige Entwickelung
)t, ſo entſteht auch eine neue Sprachentwickelung. Wie nun
neue geiſtige Princip ſprachbildend wird, ſo auch der chriſt=
Geiſt. Aber daraus entſteht ſonſt keine ſpecielle Hermeneutik.
ımt ein Volk zu philoſophiren, ſo zeigt es eine große Sprach=
ckelung, aber es bedarf keiner ſpeciellen Hermeneutik. Der
chriſtliche Geiſt aber tritt im N. T. hervor in einer Sprach=
ıng, in der das hebräiſche der Stamm iſt, worin das neue

zunächſt gedacht worden iſt, das griechiſche aber aufgepfropft. Deßhalb iſt die neuteſtam. Hermeneutik als eine ſpecielle zu behandeln. Da die Sprachmiſchung eine Ausnahme, ein nicht naturgemäßer Zuſtand iſt, ſo geht auch die neuteſt. Hermeneutik als eine ſpecielle nicht auf regelmäßige Weiſe aus der allgemeinen hervor. — Überhaupt begründet weder die natürliche Verſchiedenheit der Sprachen eine poſitive ſpecielle Hermeneutik, denn dieſe Verſchiedenheit gehört der Grammatik an, welche von der Hermeneutik vorausgeſezt und eben nur angewendet wird, noch der Unterſchied zwiſchen Proſa und Poeſie in einer und derſelben Sprache und in verſchiedenen, denn auch die Kenntniß dieſer Verſchiedenheit wird in der hermeneutiſchen Theorie vorausgeſezt. Eben ſo wenig wird durch die pſychologiſchen Verſchiedenheiten, ſofern ſie ſich auf eine gleichmäßige Weiſe im relativen Gegenſatze zwiſchen dem Allgemeinen und Speciellen ergeben, eine ſpecielle Hermeneutik, als ſolche nothwendig.

14. Der Unterſchied zwiſchen dem kunſtmäßigen und kunſtloſen in der Auslegung beruhet weder auf dem von einheimiſch und fremd, noch auf dem von Rede und Schrift, ſondern immer darauf, daß man einiges genau verſtehen will und anderes nicht.

1. Wenn es nur ausländiſche und alte Schrift wäre, die der Kunſt bedürfte, ſo müßten die urſprünglichen Leſer ihrer nicht bedurft haben und die Kunſt beruhete alſo auf dem Unterſchiede zwiſchen dieſen und uns. Dieſer Unterſchied muß aber durch Sprach- und Geſchichtkenntniß erſt aus dem Wege geräumt werden; erſt nach erfolgter Gleichſetzung geht die Auslegung an. Der Unterſchied zwiſchen ausländiſch alter Schrift und einheimiſch gleichzeitiger liegt alſo nur darin, daß jene Operation des Gleichſeins nicht ganz vorhergehen kann, ſondern ſie wird erſt mit dem Auslegen und während deſſelben vollendet, und dieß iſt beim Auslegen immer zu berückſichtigen.

2. Es iſt auch nicht bloß die Schrift. Sonſt müßte die Kunſt nur nothwendig werden durch den Unterſchied zwiſchen Schrift und Rede, d. h. durch das Fehlen der lebendigen Stimme und durch den Mangel anderweitiger perſönlicher Einwirkungen. Die lezten aber bedürfen ſelbſt wieder der Auslegung und dieſe bleibt immer unſicher. Die lebendige Stimme erleichtert freilich das Verſtändniß ſehr, aber der Schreibende muß darauf Rückſicht nehmen (daß er nicht ſpricht). Thut er dieß, ſo müßte die Auslegungskunſt dann auch überflüſſig ſein, welches doch nicht der Fall iſt. Alſo beruhet ihre Nothwendigkeit auch wo er jenes nicht gethan nicht bloß auf dieſem Unterſchiede.

Zuſaz [1]). Daß ſich aber die Kunſt der Auslegung allerdings mehr auf Schrift als Rede bezieht, kommt daher weil der mündlichen Rede in der Regel vieles zu Hülfe kommt wodurch ein unmittelbares Verſtändniß gegeben wird, was der Schrift abgeht, und weil man — beſonders von den vereinzelten Regeln, die man ohnehin nicht im Gedächtniß feſthält, bei der vorübergehenden Rede keinen Gebrauch machen kann.

3. Wenn nun Rede und Schrift ſich ſo verhalten, ſo bleibt kein anderer Unterſchied als der bezeichnete übrig, und es folgt daß auch die kunſtgerechte Auslegung kein anderes Ziel hat, als welches wir beim Anhören jeder gemeinen Rede haben.

15. Die laxere Praxis in der Kunſt geht davon aus, daß ſich das Verſtehen von ſelbſt ergiebt und drückt das Ziel negativ aus: Mißverſtand ſoll vermieden werden.

1. Ihre Vorausſezung beruht darauf, daß ſie ſich vornehmlich mit dem unbedeutenden abgiebt oder wenigſtens nur um eines gewiſſen Intereſſe willen verſtehen will und ſich daher leicht auszuführende Grenzen ſezt.

2. Auch ſie muß indeß in ſchwierigen Fällen zur Kunſt

[1]) Aus der Mandbem. und der Vorleſung v. J. 1828.

ihre Zuflucht nehmen, und ſo iſt die Hermeneutik aus der kunſtloſen Praxis entſtanden. Weil ſie auch nur die ſchwierigen Fälle vor Augen hatte, ſo wurde ſie ein Aggregat von Obſervationen und aus demſelben Grunde immer gleich Specialhermeneutik, weil ſich die ſchwierigen Fälle auf einem beſonderen Gebiet leichter ausmitteln laſſen. So iſt die theologiſche und juriſtiſche entſtanden und die Philologen haben auch nur ſpezielle Zwecke vor Augen gehabt.

3. Der Grund dieſer Anſicht iſt die Identität der Sprache und der Combinationsweiſe in Redenden und Hörenden.

16. Die ſtrengere Praxis geht davon aus daß ſich das Mißverſtehen von ſelbſt ergiebt und das Verſtehen auf jedem Punkt muß gewollt und geſucht werden.

1. Beruhend darauf, daß ſie es mit dem Verſtehen genau nimmt und die Rede von beiden Seiten betrachtet ganz darein aufgehen ſoll.

Zuſaz. Es iſt eine Grunderfahrung, daß man zwiſchen dem kunſtloſen und dem künſtleriſchen im Verſtehen keinen Unterſchied bemerkt vor dem Eintreten eines Mißverſtändniſſes.

2. Sie geht alſo von der Differenz der Sprache und der Combinationsweiſe aus, die aber freilich (14.) auf der Identität ruhen muß und nur das geringere iſt, welches der kunſtloſen Praxis entgeht.

17. Das zu Vermeidende iſt ein zwiefaches, das qualitative Mißverſtehen des Inhalts, und das Mißverſtehen des Tons oder das quantitative.

Zuſaz. Die Aufgabe läßt ſich auch negativ ſo beſtimmen, materielles (qualitatives) und formelles (quantitatives) Mißverſtändniß zu vermeiden.

1. Objectiv betrachtet, iſt das qualitative die Verwechſelung des Ortes eines Theiles der Rede in der Sprache mit dem

eines andern, wie z. E. Verwechſelung der Bedeutung eines Wortes mit der eines andern. Subjectiv iſt das qualitative Mißverſtändniß die Verwechſelung der Beziehungen eines Ausdrucks, ſo daß man demſelben eine andere Beziehung giebt, als der Redende ihm in ſeinem Kreiſe gegeben hat [1]).

2. Das quantitative Mißverſtehen bezieht ſich ſubjectiv auf die Entwicklungskraft eines Theils der Rede, den Werth (Nachdruck), den ihm der Redende beilegt, — analog objectiv, auf die Stelle, die ein Redetheil in der Gradation einnimmt, z. B. der Superlativ.

3. Aus dem quantitativen, welches gewöhnlich minder beachtet wird, entwickelt ſich immer das qualitative.

4. Alle Aufgaben ſind in dieſem negativen Ausdrucke enthalten. Allein ihrer Negativität wegen können wir aus ihnen die Regeln nicht entwickeln, ſondern müſſen von einem poſitiven ausgehen aber uns beſtändig an dieſem negativen orientiren.

5. Es iſt auch noch poſitiver und activer Mißverſtand zu unterſcheiden. Letzterer iſt das Einlegen, welches aber die Folge eigenes Befangenſeins iſt, in Beziehung worauf alſo nichts beſtimmtes geſchehen kann ſofern es nicht als Maximum erſcheint, wobei ganz falſche Vorausſetzungen zum Grunde liegen.

Das [2]) Mißverſtehen iſt entweder Folge der Übereilung oder der Befangenheit. Jene iſt ein einzelner Moment. Dieſe iſt ein Fehler, der tiefer ſteckt. Es iſt die einſeitige Vorliebe für das was dem einzelnen Ideenkreiſe nahe liegt und das Abſtoßen deſſen was außer demſelben liegt. So erklärt man hinein oder heraus was nicht im Schriftſteller liegt.

18. Die Kunſt kann ihre Regeln nur aus einer poſitiven Formel entwickeln und dieſe iſt das geſchichtliche

[1]) Hier iſt aus der Vorleſung der deutlichere Ausdruck des Gedankens gleich mit aufgenommen.

[2]) Aus der Vorleſ. v. 1826.

und divinatoriſche (profetiſche) objective und ſubjective Nachconſtruiren der gegebenen Rede.

1. Objectiv geſchichtlich heißt einſehen wie ſich die Rede in der Geſammtheit der Sprache und das in ihr eingeſchloſſene Wiſſen als ein Erzeugniß der Sprache verhält. Objectiv divinatoriſch heißt ahnden wie die Rede ſelbſt ein Entwickelungspunkt für die Sprache werden wird. Ohne beides iſt qualitativer und quantitativer Mißverſtand nicht zu vermeiden.

2. Subjectiv geſchichtlich heißt wiſſen wie die Rede als Thatſache im Gemüth gegeben iſt, ſubjectiv divinatoriſch heißt ahnden wie die darin enthaltenen Gedanken noch weiter in dem Redenden und auf ihn fortwirken werden. Ohne beides eben ſo Mißverſtand unvermeidlich.

3. Die Aufgabe iſt auch ſo auszudrücken, die Rede zuerſt eben ſo gut und dann beſſer zu verſtehen als ihr Urheber. Denn weil wir keine unmittelbare Kenntniß deſſen haben, was in ihm iſt, ſo müſſen wir vieles zum Bewußtſein zu bringen ſuchen was ihm unbewußt bleiben kann außer ſofern er ſelbſt reflektirend ſein eigener Leſer wird. Auf der objectiven Seite hat er auch hier keine andern Data als wir.

4. Die Aufgabe iſt ſo geſtellt eine unendliche, weil es ein unendliches der Vergangenheit und Zukunft iſt, was wir indem Moment der Rede ſehen wollen. Daher iſt auch dieſe Kunſt ebenfalls einer Begeiſterung fähig wie jede andere. In dem Maaße als eine Schrift dieſe Begeiſterung nicht erregt iſt ſie unbedeutend. — Wie weit man aber und auf welche Seite vorzüglich man mit der Annäherung gehen will, das muß jedenfalls praktiſch entſchieden werden, und gehört höchſtens in eine Specialhermeneutik, nicht in die allgemeine.

19. Vor der Anwendung der Kunſt muß hergehen, daß man ſich auf der objectiven und ſubjectiven Seite dem Urheber gleichſtellt.

1. Auf der objectiven Seite alſo durch Kenntniß der Sprache wie er ſie hatte, welches alſo noch beſtimmter iſt, als ſich den urſprünglichern Leſern gleichſtellen, welche ſelbſt ſich ihm erſt gleichſtellen müſſen. Auf der ſubjectiven in der Kenntniß ſeines inneren und äußeren Lebens.

2. Beides kann aber erſt vollkommen durch die Auslegung ſelbſt gewonnen werden. Denn nur aus den Schriften eines jeden kann man ſeinen Sprachſchaz kennen lernen und eben ſo ſeinen Charakter und ſeine Umſtände.

20. Der Sprachſchaz und die Geſchichte des Zeitalters eines Verfaſſers verhalten ſich wie das Ganze aus welchem ſeine Schriften als das Einzelne müſſen verſtanden werden und jenes wieder aus ihm.

1. Überall iſt das vollkommene Wiſſen in dieſem ſcheinbaren Kreiſe, daß jedes Beſondere nur aus dem Allgemeinen deſſen Theil es iſt verſtanden werden kann und umgekehrt. Und jedes Wiſſen iſt nur wiſſenſchaftlich wenn es ſo gebildet iſt.

2. In dem genannten liegt die Gleichſezung mit dem Verfaſſer, und es folgt alſo erſtlich, daß wir um ſo beſſer gerüſtet ſind zum Auslegen je vollkommener wir jenes inne haben, zweitens aber auch, daß kein auszulegendes auf einmal verſtanden werden kann, ſondern jedes Leſen ſezt uns erſt, indem es jene Vorkenntniſſe bereichert, zum beſſeren Verſtehen in Stand. Nur beim unbedeutenden begnügen wir uns mit dem auf einmal verſtandenen.

21. Wenn die Kenntniß des beſtimmten Sprachſchazes erſt während des Auslegens durch lexikaliſche Hülfe und durch einzelne Bemerkung zuſammengerafft werden ſoll, kann keine ſelbſtändige Auslegung entſtehen.

1. Nur die unmittelbare Überlieferung aus dem wirklichen Leben der Sprache giebt eine von der Auslegung mehr unabhängige Quelle für die Kenntniß des Sprachſchazes. Der-

gleichen haben wir bei der griechiſchen und lateiniſchen Sprache nur unvollkommen. Daher die erſten lexikaliſchen Arbeiten von ſolchen herrühren, welche die ganze Litteratur zum Behufe der Sprachkenntniß durchgearbeitet hatten. Deßhalb aber bedürfen dieſe Arbeiten auch beſtändiger Berichtigung durch die Auslegung ſelbſt, und jede kunſtmäßige Auslegung muß dazu ihrerſeits beitragen.

2. Unter beſtimmtem Sprachſchaz verſtehe ich Dialekt, Periode und Sprachgebiet einer beſonderen Gattung, letzteres ausgehend von dem Unterſchiede zwiſchen Poeſie und Proſa.

3. Der Anfänger muß die erſten Schritte an der Hand jener Hülfsmittel thun, aber ſelbſtthätige Interpretation kann nur auf verhältnißmäßiger ſelbſtthätiger Erwerbung jener Vorkenntniſſe ruhen. Denn alle Beſtimmungen über die Sprache in Wörterbüchern und Obſervationen gehn doch von beſonderer und oftmals unſicherer Auslegung aus.

4. In dem neuteſtam. Gebiet kann man beſonders ſagen, daß die Unſicherheit und Willkührlichkeit der Auslegung größtentheils auf dieſem Mangel beruht. Denn aus einzelnen Obſervationen laſſen ſich immer entgegengeſezte Analogien entwickeln. — Der Weg zum neuteſt. Sprachſchaze geht aber vom klaſſiſchen Alterthume aus durch die makedoniſche Gräcität, die jüdiſchen Profanſchriftſteller Joſephus und Philo, die deuterokanoniſchen Schriften und die LXX, als die ſtärkſte Annäherung zum hebräiſchen.

Was [1]) die gegenwärtige Art des akademiſchen Studiums der neuteſt. Exegeſe betrifft, ſo fehlt es dabei an einer genügenden Vorbereitung. Gewöhnlich kommt man unmittelbar von der klaſſiſchphilologiſchen Gymnaſialbildung zur kunſtmäßigen Auslegung des N. T. Das iſt eine ungünſtige Lage. Doch wollen wir deßhalb nicht in den Wunſch einſtimmen, daß zum Behuf der theologiſchen Bildung die jezige gelehrte Schulbildung geän-

[1]) Aus der Vorleſ. v. J. 1826.

dert und mit den künftigen Theologen auf Gymnaſien ſtatt der Klaſſiker die Kirchenväter geleſen werden möchten, weil Sprache und Ideenkreis der erſteren zu ungleich wären. Das würde ſchlechte Früchte bringen. Es wäre ſchlimm, wenn die Theologen bloß patriſtiſch gelehrt wären. Unſere allgemeine Bildung iſt ſchon zu ſehr durch das klaſſiſche Alterthum beſtimmt, ſo daß eine verderbliche Differenz zwiſchen der Bildung der Theologen und den Andern eintreten müßte. Man kann es mit der Sache des Chriſtenthums ſehr redlich meinen, ſehr chriſtlich geſinnt ſein ohne den Zuſammenhang mit dem heidniſchen Alterthume abbrechen zu wollen. Die Periode, in der die gebildetſten Kirchenväter ſchrieben, war doch die des Verfalls. Dieſe kann aber nicht aus ſich ſelbſt verſtanden werden, ſondern nur durch Vergleichung mit dem vorangegangenen Culminationspunkt der Litteratur. Kommt jemand mit rechter Liebe zu den chriſtlichen Denkmälern, um ſo mehr wird er ſie nun verſtehen aus der mitgebrachten Kenntniß des klaſſiſchen Alterthums, und um ſo weniger wird er dann von dem nichtchriſtlichen Inhalt der Klaſſiker Nachtheil erfahren.

Der unvermeidliche Mangel aber an gehöriger Vorbereitung zum akademiſchen Studium der neuteſt. Exegeſe ließe ſich corrigiren durch voraufgehenden vollſtändigen Unterricht in der neuteſt. Grammatik, und bibliſchen Archäologie, Einleitung u. ſ. w. Allein das würde theils zu weit führen, theils immer ſchon wieder Exegeſe vorausſezen. So bleibt nichts übrig, als den akademiſchen Vortrag der Exegeſe genetiſch einzurichten, ſo daß unter Anleitung zum richtigen, ſelbſtſtändigen Gebrauch der vorhandenen Hülfsmittel, woraus die neuteſt. Sprache, die bibliſche Archäologie u. ſ. w. zu lernen iſt, in jedem gegebenen Falle die hermeneutiſchen Regeln in ihrer rechten Anwendung zum Bewußtſein gebracht werden; die rechte Sicherheit aber entſteht nur, wenn der Lernende mit dem Vortrage des Lehrers die eigene Übung verbindet. Aber dieſe muß nothwendig vom leichteren zum ſchwereren fortſchreiten mit verſtändiger Benuzung der dargebotenen Hülfsmittel.

22. Wenn die nöthigen Geſchichtskenntniſſe nur aus Prolegomenen genommen werden, ſo kann keine ſelbſtändige Auslegung entſtehen.

1. Solche Prolegomena ſind nebſt den kritiſchen Hülfen die Pflicht eines jeden Herausgebers, der eine Mittelsperſon ſein will. Sie können aber ſelbſt nur ruhen auf einer Kenntniß des ganzen einer Schrift angehörigen Litteraturkreiſes, und alles deſſen was in ſpäteren Gebieten über den Verfaſſer einer Schrift vorkommt. Alſo ſind ſie ſelbſt von der Auslegung abhängig. Sie werden zugleich für den berechnet, dem die urſprüngliche Erwerbung in keinem Verhältniß ſtände zu ſeinem Zwecke. Der genaue Ausleger muß aber allmählig alles aus den Quellen ſelbſt ſchöpfen, und eben darum kann ſein Geſchäft nur vom leichteren zum ſchwereren in dieſer Hinſicht fortſchreiten. Am ſchädlichſten aber wird die Abhängigkeit wenn man in die Prolegomenen ſolche Notizen hineinbringt die nur aus dem auszulegenden Werke ſelbſt können geſchöpft werden.

2. In Bezug auf das N. Teſtam. hat man aus dieſen Vorkenntniſſen eine eigene Disciplin gemacht, die Einleitung. Dieſe iſt kein eigentlicher organiſcher Beſtandtheil der theologiſchen Wiſſenſchaft, aber praktiſch iſt es zweckmäßig, theils für den Anfänger, theils für den Meiſter, weil es nun leichter iſt alle hieher gehörigen Unterſuchungen auf *einen* Punkt zuſammenzubringen. Aber der Ausleger muß immer auch wieder beitragen, um dieſe Maſſe von Reſultaten zu vermehren und zu berichtigen.

Zuſaz. Aus der verſchiedenen Art dieſe Vorkenntniſſe fragmentariſch anzulegen und zu benuzen bilden ſich verſchiedene aber auch einſeitige Schulen der Interpretation, die leicht als Manier tadelhaft werden.

23. Auch innerhalb einer einzelnen Schrift kann das Einzelne nur aus dem Ganzen verſtanden werden, und es

muß deßhalb eine curſoriſche Leſung um einen Überblick des Ganzen zu erhalten der genaueren Auslegung vorangehen.

1. Dieß ſcheint ein Cirkel, allein zu dieſem vorläufigen Verſtehen reicht diejenige Kenntniß des Einzelnen hin, welche aus der allgemeinen Kenntniß der Sprache hervorgeht.

2. Inhaltsverzeichniſſe, die der Autor ſelbſt giebt, ſind zu trocken um den Zweck auch auf der Seite der techniſchen Interpretation zu erreichen, und bei Überſichten wie Herausgeber ſie auch den Prolegomenen beizufügen pflegen kommt man in die Gewalt ihrer Interpretation.

3. Die Abſicht iſt die leitenden Ideen zu finden nach welchen die andern müſſen abgemeſſen werden, und eben ſo auf der techniſchen Seite den Hauptgang zu finden, woraus das Einzelne leichter gefunden werden kann. Unentbehrlich ſowol auf der techniſchen als grammatiſchen Seite, welches aus den verſchiedenen Arten des Mißverſtandes leicht iſt nachzuweiſen.

4. Beim unbedeutenden kann man es eher unterlaſſen und beim ſchwierigen ſcheint es weniger zu helfen, iſt aber deſto unentbehrlicher. Dieſes wenig helfen der allgemeinen Überſicht iſt ſogar ein charakteriſtiſches Merkmal ſchwerer Schriftſteller.

Zuſaz. Allgemeine methodologiſche Regel: a) Anfang mit allgemeiner Überſicht; b) Gleichzeitiges Begriffenſein in beiden Richtungen, der grammatiſchen und pſychologiſchen; c) Nur, wenn beide genau zuſammentreffen in einer einzelnen Stelle, kann man weiter gehen; d) Nothwendigkeit des Zurückgehens, wenn ſie nicht zuſammenſtimmen, bis man den Fehler im Calcul gefunden hat.

Soll nun das Auslegen im Einzelnen angehn, ſo müſſen zwar in der Ausübung beide Seiten der Interpretation immer zuſammen verbunden werden aber in der Theorie müſſen wir trennen, und von jeder beſonders handeln, bei jeder aber darnach trachten es ſo weit zu bringen, daß uns die andere ent-

behrlich werde, oder vielmehr daß ihr Reſultat in der erſten mit erſcheine. Die grammatiſche Interpretation geht voran.

Den Vortrag vom Jahre 1832. über §. 14-23. faßt Schleiermacher ſelbſt in der Kürze ſo zuſammen:

Vor dem Anfange des hermeneutiſchen Verfahrens muß man wiſſen, in welchem Verhältniß man beide Seiten anzuwenden hat (ſ. §. 12.) Dann muß man zwiſchen ſich und dem Autor daſſelbe Verhältniß herſtellen wie zwiſchen ihm und ſeiner urſprünglichen Addreſſe. Alſo Kenntniß des ganzen Lebenskreiſes und des Verhältniſſes beider Theile dazu. Iſt dieß nicht vollſtändig geſchehen, ſo entſtehen Schwierigkeiten die wir vermeiden wollen. Commentare ſagen dieſes voraus und wollen ſie löſen. Wer ſie gebraucht ergiebt ſich einer Auctorität und erhält ſich das ſelbſtändige Verſtehen nur wenn er dieſe Auctorität wieder ſeinem eigenen Urtheile unterwirft. — Iſt die Rede an mich unmittelbar gerichtet, ſo muß auch vorausgeſetzt werden, daß der Redende mich ſo denkt, wie ich mir bewußt bin zu ſein. Da aber ſchon das gemeine Geſpräch oft zeigt, daß ſich dieß nicht ſo verhält, ſo müſſen wir ſkeptiſch verfahren. Der Kanon iſt: Die Beſtätigung des Verſtändniſſes, welches ſich am Anfange ergiebt, iſt vom folgenden zu erwarten. Daraus folgt, daß man den Anfang nicht eher verſteht als am Ende, alſo auch, daß man den Anfang noch haben muß am Ende, und dieß heißt bei jedem über das gewöhnliche Maaß des Gedächtniſſes hinausgehenden Complexus, daß die Rede muß Schrift werden [1]).

Der Kanon gewinnt nun dieſe Geſtalt: Um das erſte genau zu verſtehen muß man ſchon das Ganze aufgenommen haben. Natürlich nicht in ſofern es der Geſammtheit der Einzelheiten gleich iſt, ſondern als Skelett, Grundriß, wie man es faſſen

[1]) In der Vorleſung wird dieß dadurch deutlicher, daß man ſieht, wie die hermeneutiſche Aufgabe von der mündlichen Rede, dem Geſpräch, — als dem urſprünglichen Orte des Verſtehens — zum Verſtehen der Schrift hinübergeführt wird.

nn mit Übergehung des Einzelnen. Dieſen nemlichen Kanon halten wir, wenn wir von der Faſſung ausgehen den Proceß s Autors nachzubilden. Denn bei jedem größeren Complexus t dieſer auch das Ganze eher geſehn, als er zum Einzelnen rtgeſchritten [1]).

Um nun in möglichſt ununterbrochenen Gang zu kommen, üſſen wir das was dadurch vermieden werden ſoll näher beachten, nemlich das Mißverſtehen. Ein Saz kann quantitativ ißverſtanden werden, wenn das Ganze nicht näher (richtig) aufgefaßt iſt, z. B. wenn ich für Hauptgedanken nehme, was nur ebengedanke iſt, — qualitativ, wenn z. E. Ironie für Ernſt gemmen wird und umgekehrt. Saz als Einheit iſt auch das kleinſte r das Verſtehen und Mißverſtehen. Mißverſtand iſt Verwechlung des einen Ortes in dem Sprachwerth eines Wortes oder ner Form mit dem andern. Der Gegenſaz zwiſchen qualitaem und quantitativem geht genau genommen durch alles in r Sprache durch, auch der Begriff Gott iſt demſelben unterorfen (man vergleiche den polytheiſtiſchen und den chriſtlichen), ie formellen wie die materiellen Sprachelemente.

Die Geneſis des Mißverſtandes iſt zwiefach, durch (bewußtes) *Nichtverſtehen* oder *unmittelbar*. An dem erſten iſt eine Schuld des Verfaſſers eher möglich, (Abweichung vom gewöhnchen Sprachgebrauch oder Gebrauch ohne Analogie) das andere t wahrſcheinlich immer eigene Schuld des Auslegers (§. 17.).

Wir können die ganze Aufgabe auch auf dieſe negative Weiſe usdrücken: — auf jedem Punkt das Mißverſtehen zu vermeiden. Denn beim bloßen Nichtverſtehen kann niemand ſtehn bleiben,

[1]) In der Vorleſung wird dieſer Kanon in ſeiner Anwendung näher ſo beſtimmt, daß das vorgängige Verſtehen des Ganzen um ſo nothwendiger iſt, je mehr der gegebene Complexus von Gedanken einen ſelbſtändigen Zuſammenhang hat.

Der Kanon des vollkommenen Verſtehens wird dann ſo gefaßt: Vollkommenes Verſtehen giebt es nur durch das Ganze, dieſes aber iſt vermittelt durch das vollkommene Verſtändniß des Einzelnen.

alſo muß das völlige Verſtehen herauskommen, wenn jene Aufgabe richtig gelöſ't iſt.

Soll nun nachdem die Aufgabe gefaßt und die Vorbedingungen erfüllt ſind, das Geſchäft beginnen, ſo iſt zwiſchen beiden Seiten der Interpretation eine Priorität zu beſtimmen. Dieſe fällt auf die grammatiſche Seite theils weil dieſe am meiſten bearbeitet iſt, theils weil man dabei am leichteſten auf eine vorhandene Vorübung rechnen kann.

Erſter Theil.

Die grammatiſche Auslegung.

1. Erſter Kanon: Alles was noch einer näheren Beſtimmung bedarf in einer gegebenen Rede, darf nur aus dem dem Verfaſſer und ſeinem urſprünglichen Publikum gemeinſamen Sprachgebiet beſtimmt werden.

1. Alles bedarf näherer Beſtimmung und erhält ſie erſt im Zuſammenhange. Jeder Theil der Rede, materieller ſowol als formeller, iſt an ſich unbeſtimmt. Bei einem jeden Worte iſolirt denken wir uns nur einen gewiſſen Cyclus von Gebrauchsweiſen. Eben ſo bei jeder Sprachform.

2. Einige nennen das was man ſich bei dem Worte an und für ſich denkt die Bedeutung, das aber was man ſich dabei denkt in einem gegebenen Zuſammenhang den Sinn. Andere ſagen, ein Wort hat nur eine Bedeutung keinen Sinn, ein Saz an und für ſich hat einen Sinn aber noch keinen Verſtand, ſondern den hat nur eine völlig geſchloſſene Rede. Nun könnte man freilich ſagen auch dieſe würde noch vollſtändiger verſtanden im Zuſammenhange mit ihrer angehörigen Welt; allein das geht aus dem Gebiete der Interpretation heraus. — Die leztere Terminologie iſt inſofern freilich vorzuziehen als ein Saz eine untheilbare Einheit iſt und als ſolche iſt auch der Sinn eine Einheit, das Wechſelbeſtimmtſein von Subject und Prädicat durch einander. Aber recht ſprachgemäß iſt auch

dieſe nicht, denn Sinn im Vergleich mit Verſtand iſt ganz daſſelbe wie Bedeutung. Das wahre iſt daß das Übergehen vom unbeſtimmteren in das beſtimmte bei jedem Auslegungsgeſchäft eine unendliche Aufgabe iſt. — Wo ein einzelner Saz ein abgeſchloſſenes Ganze für ſich allein ausmacht, da ſcheint der Unterſchied zwiſchen Sinn und Verſtand zu verſchwinden, wie bei Epigramm und Gnome. Dieſe ſoll aber erſt beſtimmt werden durch die Aſſociation des Leſers, jeder ſoll ſie machen zu was er kann. Jenes iſt beſtimmt durch die Beziehung auf eine einzelne Sache.

Zerlegt man eine Rede in ihre einzelnen Theile, ſo iſt jeder etwas unbeſtimmtes. Alſo jeder einzelne Saz aus allem Zuſammenhang geriſſen muß ein unbeſtimmtes ſein. — Aber es giebt Fälle, wo bloß einzelne Säze gegeben ſind ohne Zuſammenhang, z. B. ein Sprüchwort (eine Gnome) hat ſein Weſen eben darin, daß es ein einzelner Saz iſt. Eben ſo abgeſchloſſen iſt das Epigramm. Nach jenem Kanon wäre dieß alſo eine unverſtändliche, ſchlechte Gattung. Das Epigramm iſt ein ſchlechthin Einzelnes, als Überſchrift; die Gnome aber ein Allgemeines, obgleich ſehr oft in der einzelnen Form des Beiſpiels ausgeſprochen. Das Epigramm verlangt eine Geſchichte, in deren Zuſammenhang es entſtanden und woraus es auch erſt verſtändlich iſt. Iſt die Kenntniß der Begebenheiten und Perſonen, woraus es hervorgegangen iſt, verloren gegangen, ſo iſt das Epigramm ein Räthſel, d. h. es iſt nicht mehr aus ſeinem Zuſammenhang zu löſen. Die Gnomen ſind Säze von häufigem und verſchiedenem Gebrauch. Der Kreis ihrer Anwendung und Wirkſamkeit iſt unbeſtimmt. Erſt in einem beſtimmten Falle gebraucht wird der Gnomenſaz beſtimmt. Er entſteht in beſtimmtem Zuſammenhang, aber auf den großen Kreis ſeiner Anwendung bezogen wird er unbeſtimmt. So ſind alſo Gnomen und Epigramme keine Widerlegung unſeres allgemeinen Kanons.

3. Das Gebiet des Verfaſſers ſelbſt iſt das ſeiner Zeit, ſeiner Bildung und das ſeines Geſchäfts — auch ſeiner Mund-

art, wo und ſofern dieſe Differenz in der gebildeten Rede vorkommt. Aber es wird nicht in jeder Rede ganz ſein, ſondern nur nach Maaßgabe der Leſer. Wie erfahren wir aber was für Leſer ſich der Verfaſſer gedacht? Nur durch den allgemeinen Überblick über die ganze Schrift. Aber dieſe Beſtimmung des gemeinſamen Gebietes iſt nur Anfang und ſie muß während der Auslegung fortgeſetzt werden und iſt erſt mit ihr zugleich vollendet.

4. Es kommen von dieſem Kanon mancherlei ſcheinbare Ausnahmen vor: a) Archaismen liegen außer dem unmittelbaren Sprachgebiet des Verfaſſers, alſo eben ſo ſeiner Leſer. Sie kommen vor um die Vergangenheit mit zu vergegenwärtigen, im Schreiben mehr als im Reden, in der Poeſie mehr als in der Proſa. b) Techniſche Ausdrücke ſelbſt in den populärſten Gattungen, wie z. B. in gerichtlichen und berathenden Reden, letzteres auch wenn nicht alle Zuhörer es verſtehen. Dieß führt auf die Bemerkung, daß ein Verfaſſer auch nicht immer ſein ganzes Publikum im Auge hat, ſondern auch dieſes ſchwankt. Daher auch eben dieſe Regel eine Kunſtregel iſt deren glückliche Anwendung auf einem richtigen Gefühle beruht.

Wir wollen den Saz, keine Regel ohne Ausnahme nicht lieben, denn dann iſt die Regel meiſt zu eng oder zu weit oder zu unbeſtimmt gefaßt. Aber doch finden wir, daß ſich Schriftſteller oft Ausdrücke bedienen, welche dem Sprachgebiete ihrer Leſer nicht angehören. Dieß kommt aber daher, daß dieſe Gemeinſchaftlichkeit etwas unbeſtimmtes iſt von engeren und weiteren Grenzen. Es giebt z. E. Archaismen. Wenn der Schriftſteller zu ſolchen Ausdrücken einen beſtimmten Grund hat und der veraltete Ausdruck aus dem Zuſammenhang klar werden muß, begeht der Schriftſteller keinen Fehler. Es giebt ferner techniſche Ausdrücke. Auf dem ſpeciellen Gebiete unvermeidlich; der Leſer muß ſich mit ihnen bekannt machen. Werden aber techniſche Ausdrücke auf einem anderen Gebiet gebraucht, ohne beſondere ſtarke Motife, ſo wird

der Schriftſteller nicht ganz verſtanden. Deßhalb kann Fr. Richter wegen der häufigen Ausdrücke aus ſpeciellen Gebieten nicht auf Klaſſicität Anſpruch machen. Zur Veränderlichkeit der Sprache in der Zeit gehört die Aufnahme neuer Ausdrücke. Dieſe entſtehen im fortſchreitenden Zuſammenhange des Denkens und Ausſprechens. So lange die Sprache lebt werden neue Ausdrücke gemacht. Dieß hat aber ſeine Schranken. Neue Stammwörter können nicht aufgebracht werden; nur in Ableitungen und Zuſammenſetzungen ſind neue Wörter denkbar. Die Nothwendigkeit derſelben entſteht ſobald ein neues Gedankengebiet gewonnen wird. Wollte ich in dieſem Falle nicht Neues in der eigenen Sprache bilden, ſo müßte ich mich in einer fremden Sprache, in der jenes Gebiet ſchon behandelt iſt, ausdrücken. Sobald uns entgeht, daß der Verfaſſer etwas neues ſprachliches gebildet hat, ſo verſtehen wir ihn nicht vollkommen in Beziehung auf die Sprache; es kommt etwas nicht in unſer Bewußtſein, was in dem Bewußtſein des Verfaſſers war. Daſſelbe gilt von ganzen Phraſen. Und es muß deßhalb wohl bei allen Werken in Acht genommen werden, welche die erſten ihrer Gattung waren. Jede Schrift, welche in die Anfänge eines neuen Gedankengebietes fällt hat die Präſumtion für ſich, daß ſie neue Ausdrücke enthalte. Es iſt nicht zu verlangen, daß das Neue eines Schriftſtellers in der Schrift immer gleich ſichtbar iſt; es kann gerade das für uns verloren gegangen ſein, worin das Neue zuerſt bemerkbar hervortrat. So bei Plato von dem man weiß, daß er neue Ausdrücke producirte zum Behuf neuer philoſophiſcher Ideen. Ein großer Theil ſeiner Sprachproduktionen ging nachher in alle Schulen über. So erſcheint uns vieles bekannt, was vielleicht er zuerſt in die Sprache gebracht hat. Bei Plato beruht die Schriftſprache auf dem mündlichen Geſpräch, wo die Kunſtausdrücke zuerſt vorgekommen ſein können, was uns nun entgeht, da Plato in ſeinen Schriften vorausſetzen konnte, das Neue, was er gebraucht, ſei ſeinen Leſern aus ſeinem Geſpräch nicht unbekannt. So entſteht in Betreff des Neuen Schwierigkeit und Unſicherheit in der Auslegung. —

technischen Ausnahmen, da sie aus dem gemeinsamen
biete genommen und verstanden werden müssen. In
g aber auf die Archaismen und Neologismen in der
gilt, daß man sich mit der Geschichte der Sprache in
rschiedenen Perioden bekannt macht. Bei Homer und
ikern z. B. muß gefragt werden, ob die Verschiedenheit
rache in der Gattung oder Sprache selbst oder in beiden
omers Sprache trat in den Alexandrinern wieder hervor.
man fragen, hat das Epos so lange geruht und trat
eder hervor, oder sind die Werke der Alexandriner nur
ungen Homers? Je nachdem diese Frage verschieden be-
t würde, müßte ein verschiedenes hermeneutisches Ver-
ıtstehen. — Ein richtiger Totalblick muß immer zum
liegen, wenn das Einzelne soll richtig verstanden werden.
In dem Ausdruck, daß wir uns des Sprachgebiets müssen
gensaz gegen die übrigen organischen Theile der Rede bewußt
, liegt auch jenes, daß wir den Verfasser besser verstehen
selbst, denn in ihm ist vieles dieser Art unbewußt was
ein bewußtes werden muß, theils schon im Allgemeinen
erſten Übersicht theils im Einzelnen sobald Schwierig-
entstehen.

6. Das Auslegen kann nach der allgemeinen Überſicht o lange ruhig fortgehn ohne eigentlich kunſtlos zu ſein, weil do alles an das allgemeine Bild gehalten wird. Sobald ab eine Schwierigkeit im Einzelnen entſteht, entſteht auch d Zweifel, ob die Schuld am Verfaſſer liegt oder an uns. De erſte darf man nur nach dem Maaß vorausſezen als er ſi ſchon in der Überſicht ſorglos und ungenau oder auch talentl und verworren gezeigt hat. Bei uns kann ſie doppelte Urſa haben entweder ein früheres unbemerkt gebliebenes Mißve ſtändniß oder eine unzureichende Sprachkunde, ſo daß uns d rechte Gebrauchsweiſe des Wortes nicht einfällt. Von dem e ſten wird erſt ſpäterhin die Rede ſein können wegen des Zu ſammenhangs mit der Lehre von den Parallelſtellen. Hi alſo zunächſt von dem andern.

7. Die Wörterbücher welche die natürlichen Ergänzungs mittel ſind ſehen die verſchiedenen Gebrauchsweiſen als Aggr gat eines mannigfaltigen loſe verbundenen an. Auch das Bſtreben die Bedeutung auf urſprüngliche Einheit zurückzuführe iſt nicht durchgeführt weil ſonſt ein Wörterbuch real nach de Syſtem der Begriffe müßte geordnet ſein, welches unmöglich iſt. Die Mannigfaltigkeit der Bedeutungen iſt dann in ein Reihe von Gegenſäzen zu zerlegen. Die erſte iſt die der e gentlichen und uneigentlichen. Dieſer Gegenſaz ver ſchwindet aber bei näherer Betrachtung. In Gleichniſſen ſin zwei parallele Gedankenreihen. Das Wort ſteht in der ſein gen und es ſoll damit nur gerechnet werden. Alſo behä es ſeine Bedeutung. In Metaphern iſt dieß nur angedeut und oft nur Ein Merkmal des Begriffs herausgenommen, z. B coma arborum, das Laub, aber coma bleibt Haar. König d Thiere = Löwe. Der Löwe regiert nicht, aber König heiß deswegen nicht ein nach dem Recht des Stärkeren zerreißende Solch ein einzelner Gebrauch giebt keine Bedeutung und ha bituell kann nur die ganze Phraſis werden. Man führt dieſe Gegenſaz zulezt darauf zurück, daß alle geiſtigen Bedeutungen nich

urſprünglich wären, alſo bildlicher Gebrauch ſinnlicher Wörter. Dieß iſt aber eine Unterſuchung welche jenſeits des hermeneutiſchen Gebiets liegt. Denn wenn θεὸς von θέω (Plato Cratyl. 397.) oder θεὶς (Herodt. 2, 52.) abgeleitet wird, ſo gehört dieß zur Urgeſchichte der Sprache mit der die Auslegung nichts zu thun hat. Es kommt darauf an ob die geiſtigen Vorſtellungen überhaupt einer zweiten Entwicklung angehören, die erſt nach Abſchließung der Sprache kann ſtattgefunden haben, und das wird wohl niemand wahrſcheinlich machen können. Unleugbar giebt es geiſtige Wörter welche zugleich leibliches andeuten, aber hier waltet auch der Parallelismus, weil beide, wie ſie für uns da ſind, in der Idee des Lebens Eins ſind. Eben dieß gilt für den Gebrauch derſelben Wörter im Gebiet des Raumes und dem der Zeit. Beide ſind weſentlich Eins, weil wir nur Raum durch Zeit beſtimmen können und umgekehrt. Geſtalt und Bewegung laſſen ſich auf einander reduciren und kriechende Pflanze iſt daher kein bildlicher Ausdruck. Nicht beſſer iſt es mit dem Gegenſaz zwiſchen urſprünglicher und abgeleiteter Bedeutung. Hostis Fremder, hernach Feind. Anfänglich waren alle Fremde Feinde. Hernach ſah man die Möglichkeit mit Ausländern Freund zu ſein, und der Inſtinkt entſchied dafür daß man bei dem Worte mehr an die Geſinnungstrennung dachte, als an die Raumtrennung und ſo konnten zulezt auch einheimiſche Feinde hostes heißen, vielleicht aber doch nur weil ſie verbannt zugleich waren. Gegenſaz zwiſchen allgemeiner Bedeutung und beſonderer, jene im vermiſchten Verkehr, dieſe in einem beſtimmten Gebiet. Oft weſentlich daſſelbe oft elliptiſch, wie Fuß für Fußlänge und Fuß in der Metrik für Schritt oder Fußvorwärts. Oft auch weil jede Kunſt ein niederes Gebiet durch Mißverſtändniß der ungebildeten Maſſe. Oft auch ſind es entſtellte und bis zum Schein des einheimiſchen umgebildete fremde Wörter. So wird es mit allen andern Gegenſäzen auch gehen.

8. Die urſprüngliche Aufgabe auch für die Wörterbücher, die

aber rein für den Ausleger da ſind, iſt die die wahre vollkommene Einheit des Wortes zu finden. Das einzelne Vorkommen des Wortes an einer gegebenen Stelle gehört freilich der unendlich unbeſtimmten Mannigfaltigkeit und zu dieſer giebt es zu jener Einheit keinen andern Übergang als eine beſtimmte Vielheit unter welcher ſie befaßt iſt, und eine ſolche wieder muß nothwendig in Gegenſäze aufgehn. Allein im einzelnen Vorkommen iſt das Wort nicht iſolirt; es geht in ſeiner Beſtimmtheit nicht aus ſich ſelbſt hervor, ſondern aus ſeinen Umgebungen, und wir dürfen nur die urſprüngliche Einheit des Wortes mit dieſen zuſammenbringen um jedesmal das rechte zu finden. Die vollkommene Einheit des Wortes aber wäre ſeine Erklärung und die iſt eben ſo wenig als die vollkommene Erklärung der Gegenſtände vorhanden. In den todten Sprachen nicht, weil wir ihre ganze Entwicklung noch nicht durchſchaut haben, in den lebenden nicht, weil ſie wirklich noch fortgeht.

9. Wenn bei vorhandener Einheit eine Mannigfaltigkeit der Gebrauchsweiſe möglich ſein ſoll, ſo muß ſchon in der Einheit eine Mannigfaltigkeit ſein, mehrere Hauptpunkte auf eine in gewiſſen Gränzen verſchiebbare Weiſe verbunden. Dieß muß der Sprachſinn aufſuchen, wo wir unſicher werden, bedienen wir uns des Wörterbuches als Hülfsmittel um uns am gemeinſamen Schaz der Sprachkenntniß zu orientiren. Die verſchiedenen dort vorkommenden Fälle ſollen nur ein verſtändiger Auszug ſein, man muß ſich die Punkte durch Übergänge verbinden um gleichſam die ganze Kurve vor ſich zu haben und den geſuchten Ort beſtimmen zu können.

Iſt das Verſtändniß eines Sazes aus ſeiner Umgebung gehemmt, ſo müſſen wir uns nach den allgemeinen und beſonderen Hülfsmitteln umſehen. Jene ſind Lexika und deren Ergänzung die Syntax, dieſe Commentarien über die vorliegende Schrift oder ganze Gattungen derſelben. Der Gebrauch des Wörterbuches tritt ein, wenn es zum richtigen Verſtehen an einer vollſtändigen Einſicht des Sprachwerthes fehlt. Bei dem richtigen Ge-

h deſſelben kommt es darauf an, daß die Behandlung der chelemente die richtige, ja ob ſie die meinige ſei. Iſt ſie die ge nicht, ſo muß ich mich in die des Lexikons hineindenken, ich ſonſt ſein Urtheil über den einzelnen Fall nicht abſchäzen

Dieß führt auf die Theorie der Wörterbücher. Ein Wörh ſoll den ganzen Sprachſchaz, die einzelnen Elemente deſ- und deren Werth zur Darſtellung bringen. Es giebt nun verſchiedene Arten der Abfaſſung eines Wörterbuches, die betiſche und die etymologiſche. Bei der etymologiſchen Art die Idee zum Grunde, die einzelnen Elemente nicht in ihrer lheit, ſondern in Gruppen zu ſammeln in Beziehung auf ſprachgeſeze der Ableitung. Sonſt könnte man ſie auch nach Begriffen claſſificiren, wie Pollux wollte. Die etymologiſche iebt aber offenbar ein deutlicheres Bild der Sprache, da ſie usdrücke auf einen Punkt zurückführt. Die alphabetiſche inen ganz äußerlichen Beſtimmungsgrund, die Bequemlichkeit Gebrauchenden. Der wiſſenſchaftliche Gebrauch beider Arten r, daß man in dem alphabetiſchen Lexikon das Wort und ndeutung ſeines Stammes ſucht, dieſen aber nachher im logiſchen aufſucht, wo die ganze Sippſchaft angegeben iſt. — Aufgabe des Lexikographen iſt die Einheit der Bedeutungen Wortes in ſeinem mannigfaltigen Vorkommen aufzufinden ruppenweiſe Ähnliches und Unähnliches zuſammenzuſtellen. ieſen Gruppirungen muß das Verfahren der Entgegenng mit dem des Übergehns in einander verbunden n, wie bei jeder richtigen Naturproduktanſchauung. Die Entnſezung der Bedeutungen gehört mehr der ſprachlichen, Nachweiſen der Übergänge mehr der hermeneutiſchen be an. Die gewöhnlichſte Entgegenſezung iſt die der eigent- und uneigentlichen Bedeutung. Für die Aufgabe des Auf- s der Einheit muß man bei dieſem Gegenſaze bei der eichen Bedeutung ſtehen bleiben. Denn die uneigentliche entaußerhalb des Kreiſes der Elemente des Wortes. Aber wie man dazu, eine Anwendung von einem Worte außer ſeinem

Kreiſe zu machen? Der Gegenſaz ſcheint keine Realität zu ha
ben und die Einheit des Wortes aufzuheben. Die Einheit iſt ab
nicht als abſolut zu betrachten, ſondern als Zuſammenfaſſung ve
ſchiedener Elemente, und der Gebrauch richtet ſich je nach dem ve
ſchiedenen Hereintreten derſelben. Das ganze Verhältniß der eigen
lichen und uneigentlichen Bedeutungen beruhet auf dem der Ana
logie und der Paralleliſirung der Dinge. Verkenne ich bei d
Auslegung das Bildliche, Emphatiſche einer Bezeichnung, ſo ent
ſteht ein quantitatives Mißverſtändniß. Nun hat freilich die lex
kaliſche Zuſammenſtellung der verſchiedenen Gebrauchsweiſen ih
Bequemlichkeit. Aber zum Verſtändniß einer Schrift gelangt ma
nicht, ohne zur Einheit gelangt zu ſeyn, denn dieſe hat imm
den Schriftſteller beherrſcht, wenn er ſich auch keine Rechenſcha
davon zu geben vermochte. Iſt aber die Einheit eine zuſammen
geſezte, ſo findet man ſie auch nur, wenn man alle Gebrauch
weiſen zuſammenfaßt. Das Verfahren der Entgegenſezung
für die hermeneutiſche Aufgabe nur ein Zwiſchenverſtehen, ab
als ſolches dient es dazu, die urſprüngliche Combination zu e
kennen, von der die andern Gebrauchsweiſen als Modificatio
anzuſehen ſind. — In der Entgegenſezung des urſprüngliche
und abgeleiteten in den Bedeutungen kann wahres und falſch
ſein. Im ſtrengen Sinn iſt in der Sprache die einfache Wurz
das urſprüngliche und die Beugungen ſind abgeleitet. Dieß lie
aber in den Sprachelementen. In den Bedeutungen eines u
deſſelben Wortes iſt die Einheit im urſprünglichen zu ſuchen, d
abgeleiteten ſind nur weitere Gebrauchsweiſen. Dieß iſt wa
aber kein Gegenſaz. Unwahr aber iſt das Verfahren der Entg
genſezung, wenn alle Bedeutungen urſprüngliche ſein ſollen, wel
zuerſt in der Sprache gefunden werden, die auf den geſchichtlich
Anfang führen, ſo daß das Wort eine Geſchichte erhält. Das ab
iſt nur richtig, wenn wir überall in den verſchiedenen Vorkom
menheiten der Worte die urſprünglichen, älteſten von den ſpät
abgeleiteten ſondern könnten. Nun iſt aber auch ein Kanon au
geſtellt, der für die Hermeneutik wichtig iſt, daß man nemlich d

ſinnlichen und geiſtigen Bedeutungen entgegenſezt und jene die urſprünglichen, dieſe die abgeleiteten nennt. Allein dieſer Kanon iſt ſo geſtellt unrichtig und würde zu gänzlichem Mißverſtehen hinführen, ſofern die Rede ein Produkt des menſchlichen Denkvermögens iſt. S. oben S. 47. Kein Wort, das in der Sprache gewachſen iſt, hat ſolche Entgegenſezungen, ſondern jedes iſt gleich eine Combination einer Mannigfaltigkeit von Beziehungen und Übergängen. Es giebt in der lebendigen Rede und Schrift kein Wort, von dem man ſagen könnte, es könne als eine reine Einheit dargeſtellt werden. Nur willkührlich gemachte Ausdrücke, die in der Sprache nicht gewachſen ſind, haben keine verſchiedene Gebrauchsweiſe. So die techniſchen. Die lebendige, natürlich wachſende Sprache geht von Wahrnehmungen aus und fixirt ſie. Darin liegt der Stoff zur Verſchiedenheit der Gebrauchsweiſen, weil in der Wahrnehmung immer mehrere Beziehungen ſind. Wenn man nun ſagen wollte, es gebe keine urſprüngliche Bezeichnung des geiſtigen, dieſe ſei immer abgeleitet, ſo wäre dieß eine materialiſtiſche Anſicht von der Sprache. Verſteht man unter ſinnlichem, was durch die äußere Wahrnehmung entſteht und unter geiſtigem, was durch die innere, ſo iſt dieß einſeitig, denn alle urſprüngliche Wahrnehmung iſt eine innere. Aber wohl iſt nichts abſtraktes urſprünglich in der Sprache, ſondern das concrete.

Wenn ein einzelner Ausdruck in einem Saze durch die unmittelbare Verbindung, worin er erſcheint, nicht klar iſt, ſo kann dieß ſeinen Grund darin haben, daß der Ausdruck dem Hörer oder Leſer nicht in der Totalität ſeines Sprachwerthes bekannt iſt. Dann tritt als ergänzendes Verfahren der Gebrauch der Hülfsmittel ein, welche das Lexikon darbietet. Man muß ſich der Einheit des Sprachwerthes bemächtigen um die Mannigfaltigkeit der Gebrauchsweiſen zu bekommen. Dieß kann nun nie vollkommen gelingen, wenn man den Gebrauch durch Gegenſäze fixirt. Daher müſſen die Gegenſäze, die das Lexikon macht, aufgehoben und das Wort in ſeiner Einheit als ein nach verſchiedenen Seiten hin Wandelbares angeſehen werden.

Es entſteht die Frage, in wiefern in der Geſchichte der Sprache ein weſentliches Moment für die Hermeneutik liegt?

Sagen wir, wir haben große Zeiträume vor uns, in denen eine Sprache gelebt hat und können von jedem Punkte aus rückwärts gehen, nur nicht bis zu den Anfängen, — denn die ſind uns nirgends in der Zeit gegeben, — und vergleichen wir die Gebrauchsweiſen eines Wortes bei den früheſten und ſpäteſten, — haben jene nun mit lebendigem Bewußtſein das Wort gebrauchend alle Bedeutungen, die wir im ſpäteren Gebrauch finden, mit gedacht? Dieß möchte wohl niemand weder bejahen noch beweiſen können. Sondern in einer Sprache, die viele Generationen dominirt, müſſen nothwendig Kenntniſſe erwachſen, die den früheſten gar nicht im Bewußtſein ſein konnten. Dieſe wirken unvermeidlich auf die Sprache. Da aber ganz neue Elemente in der bereits vorhandenen Sprache nicht entſtehen können, ſo entſtehen neue Gebrauchsweiſen, die in dem Bewußtſein der früheren nicht geweſen. So das Wort *βασιλεὺς* bei den Griechen. — Wollen wir nun genau verſtehen, ſo müſſen wir wiſſen, mit welchem Grade von Lebendigkeit der Redende ſeine Ausdrücke hervorgebracht und was ſie in dieſer Innerlichkeit betrachtet für ihn wirklich beſchloſſen halten. Denn nur auf die Weiſe finden wir den Proceß ſeines Denkens. Obwohl nun dieß auf die pſychologiſche Seite zu gehören ſcheint, ſo muß es doch hierher gezogen werden, da es vor allem darauf ankommt zu wiſſen, welcher Sprachgehalt dem gegenwärtig geweſen iſt, der das Wort gebraucht, ob ein neuer oder alter Gebrauch. Beides iſt verſchieden. Denn ein Ausdruck deſſen ich mir als eines neuen bewußt bin, der hat einen Accent, eine Emphaſis, einen Farbeton ganz anderer Art, als deſſen ich mich als eines abgegriffenen Zeichens bediene. Dazu gehört die Kenntniß der ganzen Sprache und ihrer Geſchichte und das Verhältniß des Schriftſtellers zu derſelben. Aber wer vermöchte dieſe Aufgabe ganz zu löſen wagen! Indeß man muß auch in einem gegebenen Moment die Aufgabe nie ganz löſen wollen, ſondern in den meiſten Fällen immer nur etwas. Aber

:abe da, wo wir nicht die volle Gründlichkeit erſtreben, überſe-
ı wir leicht, was wir nicht überſehen ſollten. Wo nicht das
aximum von Anſtrengung iſt, iſt auch weniger Sicherheit und
hr Schwierigkeit. Indeß giebt es Fälle, wo es uns eben nur
f einzelnes ankommt, und wir gleichſam auf die volle Leben-
ıkeit des Bewußtſeins verzichten, indem wir uns auf einzelne
ınkte concentriren. In ſolchen Fällen der Selbſtbeſchränkung
aber die Vorſicht nothwendig, daß wir nicht überſehen, was
chtig iſt, weil wir ſonſt in Schwierigkeiten gerathen. Wo wir
er das vollkommene Verſtehen ſuchen, da iſt nothwendig den
nzen Sprachſchaz im Bewußtſein zu haben. Zu dieſer Voll-
ınmenheit des Verſtehens gehört auch, daß wir eine vorläufige
erſicht des Ganzen nehmen. Allein dieſer vorläufige hermeneu-
che Proceß iſt nicht in allen Fällen möglich und nothwendig.
: mehr wir, z. B. beim Zeitungsleſen, nicht die Erzählungs-
ıiſe ſelbſt betrachten, ſondern nur auf das erzählte Factum aus-
hen, alſo eigentlich auf das, was über die Hermeneutik hinaus-
gt, deſto weniger bedürfen wir jenes vorläufigen Prozeſſes.

10. Es hat dieſelbe Bewandniß mit dem formellen Ele-
ment; die Regeln der Grammatik ſtehen eben ſo wie die Be-
deutungen beim Wörterbuch. Daher auch die Grammatik bei
Partikeln Wörterbuch wird. Das formelle iſt noch ſchwieriger.

11. Der Gebrauch beider Hülfsmittel (Lexikon und Gram-
matik) iſt wieder der Gebrauch eines Schriftſtellers und alſo
gelten alle Regeln auch wieder davon nebenbei. Beide um-
faſſen auch nur einen gewiſſen Zeitraum von Sprachkenntniß
und gehen auch gewöhnlich von einem beſtimmten Geſichtspunkt
aus. Die ganze Benuzung beider durch einen wiſſenſchaft-
lichen Menſchen muß auch wieder zu ihrer Berichtigung und
Bereicherung dienen durch das beſſerverſtehen; alſo muß auch
jeder (beſondere hermeneutiſche) Fall etwas dazu beitragen.
um vollkommenen Verſtehen haben alle Sprachelemente gleichen
Werth, die formellen, wie die materiellen. Jene drücken die Ver-

bindungen aus. Lernt man die materiellen aus dem Lexikon, ſo die formellen aus der Grammatik, namentlich der Syntax. Es gilt aber von dieſen formellen Elementen (Partikeln) was von den materiellen, nemlich, daß jedes von ihnen eine Einheit iſt, aber auch dieſe iſt nicht durch Entgegenſezung, ſondern unter der Form des allmählichen Überganges zu erkennen. Nur iſt man in der Grammatik mehr an das etymologiſche Verfahren gewieſen, weil hier die Formen in beſtimmter Verwandtſchaft aufgeführt ſtehen.

2. Anwendung des erſten Kanons auf das Neue Teſtament.

1. Soll die Specialhermeneutik des N. T. wiſſenſchaftlich conſtruirt werden, ſo muß bei jedem Punkt (der allgemeinen Hermeneutik) betrachtet werden was in Bezug auf einen beſtimmten Gegenſtand dadurch von ſelbſt geſezt wird oder ausgeſchloſſen [1]). —

2. Die neuteſtam. Sprache muß unter die Totalität der griechiſchen ſubſumirt werden. Die Bücher ſelbſt ſind nicht überſezt, nicht einmal Matthäus und der Brief an die Hebräer. Aber auch die Verfaſſer haben nicht geradehin hebräiſch gedacht und nur griechiſch geſchrieben oder ſchreiben laſſen. Denn ſie konnten unter ihren Leſern überall beſſere Überſezer vorausſezen. Sondern ſie haben wie jeder Verſtändige (im Einzelnen wenigſtens, denn die erſte niemals ausgeführte Conception gehört nicht hieher) in der Sprache auch gedacht in der ſie geſchrieben.

3. Die neuteſtam. Sprache gehört aber in die Periode des Verfalls. Dieſe kann man ſchon von Alexander an rechnen.

---

[1]) Hier iſt, was an dieſem Orte weiter über die Bedingungen der Specialhermeneutik überhaupt geſagt iſt, ausgelaſſen, weil alles hierher gehörige ſchon in der Einleitung S. 24 ff. vollſtändiger und deutlicher erörtert iſt.

Einige Schriftſteller dieſer Periode nähern ſich dem guten Zeitalter oder ſuchen es herzuſtellen. Unſere neuteſt. Verfaſſer aber nehmen ihre Sprache mehr aus dem Gebiet des gemeinen Lebens, und haben dieſe Tendenz nicht. Aber auch jene ſind zuzuziehen wo ſie ſich im Charakter ihrer Zeit ruhig gehen laſſen. Daher richtige Analogien aus Polybius und Joſephus. Bemerkte Analogien aus attiſchen Schriftſtellern, wie Thucydides, Xenophon, haben einen negativen Nuzen und es iſt eine gute Übung ſie zu vergleichen. Nemlich man denkt ſich oft die verſchiedenen Gebiete zu abgeſchloſſen und meint, einiges könne im klaſſiſchen nicht vorkommen, ſondern nur im helleniſtiſchen und makedoniſchen, und dieß wird ſo berichtigt.

4. Der Einfluß des aramäiſchen iſt nur zu beſtimmen aus der allgemeinen Anſchauung von der Art ſich eine fremde Sprache anzueignen. Volksthümlichkeit und Neigung zum allgemeinen Verkehr ſind überall auch im Gebiet der Sprache bei einander. Häufig verſchwindet die lezte als Minimum. Wo zu ſehr die lezte überwiegt, da iſt gewiß die Volksthümlichkeit im Verfall. Die Fertigkeit aber ſich viele Sprachen kunſtgemäß anzueignen, indem an dem allgemeinen Bilde der Sprache die Mutterſprache und die fremde verglichen werden, iſt ein Talent. Dieſes Talent iſt unter den Juden niemals bedeutend geweſen. Jene Leichtigkeit aber, welche jezt bis zum Verſchwinden der Mutterſprache gediehen iſt, war ſchon damals bei ihnen vorhanden. Aber auf dem Wege des gemeinen Verkehrs ohne Grammatik und Litteratur ſchleichen ſich bei der Aneignung Fehler ein, welche bei wiſſenſchaftlich gebildeten ſich nicht finden, und dieß iſt der Unterſchied zwiſchen dem N. T. und Philo und Joſephus. Dieſe Fehler ſind in unſerem Falle zwiefach. Einmal aus dem Contraſt des Reichthums und der Armuth an formellen Elementen entſteht daß die neuteſtam. Schriftſteller den griechiſchen Reichthum nicht ſo zu gebrauchen wiſſen. Dann indem bei der Aneignung die fremden Wörter auf Wörter in der Mutterſprache reducirt werden entſteht leicht

eine Täuſchung, daß welche ſich in mehrerem entſprochen haben ſich auch überall entſprechen werden, und aus dieſer Vorausſezung dann im Schreiben falſcher Gebrauch. In beiden Punkten ſtimmt nun die LXX. mit dem neuen Teſtam. ſehr überein und iſt alſo faſt das reichſte Erklärungsmittel. Aber als Quelle der neuteſt. Sprache ſie anzuſehen, aus der ſich dieſe ſelbſt gebildet hätte, iſt zuviel. Einmal hatten die neuteſt. Schriftſteller, wie ſie ſehr verſchieden ſind in dem Grade der Aneignung des griechiſchen und in dem Beſchränktſein durch die angeführten Mängel, auch einen ſehr verſchiedenen Zuſammenhang mit der LXX. Dann läßt ſich auch für alle eine andere Quelle nemlich der gemeine geſellige Verkehr nachweiſen.

5. Ein anderes iſt die Unterſuchung, wie weit wegen des religiöſen Inhalts das N. Teſt. noch beſonders von der LXX. abhängt. Hier kommen beſonders die jüngeren Schriften, die Apokryphen, in Betracht, und ſo hat die Beantwortung dieſer Frage den größten Einfluß auf die ganze Anſicht der chriſtlichen Theologie, nemlich auf die Principien der Interpretation ſofern dieſe ſelbſt der Dogmatik zum Grunde liegt. — Die neuteſtam. Schriftſteller führen für ihre religiöſen Begriffe keine neuen Wörter ein, und reden alſo aus dem Sprachgebrauch des griechiſchen A. T. und der Apokryphen. Es fragt ſich alſo, haben ſie demohnerachtet andere religiöſe Vorſtellungen und alſo andere Gebrauchsweiſen der Wörter? oder haben ſie auch nur dieſelben Gebrauchsweiſen? Im lezteren Falle wäre nichts neues in der chriſtlichen Theologie und alſo, da alles religiöſe was nicht bloß momentan iſt ſich in der Reflexion fixirt, auch nichts in der chriſtlichen Religion. Die Frage aber läßt ſich unmittelbar hermeneutiſch nicht entſcheiden und zeigt ſich alſo als eine Sache der Geſinnung. Jeder beſchuldigt dabei den andern daß er ſeine Principien aus vorgefaßten Meinungen geſchöpft habe; denn richtige Meinung über die Bibel kann es nur geben durch die Interpretation. Es liegt freilich ein Löſungsgrund im hermeneutiſchen Verfahren. Nemlich eines

Theils müßte eine durchgreifende Parallelle des N. T. und der LXX. doch zeigen, ob Gebrauchsweiſen in dem einen vorkommen, die dem andern ganz fremd ſind. Allein da bliebe immer die Ausflucht übrig, das Sprachgebiet ſei größer als dieſe Überreſte. Zu Hülfe müßte alſo kommen auf der andern Seite die Auſſage des Gefühls darüber ob das N. T. für ſich erſcheint als eine Entwicklung neuer Vorſtellungen. Dieſe Ausſage kann aber nur Credit bekommen durch eine allgemeine philologiſche und philoſophiſche Bildung. Nur wer beweiſ't, daß er ähnliche Unterſuchungen mit Erfolg auch anderwärts geführt habe und daß er ſich nicht gegen ſeine eigene Einſicht beſtechen laſſe, kann hier leitend werden.

6. Wenn es nun einen nach unſrer Anſicht freilich nur untergeordneten anomalen Einfluß der hebräiſchen Abſtammung auf die neuteſt. Sprache giebt, ſo fragt ſich wieviel Rückſicht darauf bei der Interpretation zu nehmen ſei. Es giebt hier zwei einſeitige Maximen. Die eine iſt, ſich mit dem einen Sprachelement allein zu begnügen bis Schwierigkeiten eintreten und dann dieſe aus dem andern zu löſen. Dadurch wird aber das erſte Verfahren kunſtlos und gar nicht geeignet das zweite daran zu knüpfen. Auch kann man dann eben ſo leicht verſuchen aus dem andern Moment zu erklären was ſeinen eigentlichen Erklärungsgrund ganz anderswo hat, und man iſt überhaupt mit der Kenntniß des andern wieder nur auf einzelne Obſervationen verwieſen. Sondern nach unſrer vorläufigen Regel daß die Kunſt von Anfang an eintreten muß, ſoll man ſich eine allgemeine Anſchauung vom Verhältniß beider Momente abſtrahirt vor allen einzelnen Schwierigkeiten zu bilden ſuchen durch vorläufiges Leſen und durch Vergleichung mit LXX., Philo, Joſephus, Diodor, Polybius.

Unleugbar aber iſt, daß der Einfluß des hebräiſchen bei den eigentlich religiöſen Terminis vorzüglich groß iſt. Denn im urſprünglich helleniſchen — vorzüglich ſo weit es den neuteſt. Schriftſtellern bekannt war, — fand das neu zu entwickelnde religiöſe (nicht nur) keinen Anknüpfungspunkt ſondern auch

das ähnliche wurde durch die Verbindung mit dem Polytheismus abgeſtoßen.

7. Es iſt daher die Vermiſchung des anomalen in dem mannigfaltigſten Verhältniß vorhanden und bei jedem einzelnen Schriftſteller wiederum verſchieden. Die Hauptregel bleibt alſo immer, ſich für jedes Wort aus dem griechiſchen Wörterbuche und aus dem helleniſtiſchen, und für jede Form aus der griechiſchen Grammatik und aus der comparativ helleniſtiſchen ein Ganzes zu bilden und nur in Bezug auf dieſes den Kanon anzuwenden. — Rath an den Anfänger das doppelte Wörterbuch oft auch da wo man keinen Anſtoß findet zu Rathe zu ziehen, um alle kunſtloſe Gewöhnung im voraus abzuhalten.

Eine Sprache kann nur in dem Maaße einer Specialhermeneutik bedürfen, als ſie noch keine Grammatik hat. Iſt die Grammatik einer Sprache ſchon kunſtgemäß bearbeitet, ſo iſt auch von dieſer Seite keine Specialhermeneutik nöthig, die allgemeinen Regeln werden dann nur angewendet nach der Natur der grammatiſchen Zuſammenſtellung. Sprachen, in denen das Verhältniß der Elemente des Sazes regelmäßig und weſentlich dieſelben ſind, bedürfen im Verhältniß zu einander auch keiner ſpeciellen Hermeneutik. Findet aber das Gegentheil ſtatt, ſo muß wie eine ſpecielle Grammatik ſo auch eine ſpecielle Hermeneutik ſtattfinden. Die neuteſt. Sprache iſt allerdings zunächſt die griechiſche. Dieſe iſt nun eine Sprache, deren Grammatik kunſtgemäß bearbeitet iſt. Aber die neuteſtam. Sprache ſteht dazu in einem ganz beſonderen Verhältniß. Um dieß Verhältniß überhaupt richtig zu beſtimmen, müſſen wir zwei Hauptperioden der griechiſchen Sprache, die der Blüthe und die des Verfalls, unterſcheiden. Das N. T. fällt in die zweite, wo die Mannigfaltigkeit der Dialekte, die in der erſten Periode auch auf dem Gebiete der kunſtmäßigen Rede charakteriſtiſch war, verſchwunden iſt. Außerdem tritt in der griechiſchen Sprache der Gegenſaz zwiſchen Proſa und Poeſie ſehr beſtimmt herausgearbeitet hervor. Das N. T. gehört ganz auf das Gebiet der

)roſa, aber nicht in der künſtleriſchen, wiſſenſchaftlichen Form, ondern mehr der des gemeinen Lebens (συνήθεια). Dieß ver- ient Beachtung. Überall wo die Grammatik behandelt wird, ieht man mehr auf die künſtleriſche, ausgearbeitete Form der Rede. Was im gemeinen Leben vorkommt, wird weniger beach- tet. Nur zuweilen wird bei grammatiſcher Behandlung der Schrift- ſteller geſagt, wenn ein Ausdruck vorkommt, der mehr ins gemeine Leben gehört. Zu einer Geſammtanſchauung der Sprache des gemeinen Lebens aber kommt es nicht. Dieß iſt ein Mangel der Grammatik, der hermeneutiſch wichtig iſt. Je öfter Veranlaſſung zum Abweichen vom ſchriftſtelleriſchen Sprachgebrauch vorhanden iſt, deſto mehr werden beſondere Regeln der Grammatik veran- laßt, denn jedes regelmäßige Verſtehen hört auf, und Mißver- ſtändniſſe entſtehen, wenn in der Sprache des gemeinen Lebens Combinationen und Formen vorkommen, die in der Grammatik nicht bedacht ſind. Bei den neuteſtam. Schriftſtellern iſt aber außerdem zu berückſichtigen, daß ſie ein gemiſchtes Sprachgebiet haben, wo vieles vorkommt, was gar nicht in der grammatiſchen Behandlung einer Sprache, wie ſie rein für ſich iſt, berückſichtigt werden kann. Denkt man ſich das Hebraiſiren des N. T. ſo, als wären die neuteſt. Schriftſteller gewohnt geweſen, in irgend einem ſemitiſchen Dialekt zu denken, und ihr griechiſch wäre eben nur Überſezung, und zwar ſo daß ſie der Sprache, in welche ſie überſezten, unkundig, und ihnen theils unbewußt geweſen, daß ſie nur überſezten, wenn ſie ſchrieben, ſo iſt dieſe Vorſtellung nicht auf alle Weiſe richtig. Es iſt möglich, daß viele mehr grie- chiſch als aramäiſch geſprochen. Aber das griechiſch, welches ſie ſprachen, war ſchon ein Gemiſch. Diejenigen, welche beſtändig in ſolchen Gegenden ſprachen, wo dieſe Miſchſprache herrſchte, verfirten auch in ihrem Denken darin. So iſt die neuteſtamen- tliche Sprache keine momentane Produktion der Schriftſteller ſelbſt, ſondern dieß Sprachgebiet war ihnen ſchon gegeben. Hier eröffnet ſich eine weitere hiſtoriſche Betrachtung. Nach der Zeit des N. T., als das Chriſtenthum ſich im römiſchen Reiche immer

mehr verbreitete, beſonders in dem griechiſch redenden Theile, und nun chriſtliche Schriftſteller und Redner auftraten, welche zunächſt in der gewöhnlichen griechiſchen Sprache erzogen und davon hergekommen waren, mußten dieſe doch in gewiſſem Grade die Miſchung und Abweichung der neuteſt. Sprache aufnehmen. Denn das neue Teſtam. ging in das gemeine chriſtliche Leben über, und durch ſeinen häufigen Gebrauch verloren die abweichenden Formen ſeiner Sprache das Fremde, je mehr religiös geſprochen und geſchrieben wurde. Dieß war gerade da der Fall, als das öffentliche Leben zerfallen war. So iſt zu erwarten, daß wir in der Gräcität der griechiſchen Kirche Analogien der neuteſt. finden. Und zwar finden wir eine Abſtufung darin von zwei entgegengeſezten Punkten aus. Erſtlich, je mehr ſich die chriſtlichen Grundideen aus der heiligen Schrift in dieſer Sprache fixirt hatten und leitende Principien wurden für die Gedankenconſtruction, deſto mehr Einfluß gewannen die Formen und Abweichungen der neuteſtamentlichen Sprache und wurden aufgenommen, weil unzertrennlich von jenen Ideen. Zweitens, je mehr in der Chriſtenheit ſolche Lehrer und Schriftſteller zum Vorſchein kamen, welche in der urſprünglichen Gräcität geboren und erzogen und von der alten Gräcität genährt waren, deſto mehr wurde von dieſen die neuteſtam. Miſchung und Unregelmäßigkeit abgeſtreift und die Darſtellung der chriſtlichen Grundidien in reiner Gräcität angeſtrebt. Allein die neuteſt. Gräcität iſt in der griechiſchen Kirche nie ganz überwunden und verſchwunden. Und ſo hat das neuteſtamentliche Sprachgebiet einen viel größeren Umfang, als man gewöhnlich glaubt.

Um zur genaueren Einſicht in den Charakter der neuteſtam. Sprache zu gelangen, muß man auf den Proceß der Bilinguität, oder auf die Art und Weiſe, zwei Sprachen zu haben, zurückgehen. Dieſer Proceß iſt ein zwiefacher. Wir gelangen zum Beſiz einer alten Sprache auf künſtleriſchem Wege, ſo daß wir die Grammatik eher als die Sprache bekommen. Wir lernen die alte Sprache nicht im lebendigen Gebrauch. Unſer Gebrauch iſt

das Leſen, nicht die eigene Gedankenproduktion in der Sprache, Auf dieſem Wege kann es geſchehen, daß man ıde Sprache in ihrer eigenthümlichen Lebendigkeit erfaßt. ıan aber den Verſuch machen, die Sprache ſelbſt zu ge= ı, ſo wird, weil man in der Mutterſprache gewohnt iſt en, zunächſt eine Überſezung entſtehen. Dabei iſt ein Un= ', ob man im unmittelbaren Leben den Verſuch macht,) man ſich in ein vergangenes Leben zurückverſezt. Dieß findet ſtatt bei dem Gebrauch der klaſſiſchen Sprache. Da= Rede gewöhnlich nur in Reminiſcenzen beſteht aus dem mlichen Gedankenkreiſe. Gebraucht man dagegen die fremde : im unmittelbaren Leben in unſrem Gedankenkreiſe, ſo ımer Analoges entſtehen von dem was die neuteſt. Sprache Es werden Germanismen entſtehen. Nimmt man dieſe . Corrigiren weg, ſo iſt das nur ein zweiter Akt; das bleibt immer wenn auch nur dunkel deutſch. —

ie neuteſt. Sprache gehört nun zu jenem zweiten Fall, wo nde Sprache nicht wiſſenſchaftlich und ſchulgemäß gelernt nd der Einfluß und die Reminiſcenzen aus der Mutterſprache ı vermeiden ſind. So müſſen wir alſo bei der Auslegung T. immer die beiden Sprachen, die griechiſche und he= , im Sinn haben. Die neuteſt. Sprachmiſchung war un= Juden ſchon vor der Abfaſſung des N. T. vorhanden, hon ſchriftlich. Um das ganze Verhältniß, wie dieſe Sprach= ıg entſtanden iſt, vor Augen zu haben, muß man folgen= ıenken. Das jüdiſche Volk wohnte in jener Periode nur heil in Paläſtina. Aber auch Paläſtina war nicht allein ädiſchen Volke bewohnt, ſondern es gab auch Gegenden, ı bedeutender Theil der Einwohner von anderer Abſtam= war. So nicht nur in Samarien, wo von früherher Mi= ſtattfand, ſondern auch in Galiläa und Peräa. Im lez= Landſtrich gab es Städte mit griechiſchem Namen, alſo cher Coloniſation. Eben ſo in Galiläa, und hier gab es ı noch Vermiſchung mit phöniziſchen Einwohnern. Für

alle, die nicht jüdiſcher Abkunft waren, war das griechiſche die herrſchende Sprache. Sollte alſo Verkehr ſtattfinden, ſo mußten die Einwohner im gewiſſen Grade ſich auch das griechiſche aneignen, wenn auch nur für den täglichen Geſchäftsverkehr. Paläſtina war ferner in dieſer Zeit zum Theil römiſche Provinz, hatte römiſche Beſazungen und Beamte. Dieſe konnten ſich ihrer lateiniſchen Mutterſprache nicht bedienen; wo lateiniſch geredet werden mußte, hatte man Dolmetſcher. Im gewöhnlichen Verkehr ſprachen auch die Römer griechiſch, aber ein latiniſirtes. So entſtand in Beziehung auf gerichtliche, adminiſtrative und militäriſche Gegenſtände latiniſirend griechiſche Ausdrucksweiſe und es miſchten ſich griechiſche und lateiniſche Elemente mit hebräiſchen. Daher die Möglichkeit, auch im N. T. Latinismen zu finden. Ferner in Judäa, vorzüglich in und bei Jeruſalem hatten ſich oft auswärtige Juden niedergelaſſen, um bei unabhängigen Vermögensumſtänden das früher entbehrte Heiligthum zu genießen. Dieſe (Helleniſten) brachten die griechiſche Sprache mit. Es waren von ſolchen in Jeruſalem Synagogen geſtiftet, wo das Geſez in griechiſcher Sprache vorgeleſen wurde. Aber dieß griechiſch war auch gefärbt durch das hebräiſche. Die im Auslande lebenden Juden konnten das griechiſche gar nicht entbehren. Denn dieß war die Vermittlung zwiſchen den verſchiedenen Sprachen der verſchiedenen Theile der Einwohner. Alſo ganz abgeſehen vom N. T. gab es eine eigenthümliche durch den aramäiſchen Charakter modificirte griechiſche Sprache, auch mit Latinismen und Idiotismen aus andern Sprachen mannigfach durchzogen.

Wo finden wir nun Hülfe für das Verſtändniß des N. T.? Zuerſt fragen wir, wo iſt außer dem N. T. der Siz des der neuteſtamentlichen Sprache analogen? Um den aramäiſchen Genius des neuteſt. Idioms zu finden, müſſen wir die aramäiſche Sprache in Betracht ziehen. Geben wir etwas nach, ſo können wir ſagen, derjenige Dialekt, der damals in jenen Gegenden geſprochen wurde und von dem die Verfälſchung des griechiſchen ausging, war zwar nicht mehr das altteſtam. hebräiſche, aber doch ſo ver-

t, daß für den Einfluß auf das griechiſche dieß ein
r Unterſchied iſt. Ohne in die Leſung des A. T. in
e eingeweiht zu ſein, iſt es unmöglich, die Hebraismen
kennen. Unmittelbar aber in das neuteſt. Sprachge-
die alexandriniſche Überſezung des A. T. Hier iſt
von Hebraismen zu erwarten, weil, wenn jemand
der Mutterſprache in eine andere ihm fremde über-
erlich alle Spuren der Urſprache verwiſchen kann, be-
n er die Verpflichtung der Treue hat, die durch die
s A. T. beſonders bedingt war. Hier iſt ein Sprach-
it verglichen das neuteſt. als ein reineres anzuſehen
ichſt gehören hierher die Apokryphen des A. T., welche
griechiſch verfaßt ſind, aber im hebräiſchen Sinn und
eſchichtlichen wie die gnomiſchen. Dieſe gehören nach
Structur, ſelbſt in einzelnen Ausdrücken und Formen
m. Typus. Ferner die originell griechiſchen Schriften
uden, wie des Joſephus und Philo, ohne beſondere
uf das A. T. Dieſe lernten das griechiſche theils aus
theils aus dem Gebrauch im Leben; daher in ihren
in Kampf zwiſchen dem rein griechiſchen aus der
dem gemein griechiſchen des gemeinen Lebens mit
n Beſtandtheilen. Auch abgeſehen von dieſer aramäi-
ung, gehört das griechiſche des N. T. ſeiner Zeit nach
iſchen Sprachperiode an, die von dem klaſſiſchen Cha-
ieden iſt. Es fällt aber unmittelbar in die Zeit der
errſchaft. In Schriften aus dieſer Zeit ſind alſo dem
olge Latinismen zu erwarten in gerichtlichen, admini-
ilitäriſchen Ausdrücken. Allein in dem allen ſind wir
ſicher zu allem was im N. T. vorkommt beſtimmte
u finden. Es entſteht die Frage, war das Chriſtenthum
s oder nicht? Ein Theil unſrer Theologen will das
n als natürlich aus dem Judenthum entſtanden, nur
ation deſſelben angeſehen wiſſen. Allein die herrſchende
mmt es als etwas neues, ſei es unter der Form gött-

licher Offenbarung oder anderswie. Sofern es nun aber im weiteren oder engeren Sinne etwas neues iſt, müſſen ſich im N. T. Schwierigkeiten in Bezug auf die Sprache ergeben können, welche auf dem bisher bezeichneten Sprachgebiete, wo das neue noch nicht war, nicht gelöſ't werden können. Jede geiſtige Revolution iſt ſprachbildend, denn es entſtehen Gedanken und reale Verhältniſſe, welche eben als neue durch die Sprache, wie ſie war, nicht bezeichnet werden können. Sie würden freilich gar nicht ausgedrückt werden können, wenn in der bisherigen Sprache keine Anknüpfungspunkte lägen. Aber ohne Kenntniß des neuen würden wir doch die Sprache in dieſer Rückſicht nicht verſtehen. Die Unpartheilichkeit des Auslegers fordert, daß er nicht voreilig die Frage entſcheidet, ſondern erſt durch das Studium des N. T. ſelbſt in dieſer Hinſicht. Dabei iſt denn auch Rückſicht zu nehmen auf die, welche das Chriſtenthum nicht als etwas neues anſehen wollen. Einige von ihnen wollen Analogien ganz in den apokryphiſchen Schriften finden, andere ſuchen in den Produkten des ägyptiſchen Judenthums, wie es mit mancherlei Notizen aus der griechiſchen Weisheit ausgeſtattet ſei, vornehmlich aus der griechiſchen Philoſophie der ſpäteren Zeit, der neuplatoniſchen, alle weſentlichen Analogien für den neuteſt. Sprachgebrauch. Dieß muß berückſichtigt werden, und ſo haben wir gründlichſt zu prüfen, ob die neuteſt. Ausdrücke als Gedanken und Thatſachen in den Gemüthern der neuteſt. Schriftſteller ſich vollſtändig erklären laſſen aus den Elementen jener Sprachgebiete. Dieſe Unterſuchung muß immer im Gange bleiben und das ganze Gebiet ſo lange durchforſcht werden, bis die Differenzen ausgeglichen ſind und eine allgemeine Überzeugung ſich gebildet hat. Aber davon ſind wir leider noch ſehr fern.

Wenn das ganze Gebiet des Hebraismus aus den griechiſchen Überſezungen des A. T., den Apokryphen, aus Philo und Joſephus vollſtändig erkannt werden könnte, ſo könnte man auch bei dem N. T. der hebräiſchen Sprachkenntniß entbehren, weil man dann den ganzen Einfluß ſchon erkannt hätte. Allein dieß

icht der Fall, weil die neuteſtam. Schriftſteller überwiegend der Sprache des gemeinen Lebens herkommen. Die Ver- ung mit jenen Schriften wird alſo unzureichend ſein und bedarf der unmittelbaren Kenntniß des hebräiſchen Sprach- s im A. T., um in jedem gegebenen Fall zu merken, ob in wiefern etwas Hebraismus iſt.

Da man nicht vorausſezen kann, daß das Studium des N. rſt nach vollſtändiger Bekanntſchaft mit den Vorbedingungen igt, ſo bedürfen wir der Hülfsmittel, um uns den ganzen chgebrauch vollkommen gegenwärtig zu erhalten. So lange r griechiſchen Kirche die neuteſt. Sprache fortlebte, bedurfte derſelben nicht in dem Grade, wie in der neueren Zeit. Seit Studium des N. T. aus dem Schlafe des Mittelalters erwachte, man auf ſolche Hülfsmittel bedacht. Das nächſte nun iſt das on. Die Duplicität der neuteſt. Sprache veranlaßt ein dop- s lexikaliſches Verfahren, weil eben das Etymologiſche hier nderes iſt. Wenn wir den Sprachwerth eines Wortes im lter der griechiſchen Sprache, wozu das N. T. gehört, haben, nd wir dadurch noch gar nicht in den Stand geſezt, die volle eit des Wortes zu finden, ſondern wir müſſen zuvor unter- n, was es denn repräſentirt habe bei denen welche hebräiſch enken gewohnt waren. So kommen wir auf die Analogie in ebräiſchen Sprache. Da finden wir nun aber, daß daſſelbe liſche Wort nicht immer demſelben griechiſchen entſpricht und ekehrt. Dieß Verhältniß läßt ſich aber erſt aus eigentlichen ſezungen ausmitteln und daher ſind die Wörterbücher der C. unentbehrlich für das Studium der neuteſt. Sprache. Die Form derſelben finden wir in der Trommſchen Concordanz, urch man in den Stand geſezt wird, den ganzen Repräſenta- swerth eines griechiſchen Wortes im Hebräiſchen zu überſehen. Schleusnerſche thesaurus iſt nicht ſo bequem. Aber man auch den ganzen Repräſentationswerth der hebräiſchen Worte n ein griechiſches entſpricht überſehen können. Dazu muß die hebräiſchen Lexika zu Hülfe nehmen. Dieſe Überſicht

könnte dadurch erleichert werden, daß den Wörterbüchern der LXX. ein hebräiſcher Index hinzugefügt würde, worin von jedem hebräiſchen Worte angegeben wäre, unter welchem griechiſchen es zu finden ſei.

Schwieriger iſt das Verfahren bei den formellen Elementen der Sprache, den Verbindungswörtern, den Partikeln. Während die griechiſche Sprache ſehr reich daran iſt, iſt die hebräiſche ausgezeichnet arm. Dieſe erſezt manches durch Formationen und Beugungen der Wörter, die dem griechiſchen fremd ſind. Denkt man ſich nun, daß Menſchen, die hebräiſch zu denken gewohnt ſind, auf ganz kunſtloſe Weiſe aus der bloßen Umgangsſprache ſich ſollen griechiſche Rede angewöhnen, ſo wird ſich ſehr natürlich die hebräiſche Partikelarmuth in das griechiſche überſezen, weil ſie ein Wort immer auf dieſelbe Weiſe zu überſezen geneigt ſein werden. Aus der geringen Anzahl von Partikeln in dieſem Idiom folgt, daß ſie ſehr mannigfaltig, alſo in einem weit größeren Umfange gebraucht ſind, als ſie in der urſprünglichen griechiſchen Rede haben. Ferner, die hebräiſche Sprache hat keinen eigentlichen Periodenbau; ſie verſirt in einfachen Säzen und ſtellt dieſelben nur parallel neben einander und gegeneinander über. So iſt alſo kein Überfluß von Conjunctionen zu erwarten. Werden nun griechiſche Partikeln in dieſem Idiom gebraucht, ſo werden ſie eine Unbeſtimmtheit bekommen, welche dem ächt griechiſchen Gebrauch fremd iſt. Das näher beſtimmende überläßt der Redende dem Hörenden aus dem Zuſammenhange zu erkennen. Die Lexika reichen nicht hin dieß Verhältniß zu erkennen, ſondern man muß auf das natürliche Verhältniß des Hörers zum Sprechenden zurückgehen und daraus den Zuſammenhang der Säze näher zu beſtimmen ſuchen.

Aber es giebt noch ein anderes Bedürfniß beſonderer lexikaliſcher Hülfsmittel für das N. T. Indem ſich nemlich das Chriſtenthum in die griechiſche Sprache hineinbegab, mußte es in derſelben ſprachbildend werden. So mußten neue ungewohnte Gebrauchsweiſen entſtehen. Zwar ſtellten die Apoſtel die neuteſt. Thatſachen als Erfüllung altteſt. Weiſſagungen dar, und ſo könnte

ns mit dem A. T. auch von dieser Seite unstatthaft ist.
r das Christenthum etwas neues, so muß es sich auch im
hen seine eigene Sprache aus den vorgefundenen Elementen
haben, die sich aus dem Totalzusammenhang der christ-
Gesprächsführung und des christlichen Lebens ergab. Dar-
d neutest. Lexika, welche die Eigenthümlichkeit der neutest.
e vollkommen darstellen, unentbehrliche Hülfsmittel. Man
ber wegen der großen Schwierigkeit, die diese Lexikographie
a die vorhandenen nicht zu große Anforderungen machen.
igenthümliche Schwierigkeit liegt im Folgenden: Verfolgen
ie Geschichte der Kirche, so sehen wir, wie sich bald in
iechischen Kirche eine eigenthümliche theologische, besonders
tische Kunstsprache bildete. Parallel damit bildete sich in
endländischen Kirche eine lateinische theologische Kunstsprache,
nter Streitigkeiten mit der griechischen Kirche, die zum
wenigstens auf der Differenz der Sprache beruhte. Unsere
theologische Sprache ist nach der lateinischen gebildet. Wo-
ir nun aber keine andere Auctorität anerkennen als das
., entsteht natürlich das Bestreben, unsere theologische
he mit der neutest. zu vergleichen. Nun macht niemand
ein neutest. Lexikon ohne von dem christlich kirchlichen In-
auszugehen. Aus diesem Interesse entsteht leicht die Ten-

der andere jene Vorſtellung verbindet, ſo entſtehen daraus be
und unbewußt Störungen des lexikaliſchen Verfahrens, daß
bei dem Gebrauch der neuteſt. Lexika ſehr auf ſeiner Hut
muß, von dem Intereſſe des Verfaſſers nicht verleitet zu we
Überall aber gilt nach dem Princip des Proteſtantismus fü
den, der ſich als Theolog mit der Erklärung des N. T. be
tigt, daß er möglichſt unbefangen und frei von aller doctri
Auctorität an das Werk geht und überall ſelbſt zu ſehen un
unterſuchen beſtrebt iſt. Aber ohne alle theologiſche Vorausſ
muß man die ſprachbildende Kraft des Chriſtenthums, ſofern e
individuelles Ganzes iſt, einräumen, ſo daß es im N. T. Sp
formen geben muß, die weder aus dem griechiſchen noch hebrä
abzuleiten ſind. Gelänge es dieſe in den urſprünglichen
lichen Denkmälern aufzufinden und gehörig zuſammenzuſtelle
wäre dieß der ſprachliche Schlüſſel zum Verſtehen des Chr
thums ſofern es ſprachbildend geworden iſt. Wir haben bei
Werthbeſtimmung des neuteſt. Lexikons darnach zu ſehen, ob
wieweit es dieſe Aufgabe zu löſen verſucht hat. Es läßt ſic
bei ein zwiefaches Verfahren denken, wovon keins an ſich un
tig iſt. Ein Philolog könnte wie er alle griechiſchen Spra
biete durchforſchen muß ſo auch die Sprache des N. T. vo
men. Als Philolog aber hat er nur die eigenthümlichen Wo
deutungen des N. T. aufzuführen, nicht aber die Eigenthüm
keit des Chriſtenthums kennen zu lernen, ſondern nur was
dieſer Eigenthümlichkeit entſtanden iſt in die Einheit der Sp
aufzulöſen, wie es darin Analoges hat. Ihm erſcheint die ne
Sprache als die techniſche des Chriſtenthums, wie z. B. die
niſche philoſophiſche Sprache. Ein anderes Verfahren iſt
theologiſche im engeren Sinn. Wenn der Theolog auch ſonſt
lexikaliſch verfährt, er wird immer die Richtung haben, das
genthümliche des Chriſtenthums ſelbſt zur Anſchauung zu brin
Eine Zuſammenſtellung aller verſchiedenen Elemente, worin
die Sprachbildung des Chriſtenthums manifeſtirt, würde
Skiagraphie ſein zu einer neuteſt. Dogmatik und Moral. I

dieß ſind die beiden Syſteme der eigenthümlichen Begriffsbildung und ſoweit auch Sprachbildung des Chriſtenthums. Die lexikaliſche Zuſammenſtellung ſolcher Begriffe und Ausdrücke, z. B. πίστις, δικαιοσύνη, iſt verſchieden von der Begriffszuſammenſtellung in der bibliſchen Dogmatik und Moral. Denn während dieſe auf die gebildeten Formeln und Säze geht ihrem Inhalte nach, bezieht ſich die lexikaliſche auf die einzelnen Saztheile und die Säze in rein ſprachlicher Hinſicht. Dabei iſt der Kanon zu beobachten, daß man wo es ſich um eine eigenthümliche Gebrauchsweiſe handelt alles was ein Wort eigenthümlich gilt zuſammenfaßt, um es zu ſolchem Verſtehen zu bringen, wobei die Eigenthümlichkeit der neuteſt. Sprache auch im Einzelnen ſcharf begriffen wird. Der jezige Zuſtand der lexikaliſchen Hülfsmittel läßt in dieſer Hinſicht viel zu wünſchen übrig, ſo daß man mit ihnen zu keinen ſicheren hermeneutiſchen Reſultaten gelangen kann. Aber eben deßhalb ſchließe man nicht zu bald ab; man beachte jedes Gefühl von Unſicherheit und Bedenken, was aus der nicht völligen Übereinſtimmung der einzelnen Ausleger entſteht. So wird man wenigſtens die Schwierigkeiten nicht vermehren, welche entſtehen, wenn man etwas feſtſtellt ohne ein vollſtändiges Verſtehen aller Elemente.

3. Zweiter Kanon. Der Sinn eines jeden Wortes in einer gegebenen Stelle muß beſtimmt werden nach ſeinem Zuſammenſein mit denen die es umgeben.

1. Der erſte Kanon (1.) iſt mehr ausſchließend. Dieſer zweite ſcheint beſtimmend zu ſein, ein Sprung, der gerechtfertigt werden muß, oder vielmehr es iſt kein Sprung. Denn erſtlich, man kommt von dem erſten Kanon auf den zweiten, inſofern jedes einzelne Wort ein beſtimmtes Sprachgebiet hat. Denn was man in dieſem nicht glaubt erwarten zu können, ſieht man auch bei der Erklärung nicht zu. Eben ſo aber geht mehr oder weniger die ganze Schrift zum Zuſammenhang

und zur Umgebung jeder einzelnen Stelle. Zweitens, eben so kommt man von dem zweiten Kanon zu dem ersten. Denn wenn die unmittelbare Verbindung von Subject, Prädicat und Beiwörtern zum Verstehen nicht genügt, muß man zu ähnlichen Stellen Zuflucht nehmen, und dann unter günstigen Umständen eben sowol außerhalb des Werkes, als außerhalb des Schriftstellers, aber immer nur innerhalb desselben Sprachgebietes.

2. Darum ist auch der Unterschied zwischen dem ersten und zweiten Kanon mehr scheinbar als wahr, daß jener ausschließend ist und dieser bestimmend, sondern in allem einzelnen ist dieser auch nur ausschließend. Jedes Beiwort schließt nur manche Gebrauchsweisen aus und nur aus der Totalität aller Ausschließungen entsteht die Bestimmung. Indem nun dieser Kanon in seinem weiteren Umfange auch die ganze Theorie der Parallelen enthält, so ist in beiden zusammen die ganze grammatische Interpretation beschlossen.

3. Es ist nun hier zu handeln von Bestimmung des formellen und materiellen Elements, beides aus dem unmittelbaren Zusammenhang und aus Parallelen auf qualitatives sowohl als quantitatives Verstehen gerichtet. Man kann jeden von diesen Gegensäzen zum Haupteintheilungsgrund machen und das eine wie das andere wird immer etwas für sich haben. Aber am natürlichsten ist doch das erste, weil es eine durch das ganze Geschäft hindurch gehende constante doppelte Richtung ist.

4. Die Erweiterung des Kanons welche im zu Hülfe nehmen der Parallelstellen liegt ist nur scheinbar, und der Gebrauch der Parallelen wird durch den Kanon begrenzt. Denn nur das ist eine parallele Stelle, welche in Beziehung auf die vorgefundene Schwierigkeit als identisch mit dem Saze selbst also in der Einheit des Zusammenhanges kann gedacht werden.

5. Sind nun die beiden Elemente Haupttheile, so ist zweckmäßig von Bestimmung des formellen Elements anzufangen, weil sich unser Verstehen des Einzelnen an das vorläufige des Ganzen

anſchließt und der Saz nur durch das formelle Element als Einheit herausgehoben wird.

4. Bei der Beſtimmung des formellen Elementes unterſcheiden wir das Säze verbindende und das die Elemente des Sazes verbindende. Es kommt dabei an auf die Art der Verbindung, auf den Grad derſelben und auf den Umfang des verbundenen.

1. Hiebei muß aber auf den einfachen Saz zurückgegangen werden. Denn die Verbindung einzelner Säze in der Periode und die Verbindung der Perioden unter ſich iſt vollkommen gleichartig, wogegen ſich die Verbindung der Glieder des einfachen Sazes beſtimmt unterſcheidet. Zum erſteren gehört die Conjunction mit ihrem Regimen, und was deren Stelle vertritt, zum andern eben ſo die Präpoſition.

2. Es giebt wie überall ſo auch in der Rede nur zwei Arten von Verbindungen, die organiſche und die mechaniſche, d. h. innere Verſchmelzung und äußere Aneinanderreihung. Der Gegenſaz iſt aber nicht ſtreng, ſondern die eine ſcheint oft in die andere überzugehen. Eine Cauſal- oder Adverſativpartikel ſcheint oft nur anreihend zu ſein; dann hat ſie ihren eigentlichen Gehalt verloren oder abundirt. Oft aber auch ſcheint eine anreihende innerlich verbindend zu werden und dann iſt ſie geſteigert oder emphatiſch geworden. Auf dieſe Art geht dann die qualitative Differenz (in der Art der Verbindung) in die quantitative (in dem Grade der Verbindung) über; allein dieß iſt oft nur Schein und man muß doch immer auf die urſprüngliche Bedeutung zurückgehen. Oft auch entſteht der Schein nur wenn man ſich den Umfang oder den Gegenſtand der Verknüpfung nicht richtig denkt. Alſo darf niemals über das eine Moment der Verbindung entſchieden werden ohne alle andern Fragen mit in Betrachtung zu ziehen.

3. Die organiſche Verbindung kann zwar feſter und loſer

ſein, aber man darf nie vermuthen daß die verbindende Partikel ganz ihre Bedeutung verloren habe. Man vermuthet dieß, wenn das unmittelbar verbindende nicht zuſammenzugehören ſcheint. Aber erſtlich der lezte Saz vor der Partikel kann Zuſaz ſein und die Verbindung auf den rückwärts liegenden Hauptſaz gehen. Ebenſo kann der erſte Saz nach der Verbindung Vorrede ſein und die Verbindung auf den folgenden Hauptgedanken gehen. Zwar ſollten dergleichen Nebenſäze in Zwiſchenſäze verwandelt werden um das Gebiet einer jeden Verknüpfung anſchaulich zu machen. Allein jede Schreibart verträgt dergleichen nur in gewiſſem und ſehr verſchiedenem Maaß, und je leichter, ungebundener die Schreibart deſto mehr muß darin der Verfaſſer auf den Leſer rechnen. Zweitens, es kann aber auch die Verknüpfung oft nicht einmal auf den lezten Hauptgedanken gehn, ſondern auf eine ganze Reihe, weil auch ganze Abſchnitte nicht anders verbunden werden können. In beſtimmter gegliederten Schriften geſchieht es, daß man beim Übergang das Reſultat eines Abſchnittes wiederholt und die Verbindung wol in einen ganzen Saz verwandelt der zugleich den Hauptinhalt des folgenden Abſchnittes enthält; und ſchwerfällige Formen vertragen darin beſtimmte Anknüpfungen und Wiederholungen, wiewol auch das nicht übertrieben werden darf. Aber in leichteren Formen muß der Leſer ſelbſt achten und darum iſt allgemeine Überſicht vor dem einzelnen Verſtehen doppelt nothwendig.

Es giebt auch ſubjective Verbindungen nemlich wodurch der Grund angegeben wird, warum das vorhergehende geſagt worden. Unterſcheiden ſich nun ſolche Verbindungen in der Form nicht von den objectiven, ſo glaubt man leicht dieß ſei Verringerung der Bedeutung der verknüpfenden Partikel, ein bloßer Übergang.

4. Daß die bloße Anknüpfung auch kann gleichſam emphatiſch geſteigert werden geht ſchon daraus hervor, daß alle unſere organiſch verknüpfenden Partikeln urſprünglich nur Raum-

und Zeitpartikeln ſind. Alſo können auch die jezigen bloß anknüpfenden noch einzeln geſteigert werden. Der Kanon dazu geht daraus hervor, daß bloße Anknüpfung im Ganzen nicht vorausgeſezt werden darf. Sie herrſcht vor in Beſchreibungen und Erzählungen, aber auch da nicht rein, weil der Schreibende ſonſt bloßes Organ wäre. Wo alſo dieß nicht ſtattfindet, da kann ſie nur untergeordnet ſein, d. h. in organiſche Verknüpfung eingefaßt oder aus derſelben gefolgert oder ſie vorbereitend. Wo aber keine organiſche Verknüpfung außerdem vorhanden iſt, da muß ſie in der bloß anreihenden latitiren.

Die [1]) allgemeine Formel für die ſchwierigeren Fälle der Sazverbindung iſt dieſe: Werden Säze von ungleichem Gehalte verbunden, ſo iſt die Verbindung keine unmittelbare und man muß auf einen Saz von gleichem Gehalt zurückgehen.

5. Anwendung auf das Neue Teſtament.

1. Da wenn auch in der (fremden) Sprache der Schrift gedacht wird was man ſchreibt, doch das Entwerfen oft in der Mutterſprache geſchieht, und ſchon im erſten Entwurf die Gedankenverbindung liegt, ſo iſt bei den neuteſtam. Schriftſtellern dem obigen zufolge beſonders an Vermiſchung des griechiſchen und hebräiſchen zu denken.

2. Dieſe Vermiſchung iſt um ſo mehr von großem Einfluß als beide Sprachen in den Verbindungsformen ſehr verſchieden ſind. Den Reichthum der griechiſchen Sprache in dieſer Hinſicht konnten ſich die neuteſt. Schriftſteller auf dem ungelehrten Wege nicht aneignen, da man auf dieſem Wege hierauf am wenigſten achtet und durch flüchtiges Hören ſich den Werth der Verbindungsformen weniger aneignet. Dieſer Mangel macht denn auch zaghaft im Gebrauch der wirklich ſchon bekannten. Griechiſche Zeichen die in mehreren Fällen einem hebräiſchen entſprachen, wurden dann um ſo leichter für gleichbedeutend gehalten.

[1]) Aus der Vorleſ. v. 1826.

3. Es iſt daher nothwendig aus den griechiſchen Bede
gen eines Zeichens und den ihnen entſprechenden hebrä
Ein Ganzes zu bilden und daraus eben ſo wie vorgeſchr
zu urtheilen.

4. Die leichtere Schreibart erlaubt den freieſten Spiel
im Gebrauch dieſes Elements (des verknüpfenden) we
Säze ſelbſt am wenigſten künſtlich verſchlungen werden.

5. Große Verſchiedenheit der neuteſtam. Schriftſtelle
dieſer Hinſicht. Paulus z. B. bauet am meiſten griechiſch,
hannes am wenigſten.

6. Vorzüglich wichtig bei der Unvollkommenheit der H
mittel iſt das Achtgeben auch da wo ſich keine Schwier
findet, ſonſt bekommt man nie einen Tact für das was
ſich erlauben darf. Daher auch hier ſo häufig gefehlt wir

6. Die Löſung der Aufgabe das ſazverbindende
ment zu beſtimmen geſchieht durch allgemeine Mitwirkun

1. Im Zurückgehen auf den allgemeinen Inhalt wirke
nächſt die Hauptideen, in der Betrachtung der unmitt
verbundenen Säze ihre Subjecte und Prädicate, alſo das
terielle Element.

2. In der allernächſten Umgebung wirkt das comb
formelle Element nemlich das Regimen erläutert die Pa
und umgekehrt.

3. Im folgenden hat man noch zu ſehen auf coordi
oder ſubordinirte Verbindungsformeln.

4. Die Anwendung muß der richtige Sinn machen;
lezte Beſtimmung muß doch immer von dem unbefang
Nachconſtruiren ausgehen.

7. Unverbundene Säze können nur vorkommen, w
ein Saz ſei es nun nach Cauſalverknüpfung oder nach
einanderreihung als Eins mit dem vorigen geſezt wird.

1. Das erſte nemlich wenn ein Saz unmittelbar aus dem vorigen herausgenommen wird, ſo daß der Hauptpunkt ſchon in jenem enthalten war, das zweite iſt der Fall wenn genau coordinirtes neben einander geſtellt wird. Beide Fälle ſind nicht ſelten.

Zuſaz [1]). Die Beſtimmung der unverbundenen Säze in ner zuſammenhängenden Gedankenreihe geſchieht mit gehöriger ledification wegen des fehlenden formellen Verbindungszeichens ich Kanon 6.

Die neueren Sprachen haben unverbundene Säze weit häu=ger als die alten. Wir ſchreiben für das Auge, die Alten ſchrie=n für das Ohr. Hier mußte alſo das unverbundene viel ſelte=r vorkommen und die Verbindungspartikeln häufiger.

2. Alle Beiwörter können bis zu einer enklitiſchen Unbedeu=tendheit in gewiſſen Fällen ſinken und dann iſt die dadurch an=gedeutete Verbindung die loſeſte.

3. Bei Mangel an kritiſchem Bewußtſein kann von dem Schriftſteller ſelbſt die Verbindung unbeſtimmt gedacht ſein.

4. Bei den neuteſtam. Schriftſtellern kommt alles zuſam=men, die Lockerheit der Perioden zu erzeugen ſowol in den di=daktiſchen Schriften wo die Cauſalverbindung, als in den hi=ſtoriſchen wo die erzählende Verknüpfung herrſcht, nemlich ſchlechte Gewöhnung und Gebrauch aus Unkenntniß. Daher beides ſo ſchwierig. Man weiß oft nicht wieweit eine didak=tiſche Reihe geht, oft nicht wie weit ein hiſtoriſches Ganzes. Nur Paulus und Johannes ragen hervor, jener im didaktiſchen, dieſer im hiſtoriſchen. Das Intereſſe genauer zu beſtimmen als der Verfaſſer ſelbſt gethan hängt von dem dogmatiſchen In=tereſſe ab und von dem der hiſtoriſchen Kritik. Daher alles dog=matiſch ſowie kritiſch ſchwierige von der Interpretation abhängt.

Da [2]) die Interpunktion bei den Alten nicht urſprünglich war,

[1]) Aus der Vorleſ. v. 1826.
[2]) Aus der Vorleſ. v. 1826.

ſo müſſen wir ſie in den Schriften des Alterthums immer ganz wegdenken, ſonſt geht man bei dem, der ſie als Ausleger gemacht hat, in die Schule und wird von ihm abhängig und befangen. Ohnehin ſchwanken die Syſteme der Interpunktion und ſind unvollkommen, die alten wie die neuen. Man gewöhne ſich alſo rein aus dem inneren Verhältniſſe die Verbindung der Säze zu beſtimmen.

8. Bei der Verbindung im Saz iſt das ſchwierigſte die Präpoſition und das unmittelbare Abhängigkeitsverhältniß.

1. Es iſt dabei gleich ob der Saz aus Subject und Prädicat oder auch zugleich der Copula beſteht. Die unmittelbare Verbindung beider iſt nie zu verkennen, und auch ihre unmittelbaren Erweiterungen durch Adjectiva und Adverbien concreſciren durch die Form zu Einem Ganzen mit ihnen. Die Präpoſition aber knüpft nähere Beſtimmungen des Verbi, nemlich ſeiner Richtung, ſejnes Gegenſtandes u. ſ. w., an daſſelbe an. Der Genitiv, der Status conſtructus u. ſ. w. iſt nähere Beſtimmung des Subjects. Der Sinn der Präpoſition wird leicht durch Subject und Object beſtimmt. Da tritt aber die Entſcheidung durch das materielle Element ein.

In [1]) Beziehung auf die materiellen Elemente des einfachen Sazes entſteht die Frage, ob derſelbe zweigliedrig iſt (Subject und Prädicat) oder dreigliedrig (wo die Copula dazukommt). Die erſtere Anſicht iſt die dynamiſche, die zweite die atomiſtiſche, weil man glaubt die Verbindung ſei wieder etwas ſich neben die Theile hinſtellendes. Auffallend, daß dieſe leztere Anſicht noch ſo allgemein herrſchend iſt. Wenn man von dieſer Seite auf die Frage wie es z. B. mit dem Saze ſteht, der Baum blüht, antwortet, er ſei eigentlich dreigliedrig, nemlich ſo, der Baum iſt blühend, ſo iſt das der Sprache gar nicht gemäß, es würde folgen, daß es nur ein einziges Verbum gebe, das Verbum ſein. Dieß iſt aber

[1]) Aus der Vorleſ. v. 1826.

offenbar falſch. Das urſprüngliche in den Sprachen ſelbſt iſt die dynamiſche Anſicht vom Saze.

2. Im N. T. iſt hier das hebräiſirende eben ſo vorherrſchend, wie in der Verbindung der Säze und man muß immer die dem griechiſchen correſpondirende hebräiſche Form im Sinne haben.

9. Es giebt Fälle wo man die Schwierigkeit eben ſowol auf das materielle als formelle Element zurückführen kann.

Zum Beiſpiel die hiphiliſche Bedeutung der Verba und ähnliches kann angeſehen werden als Beugung (formelles Element) und als eigenes Wort (materielles Element), und dies gilt von allen abgeleiteten Formen des Zeitwortes, ſo daß der Gegenſaz auch nicht rein iſt ſondern durch Übergang. In ſolchen Fällen muß man ſehen, durch welche Behandlung man ein reineres und reicheres Ganzes erhält, aus welchem man conſtruiren kann.

10. Subject und Prädicat beſtimmen ſich gegenſeitig jedoch nicht vollſtändig.

Die genaueſte gegenſeitige Beſtimmung iſt die Phraſe die im techniſchen den engſten und feſteſten Kreis hat. Der entgegengeſezte Punkt iſt auf der einen Seite der Einfall, wo einem Subject ein ſeltenes Prädicat beigelegt wird außerhalb des gewöhnlichen Kreiſes, und auf der andern Seite die Gnome welche auch keine näheren Beſtimmungsmittel hat, aber eben deßhalb an ſich unbeſtimmt bleibt und durch die jedesmalige Anwendung beſtimmt wird.

11. Beide, Subject und Prädicat, werden an ſich und alſo auch gegenſeitig näher beſtimmt durch ihre Beiwörter.

1. Adjectiva und Adverbien deuten auf eine beſtimmte Rich-

tung und ſcheiden mehreres aus. Auch die Verknüpfungen durch Präpoſitionen ſind noch nähere Beſtimmungen des Verbi wie man daraus ſieht daß die Präpoſition von ſelbſt auch Beſtandtheil des Verbi wird.

2. Jedoch iſt dieß nicht hinreichend, ſondern das recht poſitive Element kann nur gegeben werden dadurch daß man in der Nachconſtruction der ganzen Gedankenreihe begriffen iſt.

12. Für das N. Teſtament iſt die Aufgabe von großer Wichtigkeit und Schwierigkeit wegen der neuen und einzigen Begriffe.

13. Wenn die unmittelbare Beſtimmung nicht ausreicht muß die mittelbare eintreten durch Identität und Gegenſaz. Ähnlichkeit und Unterſchied ſind hierauf zurückzuführen.

14. Gegenſaz iſt überall, aber in der dialektiſchen Compoſition am meiſten.

In Beziehung auf das N. Teſtam. kommt hier beſonders Paulus in Betracht.

15. Die Regeln für die Auffindung ſind dieſelben für das identiſche und entgegengeſezte.

1. Denn es giebt kein Urtheil über das entgegenſezte als in Bezug auf eine höhere Identität, und eben ſo erkennt man die Identität nur an einem gemeinſchaftlichen Gegenſaz.

2. Gleichmäßig kommt es bei beiden an auf die Gewißheit daß wir das Verhältniß zweier Säze ſo ſtellen wie der Verfaſſer es ſelbſt geſtellt hat.

16. Ein Saz in welchem ohne Unterbrechung noch daſſelbe Subject herrſcht oder daſſelbe Prädicat iſt noch als zum unmittelbaren Zuſammenhange gehörig zu betrachten (Identität).

17. Wenn das nach einer Unterbrechung Wiederkeh-
ende zum Hauptzuſammenhang der Rede gehört, das Unter-
rechende aber nicht, ſo hat die Identität die größte Wahr-
einlichkeit.

18. Wenn das Wiederkehrende Nebengedanke iſt und
s Unterbrechende Hauptgedanke, ſo kann man von der
entität nur überzeugt ſein nach Maaßgabe der Gleichheit
Zuſammenhange und der Identität des Typus in der
endung des Gedankens ſelbſt.

19. In Abſicht der Hauptgedanken kann man über
e Schrift ſelbſt hinausgehen auf die deſſelben Verfaſſers,
lche ſich als Eins mit jener anſehn laſſen, und ſo auch
f Schriften Anderer, welche ſich anſchließen durch die Iden-
ät der Schule und der Anſicht.

20. In Bezug auf den Nebengedanken kommt es bei
eobachtung von §. 18. mehr auf die Identität des Sprach-
bietes und der Schreibart an als auf Perſon und Anſicht.

In wiefern Nebengedanken erklärt werden können aus andern Stellen, wo derſelbe Hauptgedanke iſt? Qualitativ aber nicht quantitativ.

21. Je mehr man bei der Aufſuchung (15.) ſich auf
ndere verläßt, deſto mehr muß man im Stande ſein ihr
rtheil zu controlliren.

22. In der Anwendung auf das N. Teſtament ſtehn
nander entgegen die philologiſche Anſicht, welche jede Schrift
des Schriftſtellers iſolirt, und die dogmatiſche, welche das
N. T. als Ein Werk Eines Schriftſtellers anſieht.

23. Beide nähern ſich wenn man bedenkt, daß in ſicht des religiöſen Inhalts die Identität der Schule ur Abſicht der Nebengedanken die Identität des Sprachgel eintritt.

24. Falſch bleibt aus der dogmatiſchen Anſicht Kanon: Man müſſe nur im höchſten Nothfall bildl Gebrauch annehmen [1]). Dieſer Kanon geht von einer ſtimmten Perſönlichkeit des heiligen Geiſtes als Schri lers aus.

25. Die philologiſche Anſicht bleibt hinter ihrer genen Princip zurück wenn ſie die gemeinſame Abhäng neben der individuellen Bildung verwirft.

26. Die dogmatiſche geht über ihr Bedürfniß aus wenn ſie neben der Abhängigkeit die individuelle dung verwirft, und zerſtört ſo ſich ſelbſt.

Sie zerſtört ſich nemlich ſelbſt, weil ſie dann dem he Geiſt den unleugbaren Wechſel der Stimmungen und M cationen der Anſicht zuſchreiben muß.

Zuſaz [2]). Dieß wäre auch in Widerſpruch mit der Paulini Theorie von dem Verhältniß des Einen und ſelbigen G zu den verſchiedenen Gaben in den einzelnen Gemeindegli 1. Kor. 12.

27. Es bleibt noch die Frage, welche von b über die andere geſtellt werden ſoll, und dieſe muß philologiſche Anſicht ſelbſt zu Gunſten der Abhängigkeit ſcheiden.

---

[1]) Dieß iſt zu verſtehen aus: Ernesti Instit. interpret. ed. Ammon. p 115. Vulgare est praeceptum, quod jubet *non facile* (oder non evidenti causa aut necessitate) *discedere a proprietate significat*

[2]) Aus der Vorleſ. v. 1826.

Theils iſt die Individualität der neuteſtam. Schriftſteller erſt Produkt ihres Verhältniſſes zu Chriſto, theils was die von Natur individuelleren betrifft, Paulus und Johannes, ſo hat der eine ſich ganz umgewendet ſo daß er doch beſſer aus andern neuteſtam. Schriftſtellern zu erklären wäre als aus eigenen vorchriſtlichen Schriften; der andere iſt offenbar jung zu Chriſto gekommen und hat erſt als Chriſt ſeine Eigenthümlichkeit entfaltet.

28. Wenn die philologiſche Anſicht dieß verkennt, vernichtet ſie das Chriſtenthum.

Denn wenn die Abhängigkeit von Chriſto Null iſt gegen die perſönliche Eigenthümlichkeit und die vaterländiſchen Mängel ſo iſt Chriſtus ſelbſt Null.

29. Wenn die dogmatiſche den Kanon von der Analogie des Glaubens über dieſe Grenzen ausdehnt vernichtet ie die Schrift.

Denn ein locus communis aus den deutlichen Schriftſtellen kann nicht zur Erklärung der dunkeln gebraucht werden ohne daß die Schrift aus dogmatiſchem Bewußtſein erklärt wird, welches ihre Auctorität vernichtet und alſo gegen die Principien der dogmatiſchen Anſicht ſelbſt ſtreitet. Denn die Aufſtellung ſolcher loci communes iſt eine dogmatiſche Operation, wobei außer der bezweifelten Eigenthümlichkeit der Perſon auch von der doch unbezweifelten Beſonderheit der Veranlaſſung abſtrahirt werden muß.

Jede Stelle iſt ein Ineinander von Gemeinſamem und Beſonderem und kann alſo nicht aus dem Gemeinſamen allein richtig erklärt werden. Das Gemeinſame iſt auch nicht eher richtig aufzuſtellen bis alle Stellen erklärt ſind, und der ſchwankende Gegenſaz von klaren und dunklen Stellen läßt ſich darauf zurückführen, daß urſprünglich nur Eine klar iſt [1]).

[1]) Schleierm. meint nemlich nach der Vorleſung von 1826., wenn man

Als [1]) Zuſammengehörigkeit und Harmonie der Gedanken des N. T. iſt die Analogie des Glaubens allerdings ein wahrer Begriff.

30. Die Analogie des Glaubens kann alſo nur aus der richtigen Auslegung hervorgehen, und der Kanon kann als ein wahrhaft hermeneutiſcher nur heißen: Es iſt irgendwo falſch erklärt wenn aus allen zuſammengehörigen Stellen nichts gemeinſames übereinſtimmend hervorgeht.

Man kann alſo nur ſagen, die Wahrſcheinlichkeit der unrichtigen Erklärung liege dann auf derjenigen Stelle, welche allein der Ausmittlung eines ſolchen gemeinſamen ſich widerſezt.

31. Die Einheit und Differenz des N. Teſtam. kann verglichen werden mit der Einheit und Differenz der Sokratiſchen Schule.

Auch [2]) Sokrates der Meiſter ſchreibt nichts ſelbſt. Seine Anſichten ſind nur in den Schriften ſeiner Schüler überliefert. Dieſe geſtalteten ſich zwar nach ſeinem Tode eigenthümlich, aber die Sokratiſche Grundfarbe blieb allen. Niemand bezweifelt die Identität und die Eigenthümlichkeit der Sokratiker. Eben ſo das Verhältniß der Jünger zu Chriſto. Aber die Verwandtſchaft iſt in den neuteſt. Schriftſtellern größer, als unter den Sokratikern, weil die Kraft der Einheit, die von Chriſto ausging, an ſich größer war, und ſelbſt bei denjenigen Apoſteln, die eine bedeutende Eigenthümlichkeit hatten, wie bei Paulus, ſo mächtig, daß ſie ſich in ihrem Lehren ausſchließlich auf Chriſtus beriefen. Selbſt daß z. B. Paulus als Heidenbekehrer in einem andern und weiteren Kreiſe wirkte, als Chriſtus, ſchwächte das Übergewicht der

---

dasjenige klar nenne, was einen beſtimmten Sinn gebe, ſo ſei in jedem gegebenen ſchwierigen Zuſammenhange für die allmählige Geneſis des Verſtehens urſprünglich nur Eins klar.

[1]) Aus der Vorleſ. v. 1826.

[2]) Aus der Vorleſ. v. 1826.

ıheit, die von Chriſtus ausging, weſentlich nicht. Denn, wenn
h die Idee der Heidenbekehrung vorzugsweiſe durch Paulus
recht klar unter den Apoſteln wurde, ſo war ſich doch Pau-
dabei keiner andern Kraft als der Chriſti bewußt, und wenn
Idee nicht in der Lehre Jeſu gelegen hätte, würden die an-
ı Apoſtel ihn gar nicht als Chriſten anerkannt haben, ge-
veige als Apoſtel. Bei den Sokratikern finden wir dagegen,
ſie ſich oft mit Gegenſtänden beſchäftigten, die Sokrates nie
ihrte, und da trat eben ihre Eigenthümlichkeit und Differenz
r hervor.

32. Die philologiſche Erklärung muß dem zuſammen-
enden Gebrauch des N. T. vorangehen.

ıe [1]) das leztere (die dogmatiſche Auslegung) iſt die theolo-
)e Aufgabe nicht vollſtändig gelöſ't, aber ohne die voraufge-
de philologiſche Erklärung, die jeden Gedanken und Ausdruck
, ſeinem Zuſammenhange zu verſtehen ſucht, kann man dabei
ı gutes Gewiſſen haben.

33. Die Grundſäze des Parallelismus ſind für beide
ſchieden wegen der Möglichkeit des gleichen Inhalts bei
ıg verſchiedenem Sprachgebrauch.

34. Weſentlich iſt gänzliche Scheidung des Verfahrens
s philologiſchen und dogmatiſchen) und der Ausleger muß
; beſtimmtes Bewußtſein darüber haben in welchem er iſt.

35. Wenn die Auslegung unter vorausgeſezter Sprach-
ntniß eben ſo betrieben werden muß, wie die durch welche
e Sprachkenntniß zu Stande kommt, ſo muß durch den Ge-
uch der Parallelſtellen in dem Kreiſe eines Wortes ein
ſtimmtes Sprachgebiet abgeſteckt werden.

[1]) Aus der Vorleſ. v. 1826.

Eigentlich muß alles in den Lexicis unter beſtimmten Bed tungen als Auctorität angeführte eine Sammlung von Paral ſtellen ſein.

Die [1]) Sprachkenntniß entſteht durch hermeneutiſche Operation Das erſte iſt möglich vollſtändige Indices über die einzel Schriftſteller, alſo — Gebrauch der Parallelen. Daraus erhal wir denn Indices für die Sprache, für beſtimmte Gebiete, das philoſophiſche, rhetoriſche, mathematiſche Gebiet u. ſ. w. H bei kommt vorzüglich darauf an, diejenigen Ausdrücke welche meiſten in Hauptſtellen vorkommen, die ſolennen Ausdrücke je Gegenſtandes und ihr Verfließen in den allgemeinen Sprach brauch im Zuſammenhange darzuſtellen. So entſteht das w Wörterbuch aus beiden Operationen; es muß für jedes Wort Hauptſitz angeben und von da aus die Verbreitung des Gebrau in Anwendung auf verwandte Gebiete darſtellen, ſo viel mög hiſtoriſch, chronologiſch. Wie nun dabei nothwendig iſt der brauch der Parallelen, oft im weiteſten Sinne, ſo daß man verwandte Sprachen, auf die Stammſprache vergleichend ül geht, ſo iſt auch die Auslegung immer an den Gebrauch der rallelen im engeren und weiteren Sinne gewieſen. Die Spr kenntniß, die die Auslegung vorausſezt, iſt immer noch unv kommen. Sie reicht nur aus, die kunſtmäßige Auslegung zu ginnen. Aber eben deshalb muß die künſtleriſche grammati Auslegung wieder zurückwirken auf die Erweiterung und Voll dung der Sprachkenntniß.

36. Hiedurch (35.) wird die alte Regel, wenn noch Spuren in der Schrift ſelbſt finden, die Erklärun mittel nicht außerhalb derſelben zu ſuchen, gar ſehr beſchrä

1. Denn wenn nun doch Worte in gleicher Bedeut außerhalb vorkommen, ſo würde man ſolche Stellen doch

[1]) Aus der Vorleſ. v. 1826.

Wörterbuch aufnehmen. Der Unterſchied zwiſchen leichteren und ſchwereren Stellen kann nicht dagegen angeführt werden, aber freilich iſt er es von dem man bei jener Regel ausgegangen iſt.

2. Bei Hauptgedanken beſonders würde ſie im N. T. ſehr beſchränkt dadurch daß die religiöſe Umwandlung nicht alles betroffen hat, ſondern manche Vorſtellungen blieben wie die Zeitgenoſſen ſie hatten, theils auch daß Vorſtellungen der Zeit angeführt werden im Gegenſaz gegen die chriſtlichen.

3. Bei Nebengedanken iſt offenbar daß einem neuteſtam. Schriftſteller die andern nicht näher verwandt ſind als andere nicht neuteſtam., welche Gedankenkreis, Bildungsſtufe und Sprachgebiet mit ihm gemein haben.

4. Noch weniger iſt die Regel bei dem N. T. werth, wenn man unter heil. Schrift auch das alte Teſtament mit verſteht. Denn dieß enthält in Abſicht der Hauptgedanken manches irrige, was ſchon dem ganzen neuteſt. Zeitalter fremd geworden, und in Abſicht der Nebengedanken gehört es einer Zeit an von der nur wenig in das Bewußtſein der damaligen übergegangen war.

37. Da der Sinn nicht in den einzelnen Elementen ſondern nur in ihrem Zuſammenſein iſt, ſo ſind die nächſten Parallelen die, welche daſſelbe Zuſammenſein darbieten.

Es iſt immer eine Art Willkühr, ein Wort für das dunklere zu erklären, denn es kann eben ſo gut das andere ſein, z. E. Joh. 7, 39., wo man ſich vergeblich bemühen würde, wenn man aufs Gerathewohl wollte unter den verſchiedenen Bedeutungen von πνεῦμα ἅγιον herumſuchen, ſondern die rechte Parallele iſt Apoſtelgeſch. 19, 2., und man kann wirklich ſagen die Schwierigkeit liegt in dem εἶναι, welches hier nicht ſtreng zu nehmen iſt, ſondern heißt, in der Erſcheinung vorhanden, mitgetheilt ſein.

38. Auf das quantitative Verſtehen iſt überall eben ſo zu achten wie auf das qualitative.

Alſo nicht erſt damit anzufangen bei ſchweren Stellen ſondern bei leichten, im formellen und materiellen Sprachelement, in Wörtern und ganzen Säzen.

39. Das Minimum des quantitativen iſt das Abundiren, das Maximum die Emphaſe.

1. Das Abundiren beſteht darin wenn ein Theil nichts beiträgt zum Ganzen. Doch findet dieſes niemals ſchlechthin ſtatt. Die Emphaſe beſteht darin: einmal wenn das Wort in dem größten Umfang zu nehmen iſt, in welchem es gewöhnlich nicht vorkommt, dann auch wenn alle Nebenvorſtellungen welche es erregen kann mit beabſichtigt ſind. Das Lezte iſt etwas unendliches.

2. Da nun die Endpunkte nicht eigentlich gegeben ſind, ſo geht man aus von einem Durchſchnitt, als dem gewöhnlichen, was darunter iſt nähert ſich dem Abundiren, was darüber der Emphaſe.

40. Alles mehr oder weniger abundirende da es doch einen Grund haben muß, muß entweder aus Rückſicht auf das muſikaliſche der Sprache oder aus einer mechaniſchen Attraction entſtanden ſein, und eins von beiden muß man nachweiſen können wenn man etwas als abundirendes anſehn will.

1. Mechaniſche Attraction kann nur ſtattfinden wenn die Verbindung zweier Redetheile Formel und Phraſe geworden iſt.

2. Aus muſikaliſcher Rückſicht kann etwas abundirendes nur ſtehen in ſolchen Gattungen, wo dieſes Element mehr hervortritt und an ſolchen Stellen wo das logiſche mehr zurücktritt, welches lezte der Fall iſt wenn die Form des Gegenſazes ganz fehlt.

3. Abundiren können auf dieſe Art Theile des Subjects oder Prädicats, wenn es in eine Mehrheit zerfällt iſt. Ferner Nebenbeſtimmungen des einen oder andern, wenn ſie keinen beſtimmten Gegenſaz gegenüber haben.

41. Was emphatiſch ſein ſoll muß ſich durch die betontere Stellung und andere Hinweiſungen zu erkennen geben.

1. Über das gewöhnliche Maaß der Bedeutſamkeit kann einer nicht bewußtlos hinausgehen; es muß auch bemerkt ſein wollen, da der emphatiſche Gebrauch eines Wortes immer eine Abkürzung iſt, etwas in ein Wort hineinzulegen was ſonſt daneben ſtehen könnte. Kann alſo das erſte nicht mit gehöriger Deutlichkeit geſchehen, ſo wählt doch jeder das andere.

2. Es muß immer ein anderer Redetheil da ſein, in Beziehung auf welchen einer emphatiſch iſt und dieß muß ſich durch die Zuſammenſtellung deutlich machen laſſen.

42. Die Maxime ſo viel als möglich tautologiſch zu nehmen iſt eben ſo falſch als die ſoviel als möglich emphatiſch zu nehmen.

1. Die erſtgenannte iſt die neuere. Man glaubt ſie im N. T. durch die vorherrſchende Form des Parallelismus und durch die größtentheils geringere logiſche Strenge hinreichend gerechtfertigt; aber mit Unrecht, und man muß nach den oben geſtellten Säzen davon wieder zurückkommen. Beſonders glaubt man ſich durch jeden leichten Schein von Synonymen gerechtfertigt.

2. Die leztgenannte iſt die ältere, zuſammenhangend mit der Anſicht daß der heil. Geiſt Auctor ſei, und daß der nichts vergeblich thun werde, daher kein Abundiren, keine Tautologie und zunächſt alſo alles verwandte emphatiſch, dann aber auch alles überhaupt, denn an jedem Worte iſt etwas zu viel, wenn es nicht ganz an jeder Stelle erſchöpft iſt. Allein da den urſprünglichen Hörern und Leſern die Perſon des Schriftſtellers

nie verſchwand, und ſie Rede und Schrift nur nach den gewöhnlichen Vorausſezungen beurtheilen konnten, auch die Ausflucht, daß der heilige Geiſt die ganze inſpirationsgläubige Chriſtenheit, welche ihn nur nach der aufgeſtellten Maxime beurtheilen darf, im Auge gehabt, nichts hilft, indem dieſe Chriſtenheit nur durch das richtige Verſtändniß, welches ſich den erſten Chriſten mittheilte, entſtehen konnte, ſo iſt dieſe Maxime ſchlechthin verwerflich.

3. Indem nun die Wahrheit in der Mitte liegt, läßt ſich keine andere Regel der Beurtheilung angeben, als daß man beide Abweichungen immer im Auge habe, und ſich frage, welche mit der wenigſten Unnatur könnte angewendet werden. Beſonders kommt hier zur Sprache das Urgiren bildlicher Ausdrücke, indem emphatiſch betrachtet jede Metapher ein Compendium eines Gleichniſſes iſt, und ebenſo kann man auch ein Gleichniß ſelbſt emphatiſiren. Auch dieß muß lediglich nach den aufgeſtellten Regeln beurtheilt werden, ob das was man noch in einem Gleichniß will auch in demſelben Gebiet liegt, worin das Gleichniß ſpielt. Denn ſonſt bekommt man doch nur Anwendungen und Einlegungen. Auf der andern Seite muß man aber auch bedenken wie nahe die Metapher der Phraſis liege. Denn in demſelben Maaß iſt keine Emphaſis zu erwarten. Am meiſten dominirt die Emphaſis im ſtreng dialektiſchen Vortrage und im witzigen.

43. Das Maaß in welchem abundirendes oder emphatiſches vorauszuſezen iſt hängt nicht nur von der Gattung der Rede ab, ſondern auch von der Entwicklungsſtufe des Gegenſtandes.

Wenn ein Gegenſtand für das Gebiet der Vorſtellung ſchon gehörig bearbeitet iſt, dann kann man von dem mittleren Durchſchnitt ausgehen, und es hängt nur von der Redegattung ab, wann oder wo man mehr Emphaſe oder Abundanz zu erwar-

ten hat. Iſt aber der Gegenſtand noch neu und die Sprache für denſelben noch nicht gebildet, ſo entſteht eine Unſicherheit ob die gewählten Elemente auch den Zweck erreichen, und wo dieſe ſich im einzelnen auf etwas beſtimmtes gründet, da entſteht denn eine Neigung das nicht genug geſicherte durch einen andern Ausdruck zu ſichern. Dieß iſt die Entſtehung der Häufung, welche dann bald für Tautologie genommen wird bald für Emphaſis. Das Wahre aber iſt, man muß ſie nicht als Einerlei aber auch nicht als entgegengeſtellt, ſondern als Eins anſehn und aus ihnen zuſammengenommen die Vorſtellung entwickeln. Im N. T. iſt dieß der Fall bei Paulus am wenigſten weil ſeine Terminologie auf einer Maſſe mündlicher Unterweiſung beruhte, in Johannes am meiſten. Aus der falſchen Emphaſe iſt hernach entſtanden daß man alle einzelnen Ausdrücke, Erneuerung, Erleuchtung, Wiedergeburt, in das dogmatiſche Begriffsſyſtem aufgenommen hat woraus ein verwirrender unwiſſenſchaftlicher Überfluß entſtanden iſt. Aus der falſchen Tautologie iſt entſtanden daß man den Ausdrücken das Minimum von Gehalt zugemeſſen und alſo den Begriff ſelbſt aufgegeben hat.

44. Das quantitative Verſtehen der Säze führt ſich zurück auf das der Elemente und das der Verbindungsweiſen.

1. Säze haben ein Verhältniß unter ſich und eins zur Einheit der Rede. Im lezten kommt alles an auf den Gegenſaz von Haupt- und Nebengedanken, im erſten alles auf den Gegenſaz von coordinirt und ſubordinirt. Alles iſt Hauptgedanke was um ſein ſelbſt willen geſagt iſt, alles Nebengedanke was nur zur Erläuterung geſagt wird, wenn gleich lezterer oft weit ausführlicher ſein kann, als erſterer. Hauptgedanken zu erkennen an den darin vorkommenden Begriffen. Da Nebengedanken Abundanz ſind und im Ideal des ſtreng wiſſenſchaftlichen Vortrags keinen Plaz finden, ſo iſt das Verhältniß von Haupt- und Nebengedanken ebenſo zu beurtheilen, wie das von Abundanz und Emphaſe.

2. Ob Säze coordinirt oder ſubordinirt ſind, das muß aus den Partikeln und Verbindungsweiſen hervorgehn; aber der Inhalt iſt ergänzend. Je mehr in einer Sprache und Redegattung die Verbindungsformeln beſtimmt ſind, um deſto weniger braucht man erſt nach dem Inhalt der Säze zu fragen, und umgekehrt je klarer der Zuſammenhang iſt, deſto weniger kommt auf eine Anomalie im Gebrauch der Verbindungsformeln an.

3. In loſen Formen aber wie die neuteſtam. überhaupt ſind iſt es ſchwierig, Haupt- und Nebengedanke aus dem Sprachgebiet zu unterſcheiden, weil dieſer Gegenſaz ſelbſt nicht ſtark geſpannt iſt ſondern beim leichten Wechſel der Materie eins in das andere übergeht. Dann muß das andere zu Hülfe kommen, und indem man das Verhältniß eines Sazes zu einem andern erkennt muß man vermittelſt deſſelben auch das zum Ganzen finden.

Zuſaz: Hieraus iſt auch die unrichtige Klaſſification dogmatiſcher Stellen zu erklären, welche eigentlich auf der Maxime beruht, daß in den neuteſt. Schriften alles dogmatiſche gleich müſſe Hauptgedanke werden. Dieſe Maxime iſt aber unhaltbar.

Schlußbemerkung.

Die zulezt behandelten Gegenſtände haben uns am meiſten auf die techniſche Interpretation hingewieſen. Nicht als ob die Maxime daß eigentlich jede Seite für ſich hinreichen müſſe an ſich unrecht wäre; aber ſie ſezt eine ſo vollkommene Sprachkenntniß voraus, wie ohne vollendete Auslegung nicht möglich iſt.

Da nun wenn Sprachkenntniß mangelt ich zwar die Sprachkenntniß Anderer zu Hülfe nehmen muß, aber dieſe ſelbſt nur mit einer mangelhaften Sprachkenntniß benuzen kann: ſo muß in jedem ſolchen Falle die techniſche Auslegung Ergänzung ſein. Und eben ſo umgekehrt kann ich die Kenntniß Anderer vom Verfaſſer nur mittelſt meiner mangelhaften Kenntniß von ihnen ſelbſt benuzen, alſo muß mir die grammatiſche Auslegung zur Ergänzung dienen.

[Schleiermacher bemerkt ſelbſt am Rande ſeines Heftes, daß er im Jahre 1828 von §. 4. an den Vortrag geändert, indem er das materielle Element vorangenommen habe. Noch bedeutender iſt die Veränderung ſchon von §. 3. an im Jahre 1832. Die Randanmerkungen geben aber weder für den Vortrag vom Jahre 1828, noch vom Jahre 1832 ein zuſammenhangendes deutliches Compendium oder auch nur Directorium. Die Vergleichung der nachgeſchriebenen Hefte zeigt, daß der mündliche Vortrag ſeit 1828 immer unabhängiger von dem handſchriftlichen Entwurf bald abkürzte und ausließ, bald erweiterte und neues aufnahm in immer anderer Ordnung. Unter dieſen Umſtänden war es unmöglich, die bisher befolgte Methode der Compoſition beizubehalten. Um nichts weſentliches und bedeutendes zu verlieren, ſchien es rathſam, zuerſt den Vortrag, wie Schleiermacher ihn 1819 concipirt hatte, vollſtändig mitzutheilen mit hie und da eingeſchalteten Erläuterungen und Erörterungen aus der Vorleſung vom Jahre 1826, dann aber aus den nachgeſchriebenen Heften den lezten, vollendetſten Vortrag vom Jahre 1832. in einem ſo viel möglich vollſtändigen Auszuge folgen zu laſſen, was jezt geſchieht.]

Wenn wir uns nach geſchehener Anwendung des erſten Kanons auf das N. T. (§. 1. und 2.) in der grammatiſchen Interpretation weiter orientiren, ſo iſt der günſtigſte Fall der, daß wir nach gehöriger Vorbereitung, wozu die Überſicht des Ganzen zu rechnen iſt, bei fortſchreitender Leſung im Einzelnen die einzelnen Elemente eines Sazes aus ſeinen Umgebungen unmittelbar ſo beſtimmen können, daß kein Zweifel iſt, daß wir den Saz ſo aufgefaßt haben, wie der Verfaſſer ihn gedacht hat. Iſt dieß aber nicht der Fall, dann müſſen wir uns den ganzen Sprachwerth der in einem Saze verbundenen Elemente zu vergegenwärtigen ſuchen. Dazu bedienen wir uns des Lexikons. Man muß ſich aber den Sprachwerth aller Elemente des Sazes vergegenwärtigen und nicht bloß des einen, wobei man anſtößt, weil es oft vorkommen kann, daß wir nur an dem einen anſtoßen aus Unkenntniß eines andern Elements. Darum muß man alle unterſuchen. Das hat freilich ſeine Ausnahmen, wenn man nemlich aus früherem Gebrauch und anderweitiger Übung in der Sprache das ſichere Gefühl gewonnen hat, daß einem

eben nur das eine Element unbekannt iſt. Aber man prüfe ſich dabei ſorgfältig, um nicht in eine Verlegenheit zu gerathen, die durch ein genaueres Verfahren leicht zu vermeiden geweſen wäre.

Haben wir uns nun alle Sprachwerthe gehörig vergegenwärtigt, ſo kommt es darauf an, den Localwerth jedes Wortes im Zuſammenhang der Rede richtig zu beſtimmen. Dabei aber iſt eine Grenze aufzuſuchen. Dieſe liegt nun darin, daß das Einswerden vom Haupt- und Zeitwort der Saz iſt, wobei jenes Subject dieſes Prädicat iſt, die ſich gegenſeitig beſtimmen. Die Grenze erweitert ſich, wenn wir uns den Saz in einer gewiſſen Gleichmäßigkeit erweitert denken, ſo daß jedes Element noch ein beſtimmendes bei ſich hat. So haben wir Elemente, wodurch wir der Aufgabe näher treten können. Nemlich nicht nur wird das Hauptwort durch das Zeitwort beſtimmt, ſondern auch durch das ihm beigelegte, oder der Einfluß, den das Zeitwort auf das Hauptwort ausübt, erhält durch das dem Hauptworte beigelegte eine beſtimmtere Richtung. Allein dieß findet ſo nur ſtatt bei einfachen Säzen. Oft iſt aber Ein Subject für mehrere Zeitwörter. Dann ſind alle Zeitwörter beſtimmend, und müſſen ſich in demſelben Sinne auf das Hauptwort beziehen, wenn nicht am Tage liegt, daß mit den verſchiedenen Sprachwerthen geſpielt iſt. Aber nicht allein von der ganzen Reihe der Zeitwörter geht die Beſtimmung aus, ſondern von allen den Zeit- und Hauptwörtern zugegebenen Beiwörtern zugleich. Hier entſteht nun die Frage, woran erkennen wir, daß ein ſeinem Localwerthe nach ſtreitiges Element anders gemeint iſt an der einen Stelle, mit der wir zu thun haben, als an einer andern? — Dieß iſt verſchieden je nach dem Complexus der Gedanken. Iſt der Inhalt einer Gedankenreihe durch eine Überſchrift voraus angegeben, ſo kann man ſchließen, der darin bezeichnete Begriff ſei der Hauptbegriff, und man hat alle Urſache zu vermuthen, daß das denſelben bezeichnende Wort überall in demſelben Sinne vorkommen werde, ſelbſt in dem Falle, daß der

Begriff getheilt werden kann. Denn die Bezeichnung würde immer die des Ganzen bleiben, und es wäre unlogiſch, wenn ohne daß es ausdrücklich bemerkt wird der Ausdruck in einem particellen Sinne gebraucht würde. Haben wir alſo durch Überſchrift oder vorläufige Leſung eine Überſicht des Ganzen, ſo können wir die Grenze beſtimmen, worin die Hauptgedanken und die ausdrückenden Sprachelemente in einerlei Sinn vorkommen müſſen. Eine ſolche Überſicht kann nemlich nicht gewonnen werden ohne daß bemerkt wird, ob ein Ausdruck an verſchiedenen Stellen in verſchiedenen Dignitäten vorkommt. Allein dieſer Kanon der Identität gilt nur für die Ausdrücke, welche weſentliche Glieder der Rede ſind. Denn bei unweſentlichen iſt nichts, was den Redenden hätte hindern können, einen Ausdruck an verſchiedenen Stellen verſchieden zu gebrauchen, wenn nur in Übereinſtimmung mit dem allgemeinen Sprachwerthe. Dieß iſt jedoch nur ein relativer Gegenſaz. Denn was in dem Complexus der Gedanken an ſich unweſentlich ſcheint kann in der Entwicklung deſſelben an ſeiner Stelle weſentlich ſein. Wir müſſen alſo einen andern Gegenſaz ſuchen.

Sobald ſich ein Complexus von Gedanken in geordneter Rede über die allergrößte Kürze erhebt, ſo erhalten wir nicht nur einen Unterſchied zwiſchen Haupt- und Nebengedanken ſammt den zu beiden gehörigen Sprachelementen, ſondern auch einen Gegenſaz zwiſchen ſolchen Sprachelementen und Gedanken, die Theile des Ganzen ſind, und ſolchen, die eigentlich gar keine Theile deſſelben ſind, ſondern nur Darſtellungsmittel. Wenn z. B. in einer zuſammenhängenden Rede ein Gedanke durch eine Vergleichung klar und anſchaulich gemacht wird, ſo iſt die Vergleichung nur Darſtellungsmittel und dem Gegenſtande eigentlich fremd und kommt nur herein, um als fremdes einem Theile des Ganzen mehr Beſtimmtheit und Klarheit zu geben. Dieß kann oft etwas Vereinzeltes ſein, oft aber ſich auch durch die ganze Darſtellung hindurchziehen. Hier haben wir einen wirklichen inneren Unterſchied in der Rede, kein bloßes mehr und

weniger. Bei ſolchen bildlichen, vergleichungsweiſe gebrauchten Ausdrücken haben wir im Verhältniß zu der Conſtruction des Ganzen aus ſeinen weſentlichen Elementen gar keine Indication, denn Vergleichung, Bildliches, kann bald ſo bald ſo gewendet werden. —

Wie verhält ſich nun der Kanon von dem Finden des Localwerthes zu dem erſten Kanon (1.)? Dieſer iſt nur negativ, ausſchließend oder verhindernd, daß die Beſtimmung des Localwerthes in einem dem Verfaſſer und den Leſern nicht gemeinſamen Sprachgebiet geſucht werde. Das allgemeine Sprachgebiet aber iſt in der jedesmaligen Rede oder Schrift näher beſtimmt, und auf dieſe nähere Beſtimmtheit im Zuſammenhange bezieht ſich unſer zweiter Kanon (3.) und iſt deshalb der poſitive.

Es fragt ſich nun nach dem Umfange, der Ausdehnung dieſes poſitiven Kanons. Sobald man über die Schranke des einfachen und zuſammenſezten Sazes hinausgehet, um den localen Wortwerth zu beſtimmen, ſo tritt der Gebrauch der Parallelſtellen ein. Zunächſt ſind dieß Stellen derſelben Schrift, in welcher der Ausdruck auf ähnliche Weiſe gebraucht iſt. Aber nur wenn die Bedingungen zur Beſtimmung des Localwerthes in beiden Stellen dieſelben ſind und der erſte Kanon nicht überſchritten wird, die Parallele alſo in demſelben Sprachgebiet liegt, iſt die Parallele ein erklärendes Hülfsmittel. Unter dieſer Vorausſezung kann ich auch Parallelen aus andern Schriften deſſelben Verfaſſers, ja aus Schriften anderer Verfaſſer nehmen.

Eine andere Erweiterung des Kanons tritt ein, wenn der Schriftſteller ſelbſt einen Saz in demſelben Complexus von Gedanken durch einen Gegenſaz erläutert. Je leichter dieſer zu faſſen iſt, je unzweideutiger, deſto erläuternder. Solche Gegenſäze ſind oft wirkſamer zur hermeneutiſchen Beſtimmung, als Analogieen, da der Gegenſaz weit ſchlagender iſt als die Analogie und die bloße Differenz. Wir ſind dann im Gebiete des Gegenſtandes ſelbſt; indem wir das eine ſezen und ein anderes ausſchließen, beſtimmen und verſtehen wir jenes durch dieſes ſchär-

entlichen Ort haben, die zu Theilen des Gegenſtandes
Tritt aber der Fall ein, daß Dunkelheiten entſtehen,
Schriftſteller durch Dinge außerhalb ſeines Gegenſtan-
erklären will, ſo bleibt nur übrig, daß ich ſuche wo
an einer fraglichen Stelle nur gelegentlich berührten
sso die Rede iſt, oder wo daſſelbe auf analoge Weiſe
wird. Man muß dann aber das Verhältniß zwiſchen
hier und was dort erläutert iſt genauer beſtimmen.
olgen wir den aufgeſtellten Kanon weiter, ſo müſſen wir,
iſch zu verfahren, in Beziehung auf die Elemente einer
ſtreitig ſein können, zuvörderſt Haupt- und Neben-
en und bloße Darſtellungsmittel unterſchei-
önnten wir dieſe Klaſſification überall auf gleiche Weiſe
ſo hätten wir auch überall einen ſicheren Anknüpfungs-
r unſer vorläufiges Verfahren, wodurch wir eine all-
Überſicht gewonnen haben. Allein hier tritt ein Unter-
. Je logiſcher eine Rede iſt, deſto mehr tritt darin der
von Haupt- und Nebengedanken hervor, und deſto mehr
ch die Gliederung ſchon aus einer allgemeinen Überſicht.
ir nun damit an das vollſtändige Verſtehen, ſo kann da-
fall häufig eintreten, daß es rathſam iſt, die Schwie-

der logiſchen Analyſe die lyriſche Poeſie. In dieſer herrſcht ſo freie Gedankenbewegung, daß es ſchwer hält zu beſtim was Haupt- und Nebengedanke und bloßes Darſtellungsi iſt. Dieß hat ſeinen lezten Grund darin, daß in der lyri Poeſie, wo es darauf ankommt, die Bewegung des unm baren Selbſtbewußtſeins auszudrücken, der Gedanke ſelbſ gentlich nur Darſtellungsmittel iſt. Sind aber alle Gedc nur Darſtellungsmittel, ſo verſchwindet der relative Geg zwiſchen Haupt- und Nebengedanken. Ebenſo verſchwindet ſer Gegenſaz nur auf entgegengeſezte Weiſe da, wo alle danken Hauptgedanken ſind, d. i. in der ſtreng wiſſenſcha ſyſtematiſchen Darſtellung. Hier iſt Ein Gedanke die unm bare Form des Ganzen, und alles Einzelne integrirender deſſelben. So haben wir die beiden Endpunkte für un Kanon, wo er den geringſten Werth zu haben ſcheint. Abe ſind am meiſten geeignet, die Anwendbarkeit der Theorie den entgegengeſezten Punkten aus deutlich zu machen.

Die hermeneutiſche Aufgabe iſt bei der lyriſchen Poeſie ſonders ſchwierig. Der lyriſche Dichter iſt in vollkommen ſ Gedankenbewegung, der Leſer aber nicht immer lyriſcher L und in dem Grade unvermögend aus ſeinem eigenen Bew ſein das lyriſche Gedicht nachzuconſtruiren. Der aufgeſtellte meneutiſche Kanon beruht auf der Vorausſezung eines gel denen Gedankenganges, iſt alſo inſofern nicht unmittelbar wendbar auf die lyriſche Poeſie, weil hier die Ungebunden herrſcht. Wie iſt nun zu verfahren? Die vorläufige Über eines lyriſchen Produkts giebt uns zwar keinen Unterſchied Haupt- und Nebengedanken, aber ſie hebt doch manches vor, was uns gewiß wird. Dieß iſt aber zunächſt das was Negation des gebundenen Gedankenganges erſcheint, d. h. ſich als Sprung und als Wendepunkt darſtellt. Dieß fi aber wieder auf das Gebundene zurück, wovon auch die fre Gedankenbewegung ſich nicht ganz frei machen kann. Die or niſche Form im lyriſchen Saze iſt weſentliche dieſelbe, ebenſo

Art und Weiſe ihrer Verknüpfung, wie in der gebundenen Darſtellung. Nur iſt die Verknüpfung loſer behandelt. Die Sprachelemente ſind dieſelben, nur in verſchiedenen Verhältniſſen. Weil aber die logiſche Entgegenſezung und Unterordnung fehlen, ſo iſt am beſten nach empfangenem Eindruck des Ganzen ſogleich ins Einzelne zu gehen. Dieß gilt aber nur von der ſprachlichen Seite, nicht der pſychologiſchen. Anders bei der ſyſtematiſch wiſſenſchaftlichen Darſtellung. Hier ſteht alles im Verhältniß der Subordination oder Coordination der einzelnen Theile des Ganzen. Von dieſem Verhältniſſe bekommen wir durch die Überſicht einen allgemeinen Eindruck und dann kommt es nur darauf an das Verhältniß der Sub- und Coordination im Einzelnen genauer zu beſtimmen. Das hat aber keine Schwierigkeit weiter, wenn wir nur die Structur der Schrift wie ſie der Verfaſſer im Sinne hatte richtig faſſen. Aber freilich eben hierin kann eine Schwierigkeit liegen. Revolutionen auf dem Gebiete der Naturwiſſenſchaft und der Ethik haben neue Syſteme hervorgebracht und alte verworfen. Kommt man nun von der Darſtellung eines früheren wiſſenſchaftlichen Syſtems, nachdem man dieſes gefaßt hat, plözlich und ohne Überlegung zu einem andern, neuen, ſo muß man nach geſchehener Sprachconſtruction ſo verfahren, daß man das Einzelne noch unbeſtimmt läßt bis man das Ganze gefaßt hat. Wollte man gleich Einzelnes im neuen Syſtem mit Einzelnem im vorhergehenden vergleichen, ſo würde man mißverſtehen, denn das Verhältniß des Einzelnen iſt in jedem Ganzen ein anderes. Giebt es Übergänge, Berührungspunkte zwiſchen dem alten und neuen, ſo iſt das Verfahren leichter, aber es bleibt doch weſentlich daſſelbe, denn die Veränderung beruht auf Thatſachen, die entweder ganz neu ſind oder ganz neue Verhältniſſe zeigen. Damit werden, wenn das Neue auch anfangs in der bisherigen Sprache mitgetheilt wird, neue Ausdrücke hervorgebracht. Die Aufgabe beſteht immer weſentlich darin, die hermeneutiſche Conſtruction mit Einem Schlage hervorzubringen und das Ganze zuſammenzuſchauen.

Zwiſchen den beſagten beiden End- und Grenzpunkten, von denen wir den erſteren allgemeiner als Poeſie den zweiten als Proſa bezeichnen können, liegen alle verſchiedenen Arten der Compoſition und die dadurch beſtimmten Modificationen des hermeneutiſchen Verfahrens. Der allgemeine hermeneutiſche Unterſchied zwiſchen Poeſie und Proſa iſt der, daß dort das Einzelne als ſolches ſeinen beſonderen Werth haben will, hier das Einzelne nur im Ganzen, in Beziehung auf den Hauptgedanken. Von den dazwiſchen liegenden Arten der Compoſition grenzt unter den poetiſchen die dramatiſche am meiſten an die Proſa und in ihr will alles als Eins und ſo gewiſſermaßen auf einmal verſtanden werden. Die eigentliche Mitte bildet von der poetiſchen Seite die epiſche Poeſie. Hier iſt immer ein Zuſammenwirken mehrerer, aber jeder iſt da in ſeiner Einzelheit. Da haben wir das Gebiet des Hauptgedankens, ſo wie ſich derſelbe aber im Einzelnen darſtellt, entſteht das Gebiet der Nebengedanken, aber um dieſe herum iſt ein allgemeines poetiſches Leben und da ſind im engeren Sinn die Gedanken Darſtellungsmittel. Ebenſo giebt es in der Proſa eine Form, welche der lyriſchen Poeſie am nächſten liegt, die epiſtolariſche. Hier iſt das freie Aneinanderreihen der Gedanken, die kein Band weiter haben als das Selbſtbewußtſein des Subjects, das bald ſo bald ſo erregt wird. Ihr eigentliches Gebiet iſt in dem Verhältniß gegenſeitiger Bekanntſchaft. Wo das nicht iſt oder nur fingirt, da geht der Brief aus ſeinem Gebiet heraus. Die hiſtoriſche Darſtellung bildet wieder die Mitte von der Proſa aus. Hier ſind die Hauptgedanken Theile der Darſtellung, die dem Factum was dargeſtellt werden ſoll weſentlich ſind. Sätze welche ſich während jenes dargeſtellt wird darbieten ſind Nebengedanken und Darſtellungsmittel. Das didaktiſche kann ſich der ſtrengſyſtematiſchen nähern, aber wenn die Darſtellung rhetoriſch wird läßt es eine Fülle von Nebengedanken und Darſtellungsmitteln zu.

Die Frage aber auf die es hier zunächſt ankam war die, wie weit, wo ſolche Unterſchiede und Abſtufungen ſtattfinden, das her

ɔe Verfahren nach dem aufgeſtellten Kanon verſchieden
. Hier tritt nun nach dem bisherigen folgende Regel
n allem was mit zu dem Hauptgedanken eines Gedan-
rus gehört, iſt vorauszuſezen, daß es in derſelben Be-
ɔebraucht wird ſo lange derſelbe Zuſammenhang fortbe-
ieß gilt aber nicht von dem was nur Darſtellungsmittel
i kann in verſchiedenen Stellen verſchiedenen Localwerth
Parentheſen heben den Zuſammenhang und ſeine Identi-
auf. Sie ſind eben nur Unterbrechungen, nach denen
noch nicht geſchloſſene Zuſammenhang wieder herſtellt.
auch bei den Alten Anfang und Ende der Parentheſen
hſam verlieren und unmerklich ſind. Nur da, wo
dem Verfaſſer beabſichtigter wirklicher Schluß iſt, iſt
mmenhang gelöſ't und damit das Gebiet begrenzt, in
die Beſtimmung eines unbeſtimmten Ausdrucks zunächſt
ı iſt. Liegt aber in dem ſo geſchloſſenen Zuſammen-
ıe hinreichende Indication für die Beſtimmung eines
Localwerthes, ſo kann man, wenn ſich irgendwo an-
ın auch bei einem andern Schriftſteller, aber in dem-
prachgebiete derſelbe Gedankencomplexus findet, dieſen
nzung gebrauchen. Bei dem Gebrauch ſolcher Ergän-
der Erklärungsmittel iſt aber ſorgfältig der Grad der
ſchaft zu berückſichtigen, denn darnach richtet ſich das
der geringere Recht und die größere oder geringere Si-
es Gebrauchs. Liegt die Schwierigkeit nicht in dem
anken, ſondern in dem Nebengedanken, ſo muß die Be-
des Localwerthes des Ausdrucks da geſucht werden, wo
ıgedanke als Hauptgedanke erſcheint, aber um ſicher zu
an einer einzelnen Stelle, ſondern an mehreren. Dieſe
ı ihren Grund darin, daß, je mehr ein Ausdruck Neben-
ſt, deſto weniger vorauszuſezen iſt, daß er in ſeiner gan-
mmtheit genommen iſt. Dieß hat einen pſychologiſchen
Bei dem Verfaſſen einer Schrift iſt der Schriftſteller
ſtellungen begleitet, die ſich ihm neben dem Hauptgedan-

ken mehr oder weniger ſtark aufdrängen. Dieſe Begleitung v
Vorſtellungen iſt durch die Eigenthümlichkeit des Schriftſte
bedingt und ſo hängt davon auch ab, wie Nebengedanken
den Zuſammenhang hineinkommen. Je mehr dieſe Eigenthüm
keit bekannt iſt, deſto leichter wird es aus dem bekannten
ſammtwerthe eines Ausdrucks den Localwerth deſſelben als Neb
gedanke auszumitteln. Es kann ein Schriftſteller wohl ſe
Hauptgedanken klar und beſtimmt geben, aber mit den Neben
danken iſt er nicht genau, weil die begleitenden Vorſtellungen
ſeinem gewöhnlichen Leben zu keiner vollen Beſtimmtheit ge
gen, ſondern Andeutungen bleiben; ſo kann und will er auch
Ausdruck keine größere Beſtimmtheit geben, als die Vorſtell
hat. Bei manchen Schriftſtellern ſtehen die Nebengedanken in
ner objectiven Verwandtſchaft mit dem Hauptgedanken. So
denen, die logiſch zu verfahren gewohnt ſind. Überhaupt
giſcher jemand denkt und ſchreibt, deſto mehr treten die
gedanken zurück. Je unlogiſcher aber, deſto leichter kan
fremdartigſte, fernſte, wenn nur einige Analogie ſtattfindet, er
tet werden. Man wird alſo bei den logiſchen Schriftſtellern
nöthigt, die Nebengedanken in Beziehung auf die Hauptgeda
genauer zu faſſen, während man bei den andern, je fremdart
die Nebengedanken ſind, deſto weniger Urſach hat, es damit
nau zu nehmen. Aus dem allen aber folgt, daß hier die he
neutiſche Operation auf die pſychologiſche Seite hinübergreift.
Hat die Art wie ein Sprachelement in einem Nebengedanken
braucht wird, etwas conſtantes, wovon das Maximum die ſo
nen Ausdrücke ſind, ſo iſt um ſo weniger Schwierigkeit und
ſo mehr Sicherheit. Je weniger ein Gegenſtand ſchon in
allgemeinen Vorſtellung fixirt iſt, deſto weniger ſind ſolenne
drücke zu erwarten. Dabei aber iſt zu beachten, je allgem
ein ſolenner Ausdruck geworden iſt, deſto mehr verliert er an
tereſſe, deſto leichter geht man darüber hinweg. So ver
ſolenne Formeln und verlieren den Werth. Verfirt ein Sch
ſteller in ſolchen veralteten ſolennen Formeln, ſo wird er a

. Hier tritt alſo ein verſchiedener Werth hervor und in Be=
ung darauf folgende Regel: Je häufiger in gewiſſen Combi=
nen ein Nebengedanke und ſein Ausdruck vorkommt, deſto
er iſt die Sicherheit und Leichtigkeit des Verſtändniſſes; je
: aber dieſe wächſt, nimmt der Werth der Ausdrücke ab. Des=
iſt eine richtige Abſchäzung des jedesmaligen Werthes noth=
big. — Die obengegebene Regel für die Auffindung der Local=
he der Nebengedanken, nemlich zu vergleichen, wo dieſelben
Hauptgedanken vorkommen, wo ſie ihren eigentlichen Ort ha=
iſt nur da anwendbar, wo die Nebengedanken in einer ge=
n Klarheit und leicht hervortreten, nicht aber da, wo ſie an
Grenze des klaren Bewußtſeins ſtehen und ins Verworrene
ſtreifen. In dieſem lezteren Falle iſt ein indirectes Verfah=
nothwendig. Man muß nemlich fragen, in welcher Richtung
wohl der beigebrachte Nebengedanke zur Wirkung des Ganzen
gen können? Hat man das gefunden ſo kann man die
: Regel anwenden und ſagen, aus dem oder jenem paralle=
komplexus heraus hat der Verfaſſer den Nebengedanken mit
n Ausdruck herausgenommen und in dem beſtimmten Sinn
acht.

Dieß führt zu einer genaueren Betrachtung der für die her=
ſche Operation ſo wichtigen Verwandtſchaftsverhältniſſe der
ffe und ihrer Bezeichnungen. Wir unterſcheiden die ſprach=
und die logiſche Verwandtſchaft. Die erſtere iſt zwiefacher
einmal die zwiſchen Stammwörtern und abgeleiteten, ſodann
kollateralverwandtſchaft zwiſchen den abgeleiteten Wörtern
ligen Stammes. Iſt der Stamm ſicher und die Ablei=
form bekannt, ſo iſt das Verfahren das eines Calcüls;
wir haben im Stamm das allen Gemeinſame, die Einheit,
in den Ableitungsformen das Geſez der Differenzen. Läßt
ſt. Stamm zu einer gegebenen Sippſchaft nicht finden, es
ſſer abgeleitete Wörter eines anderen Stammwortes gege=
deſſen Sprachgebrauch ich dem fraglichen ähnlich weiß, ſo
ich auch dieſe als erläuternde Verwandtſchaft gebrauchen.

Allerdings ſcheint das ein beſtimmtes Verhältniß vorauszuſe
Finde ich für den Gebrauch eines Stammwortes in dem Sp
gebiet wo es zu ſuchen iſt keine Analogie, und iſt das Sta
wort nicht gebraucht wie ſein Abgeleitetes, ſo iſt in Bezieh
auf die Differenz der Zeit ein Archaismus anzunehmen, in B
ziehung auf den Ort ein Provinzialismus oder Idiotismus. W
weiter iſt der Gebrauch der Collateralverwandtſchaft.

Bei den logiſchen Verwandtſchaften müſſen wir zurückge
auf den Gegenſaz zwiſchen allgemeinen und beſonderen Vorſtel
gen. Wörter die Begriffe bezeichnen, welche von demſelben h
heren Begriffe abgeleitet und einander coordinirt ſind, ſind v
wandt. Das ſezt eine Bildungsform der Vorſtellungen du
Entgegenſezung aus einem Gemeinſamen voraus. So entſt
wenn auf das zum Grunde liegende Princip der Entgegenſe
zurückgegangen wird, die Erklärung aus Entgegengeſeztem. W
ein Ausdruck, den ich nur als allgemeine Vorſtellung zu h
weiß wo er ſteht, mir dunkel iſt, d. h. nicht auf alle ihm co
dinirten, mit ihm aus Einem höheren Begriffe abgeleiteten f
ſo kann ich nur zum Verſtändniß gelangen, wenn ich alle V
ſtellungen, die durch Theilung und Entgegenſezung entſtand
ſind, vor Augen habe, denn damit habe ich dann das Getheil
ſelbſt. Der Complexus aller Theile wird das Getheilte ſelbſt
die vollſtändige Formel für die Grundeintheilung enthalten m
ſen. Damit kommt man aber oft in Verlegenheit. Fehlt die E
klärung eines allgemeinen Ausdrucks, ſo iſt das daſſelbe, als w
es eine hermeneutiſche Aufgabe für einzelne Fälle wäre. — M
iſt z. B. über die beſtimmte Grenze zwiſchen Animaliſchem u
Vegetabiliſchem noch nicht einig. Kommt nun in einem Schr
ſteller das Wort Thier vor eben in der Grenzregion zwiſchen A
riſchem und Vegetabiliſchem, ſo iſt der Ausdruck ohne eine
ſtimmte allgemeine Erklärung dunkel. Fehlt dieſe Erklär
und ich ſoll ſie ſuchen, ſo kann ich ſie nur finden, wenn ich a
was den Ausdruck erſchöpft in einem logiſchen Complexus
mir habe. Daraus aber ergiebt ſich, daß ſich nicht alles aus

itgegengeſezten leiſten läßt, ſo bald nemlich, wie in dem an-
ebenen Falle die Grenze, das Prinzip des Gegenſazes, nicht
llkommen beſtimmt iſt. Dies führt darauf, ob nicht auch eine
dere Verwandtſchaft Statt finde, als die durch Gegenſaz? Al-
dings! Es giebt Verwandtſchaften, welche durch Differenzen
nterſchiede) beſtimmt ſind, die keine Gegenſäze ſind, keine aus-
ießenden. Beſteht z. B. kein reiner Gegenſaz zwiſchen Thier
d Pflanze, und müſſen wir ſagen, beide ſeien Formen des Lebens
ch unmittelbaren Übergang verbunden, ſo werden wir wohl eine
nge Differenzen wahrnehmen, die zwar auf beſtimmte Gegen-
e führen, aber rein quantitative. So giebt es Gebiete wo der
ntitative Gegenſaz unter den Vorſtellungen dominirt, und ſolche
die Übergänge (quantitative Differenzen). Auf dem Farben-
iete z. B. haben wir wol gewiſſe Gegenſäze, aber ſie werden
n dem Übergange beherrſcht; wenn wir auch beſtimmte Aus-
icke haben für das, was in die Mitte fällt, es giebt immer Far-
n, die an der Grenze dem einen und dem andern Gebiete zuge-
rieben werden können. Je unmittelbarer der Übergang iſt,
ſo größer iſt die Verwandtſchaft. Dieſe Art der Verwandt-
aft iſt ſchwerer zu behandeln, als die, welche durch reinen Ge-
nſaz entſteht. Es kommt nemlich dabei in Betracht, daß, wie
eine verſchiedene Art zu ſehen giebt, ſo auch eine Verſchieden-
t der Vorſtellung von einem und demſelben Object. Wo eine
he Verſchiedenheit ſtattfindet, da muß ſie bei der Erklärung
es Ausdrucks aus der Verwandtſchaft immer berückſichtigt wer-
n. Dieß hängt mit unſerem Princip zuſammen, daß alles Ein-
ne nur aus dem Ganzen zu verſtehen iſt. Alle Vorſtellungen
in einem Complexus durch Gegenſäze verbunden ſind bilden
Ganzes; aber ebenſo jeder Complexus von Übergängen. Soll
ei Einzelnes aus der Verbindung mit einem andern Schrift-
ler erklärt werden, ſo muß zuvor Gewißheit ſein, daß der an-
e dieſelbe Art zu ſehen, dieſelbe Art des Vorſtellens habe.

Betrachten wir in dieſer Hinſicht die verſchiedenen Charaktere
Sprachelemente, ſo werden wir, die Sache im Großen ange-

ſehen, finden, daß das Hauptwort die Region iſt, worin der Gegenſaz dominirt, das Zeitwort die Region, worin die Übergänge. Denn das Hauptwort ſchließt alle mir vorkommenden beſtimmten Formen des Seins, die Natur oder die Kunſt mag ſie hervorgebracht haben, in ſich. Jene ſind aber der beiweitem größte Theil dieſer Region. Die Verba Thätigkeiten bezeichnend haben ſchon dadurch ihre Richtung auf die Übergänge, alſo auf Differenzen die keine Gegenſäze ſind. Hier nur im Allgemeinen die Regel, daß viel größere Vorſicht nöthig iſt bei Erklärung eines Wortes aus bloßer Differenz, als aus reiner Entgegenſezung, denn hier haben wir es mit objectiv beſtimmtem zu thun, womit zuſammenhängt, daß die Bezeichnung des Entgegengeſezten in der Sprache viel feſter ſteht.

Aber die obige Beziehung der verſchiedenen Regionen des Haupt- und Zeitworts gilt nur im Großen, denn wir finden, daß bald Zeitwörter von Hauptwörtern, bald dieſe von jenen abgeleitet werden. Sind nun dieß die beiden Hauptrichtungen in der Entwicklung des Vorſtellungsvermögens, ſo folgt, daß die Auslegung ſicherer iſt, wo die Sprache in ihrer Hauptform die Vorſtellung rein erſchöpft; dann wird die Sprache ſelbſt die Indication auf das eine und andere ſein; je nachdem ſie aber ſchwankt, muß auch die Auslegung ſchwanken. Im Hebräiſchen z. B., wo allgemein die Vorausſezung gilt, daß alle Stammwörter Zeitwörter ſeien und alle Nomina abgeleitet, wird die Auslegung eben wegen dieſer einfachen Richtung der Sprache in dieſem Stücke ungemein erleichtert. Wo aber beide Richtungen in der Sprachbildung ſind, da fehlt auch die beſtimmte Indication in der Sprache ſelbſt, und muß ein großer Reichthum von Erklärungsmitteln gegeben ſein, um ſicher verfahren zu können. Hat man nun alle Ausdrücke beiſammen, die zuſammen ein Ganzes bilden, die aber durch Modificationen, welche ſich immer auf einen gewiſſen Gegenſaz bringen laſſen, verſchieden ſind, kann man ſie dann auf eine gewiſſe Weiſe ordnen und den Werth derſelben zu einander beſtimmen, und kann man dann auch ſagen, in dem

Sprachgebiete in welchem man zu thun hat, kommen alle Ausdrücke vor und der Schriftſteller gebraucht ſie alle, ſo kann man den Localwerth aus dem Schriftſteller ſelbſt beſtimmen. Iſt aber die Schreibweiſe anderer Art, ſo iſt der Kreis der in der Schrift ſelbſt gegebenen Erklärungsmomente enger und man muß darüber hinausgehen.

Was nun die Gedanken betrifft, welche in einem gegebenen Complexus nur Darſtellungsmittel ſind, ſo iſt zuerſt alles ins Auge zu faſſen, was im Allgemeinen durch den Ausdruck Vergleichung bezeichnet wird. Darin liegt, daß eine Vorſtellung aus einem andern Gebiete gebraucht wird, um eine in dem beſtimmten Complexus liegende ins Licht zu ſtellen. So iſt ſie dem Complexus an ſich fremd, nicht um ihrer ſelbſt willen da, ſondern nur in Beziehung auf das Verglichene. Dieß kann man aufs engſte und weiteſte denken. Jede durchgeführte Allegorie iſt ein ſolches Darſtellungsmittel, obwohl ſie ſelbſt wieder ein ganzer Complexus von Vorſtellungen iſt. Es gehört dahin aber alles, was wir Parallele, Gleichniß nennen, ja weiter noch alles Erläuternde, alſo auch das Beiſpiel, ſofern es als Einzelnes nicht für ſich iſt, ſondern nur zur Erläuterung des Allgemeinen. Wiederum kann bei den Hiſtorikern das Allgemeine, eine Maxime, Darſtellungsmittel ſein, wodurch angegeben wird, aus welchem beſtimmten Geſichtspunkt das Einzelne was erzählt wird zu betrachten ſei. Wollte man ſolche Maximen zur Charakteriſtik des Hiſtorikers zuſammenſtellen, ſo würde man Unrecht thun.

Das engſte von ſolchen Darſtellungsmitteln iſt der bildliche Ausdruck, wo der Inhalt des Sprachelements ein fremdes iſt, wenn wir es im unmittelbaren Sprachwerth nehmen. Aber häufig will der Redende gar nicht einmal, daß ein ſolcher Ausdruck in ſeinem eigentlichen Sprachwerth gedacht werde. Es fixiren ſich dergleichen Ausdrücke oft in der Sprache, ſo daß ihr eigentlicher Werth gar nicht mehr mit gedacht wird.

Dieß iſt der ganze Umfang der Darſtellungsmittel, der all-

gemeine Typus iſt die Vergleichung, die beiden Endpunkte di ausgeführte Allegorie und der einfache bildliche Ausdruck.

Iſt nun ein ſolcher Ausdruck im Zuſammenhange nicht un mittelbar klar, ſondern vieldeutig, ſo entſteht eine hermeneutiſc Aufgabe, wobei wir mehrere Fälle zu unterſcheiden haben.

Was zuerſt den Fall betrifft, wo bei ſolchen bildliche Ausdrücken ihr eigentlicher Sprachwerth nicht mitgedacht werde ſoll, ſo ergiebt ſich wol unmittelbar, daß der obige Kanon zu Beſtimmung der Nebengedanken (nemlich aus den Stellen, wo di ſelben als Hauptgedanken erſcheinen) hier nicht angewendet we den kann. Denn, wenn der eigentliche Sprachwerth nicht mitg dacht werden ſoll, ſo kann ich den bildlichen aus dieſem nicht e klären. Nun aber giebt es ſolenne bildliche Ausdrücke. Gewiſ Gegenſtände haben gewiſſe Complexe von bildlichen Ausdrücke durch welche dieſelben in gewiſſer Beziehung dargeſtellt werde Dieſe ſtreifen an die eigentlichen Ausdrücke an, ſind aber von ih rem eigenthümlichen Sprachwerth ſo entfernt, daß ſie von hie aus in ihrem Verhältniſſe zu dem, was ſie erläutern ſollen, nich verſtanden werden können. Man ſpricht z. B. bei einem G mälde vom Tone, was aus der Muſik, von Motiſen, was aus d Poeſie genommen iſt, und das iſt wechſelſeitig. Wo nun ſolche Ver wandtſchaft eintritt, da liegt der Erklärungsgrund im Identiſche wie eben dieß die Urſach iſt. Aber das iſt gerade das Gebiet, w die hermeneutiſche Operation am ſchwerſten iſt. Muſik, Malere Poeſie ſind als Künſte verwandt. Rede ich in der Poeſie vo Farbe, in der Malerei vom Ton, ſo iſt der Ausdruck für die ver ſchiedenen Künſte derſelbe. Aber der Sprachgebrauch hat ſich an ders geſtellt, für ihn iſt der Ton nur Element der Muſik, nich der Malerei. Es mußte alſo der Ausdruck erſt eine Erweiterun erfahren, ehe er auf ein fremdes Gebiet übertragen werden konnt Es mögen ſolche Ausdrücke oft gebraucht werden, ohne daß de Gedanke recht zur Klarheit gekommen. Aber wo ſolche Übertra gungen ſtattfinden, muß die Vergleichung auf einer Verwandt ſchaft beruhen, einer nachweislichen, denn ſonſt wären die bildliche

Ausdrücke völlig willkührlich und wir könnten ſie nicht verſtehen. Um von hier aus das ganze Gebiet überſehen zu können, unterſcheiden wir zwei Punkte. Erſtlich, es giebt unter verſchiedenen Complexen von Vorſtellungen ſo genaue Verwandtſchaften, daß das eine ſich von ſelbſt darbietet, um als Darſtellungsmittel für das andere zu dienen. Zweitens aber es giebt Vergleichungen, die auf den erſten Anblick willkührlich erſcheinen, alſo nur auf zufälligen Beziehungen, nicht weſentlicher Verwandtſchaft beruhen. Dieſe lezte Art wird nie ſo allgemeine Gültigkeit erlangen, aber unbedingt verwerflich iſt ſie nicht. Nur Übermaaß werde vermieden! Kommt dieſe Art ſparſam vor und wird dann dem Leſer erleichtert, ſo macht ſie Effekt und die Rede wird prägnant. Es kann aber oft vorkommen, daß wir eine Vergleichung, die auf innerer Verwandtſchaft beruht, für eine von der entgegengeſezten Art halten, weil die innere Verwandtſchaft uns nicht bekannt iſt. So entſtehen hermeneutiſche Verwirrungen, die auf falſcher Schäzung beruhen. Da tritt die Nothwendigkeit des pſychologiſchen Elements ein. Man muß den Schriftſteller, die Art und Weiſe ſeines Verfahrens, ſeiner Gedankenproduktion kennen, um zu wiſſen, ob er gern oder ungern willkührliches gebraucht. Im lezteren Falle wird man immer innere Verwandtſchaft als Grund der Vergleichung vorausſezen. Bei willkührlichen Vergleichungen, die ſolenn werden können, muß doch auch irgend ein Gemeinſames, worauf die Zuſammenſtellung beruht, vorausgeſezt werden; es wird, wenn auch keine innere Verwandtſchaft, ſo doch eine Parallele vorhanden ſein, die indeß ein Zufälliges betreffen kann. Die Hauptaufgabe iſt, den Vergleichungspunkt zu finden und ſo die Vergleichung ſelbſt zu conſtruiren. Je nachdem was aus einem Complexus von Vorſtellungen zur Erläuterung gebraucht wird, fern oder nahe liegt, iſt die Aufgabe ſchwer oder leicht. Es kommt darauf an mit dem eigentlichen Gehalte eines bildlichen Ausdrucks ſo weit bekannt zu ſein, daß ſich das punctum saliens der Vergleichung daraus ergiebt. Die gewöhnlichen lexikaliſchen Hülfsmittel reichen da nicht aus. Die Lexika können den bildlichen Gebrauch der einzelnen

Sprachelemente nur nachweiſen bei techniſchen und ſolchen ſolennen Ausdrücken, welche auf gewiſſe Weiſe in den Sprachgebrauch übergegangen ſind. Man muß ſich zu den Hülfsmitteln wenden, wo man den Gegenſtand ſelbſt in ſeinem ganzen Zuſammenhange erläutert findet: daraus muß man die Kenntniß deſſelben ſo ergänzen, daß der Vergleichungspunkt uns nicht entgehen kann. Überhaupt reicht zum Verſtehen der Ausdrücke, die bloß Darſtellungsmittel ſind, die Sprachkenntniß allein nicht aus, ſondern nur in Verbindung mit den reichſten Realkenntniſſen. Wir unterſcheiden die beiden Fälle: Je mehr eine Vergleichung, auf innerer Verwandtſchaft beruhend, ſich den ſolennen Ausdrücken nähert, die in der Sprache eingewurzelt ſind, deſto leichter iſt das Verſtehen. Je mehr aber das Gegentheil, je mehr willkührliche Zuſammenſtellung, deſto ſchwieriger. Aber auch die willkührlichen Zuſammenſtellungen müſſen, wenn ſie Wahrheit haben ſollen, auf einer objectiven Analogie beruhen, und ſich darauf zurückführen laſſen. Man unterſcheide dabei, ob eine ſolche Vergleichung gebraucht wird, um den Zuſammenhang zu conſtituiren oder bloß als Verzierung. Der erſtere Fall iſt offenbar der ſchwierigere, zumal wenn die Analogie verſteckt iſt, wie z. B. bei Hamann.

Die ſolennen Vergleichungen beruhen auf Parallelen, die in der Conſtruction des Denkens, wie ſie in die Sprache übergegangen iſt, gegeben ſind. Eine der gewöhnlichſten, die beinahe ſchon in den eigentlichen Sprachgebrauch übergegangen iſt, iſt die Parallele zwiſchen Raum und Zeit. Hier iſt die Reduction natürlich und leicht. Bedeutender iſt, daß materielle Veränderungen, Verhältniſſe durch geiſtige erläutert werden und umgekehrt. Überwiegend iſt das leztere. Daran hängt ſich leicht die Meinung, daß in der Sprache eigentlich keine geiſtigen Ausdrücke vorhanden geweſen. Dieß kann freilich ſo allgemein nicht zugegeben werden, aber für eine gewiſſe Bildungsſtufe iſt's unumgänglich, daß Geiſtiges durch Sinnliches vergleichungsweiſe erläutert wird. Das umgekehrte iſt ſeltener, aber z. B. Klopſtock hat auf ausgezeichnete Weiſe Gebrauch davon gemacht. Solche Parallelen aber be-

ruhen auf dem feſtſtehenden Grundparallelismus zwiſchen dem Gebiete der Ethik und dem Gebiet der Phyſik. Hierauf gehen am Ende alle eigentlichen Vergleichungen wenn auch oft auf untergeordnete Weiſe zurück. Dieß iſt ihr allgemeiner Grund. Aber ſie werden beſonders beſtimmt durch die Denkweiſe des Zeitalters, der Nation und der beſondern Region, wozu der Schriftſteller gehört, endlich durch die Verſchiedenheit der individuellen Anſicht. In dieſe muß man ſich daher verſezen, um eine gegebene Vergleichung zu verſtehen.

So viel über unſeren hermeneutiſchen Kanon in Beziehung auf das materielle Sprachelement.

Wenden wir nun dieß auf das N. Teſtam. an, ſo kann das beſondere, was dabei zu bemerken iſt, nur beſtimmt werden durch die beſondere Gattung, wozu die neuteſt. Schriftſteller gehören und durch die Stufe, auf der dieſelben in ihrer Gattung ſtehen.

Wir haben im N. T. weſentlich mit zwei Hauptformen zu thun, der hiſtoriſchen und didaktiſchen. Leztere entweder in der Form brieflicher Mittheilung oder in der freien mündlichen Rede (die Reden Jeſu und der Apoſtel). Die Apokalypſe liegt außer dieſer Eintheilung und iſt beſonders zu betrachten.

Die briefliche Form geſtattet die freieſten Combinationen und Übergänge von einem zum andern. Somit enthält ſie keine ſo vollkommenen Gliederungen, wie andere Formen. Allerdings ſind die neuteſt. Schriftſteller in dieſer Beziehung ſehr ungleich. Der Brief an die Hebräer hat nur ſehr untergeordnet den Charakter eines Briefes, er ſtellt ſich, obwohl er den Briefcharakter nie ganz verläßt, mehr als eine Rede dar, daher er auch eine beſtimmtere Gliederung hat. Ähnliches gilt von dem Briefe an die Römer. — Hier iſt nun leicht zu beſtimmen, wie weit die Identität des Zuſammenhanges geht. Selbſt in den Briefen, die Briefe im engeren Sinne ſind, iſt der Gedankengang oft ſehr beſtimmt, wenn die Apoſtel ſich den Gedankengang ihrer Leſer beſtimmt vorſtellten. Oft aber ſchrieben ſie auch mit der Freiheit des vertraulichen Verkehrs. Dann

iſt ſchwerer zu beſtimmen, ob eine nähere oder entferntere Stelle in demſelben Briefe zu demſelben Zuſammenhange gehört. Denn haben wir auch vielleicht einen beſtimmten Endpunkt eines Zuſammenhanges, ſo geſtattet die Briefform doch nach kurzer Unterbrechung einen Rückgang zu jenem, der gar nicht ausführlich und beſtimmt bezeichnet zu ſein braucht. Der Fall tritt leicht ein, daß eine Stelle in Form einer Anſpielung Rückgang zum Vorigen iſt. Das muß nun genau nachgewieſen werden. Denn wenn ich nach einer Stelle, in welcher ſich ein dunkler Ausdruck findet, getrennt davon eine Stelle finde, worin derſelbe Ausdruck vorkommt, ich habe aber aus der allgemeinen Überſicht das Bewußtſein, daß dieſe Stelle eine ganz andere ſei, ſo darf ich auch den Ausdruck hier nicht gebrauchen zur Erklärung dort. Habe ich hingegen aus der allgemeinen Überſicht die Erinnerung, der Schriftſteller ſei noch in demſelben Zuſammenhange begriffen, ſo kann ich auch alles in ihm vorkommende zur Erklärung gebrauchen. Ja ſelbſt wenn der Zuſammenhang abgebrochen iſt und es folgt ein Anderes, dann aber eine Stelle, in der zwar das mannigfaltigſte denſelben Ausdruck umgiebt aber mit dem Vorigen übereinſtimmend, ſo kann ich den Ausdruck zur Erklärung gebrauchen. Die Erinnerung aus der allgemeinen Überſicht ſchließt die nachmalige Prüfung nicht aus, ob der Gedankengang derſelbe bleibe. Vor allem aber kehre man ſich nicht an die beſtehende Kapiteleintheilung, ſie führt leicht irre. Da man ſich aber des Eindrucks nicht immer erwehren kann, den die Abtheilung macht, daß man nemlich ein Anderes erwartet, ſo ſind zum unmittelbaren Gebrauch die Ausgaben beſſer, die jene Kapiteleintheilung nicht haben.

Was die hiſtoriſchen Schriften betrifft, ſo iſt hier ein ganz eigener Grund, weshalb die Identität des Zuſammenhanges ſo ſchwierig iſt zu beſtimmen, nemlich der, daß bei den meiſten überwiegend wahrſcheinlich iſt, daß ſie Zuſammenſtellungen von früher einzeln oder in andern Verbindungen vorhanden geweſenen Fragmenten ſeien. Das gilt am meiſten von den Schriften des Matthäus und Lukas, weniger von Markus, aber gar nicht auf die-

be Weiſe von dem Evangelium des Johannes. So entſteht jenen die Beſorgniß, daß zuſammengehörige hiſtoriſche Momente getrennt ſind an verſchiedenen Stellen, und wiederum daß ſchiedene Elemente zuſammengeſtellt ſind. Da iſt dann mögl, daß eine Stelle, die wir zur Erklärung einer andern gebraun, gar nicht von demſelben Referenten herrührt, alſo auch aus em ganz andern Sprachgebiete. Selbſt Theile deſſelben Zummenhangs können aus verſchiedenen Schriftſtellern entnommen n. Matth. 13. z. B. folgen hintereinander mehrere Gleichniſſe er die βασιλεία τ. θεοῦ, von denen jedes etwas anderes von m Gegenſtande hervorhebt. Wahrſcheinlich ſind dieſe Gleichniſſe verſchiedenen Zeiten vorgetragen und hier nur zuſammenſtellt. Hier iſt nun zwar der Hauptbegriff, als feſtſtehender, rſelbe, aber untergeordnete Begriffe, die zu dem Hauptbegriff in einer feſten Beziehung ſtehen, könnten in verſchiedenen Gleichniſſen verſchieden gebraucht ſein. Dieß iſt genau zu unterſuchen, nd dabei überhaupt große Vorſicht nöthig. Stellen, die nicht rweislich demſelben unmittelbaren Complexus, demſelben hiſtoriſchen Fragment angehören, müſſen vorſichtig als Stellen verwandter Schriftſteller, die denſelben Gegenſtand behandeln, betrachtet werden. Dieſer Kanon entſcheidet die ſtreitige Frage über die Compoſition der Evangelien nicht, aber unter den gegebenen Umſtänden iſt er nothwendige Sicherheitsmaßregel, die vor falſchen Reſultaten bewahrt. Wenn die Stellen wirklich demſelben Verfaſſer angehören, werden ſich auch davon Indicien genug darbieten.

Nicht alles in den hiſtoriſchen Schriften iſt hiſtoriſch, manches didaktiſch. Dabei entſteht die Frage, ob dieß in hiſtoriſchen und briefl. Schriften verſchieden ſei. Der Unterſchied kann nicht groß ſein. Denn die mündliche Rede, wie ſie in den neuteſt. Schriften vorkommt, hat dieſelbe Freiheit, wie der Brief.

Was die Parallelen im eigentlichen Sinn betrifft, ſo entſteht die Frage, wiefern in dieſer Beziehung das N. T. Ein Ganzes iſt und wie ſich die verſchiedenen Schriftſteller zu einander verhalten? Dieß führt auf die Frage über die Inſpiration. Aus

Library of the
UNION THEOLOGICAL SEMINARY
New York

dem oben geſagten aber folgt, daß auch das was beſtimmt al
inſpirirt hervortritt auf die hermeneutiſche Operation von keine
weſentlichen Einfluß iſt. Aber das iſt hier die Frage, wie ſich d
Einheit und die Differenz des N. T. zu einander verhalten? Je
Sammlung, Verbindung mehrerer Schriften ſezt Identiſches voraus
Dieſe Identität könnte zunächſt die des Verfaſſers ſein. Betreffe
dann die einzelnen Schriften verſchiedene Gegenſtände, ſo haben ſi
keine engere Verwandtſchaft weiter, als daß ſie von einem und dem
ſelben Verfaſſer ſind. Die Zuſammenſtellung iſt dann nur eine äußer
liche, und die hermeneutiſche Aufgabe bloß auf das Eigenthümliche de
Sprachausdrucks des Verfaſſers gerichtet. Werden Schriften Eine
Verfaſſers über denſelben Gegenſtand geſammelt, ſo fragt ſich, ob di
Verwandtſchaft ſo groß iſt, daß wir die verſchiedenen Schriften
ebenſo zur Erklärung anwenden können, als wäre alles Ein
Schrift? Die Frage iſt nur beſchränkt zu bejahen. Jeder iſt i
ſeinen Vorſtellungen der Veränderung unterworfen. Iſt ein Gegen
ſaz zwiſchen Früherem und Späterem im Bewußtſein des Schrift
ſtellers ſelbſt, ſo muß der Schriftſteller Rechenſchaft davon geben
und die hermeneutiſche Operation iſt dann nicht ſchwer. Iſt aber di
Veränderung auf relativ unbewußte Weiſe vor ſich gegangen, ſ
fehlt es an Indikationen. Kennen wir in dieſem Falle die Ab
faſſungszeit der einzelnen Schriften und die Entwicklungsgeſchicht
des Verfaſſers, ſo iſt nicht ſchwierig zu ſondern was zu der einen
oder andern Periode ſeines Gedankenzuſtandes gehört. Im ent
gegengeſezten Falle aber iſt das Vorkommen deſſelben Ausdrucks
in derſelben Verbindung kein Beweis der Identität des Lokal
werthes, denn die Beziehungen ändern ſich mit den Vorſtellun
gen. Wir müſſen alſo zuvor verſichert ſein, daß die Vorſtellungen
dieſelben ſind. So kommen wir wieder auf den allgemeinen Ka
non zurück, daß das Einzelne nur aus dem Ganzen zu erklären
ſei. Hier tritt nun wieder das Hülfsmittel der vorläufigen Über
ſicht ein. Daraus läßt ſich ein Urtheil gewinnen, ob der Ver
faſſer ſich in ſeinen Vorſtellungen gleichgeblieben. Darnach rich
tet ſich denn das Verſtändniß des Einzelnen. Aber freilich er

nach vollendetem Verſtändniß des Einzelnen kann ich mit voller Sicherheit ſagen, die Vorſtellung ſei dieſelbe geblieben. Darin liegt eine Schwierigkeit, die nur approximativ gelöſt werden kann, indem man was man gewonnen hat nur proviſoriſch annimmt und noch nicht völlig feſtſtellt.

Der Fall ſolcher Sammlungen von Schriften und Reden deſſelben Verfaſſers iſt mehrmal im N. T.

Wie aber, wenn Schriften verſchiedener Verfaſſer über denſelben Gegenſtand zuſammengeſtellt werden, was für einen Werth haben dieſe für einander?

Es giebt Fälle, wo Schriften von Verfaſſern entgegengeſezter Meinung, die ſich auf einander beziehen, alſo Streitſchriften, zuſammengeſtellt werden. Dieß eigenthümliche Verhältniß iſt nach dem zu behandeln, was über das Verfahren der Entgegenſezung geſagt iſt. Aber ſelbſt in dieſem Falle iſt immer etwas Identiſches, Gemeinſames. Man ſtreitet nicht, wenn nicht Gemeinſames vorausgeſezt wird. Dieß ergiebt ſich aus der Überſicht, woraus man auch ſieht, wo der Streit Mißverſtändniß iſt, wo die Streitenden uneinig ſcheinen, nicht aber ſind. Für dieß Gemeinſame kann der eine aus dem andern erklärt werden, wie das Entgegengeſezte aus der Form des Gegenſazes.

Werden Schriften verſchiedener Verfaſſer über denſelben Gegenſtand zuſammengeſtellt, die nichts von einander gewußt haben, ſo iſt auch ungewiß was unter ihnen Differentes iſt, und ſo kann es auch ſein, daß ſelbſt die Bezeichnung der Hauptvorſtellungen nicht denſelben Werth hat. Um hierüber gewiß zu werden, muß man ſich die Hauptbegriffe, alſo die Hauptwörter und die Zeitwörter, welche in der Darſtellung weſentliche Momente ſind, und die verſchiedenen Nebenbeſtimmungen, mit denen dieſe Momente bei dem einen oder andern vorkommen, herausziehen und zuſammenſtellen. Daraus muß ſich denn ergeben, wiefern die Hauptgedanken und ihre Bezeichnungen dieſelben ſind. Ohne ſolche Analyſe

ſich auf Vergleichung einzelner Stellen einzulaſſen, würde nur Un
gefähres geben.

Dieſer Fall iſt der des N. Teſtaments. Die neuteſtamentiſche
Schriftſteller haben wenig von einander gewußt. Nimmt ma
2. Petri 3, 15 und 16. und etwa Gal. 2, 11 ff. aus, ſo iſt kei
Fall, wo der eine ſich auf den andern bezogen hätte. Auch wi
ſen wir ſonſt wenig von der Kenntniß, die ſie von einander g
habt haben. Da iſt nun große Vorſicht nöthig und deshal
die vorherbezeichnete vorgängige Analyſe unerläßlich, alſo ein
vollſtändige Zuſammenſtellung der Ausdrücke ſämmtlicher chriſtliche
Vorſtellungen im N. T. in ihren verſchiedenen Formen, ſow
der weſentlichen Subject- und Prädicatwörter, als der weſen
lichen Nebenbeſtimmungen. Nur ſo kann man ſehen, ob der Cyklu
von Gebrauchsweiſen bei verſchiedenen Schriftſtellern und in ver
ſchiedenen Schriften derſelbe iſt oder nicht. Darnach beſtimm
ſich auch der Gebrauch der Parallelſtellen.

Unbedachtes Verfahren iſt hier um ſo gefährlicher da wir all
vor der wiſſenſchaftlichen Behandlung ſchon Kenntniß des N. T
haben, aber aus dem gemeinſamen kirchlichen Leben, aus Überſe
zungen, aus dem anwendenden Gebrauch der Stellen außer ih
rem Zuſammenhange leicht Vorſtellungen mitbringen, die an den
wahren Verſtändniß hindern. Dieſe Schwierigkeiten fielen weg
wenn wir das N. T. als etwas ganz Neues anfingen auszul
gen. Das geht nun freilich nicht. Aber um ſo mehr muß ma
darnach ſtreben, ſo vorſichtig und unbefangen als möglich z
Werke zu gehen, und in jedem einzelnen Falle genau zuſehe
wie es mit der Verwandtſchaft paralleler Stellen ſteht. Die neu
teſtam. Schriftſteller ſchließen in dieſer Beziehung viele Differen
zen in ſich; ſie gebrauchen Ausdrücke in ſehr verſchiedenem Loca
werthe, und andere die auf gewiſſe Gebrauchsweiſen beſchrän
ſind. Ohne hier die Totalität im Auge zu haben, werden w
Irrthümer nicht vermeiden.

Will man ſich den allgemeinen Kanon in ſpecielle Regel
auflöſen, ſo ſtößt man auf die bedeutende Schwierigkeit, daß da

il über die Identität der Verfaſſer neuteſtam. Schriften oft ſchwankt. So wird die Auslegung des Briefes an die He- verſchieden ſein, je nachdem man ihn für einen Brief des us hält oder nicht. Ebenſo ſchwankt das Urtheil, ob die Johanneiſchen Briefe von Einem Verfaſſer ſind oder nicht, bei den Petriniſchen iſt derſelbe Fall.

Eine eigenthümliche Schwierigkeit haftet übrigens an den tiſchen Stellen, (Reden) in den hiſtoriſchen Schriften, denn tritt ein combinirtes Verfahren ein.

Der günſtige Fall für die Auslegung, daß nemlich Prädicat Subject einander beſtimmen, tritt im N. T. oft nicht ein. iſt um ſo nothwendiger, ſich bei der Leſung des N. T. alle ptgedanken in jeder Schrift und in den Schriften jedes Ver- s ſo zu vergegenwärtigen, daß auch ſogleich bei der Ausle- alles Ähnliche vor uns liegt.

Allerdings müſſen wir davon ausgehn, daß durch das ganze T. eine gewiſſe Identität der Lehren und Überzeugungen hin- hgeht. Das Chriſtenthum wäre ſonſt kein mit ſich ſelbſt Über- immendes. Allein die chriſtliche Sprachbildung konnte doch nur ähnlich zu Stande kommen. Und wie dieſelben Gegenſtände den Verſchiedenen verſchieden verſtanden werden konnten, ſo es vorkommen und kommt vor im N. T. daß daſſelbe Wort dem einen Schriftſteller ſo von dem andern anders gebraucht , ja derſelbe Schriftſteller konnte ſeine Schreibart ändern. merkwürdiges Beiſpiel der Differenz in dieſem Stücke iſt der erſpruch zwiſchen Röm. 3, 28. und Jakob. 2, 20. Jakobus and die beiden Begriffe δικαιοσύνη und ἔργα, Paulus aber t, ohne daß jener die πίστις gänzlich ausgeſchloſſen hätte. Der erſpruch iſt der zwiſchen dem gänzlichen und nicht gänzlichen ſchließen. Entweder dieſen Widerſpruch müſſen wir anneh- , oder ſagen, beide haben demſelben Worte einen ganz ver- denen Localwerth gegeben. Aber aus dem allen ergiebt ſich Nothwendigkeit, nicht bei den Worten ſtehen zu bleiben, ſon-

dern im Aufſuchen der Hauptgedanken und ihrer Verbindunge fortzufahren und das Verhältniß zwiſchen den Ausdrucksweiſe des einen und des andern Schriftſtellers genau zu conſtruiren [1].

Was die Beſtimmung des formellen Elements [2] b trifft, ſo muß man dabei wieder zurückgehen auf den Saz, a Verbindung von Haupt- und Zeitwort. Die einfachſte Form de ſelben iſt die, daß das Hauptwort im Nominativ ſteht und da Zeitwort ſich demſelben anſchließt. Je nachdem nun das Zeitwo perſonell oder temporell verſchieden beſtimmt iſt, iſt auch das Ver hältniß zum Hauptwort und ſomit der Gehalt des Sazes ver ſchieden. Dieß iſt kein abgeſondertes Sprachelement, ſondern d allgemeine Bedingung in der Sprache, unter der die nähere Be ſtimmtheit des Sazes allein möglich iſt.

Beſteht der Saz aus mehreren Elementen, ſo werden d durch die Glieder deſſelben unter einander verbunden, ohne d der Saz aufhörte ein einfacher zu ſein. Wird dem Hauptwo etwas beigefügt, wodurch ein Verhältniß zu andern bezeich werden ſoll, ſo tritt die Präpoſition ein, oder fehlt ſie die Stru tur der andern Hauptworte. Beides kann aber auch zuſamm ſein. So lange wir aber eine organiſche Verbindung zwiſch einem Hauptworte und einem Zeitworte haben, mögen ſie au noch ſo viel beſtimmt ſein, bleibt der Saz einfach [3].

Die Verbindung der Säze unter einander kann eine a reihende und eine organiſche ſein [4]. Werden zwei Sä organiſch verbunden ſo daß Ein Ganzes entſteht und man b dem einen gleich das Bewußtſein bekommt, daß er nur ein The des Ganzen iſt, ſo entſteht die Periode, deren Hauptform d

---

[1]) Alles bisherige von S. 91. an, iſt Erläuterung der Säze von §. 10 an. S. 77.

[2]) Von hier an vergl. §. 4 ff. S. 71 ff.

[3]) Vergl. §. 8. S. 76 ff.

[4]) Vergl. §. 4. S. 71 ff.

er- und Nachſaz iſt. Die aneinandergereihten Säze ſte-
erhältniß der Coordination. Wenn auch der eine Saz
re Periode iſt und der andere ein einfacher Saz, ſie
nur coordinirte Theile eines Ganzen. Die Sprachen
eſer Hinſicht verſchieden. Es giebt ſolche, die gar kei-
denbaus fähig ſind, oder in denen die Fähigkeit dazu
ium iſt, und wiederum ſolche, die dazu im größeren
ig ſind u. ſ. w. Daß aber der Gegenſaz zwiſchen or-
periodiſcher) und anreihender Verknüpfung nur ein re-
erhellt daraus, daß wenn z. B. eine ſehr zuſammenhän-
iode aus dem Lateiniſchen in eine Sprache übertragen
l, welche eine ſolche Fähigkeit nicht hat, nichts übrig
was dort organiſch verbunden iſt möglichſt ſachgemäß
e Ganze zu zerlegen, als jene Sprache geſtattet. Die
t auf die Weiſe ihre organiſche Einheit verloren, aber
auf einen gewiſſen Grad möglich zu erreichen, daß die
lbe Verhältniß der Theile, wie es in der organiſchen
wollt war, zu denken im Stande ſind. Wäre der Ge-
olut, ſo wäre dieß undenkbar. Es müßten ſonſt ganz
e Weltverhältniſſe exiſtiren. Sind wir uns aber bei
renz der Sprachen doch der Identität unſerer Weltver-
nd Denkgeſeze bewußt, ſo kann auch nicht die bloße
reihung in der Sprache die organiſche Verknüpfung
en Gegenſaz ausſchließen. Ja wir haben dieſen rela-
enſaz in einer und derſelben Sprache. Was der Eine
organiſchen Perioden darſtellt, zerfällt der Andere gern,
ieber aneinander.

als möglich gedacht werden, daß eine bloß aneinander-
orm dieſelbe Wirkung hervorbringt, wie die organiſch
e, ſo müſſen wir annehmen, daß die einzelnen verbin-
prachelemente bisweilen auch bloß aneinanderreihenden
ommen. Beide Bewegungen correſpondiren einander
rache, ſo daß die eine nicht ohne die andere zu denken
ings iſt ein bedeutender Unterſchied zwiſchen Sprachen

von geringer und großer Capacität. Aber wie die beiden entg
gengeſezten Bewegungen in der Natur der Sprache liegen, ſ
müſſen ſie auch beide in allen Sprachen vorkommen, auch in d
nen von großer Capacität.

Der Werthunterſchied zwiſchen beiden Verbindungsarten i
allerdings ein qualitativer. Die bloß anreihende macht keine o
ganiſche Einheit, aber die organiſchverbindende keine neue, ſ
macht nur etwas zum Theil eines andern. Dieß ſchließt einan
der aus, alſo findet ein qualitativer Werthunterſchied ſtatt. Bei
Verbindungsarten können aber einander repräſentiren. Stellt e
anknüpfendes Element eine organiſche Verbindung dar, ſo entſte
eine Emphaſis. Dieß iſt dann eine quantitative Verſchiedenhe
Dieſelbe findet ſtatt, wenn ein organiſchverknüpfendes Eleme
nur anreihend gebraucht, alſo ſein Werth vermindert wird.

Daß man bloß anreihende mit organiſchverbindenden Sprac
elementen nicht verwechſelt, bewirkt ſchon die elementariſche Sprac
kenntniß. Aber darüber kann Ungewißheit entſtehen, ob ein El
ment, wovon man weiß daß es ſeiner Natur nach organiſch ve
bindend iſt, in einer Stelle nur anreihend ſteht. Um dieſe Ung
wißheit zu heben, ja zu vermeiden, muß man dem inneren Zu
ſammenhange der Gedanken genau folgen, und ebendaraus d
Verſtändniß der Folge eines neuen Sazes entnehmen [1]).

Sehen wir auf die Sprachelemente, welche die Elemen
innerhalb des einzelnen Sazes verbinden, ſo können auch hier U
gewißheiten und Verſchiedenheiten im Verſtehen eintreten.

Die Sprachen unterſcheiden ſich in dieſer Hinſicht ſehr. E
einen ſind reich an Flexionen der Hauptwörter, andere haben g
keine und drücken die Beziehungen des einen zum andern dur
beſondere Sprachelemente aus, andere endlich haben zwar ſol
Flexionen aber eine gewiſſe Armuth darin. Eine Sprache, d
bloß die Genitivflexion hat, leiſtet damit ſchon viel, weil a
gewiſſermaßen unmittelbaren Verbindungen dadurch ausgedrü

[1]) Vergl. §. 8. S. 74.

rden können. Aber in allen andern Fällen muß ſie zu andern prachelementen Zuflucht nehmen. Aber auch Sprachen mit dem ößten Reichthum an Flexionen haben keinen gänzlichen Mangel beſonderen Sprachelementen, welche die Verbindungen innerlb deſſelben Sazes bezeichnen. Wo beides zuſammentrifft iſt ch beides immer zuſammenzufaſſen, die Präpoſition von ihrem ıſus nicht zu trennen. In manchen Sprachen hat dieß geſonrte Element (Präpoſition), je nachdem die eine oder andere exion damit verbunden iſt, verſchiedene Bedeutungen. Es iſt cht genug, dieſe zu wiſſen. So lange die Einheit derſelben cht gefunden iſt, erſcheint die Differenz willkührlich, und das erſtändniß iſt noch nicht vollendet. Unſere Hülfsmittel ſind in ſer Hinſicht noch weit zurück.

Ebenſo iſt es mit den Sprachelementen, wodurch Säze mit ander verbunden werden. In manchen Sprachen hat das Zeitort eine Flexion, um das Verhältniß eines Sazes zu einem anrn auszudrücken (Conjunctiv), und eine primitive Form, welche : Präſumtion für ſich hat, daß der Saz ein unabhängiger iſt. ind jene Formen (modi) reich, ſo kann die Sprache in demſelrn Maaße die Partikeln entbehren. Iſt eine Sprache auch an ſen arm, ſo iſt ſie überhaupt wenig fähig, große Combinationen n Säzen zu ertragen. Wo beſondere verbindende Sprachelerente (Conjunctionen) und modi zuſammentreten, muß auch beides ſammengenommen werden. Doch hat jedes ſeine Einheit für h, wie die Präpoſition und die Caſus. Aber eben hier liegt für e Auslegung oft große Schwierigkeit, nemlich darin, daß die inheit der Sprachelemente nicht unmittelbar zur Anſchauung mmt. Bei den formellen Elementen iſt dieß ſchwieriger, als bei n materiellen. Die Differenzen in den verſchiedenen Sprachen achen die genauen Übertragungen oft ſehr ſchwierig. Die Sirheit, daß man richtig verſtanden und die Verbindung gemacht t, die der Verfaſſer wollte, kann oft erſt ſpäter kommen, wenn an den Zuſammenhang des Ganzen gefaßt hat. Das wichtigſte ülfsmittel iſt alſo auch hier die vorhergehende Überſicht. Dieß

gewährt um ſo größere Sicherheit, je mehr die Gedankenverbindung organiſch iſt. Die Verbindung iſt aber um ſo mehr organiſch, je mehr der Gedankengang logiſch oder dialektiſch iſt. In Beſchreibungen und Erzählungen dagegen herrſcht die Aneinanderreihung vor. Je mehr das freie Spiel der Gedanken dominirt, deſto größer wird die Ungewißheit der Verbindung, ja es kommen Fälle vor, wo vollkommene Sicherheit unmöglich iſt.

Die Aneinanderreihung kann zufällig ſein und zwiſchen ganz zufälligen Säzen, die übrigens wieder in ſich ſelbſt organiſche Verknüpfungen haben können. So wenn ein Saz durch Beiſpiele erläutert werden ſoll und Beiſpiel an Beiſpiel ſich anreihet. In dem Totalzuſammenhange hat die bloß anreihende Verbindung untergeordneten Werth. Kommt dann innerhalb dieſer lezteren die organiſche vor, ſo hat dieſe für den Totalzuſammenhang ein Minimum von Einfluß.

Es iſt oft ſehr ſchwierig, den Umfang und das Verhältniß der Verbindungen richtig zu beſtimmen. Geſezt auch, eine Rede beſtehe aus möglichſt einfachen Säzen, ſo werden dieſe für den Totalzuſammenhang ungleichen Werth haben, die einen Hauptgedanken, die andern Nebengedanken ſein. Iſt nun ein formelles Element der Verbindung vorhanden, ſo fragt ſich, ob es aneinanderreihend oder organiſch verknüpfend iſt, ob einzelne Säze oder größere Abſchnitte verbindend? Das muß unterſchieden werden. Verwechſelung bringt Verwirrung und Mißverſtändniß. Hier trifft die Beſtimmung des materiellen (in Beziehung auf den Inhalt) und formellen Elements in dem Geſchäft der allgemeinen Überſicht zuſammen. Weiß man aus dieſer Überſicht, daß Nebengedanken vorkommen, ſo weiß man auch, daß das formelle Element Verbindung der einzelnen Säze ausdrückt; finden ſich aber Hauptgedanken einander coordinirt, ſo weiß man auch, daß ein- Abſchnitte mit einander verbunden werden.

In den Verbindungen ſelbſt treten folgende innere Differenzen hervor. Die verbundenen Säze können gleich ſein oder ungleich, d. h. ſich gleichmäßig auf ein Gemeinſchaftliches beziehen

icht. Sowohl als auch bezeichnet das Verhältniß der
)eit, Nicht nur ſondern auch Steigerung. Oft über-
'er Schriftſteller einfach aneinanderreihend dem Leſer die
Beſtimmung des Verhältniſſes. Sieht man alsdann, daß
:rfaſſer will, daß das Verhältniß auf die eine oder andere
gefaßt werden ſoll, ſo bekommen die einzelnen Sprachele-
einen emphatiſchen Werth. Dafür aber muß dann in der
eine beſondere Hindeutung ſein. Es kann aber auch um-
eine Steigerung gebraucht werden, ohne daß eine wirklich
— Aber auch der Fall kann eintreten, daß der Schrift-
zwei Sachen für den Zuſammenhang der Rede ganz auf
Weiſe vorträgt, er denkt aber eine Steigerung, von der er
ſie werde dem Leſer von ſelbſt einfallen. Dieß iſt dann
)jective Verbindung, die nur in der Gedankenthätigkeit liegt,
ıb die objective ſich auf ein Sachverhältniß bezieht. Da
Sprachelemente vorhanden ſind, um dieſe Verſchiedenheit be-
ı zu bezeichnen, ſo entſtehen Schwierigkeiten und die Ge-
r Verwechſelung.
)em organiſch verbindenden Sprachelemente eigenthümlich iſt
ıplicität des poſitiven und negativen Zuſammenhangs. Je-
'llt ſich am allgemeinſten dar im Cauſalverhältniß, dieſer im
ltniß des Gegenſazes. Beide, von entgegengeſeztem Werthe,
ı und dürfen nicht verwechſelt werden. Aber jedes für ſich
ſubjectiv und objectiv ſein. Subjectiv nemlich, wenn der
r z. B. in der Cauſalform angiebt, warum er das Vorige
oder gerade ſo ausgedrückt habe. Für den Unterſchied des
iven und objectiven Cauſalverhältniſſes giebt es keine ver-
nen Sprachelemente. Oft freilich läßt ſich beides gleich un-
iden, oft aber iſt auch Verwechſelung leicht.
)ie organiſche Verbindung kann ſo loſe ſein, daß ſie am
in die bloße Aneinanderreihung übergeht, in welchem Falle
rachelemente in der Anwendung verringerten Werth bekom-
Man darf nicht ſagen, die Elemente hätten beiderlei Werth·
)ieße die Sprache ſo verwirren, daß jede richtige Gedanken-

ſtellung aufhört. Nur das darf man ſagen, daß weil b
Arten der Verbindung nicht ſtreng entgegengeſezt ſind Übergä
ſtattfinden. Aber eben hieraus, aus der verſchiedenen Auffaſſ
des formellen Elements, entſtehen weit mehr Schwierigkeiten,
aus der verſchiedenen Auffaſſung des materiellen. Die wa
Hülfe liegt auch hier in der Überſicht des Geſammtzuſammenh
ges, in welchem materielles und formelles Element einander
ſtimmen.

Wir finden faſt überall wenn gleich nach den verſchie
nen Sprachen in verſchiedenen Verhältniſſen unverbunde
Säze [1]).

Die unverbundenen Säze können entweder Neues anfan
oder nicht. Im erſteren Falle hilft man ſich durch Abſchni
Überſchriften, die materiell den Inhalt, formell die Abtheil
bezeichnen. Im zweiten Falle kann die Unverbundenheit da
ihren Grund haben, daß der vorige Saz ſich zu den folg
den verhält wie Ankündigung und Überſicht. Dieß kann an
deutet werden durch Formeln, wie folgender Maßen und d
gleichen. — Das Unverbundene, was nichts Neues iſt, kann
gereihet oder organiſch verknüpft gedacht werden. Oft iſt d
leicht zu entſcheiden, wenn die materiellen Elemente die Indikat
geben. Aber in dem Maaße, in welchem der Werth aus d
materiellen Elemente, welches dann das dominirende iſt, nicht
faßt werden kann, iſt die Auslegung ſchwierig. Hier greift
die grammatiſche Auslegung in die pſychologiſche über. Es kom
auf die Art, die Gattung der Compoſition an. Jede Gatt
hat darin ihre eigenen Regeln, und in derſelben Gattung
wieder individuelle Differenzen, indem der Eine mehr der obje
ven Verbindung folgt, der Andere mehr die ſubjective zuläßt.
ſubjectiven Verbindungen laufen darauf hinaus, daß der Schr
ſteller ſeine Gedankenreihe vor dem Leſer mehr entſtehen l
Aber eben dieß geſtattet die eine Gattung der Rede mehr die

[1]) Vergl. §. 7.

re weniger, die eine verlangt es, die andere ſtößt es ab. Aber allen Gattungen iſt immer ein freier Spielraum für die Einthümlichkeit des Schriftſtellers. Ebenſo hängt es von der prache und dem Sprachgebrauch des Schriftſtellers ab, wie häu- ; und in welcher Art er nur anreihet oder organiſch objectiv er ſubjectiv verknüpft. Von der Seite beruht das ganze Verhren auf der richtigen Auffaſſung der formellen Sprachelemente, ie dieſe den Totalzuſammenhang beſtimmen.

Die Anwendung des Geſagten auf das N. T. [1]) betreffend,) geht aus dem Bisherigen hervor, daß dabei alles darauf anmmt, die Einheit des jedesmaligen Ganzen richtig zu faſſen.

In dieſer Beziehung ſind wir mit dem N. T. in einer ſehr blen Lage. Von den hiſtoriſchen Schriften iſt es gar ſehr zweiſelhaft, ob ſie wirklich ein Ganzes ſind und wahre Einheit haben. Sie ſind größtentheils aus Schriften zuſammengeſezt, welche früer Ganze geweſen. Wäre dieß nun ausgemacht und wären die Grenzen der früher für ſich beſtandenen Theile beſtimmt, ſo wäre ie Sache leichter abgemacht. Dieß iſt aber nicht ſo. Man muß alſo davon ausgehen, daß je einfacher die geſchichtliche Darſtellung t, deſto mehr herrſcht darin das chronikenartige Aneinanderreihen. In dieſem Aneinanderreihen unterſcheiden wir aber ein zwiefaches Moment, einmal das Aneinanderreihen der einzelnen Erzählungen, dann in dieſen das Aneinanderreihen der einzelnen Begebenheiten. Sollen zum Behuf der Auslegung die Grenzen der kleineren Ganzen, woraus unſere drei erſten Evangelien wahrſcheinlich ſammengeſezt ſind, genauer beſtimmt werden, ſo entſteht die Schwierigkeit, daß dieſe Aufgabe nicht gelöſt werden kann vor er Auslegung, ſondern nur mittelſt derſelben. Die verſchiedenen Physiognomien jener beiden Momente der Aneinanderreihung in en Evangelien müſſen hermeneutiſch erforſcht werden. Dabei wird

---

[1]) Vergl. §. 5.

aber häufig gefehlt, daß man zufrüh abſchließend ſagt, findet ſich
gewiſſe Formel (des Anfangs und Schluſſes) wiederkehrend
manchen Erzählungen, ſo iſt dieß ein Zeichen, daß ein neues
ſtoriſches Ganzes beginnt. Dieſe Voreiligkeit verſperrt den
zur Wahrheit. Man muß erſt das Verhältniß des Einzelnen
Ganzen vollſtändig erkannt, das Ganze analyſirt, und alle m
riellen Vorkommenheiten geprüft haben, ehe man zu einem ſich
Reſultate gelangen kann.

Sind unſere drei erſten Evangelien hiſtoriſche Zuſammenſe
gen der bezeichneten Art, ſo erklärt ſich, wie es kommt, daß das
maaß darin faſt gar nicht angegeben iſt. Werden einzelne Er
lungen von Andern, als Augenzeugen, aneinandergereiht, ſo kann
Zeitverhältniß, wenn es nicht beſonders angegeben iſt, dem
nicht klar werden. Wären die Verfaſſer der Evangelien Augenzeu
geweſen, ſo würden ſie auch das Zeitverhältniß der einzelnen
einandergereiheten Erzählungen haben hervortreten laſſen. Ebe
iſt es mit dem Localverhältniß. Auch dieß iſt in den drei er
Evangelien dunkel. Um ſo ſchwieriger wird es, eine richtige
ſicht von dem Verhältniß des Einzelnen in ihnen zum Gan
zu gewinnen. Anders im Evangelium des Johannes. Hierin
auch keine fortlaufende Geſchichtserzählung, aber man iſt d
nie in ſolcher Verlegenheit. Wenn der Evangeliſt auch das Z
verhältniß nicht immer unmittelbar angiebt, ſo ſind doch die Gr
zen der einzelnen Erzählungen, ſowohl was die Zeit als den
betrifft, angedeutet, wenigſtens mittelbar.

Bei den didaktiſchen Theilen des N. T. haben wir
nauer zu unterſcheiden zwiſchen den didaktiſchen Stellen in
Evangelien und der Apoſtelgeſchichte und den eigentlich didaktiſc
Schriften, den Briefen. Jene ſind offenbar anders zu behand
als dieſe. Dieſe ſind jede ein Ganzes für ſich, von jenen
zweifelhaft, ſie können Zuſammenſtellungen von Gnomen,
einzelnen abgeriſſenen Ausſprüchen ſein. Da findet denn
nur Aneinanderreihung ſtatt, ſofern in einem zuſammenhängen
Fluſſe der Rede nicht ſo verſchiedene Gedanken zuſammentre

ien. Nimmt man dieß nicht an, ſondern eine verborgene or=
ſche Verknüpfung, ſo entſteht ein ganz anderes Verfahren und
ſchiedenheit der Meinung über das Verhältniß des einen zum
rn iſt unvermeidlich. Ebenſo kann zweifelhaft ſein, ob eine
ktiſche Stelle in den Evangelien nur Auszug iſt aus einem
eren Ganzen. Dieß kommt beſonders bei dem Evangelium
Johannes in Betracht, worin Dialogen vorkommen, von de=
man ſagen muß, daß ſie für das urſprünglich gehaltene Ge=
ch zu kurz und in ihren Reſultaten zu wenig befriedigend ſind.
Geſpräch mit Nikodemus z. B. iſt gewiß nur ein Auszug
dem wirklich gehaltenen, woraus nur gewiſſe Hauptpunkte
orgehoben ſind. In ſolchen Fällen wird die Auslegung ſehr
ierig, weil man nicht weiß, was unmittelbar zuſammengehört
welches die Mittelgedanken ſind, alſo die einzelnen Elemente
ihre Verbindung nicht leicht mit Sicherheit abſchäzen kann.
r anderer Vorausſezung wäre die Auslegung eine ganz an=
Daſſelbe gilt mit größter Wahrſcheinlichkeit von vielen nicht
giſchen Reden Chriſti, daß ſie nur Auszüge ſind. Je nach=
man nun Auszüge annimmt oder Zuſammenſtellung ur=
nglich nicht zuſammengehöriger Theile, iſt das hermeneutiſche
ahren ſehr verſchieden. Suche ich hier bloß nach dem Schlüſ=
ur bloßen Aneinanderreihung, ſo iſt dort die Aufgabe, die Fu=
der Zuſammenſezung, die Momente der urſprünglichen orga=
en Verbindung des Ganzen ausfindig zu machen. Aber hier
t wieder ein Kreis ſtatt. Die Interpretation wird durch die
oder andere Vorausſezung beſtimmt, dieſe umgekehrt wieder
jene. Die Aufgabe kann nur approximativ gelöſt werden
Überſicht des geſammten Inhalts, wobei wieder die gegen=
ge Bedingung des materiellen und formellen Elements in Be=
it kommt.

Bei den eigentlich didaktiſchen Schriften, den Briefen, iſt
nterſcheiden, ob ſie mehr oder weniger eigentliche Briefform ha=
und welche. Es iſt ein anderes Briefe zu ſchreiben in Bezie=
g auf ſchon vorhandene und beſtimmte Verhältniſſe, und ein an

beres, in Beziehung auf erſt zu ſtiftende (der Brief an die Röm
oder an ein noch unbeſtimmtes Publicum (Brief an die Hebrä
Zur erſten Rubrik gehören die meiſten neuteſtamentlichen und
in ſofern eigentliche Briefe. Ein anderer bedeutender Unterſch
liegt in der Compoſition ſelbſt. Wenn die Anwendung der all
meinen Regeln über die Verbindung um ſo ſchwieriger iſt, je
niger die Verbindung die eines organiſchen Ganzen iſt, ſo iſt
Auslegung der Briefe des N. T. in dieſer Hinſicht immer ſchw
rig, weil die Briefform an und für ſich gar nicht zum Orga
ſchen neigt. Nur da iſt Ausnahme zu erwarten, wo eine
ſtimmte Aufgabe zu löſen iſt, in welchem Falle der freie Erg
der dem Briefe eigen iſt, beſchränkt wird. Daher in eini
Pauliniſchen Briefen ſelbſt kein geringer Unterſchied zwiſchen d
erſten und zweiten Theile. In jenem iſt durch die Verhältn
ein beſtimmtes poſtulirt, eine beſtimmte Aufgabe zu löſen. N
Verhältniß von Zeit und Raum folgt dann im zweiten Theile
freierer Erguß. Oft ſind dieſe Theile beſtimmt unterſchieden,
nicht. Im Allgemeinen aber iſt das hermeneutiſche Verfahren
jedem ein anderes. Im erſten Theile herrſcht die organiſche A
knüpfung, im zweiten die freiere Aneinanderreihung und
Unverbundene.

In eigentlichen Briefen von freiem Erguß, wo alſo nur
einandergereiht wird, iſt die hermeneutiſche Behandlung der
bindenden Sprachelemente um ſo ſchwieriger, je weniger wir
demſelben Briefſteller haben. Je mehr wir von ihm haben, d
eher läßt ſich eine beſtimmte Vorſtellung gewinnen von ſe
ganzen Art und Weiſe zu denken und Gedanken zu verbin
worin dann der hermeneutiſche Schlüſſel liegt. Beiſpiele
Schwierigkeit in dieſem Stücke ſind die 2 Petr. Briefe.

Eine Hauptſchwierigkeit macht in dieſem Theile der Au
gung die eigenthümliche Zuſammenſezung der neuteſt. Spr
aus zwei Sprachen von ganz verſchiedener Natur. Die griechi
reich an formellen Sprachelementen, an ſubſtantiellen oder W
tikeln und an accidentiellen oder Beugungen; die hebräiſche

Partikeln, hat einen gewiſſen Reichthum an Beugungen, dieſer Reichthum iſt ſo verſchiedener Art, daß er in der grie-ſen Sprache nicht aufgeht und im Gebrauch derſelben häufig virrung hervorbringt. Dieß nicht in einander aufgehen beider achen iſt der Grund, daß die neuteſtam. Schriftſteller ſich in ganz freiwilligen unnöthigen Armuth bewegen. Insbeſondere t die Armuth des hebräiſchen an Partikeln, daß ſie von der bdiſchen Schreibart, die dem griechiſchen eigenthümlich iſt, ſo g Gebrauch machen. Sie zerfällen in mehrere unabhängige e, was periodiſch verbunden auch klarer ſein würde. Dazu nt, daß weil die Rede äußerlich griechiſch iſt man auch mehr bdiſche Verbindung erwartet. Dieß hemmt das Verſtehen. en wir Säze getrennt die wie ſie gemeint ſind jeder Schrift-r verbunden haben würde, ſo glauben wir, ſie müßten auch de ſo verſtanden werden, was aber leicht täuſchen kann.

Nur Paulus und der Verfaſſer des Briefes an die Hebräer n ſich den eigenthümlichen Ausdruck und das Periodiſche der hiſchen Sprache mehr angeeignet. In andern Schriften, z. B. en Briefen des Petrus und Jakobus, iſt der Mangel an Ord-g, Zuſammenhang und Übergang der Gedanken gewiß nicht aus dem Briefſtyl, ſondern auch aus der Sprachmiſchung, Unkenntniß der Sprache zu erklären.

Man darf ſich nicht darüber wundern, daß eben aus der ache für die Auslegung des N. T. große Schwierigkeiten ent-n, wohl aber darüber, daß nach der Wiederherſtellung der enſchaften das N. Teſtam. ſo lange Gegenſtand der Herme-ik geweſen und man doch die Schwierigkeiten, die es hat, im zen erſt ſo ſpät klar erkannt und zu überwinden angefangen

Wie kam dieß? Man betrachtete das N. T. ganz anders andere Schriften. Darin lag zweierlei, erſtlich man betrach-die einzelnen Schriften deſſelben nicht genug jede für ſich, tens man legte dem Einzelnen einen Werth und eine Ver-dlichkeit bei außer ſeinem Zuſammenhange. Beides, das ize zu iſoliren und das Einzelne als Ganzes anzuſehen, ging

von dem dogmatiſchen Intereſſe aus. Abgeſehen von der Inſpiration dachte man ſich das N. T. wenigſtens als corpus doctrinae, als Kanon. Das dogmatiſche Intereſſe aber, wo es vorherrſcht, verleitet dazu, unaufmerkſam über alles wegzueilen was nicht eben das dogmatiſche Intereſſe erregt. Es handelt ſich dabei meiſt nur um einzelne ſchwierige und ſtreitige Säze, die aus dem Zuſammenhange genommen durch analoge ebenfalls aus ihrem Zuſammenhange geriſſene erläutert werden. Es leuchtet ein, daß ein ſolches Verfahren der reine Gegenſaz des kunſtmäßigen iſt. Das Zuſammenſtellen der Parallelen nur aus dem beſtimmten Bedürfniß einer einzelnen Stelle läßt das ganze Verwandtſchaftsverhältniß ignoriren; man ſieht nur nach dem einzelnen Ausdruck, wo die Verwandtſchaft gar kein Maaß hat, und ſo entſtehen leicht Fehlgriffe. — Nur von der Abnahme des dogmatiſchen Intereſſes war Heil zu erwarten. Und dieß iſt das Gute, welches gewiſſe Zeiten, wenn auch nur per accidens hervorgebracht haben. Das heilſame Abnehmen des dogmatiſchen Intereſſes ſoll nicht zum (dogmatiſchen) Indifferentismus führen, ſondern nur die Polemik ausſchließen, welche auf ſchnelle Entſchließung bringend die hermeneutiſche Operation in Gefahr bringt ſich zu übereilen, und es zu keiner ruhigen hiſtoriſchen, kritiſchen Forſchung kommen läßt. Großes Verdienſt haben in dieſer Hinſicht zuerſt die Socinianer, nachher beſonders die Remonſtranten. Beide waren freilich auch in der Polemik begriffen, aber namentlich unter den Remonſtranten waren ausgezeichnete Männer, die mit einem gewiſſen unabhängigen philologiſchen Sinne die Richtung hatten das Bibliſche von den auf leidenſchaftlichem Wege entſtandenen Auslegungen zu reinigen, wodurch die Exegeſe der Remonſtranten einen mehr eigentlich hermeneutiſchen Charakter bekam.

Wie iſt es jezt? Auf der einen Seite fängt alles an ſich zu wiederholen was ehedem den richtigen hermeneutiſchen Gang gehemmt hat. Aber auf der andern Seite ſind bedeutende Fortſchritte gemacht in der Reinigung der hermeneutiſchen Maximen. Beſonders iſt zweierlei hervorzuheben, einmal, daß man nach ein-

ren Anſchauung und Einſicht von dem Einzelnen in der Sprache ebt, ſondern daß man die hermeneutiſche Operation mit der toriſchen Kritik in genauere Verbindung zu bringen ſucht.

Großes Verdienſt hat, was das erſte betrifft, Winers Gramatik. Indem ſie die verſchiedenen formellen Elemente, die ſubntiellen und die Flexionen, auf eine einfache Anſchauung zuckbringt, ſo daß eine Einheit gewonnen wird, zerſtört ſie eine enge falſcher Anſichten über einzelne Gebrauchsweiſen. Nur hre zu wünſchen, daß die Auffindung des Einzelnen immer hr noch erleichtert würde.

Beachtungswerth iſt das Beſtreben der neueren Zeit die Sprachraktere der einzelnen neuteſt. Schriftſteller zu beſtimmen. Auf em reichen litterariſchen Gebiete iſt ſolche Charakteriſtik möglich. er wenn man im N. T. von einem Schriftſteller kaum drei ogen im Druck hat, wird die Arbeit leicht mikroſkopiſch, und s vertragen wenige Augen lange. Auch verſieht man es dabei l darin, daß man dem gewöhnlichen, aufs Gerathewol entndenen Text folgt. Bei unzuverläſſigem Text aber kann das mutiöſe Unterſcheiden eben ſo verderblich werden als das Unreinanderwerfen.

Kehren wir nun zu unſerer Aufgabe zurück, ſo haben wir ch dem Obigen im Allgemeinen vorauszuſezen, daß die Mihung der verſchiedenen formellen Sprachelemente je nach dem alent und der Übung der neuteſtam. Schriftſteller verſchieden iſt. ir fragen nun nach einem allgemeinen Kennzeichen, Maaßbe, dieſe Verſchiedenheit zu beſtimmen. Dieſer liegt darin, daß hrend in dem griechiſchen Sprachelement die periodiſche Verknüpfung vorherrſcht, im aramäiſchen das Abgebrochene. Daraus gibt ſich die Regel: Je mehr wir in einem neuteſt. Schriftller Periodiſches finden, deſto mehr iſt zu glauben, daß er ſich s griechiſche ſo angeeignet, daß er darin auch zu denken verlchte. Würde er ſonſt periodiſch übertragen haben, was er ht periodiſch gedacht? Je periodiſcher aber ein Schriftſteller iſt, ſto mehr müſſen wir bei dem formellen Sprachelement auf das

griechiſche zurückgehen. Je mehr das Gegentheil, deſto mehr
ben wir auf das hebräiſche Element zurückzugehen. Aber d
allgemeine Regel iſt auch wieder zu begrenzen, und zwar n
zwei Seiten. Es giebt in allen Sprachen, ſo auch in der g
chiſchen gewiſſe Sprachweiſen, die ſich im gemeinen Leben bilt
Dergleichen werden nun aber im neuteſt. Idiom ſich in Paläſt
nach der Analogie des Hebräiſchen gebildet haben. Auch bei ein
Schriftſteller wie Paulus, der ſonſt des Griechiſchen mäd
iſt, ſind ſolche Sprachweiſen dennoch aus dem Hebräiſchen zu
klären. Dieß iſt die Begrenzung auf der einen Seite. Auf
andern Seite wird auch ein vom Hebräiſchen mehr gebunde
neuteſt. Schriftſteller z. B. für die hebr. Verbindungspartik
nicht überall καί gebrauchen. Es giebt ſolche Extreme. A
in Allgemeinen iſt anzunehmen, daß von dem griechiſchen Pa
kelreichthum immer vieles in das Ohr der griechiſchredenden Ju
eingegangen iſt, und ſo im neuteſt. Idiom für das hebräiſch
verſchiedene griechiſche Partikeln in Gebrauch gekommen ſind.
lein, da doch immer die vollkommene Kenntniß des Griechiſd
fehlte, ſo waren bei der Übertragung des Hebräiſchen ins Grie
ſche Unrichtigkeiten, Verwirrungen kaum zu vermeiden. Da
eine beſondere neuteſt. Grammatik ein weſentliches hermeneutiſd
Bedürfniß iſt. Dabei iſt, wie oben gezeigt, das ganze Spra
gebiet des jüdiſchen Hellenismus zu berückſichtigen. Die Hau
ſache bleibt aber bei dem formellen Sprachelement immer die n
teſtam. Analogie ſelbſt. Iſt nun, um dieſe richtig zu beſtimm
nöthig die neuteſtam. Schriftſteller in dieſer Hinſicht zu klaſſ
ziren, ſo muß man dabei von den oben angegebenen Punk
ausgehen.

Durch Mangel an Periodenbau charakteriſiren ſich die üb
wiegend hebraiſirenden Schriftſteller. Aber es giebt da Abſtufu
gen. Man bemerkt in dieſer Klaſſe ein Fortſchreiten der G
danken nach Art des Hebräiſchen in einfacher Aneinanderreihu
oder in gar keiner (Aſyndeton), nach andern Geſezen, als
Griechiſchen. Ferner zeigt ſich auch ein gewiſſes Beſtreb

laſſen von Säzen in eine organiſche Verbindung zu brin= aber noch keine eigentliche periodiſche wird. Wir finden hier= ſt bei Paulus eine Spur, nemlich in dem zu einem wahren bau nicht gedeihenden Gebrauch der Relativen, die er oft der ſchachtelt ohne periodiſche Verknüpfung. Aus ſeiner keit erklärt ſich das nicht. Sondern ſeine Geläufigkeit im hen muß nicht ſo groß geweſen ſein, um wenn er nach bau ſtrebte immer die rechte Form zu finden. Doch iſt)t ganz ſo ſchlimm, wie man meint. Manche Schwierig= rſt hineingebracht durch die in der recepta gemachte In= on. Man hat ſich dieſe ganz wegzudenken, ſelbſt die von n gemachte, um ganz frei und unabhängig zu ſein. — ıders als bei Paulus iſt das verfehlte Streben nach Pe= ı bei den überwiegend hebraiſirenden Schriftſtellern. Hier ır ein verſuchter Übergang, der deutlich zeigt, daß ihnen Differenz der beiden Sprachen wohl zum Bewußtſein n war, ſo daß ſie das bloße Aneinanderreihen vermeiden aber auch daß ſie das Weſen des Periodenbaues über=)ch nicht gefaßt hatten. Hier liegt für die Auslegung ein Hinderniß, in Betreff der Interpunktion, weil ſchwer zu n iſt, was und wie der Schriftſteller hat verbinden wol=) entſteht der Schein einer Verworrenheit. Aber dieſe hat ht dem Denkvermögen des Schriftſtellers zuzuſchreiben, wegen der fremden Sprache, worin er ſchreibt, muß man ieſe vorausſezen, daß ſein Gedankenzuſtand beſſer iſt, als druck.

Vorausſezung einer früheren Zeit, daß weil die Schrift igen Geiſte ausgegangen ſei keine Unvollkommenheit in eſt. Schreibart angenommen werden dürfe, hat wie ſie lſch iſt auch zu falſchen Maximen geführt, die leider oft vorkommen und Einfluß haben. Dieſe falſchen Maximen ſonders in zwei Punkten hervor, einmal in Beziehung Qualitative, das Verhältniß des Eigentlichen zu dem lichen, Bildlichen, ſodann in Beziehung auf das Quan=

titative, das Verhältniß des Emphatiſchen zu dem Unbedeu
den, Tautologiſchen, Abundirenden. Von unſerm Principe
kommen wir auf ſolche Maximen nicht; aber durch ihre Gelt
haben ſie ein Recht auf genauere Unterſuchung erlangt.

Die erſte Maxime, völlig allgemein alle Sprachelemente
faſſend, materielle und formelle, lautet ſo, daß im N
niemals ein uneigentlicher Gebrauch zuzulaſſen ſei, ſo lange ei
gend möglich ſei, die eigentlichen geltend zu machen. Von
ſind ausgeſchloſſen ſolche Stellen, wo der uneigentliche Gebr
beſtimmt indicirt iſt, alſo z. B. in allen augenſcheinlich meta
riſchen und paraboliſchen Stellen. Es werden die Fälle geb
wo das Eigentliche und Uneigentliche gleich denkbar iſt. Da
denn jedesmal der eigentliche Gebrauch vorgezogen werden.
beruht dieß auf der Vorausſezung, daß die neuteſt. Schriftſt
in jedem Falle, wo eigentlicher und uneigentlicher Gebrauch r
lich war, immer den erſten gewählt haben. Auf dieſe κυριολ
legten die Alten ſchon einen großen Werth. Aber die Nothw
digkeit der κυριολεξία iſt nicht überall gleich. Sie iſt nothwe
z. B. bei Schließung einer Übereinkunft, wo es auf die mö
größte Beſtimmtheit im Ausdruck ankommt. Aber mit wel
Rechte verlangt man die κυριολεξία von den neuteſt. Schrif
lern? Einmal geht man davon aus, daß man von dem
eigentlichen doch nur dann Gebrauch mache, wenn der eigen
Ausdruck in der Sprache nicht ſowol fehle, als nicht gegenw
ſei. In der Inſpiration der heil. Schrift liege aber die Allge
wärtigkeit der Sprache, d. h. die ſtete Gegenwärtigkeit des ri
gen und eigentlichen Ausdrucks bei den heil. Schriftſtellern,
Unfehlbarkeit in dieſer Hinſicht. Sodann aber ſagt man a
die neuteſt. Schriften ſeien gerade eben ſo beſtimmt, eine ge
Darſtellung der göttlichen Wahrheit zu geben, wie ein Cont
beſtimmt ſei, die Verbindlichkeit beider Theile genau anzuge
und ſo müſſe bei beiden dieſelbe Regel gelten; daher ſeien la
eigentliche Ausdrücke nothwendig, wenn nicht die Schrift ih
Zwecke nur unvollkommen entſprechen ſolle. — Man kann dieß

gewiſſen Sinne auch ohne jene Theorie zugeben. Allein wir müſſen doch beſtimmte Grenzen aufſtellen; wir werden ſagen müſſen, in ſofern und in ſolchen Stellen, wo es auf Darſtellung ſolcher Wahrheiten ankomme, werde jene Regel gelten. Allein gerade bei der eigenthümlichen Beſchaffenheit des N. T. läßt ſich daſſelbe ſo gut wie auf nichts reduciren. Betrachten wir z. B. die Art, wie in den Pauliniſchen Briefen die Wörter δίκαιος, δικαιοσύνη und δικαιοῦσθαι gebraucht werden, ſo ſehen wir, daß ſie eigenthümliche Vorſtellungen von dem Verhältniſſe des Menſchen zu Gott, wie es im Chriſtenthume entſtanden iſt, bezeichnen; zugleich finden wir, daß ſie eine polemiſche Beziehung haben auf den altteſtam. Gebrauch. — Wenn im Chriſtenthume das Verhältniß des Menſchen zu Gott auf eine eigenthümliche Weiſe gefaßt wird, wie ſollte dieß ausgedrückt werden? Wenn es ſtreng κυρίως geſchehen ſollte, mußten für die neuen Vorſtellungen neue Wörter erfunden werden. Das ging nicht. Sie konnten alſo nur auf indirectem Wege dargeſtellt werden, d. h. es mußten ſchon vorhandene Ausdrücke genommen, aber anders gewendet, potenzirt werden. Der Apoſtel modificirte die Nebenbeſtimmungen, änderte die näheren Beſtimmungen jener Ausdrücke, und verwandelte auf die Weiſe den Grundgedanken derſelben. Für jeden jüdiſchen Leſer war das ein uneigentlicher Gebrauch der Ausdrücke, er mußte ſagen, der Apoſtel gebraucht δικαιοσύνη in einem höhern Sinne, als wir. So findet ſich alſo gerade in der Darſtellung der Hauptwahrheiten der uneigentliche Gebrauch. Wird eine Maxime wie gewöhnlich, angewendet, ſo wird die richtige Auflegung verfehlt und viel Übles angerichtet. Der dogmatiſche Begriff im N. und A. T. iſt offenbar verſchieden. Vieles was auf das politiſche und theokratiſche Verhältniß im alten Bunde ging, mußte, wenn es im N. T. wieder aufgenommen wurde, [illegible] modifizirt werden. — Ferner iſt gegen jene Maxime zu bemerken, daß die neuteſtam. Schrift nicht die urſprüngliche Lehre ſondern die mündliche zur Baſis hat. So entſtehen zweierlei Schwierigkeiten. Entweder iſt das Schriftliche Erläuterung, weitere

Ausführung oder Einſchärfung ſchon bekannter Wahrheiten. In beiden Fällen braucht die κυριολεξία nicht ſo beſtimmt zu hersch en, wie in der erſten, urſprünglichen Mittheilung. So hat alſo die Maxime für das N. T. gar keinen Werth und Grund ſondern die Frage, ob etwas eigentlich oder uneigentlich gebrauch ſei, kann im N. T. nur eben ſo wie bei jedem andern Schriftſtel ler aus dem Zuſammenhange erklärt werden. Die Inſpiration kann dem Obigen zu Folge dieſen allein richtigen Grundſaz nich aufheben.

Die andere Maxime bezieht ſich auf die Differenz des quantitativen Werthes der Ausdrücke. Es giebt, wie ſchon die älteſte Sprachforſcher und Logiker geſagt haben, Ausdrücke, die ein meh und minder zulaſſen. Es iſt hier nicht die Rede von Zeit- un Eigenſchaftswörtern, welche die Differenz des Grades involviren ſondern von den quantitativen Differenzen der Localwerthe, di durch den Zuſammenhang beſtimmt werden. Die Sprache hat neben dem logiſchen Werth der Worte auch einen muſikaliſchen das iſt das Rhythmiſche und Euphoniſche. Wenn in einer Pe riode des Rhythmus wegen etwas hinzugefügt wird, ſo hat die natürlich nicht denſelben logiſchen Werth, wie anderes, was im Gedankenzuſammenhang nothwendig iſt, es nähert ſich in logiſch Hinſicht dem Abundirenden. Eben ſo iſt es mit dem Euphon ſchen, in Beziehung auf einzelne Laute. Der einzelne Laut a ſich iſt kein Übellaut, aber er kann im Zuſammenſein mit and ren ein ſolcher werden. Finde ich in einem Saze einen Ausdruc bei dem mir ſogleich ein andrer ſynonymer einfällt, ſo entſteht d Frage, warum hat der Schriftſteller gerade dieſen vorgezogen Giebt nun der Zuſammenhang an, daß gerade dieſer Ausdru nothwendig war, ſo hat derſelbe hier ſeinen höchſten Werth, we die Differenz des anderen, ſynonymen, mit eingeſchloſſen iſt In dieſem Falle hat der Ausdruck einen beſonderen Nachdruck, e iſt emphatiſch. Hat aber der Schriftſteller den Ausdruck m gewählt aus rhythmiſchem oder euphoniſchem Intereſſe, ſo hat de ſelbe einen geringeren Werth, d. h. einen unbeſtimmten allgemei

men, weil die Differenz des ſynonymen nicht eingeſchloſſen iſt, und es logiſch gleichviel iſt, ob der eine oder andere Ausdruck ſteht, dieß iſt denn das Gegentheil des Emphatiſchen. Dieſer Gegenſaz iſt gegeben und durch die Duplicität der Sprache bedingt. Manche Arten des Styles erfordern mehr muſikaliſches als andere. Aber auch in der ſtrengſten Gattung der Rede wird der muſikaliſche Einfluß nicht ganz fehlen. Man hat nun im N. T. die Maxime aufgeſtellt, alles ſo emphatiſch als möglich zu verſtehen. Warum? Weil die neueſt. Bücher keinen andern Zweck und Charakter hätten, als die reine göttliche Wahrheit vollkommen darzuſtellen. Allein das N. T. enthält offenbar Stellen, in denen das rhetoriſche, andere, in denen das muſikaliſche Element keinen unbedeutenden Spielraum hat. Alſo iſt jene Maxime falſch. Man kann nicht ſagen, daß das Emphatiſche dem N. T. eigenthümlich ſei. Es findet ſich auch außerdem. Es giebt in jeder Compoſition Differenzen, die auf das eine oder andere hinweiſen, das Emphatiſche oder Abundirende. Der Punkt, von dem man hier auszugehen hat, iſt die Identität zwiſchen Denken und Reden. Aber dieſe Identität geſtattet einen ſehr freien Spielraum. Zu einem und demſelben Gedanken kann ein größeres oder geringeres Sprachmaterial conſumirt werden. Freilich müſſen, genau genommen, wo mehr Worte ſind, auch mehr Gedanken ſein, weil jedes Wort ein Ausdruck iſt. Allein wir können uns Fälle denken, in welchen in einem beſchränkteren Sprachmaterial alles gedacht werden muß, was nur durch ein größeres ausgedrückt werden zu können ſcheint. Iſt bei dem geringeren Material durch den Zuſammenhang möglich gemacht, daß der Leſer das Fehlende hinzudenkt, ſo wird daſſelbe erreicht, als wenn ein größeres gebraucht wäre. So laſſen ſich in verſchiedenen Fällen verſchiedene Methoden denken, d. h. Fälle, wo der Kanon des Emphatiſchen anwendbar iſt, und wo er es nicht iſt. Im N. T. haben die älteren Ausleger die oben bezeichnete Maxime gehabt, ſo viel als möglich emphatiſch zu nehmen, die neueren dagegen, ſo wenig als möglich. Beide Maximen ſind aber offenbar nur Ausdruck ent-

gegengeſezter Einſeitigkeiten und taugen in ſofern beide nicht. Es genügt auf die Pauliniſchen Briefe zu verweiſen, worin oft rhetoriſche Stellen, beſonders Schlußſtellen von Abſchnitten vorkommen, in denen eine gewiſſe Sprachfülle vorherrſcht, und manche Wörter faſt tautologiſch ſind. Hier iſt alſo das Gegentheil des Emphatiſchen. Aber wir finden auch bei Paulus ὀξύμωρα, und was damit verwandt iſt, ein gewiſſes Spiel mit den Bedeutungen deſſelben Ausdrucks. Solche Stellen haben auch einen beſtimmten rhythmiſchrn Charakter, aber das iſt untergeordnet, und ſo entſteht die Aufforderung, die Ausdrücke genau zu nehmen. Wendet man den Kanon jener Stellen auf dieſe an, oder umgekehrt, ſo verfehlt man den Sinn des Schriftſtellers. Sieht man nun im Gegentheil von dieſer Art von Stellen, wo die Gedanken nicht in fortſchreitender Entwickelung ſind, — denn auch die ὀξύμωρα ſind nur Ruhepunkte inmitten der Rede, — auf ſolche, wo eine beſtimmte Gedankenentwickelung fortſchreitet, ſo finden wir auch hier einen entgegengeſezten Charakter. Nemlich im Hebräiſchen finden wir an der Stelle des Periodiſchen, ſo wie des Unterſchiedes zwiſchen Proſa und Poeſie, einen beſtimmten Typus, oder Parallelismus, worin ein gewiſſes Wiegen des Gedankens liegt, ſo daß in einer gewiſſen Arſis und Theſis derſelbe Gedanke mit geringer Modification ausgedrückt wird. Die dialektiſche Differenz verſchwindet, die Säze haben ein verſchiedenes Colorit, aber keineswegs den Charakter dialektiſcher Schärfe. Wo wir dieſen Typus im N. T. finden, im Gnomiſchen namentlich und im Hymniſchen, da herrſcht der hebräiſche Sprachcharakter, und es wäre unrecht, da die Differenzen beſtimmt zu unterſcheiden. Dagegen darf auf dialektiſch fortſchreitende Säze nicht dieſer Kanon angewendet werden, ſondern der entgegengeſezte. Beide Regeln haben im N. T. ihr Gebiet der Anwendung, man muß jedes gehörig unterſcheiden.

Die quantitative Differenz findet im N. T. auch ganz beſonders in den formellen Sprachelementen Statt, namentlich in dem Gebrauch der Partikeln. Adverſative Partikeln werden in nicht ent-

ı Säzen gebraucht, organiſch verknüpfende bloß an=
ergl. Eben ſo umgekehrt. Iſt im erſteren Falle der
Partikeln verringert, ſo wird er im anderen Falle ver=
ı N. T. beruht dieß zum Theil auf dem Mangel an
des griechiſchen und dem Einfluß des hebräiſchen
Die Aufgabe iſt, die verſchiedenen Fälle gehörig zu
ı. Einſeitiger Gebrauch der einen und anderen Maxime
)öchſten Verwirrung führen. Die neueſt. Spezialher=
t bei der Anwendung der allgemeinen Regeln nur das
che zu berückſichtigen, was in dem Verhältniß des
zum Hebraiſchen im N. T. ſeinen Grund hat.
r richtigen Betrachtung der bezeichneten Maximen hängt
Gebrauch der Hülfsmittel zur Auslegung des N. T.
nur Commentarien, auch Lexika, Grammatiken, ſind
enen einſeitigen Maximen gearbeitet, und dann natür=
ßer Vorſicht zu gebrauchen. Bei dem eigenen Ver=
der Kanon: Sobald nicht nothwendig auf das hebräi=
f das eigenthümlich chriſtliche Element in der neueſt.
ng Rückſicht zu nehmen iſt, hat man ſich bloß an die
hermeneutiſchen Regeln zu halten. Dabei iſt denn
der Compoſition und den Charakter des Schriftſtellers
nderen Art der Compoſition zu ſehen, ob der Schrift=
los verfährt oder nicht, ob er ſich an die Sprache des
ebens hält. Man mache nur, was das N. T. betrifft,
rfen Unterſchied zwiſchen hiſtoriſchen und didaktiſchen
denn es giebt keine hiſtoriſchen Bücher, in denen gar
!tiſches wäre.
führt die ganze Frage auf den Gegenſtand der Darſtel=
. Man fragt, giebt es im N. T. gewiſſe Gegenſtände
ere von Begriffen, worauf die eine oder andere Maxime
h anzuwenden iſt? Wenn wir eben von der verſchie=
haffenheit der einzelnen Stellen geſprochen haben, wo
er andere Maxime vorzugsweiſe anwendbar iſt, ſo fragt
ie verſchiedene Beſchaffenheit der Stellen mit der Ver=

ſchiedenheit der Gegenſtände coincidirt? — Wo Begriffsentw
lung im N. T. iſt, werden dogmatiſche oder moraliſche G
ſtände der Inhalt ſein. Denn hierauf bezieht ſich ja das W
vorzugsweiſe. Nicht iſt, wenn auch etwas rhetoriſches vorko
dieß außer jenem Kreiſe, ſondern es kann, wenn ein Begri
dialektiſcher Schärfe entwickelt iſt, eine Stelle mit rhetor
Fülle folgen. Es iſt alſo die Form das Hauptbeſtimmen
Beziehung auf die Anwendung einer Maxime. Die falſche
wendung beruht zum Theil auf der Tendenz, die religiöſen
ſtellungen, ſo wie ſie ſich ſpäter entwickelt haben, im N. T
finden. Es liegt in der Idee des Kanons der heil. Schrift,
man in den theologiſchen Verhandlungen auf das N. T. zu
geht. Aber eben ſo natürlich iſt, daß daraus in den theologiſchen
handlungen differente Gebrauchsweiſen neuteſtam. Ausdrücke
ſtehen, je nachdem die Entwickelung weiterſchreitet und diff
iſt. Der Sprachgebrauch, der im Leben gilt, übt auf den
geten eine unwillkührliche Gewalt aus. Man denkt die ne
Vorſtellungen mit den jedesmaligen theologiſchen Verhandlu
im Zuſammenhange. Daraus aber entſtehen erkünſtelte Ausle
gen, wodurch man die dicta probantia im Sinne der jedes
gen theologiſchen Verhandlungen rechtfertigen will. Es muß dah
Regel aufgeſtellt werden, bei dem exegetiſchen Verfahren den j
maligen theologiſchen Sprachgebrauch als nichtexiſtirend anzuſ
Dagegen ſchüzt am beſten die oben berührte Methode, alle
drücke des N. T., welche in einer beſtimmten Beziehung n
ſind und den Kern der kanoniſchen Dignität bilden, in
Verbindungen, in denen ſie im N. T. vorkommen, zuſam
zuſtellen.

Es iſt hier die ſprachbildende Kraft des Chriſtenthum
N. T. in Betracht zu ziehen. Der chriſtliche Sprachgebrau
auf dem jüdiſchen gleichſam gelagert. Die neuteſt. Schrift
konnten in der Bildung chriſtlicher Ausdrücke auf dem Gr
des jüdiſchen Sprachgebrauchs ein doppeltes Verfahren beobac
entweder bei der vorhandenen jüdiſchen Gebrauchsweiſe ſtehen

nd damit das Neue verbinden, oder den früheren jüdiſchen uchsweiſen neue entgegenſtellen. Das erſte Verfahren iſt iſtoriſche, wo die Anknüpfung, das andere das dialektiſche, das Entgegenſezen dominirt. Das Charakteriſtiſche liegt nicht in der Perſon des Schreibenden oder Sprechenden. konnte nach den Umſtänden bald das eine bald das andere hren beobachten. Die Verſchiedenheit des Verfahrens giebt i der Form des Vorkommens zu erkennen. Der Ausleger arauf zu achten. So wird der jüdiſche Ausdruck δικαιο- in der Bergpredigt in der erſten Art gebraucht, anknüpfend, n Pauliniſchen Briefen aber dialektiſch, polemiſch. In der en Frömmigkeit hatte das Opfer eine große Bedeutung. liche Anſicht aber iſt, daß alle Opfer durch Chriſtus aufge- ſind. Dieſe konnte nun dargeſtellt werden, entweder indem anknüpfend den Begriff des Opfers erweiterte, oder indem denſelben negirte und ſagte, es beſtehe jezt ein Verhältniß en Gott und den Menſchen, worin das Opfer ſeinen Ein- erloren habe. Im N. T. iſt das erſtere Verfahren domini- das andere nur Reſultat deſſelben. — Stellt man nun auptbegriffe, worauf es hier ankommt, in allen Beziehun- uſammen, ſo muß man auch erkennen können, wie das . jede Vorſtellung nach der einen oder andern Methode ge- ht. Am Ende beruht Alles auf einer Syntheſe alles ver- enen Vorkommens. Eine Hauptſchwierigkeit bei der Ausle- des N. T. macht auch in dieſer Hinſicht immer, daß die iſche Kritik noch nicht vollendet iſt und noch ſo ſehr viel ges enthält.

Bei den didaktiſchen Schriften hat dieß weniger zu bedeu- Im Ganzen haben ſie denſelben Sprachgebrauch. Auf die nliche Identität der Verfaſſer kommt weniger an, und ſelbſt eitdifferenz hat keinen großen Einfluß, da ſie höchſtens um Generation unterſchieden ſind, worin keine bedeutenden Fort- te oder Veränderungen Statt finden konnten. Nur Paulus ein eigenes Gebiet, aber bei ihm iſt die Maſſe groß genug,

um alle nöthigen Analogien zu finden; die andern bilden ein Ganzes ohne beſondere hermeneutiſche Wichtigkeit in ihrer Differenz. Und ihr Sprachgebrauch ſtand unter dem Einfluſſe des Paulus, weil dieſer zuerſt helleniſche Gemeinden bildete, alſo auch zuerſt den griechiſchen Sprachgebrauch in der Lehre fixirte. Er hielt dabei die Verbindung mit der Muttergemeinde in Jeruſalem ſo feſt, daß den andern Apoſteln dadurch möglich wurde, ſeine Weiſe anzunehmen.

Größere Schwierigkeit machen die hiſtoriſchen Schriftſteller wegen der Streitigkeit und Unſicherheit ihrer Entſtehungsweiſe und ihrer Einheit. Das Verſtehen des quantitativen iſt nur ſicher, wenn die kritiſche Aufgabe zuvor gelöſt iſt. Allein die Auslegung ſoll gerade darüber mit entſcheiden, was der Kritik nach unſicher und ſtreitig iſt, da die äußeren Zeugniſſe fehlen. Hierauf muß das hermeneutiſche Verfahren Rückſicht nehmen, und deßhalb in der Beſtimmung der Reſultate ſehr vorſichtig ſein. Die Auslegung hat dabei auf zweierlei zu ſehen, erſtlich auf das Verhältniß der einzelnen Erzählungen, ſodann auf das Verhältniß der einzelnen didaktiſchen Elemente. Was das leztere betrifft, nemlich die Reden, ſo bemerkt man, daß ſie den beſtimmten Verhältniſſen nicht entſprechen, ſofern ſie entweder zu kurz ſind, oder in längeren oder zu langen das Einzelne darin oft nicht genug zuſammenhängt, um eine Einheit zu bilden. Entweder nun iſt eine ſolche Rede nur Auszug aus der wirklich gehaltenen, aber doch ein Ganzes, oder kein Ganzes, ſondern von dem Referenten aus verſchiedenen zuſammengetragen. Hierauf hat die Auslegung zu achten und bei jeder Verknüpfung hermeneutiſch zu unterſuchen, ob ſie urſprünglich ſei, oder willkührlich Saz an Saz, Reihe an Reihe geknüpft. Hier kommt alles auf genaue Beobachtung der verknüpfenden Elemente an. — Was das Verhältniß der hiſtoriſchen Elemente betrifft, ſo iſt offenbar, daß wir nur Einzelnes haben, kein continuirliches Ganzes, weil ſonſt das ganze Leben Chriſti ſehr zuſammenſchrumpfen würde. Es iſt nun zu unterſcheiden, ob ein genauer Zuſammenhang iſt zwiſchen dem Einzelnen oder nicht, und zu unterſuchen, ob die Zuſammenhangs-

eit bemerkt iſt oder nicht. Im Evangelium iſt bemerkt, wo
Lücke oder ein Zuſammenhang iſt, wo das Continuum anhebt
aufhört. In den drei erſten Evangelien iſt dieß nicht der

Da iſt denn auf die Beſchaffenheit der verbindenden For=
zu achten. Aber der Werth derſelben, ob gleich oder ver=
en, läßt ſich nur durch Vergleichung ermitteln. Man muß
davon ausgehen, wo die Erzählung Beſtimmtes ergiebt und
ich die ſtreitigen Stellen beurtheilen. So kommt die Herme=
k der hiſtoriſchen Kritik zu Hülfe. Dieſe ſollte freilich zuvor
idet ſein, dann wäre das Verfahren ein rein hermeneutiſches.
könnte es auch, wenn die äußeren Zeugniſſe hinreichten über
Entſtehung und urſprüngliche Beſchaffenheit der Schriften.
da dieß nicht der Fall iſt, muß das hermeneutiſche und kri=
Verfahren verbunden werden zu gegenſeitiger Vollendung.
eben hierin zeigt ſich, daß das grammatiſche und pſycholo=
Element der Auslegung unzertrennlich ſind.

Freilich iſt oben behauptet worden, jede Seite müſſe für ſich
trieben und vollbracht werden können, daß die andere über=
werde. Dieß iſt auch in der That das wahre Ziel, das
Die Probe, daß die Aufgabe völlig gelöſt iſt, iſt aller=
die, daß das eine Verfahren daſſelbe ergiebt, was das an=

Allein in der Wirklichkeit finden oft große Differenzen in
Hinſicht Statt. Wir können uns denken, daß wir eine
iſt in ſprachlicher Hinſicht ſo verſtehen, daß wir daran ein
ß für die pſychologiſche Eigenthümlichkeit des Schriftſtellers
n. Allein das ſezt voraus, daß alle Schwierigkeiten auf je=
Seite gelöſt oder keine vorhanden ſind. Eben ſo wenn ich die
ologiſche Eigenthümlichkeit eines Schriftſtellers genau weiß, kann
auch die ſprachliche Seite ohne Schwierigkeit verſtehen, wie=
l dieß ſchwieriger iſt und doch immer die Kenntniß des Sprach=
n vorausſezt. Aber genauer betrachtet ſezt auch die ſprachliche
te ihrerſeits die pſychologiſche voraus. Es iſt unmöglich, beide
ten nicht immer zu verbinden, man müßte ſonſt den Zuſam=
hang zwiſchen Sprache und Denken aufgeben und ſich des

fortgeſezten Leſens ganz enthalten. Die ſprachliche Aufgabe läßt ſich, wenn man einzelnes rein lexikaliſch oder grammatiſch verfährt bis auf einen gewiſſen Punkt iſoliren. Allein ſobald man an das Verſtehen eines Ganzen geht, an ein zuſammenhängendes Leſen iſt die Iſolirung der ſprachlichen Seite unmöglich. Die grammatiſche Auslegung getrennt zu vollführen, iſt eine bloße Fiction.

Bei dem Briefe an die Römer kann man als anerkannt anſehen, daß die pſychologiſche Auslegung ihr Werk noch nicht vollbracht hat. Es giebt noch viele Stellen, deren Zuſammenhang ſtreitig iſt. Haben wir durch Zuſammenſtellung der Hauptelemente des Briefes in allem ihren Vorkommen den Geſammtwerth jedes Ausdrucks und ſeine Differenzen beſtimmt, dann kann entſchieden werden, ob z. B. manche ſchwierige Fragen von dem Apoſtel ſelbſt geſtellt oder ihm fremd ſind. Im erſteren Falle müßte der Localwerth der darin vorkommenden Ausdrücke mit allen anderen Stellen übereinſtimmen, im anderen Falle verſchieden ſein, ſo daß die Fragen als Einwürfe der Gegner erſcheinen. Bei dieſer Unterſuchung ergänzen ſich die grammatiſche und pſychologiſche Seite gegenſeitig.

Wir machen einen relativen Gegenſaz zwiſchen leichteren und ſchwereren Gedankenverbindungen. Die ſubjective Schwierigkeit kann ſo weit gehen, daß man ſagt, ich kann mir nicht denken, daß einer ſo combinirt. Bis die Unmöglichkeit einer andern Combination nachgewieſen iſt, iſt man nicht zufrieden. Iſt dann aber die grammatiſche Auslegung vollendet und ſicher, ſo wird man dadurch genöthigt anzunehmen, daß es eine ſolche Combination giebt. So beſtimmt die grammatiſche Auslegung die pſychologiſche. Aber eben ſo kann der Fall eines grammatiſchen Räthſels eintreten, ſo daß Jemand ſagt, ich kann nicht glauben, daß ein Wort den Werth hat, den es doch zu haben ſcheint, bis die Unmöglichkeit nachgewieſen iſt, einen anderen Werth zu finden. Hie entſcheidet denn die pſychologiſche Conſtruction und nöthigt, wenn ſie vollendet und ſicher iſt, zur Anerkennung des bezweifelten Localwerthes.

Zweiter Theil [1]).

Die pſychologiſche [2]) Auslegung.

1. Der gemeinſame Anfang für dieſe Seite der Auslegung und die grammatiſche iſt die allgemeine Überſicht, welche die Einheit des Werkes und die Hauptzüge der Compoſition auffaßt. Aber die Einheit des Werkes, das Thema, wird hier angeſehen als das den Schreibenden bewegende

[1]) Dieſer Theil iſt in dem handſchriftlichen Nachlaſſe weniger ausgearbeitet, als der erſte. Namentlich fehlt darin die beſtimmte Anwendung der allgemeinen hermeneutiſchen Grundſäze auf das N. T. Es ſcheint auch hier das gerathenſte, zuerſt den von Schl. zulezt concipirten Vortrag vollſtändig mitzutheilen und darauf die Vorleſung v. J. 1832. im Auszuge, mit Benuzung der von Schl. zu ſeinem Hefte gemachten Randanmerkungen, folgen zu laſſen.

[2]) Schl. nennt in ſeinem handſchriftlichen Nachlaſſe dieſen Theil die techniſche Interpretation, obwohl er in der Einleitung die andere Seite der Auslegung regelmäßig die pſychologiſche genannt hat. In ſeiner Vorleſung vom J. 1832. aber nennt er dieſen Theil den pſychologiſchen, unterſcheidet aber in demſelben eine doppelte Aufgabe, die rein pſychologiſche und die techniſche. Damit ſtimmt die Randanmerkung vom J. 1832. zuſammen. Dieſer Eintheilung und Bezeichnung haben wir um ſo mehr Grund hier zu folgen, da ſie nicht nur der lezteren Auffaſſung Schleiermachers, ſondern auch, wie die Entwickelung zeigen wird, einer wirklich tieferen Begründung und reicheren Ausführung dieſer Seite der Hermeneutik angehört.

Princip, und die Grundzüge der Compoſition als ſeine in jener Bewegung ſich offenbarende eigenthümliche Natur.

Die Einheit des Werkes iſt in der grammatiſchen Auslegung die Conſtruction des Sprachgebietes und die Grundzüge der Compoſition ſind dort Conſtructionen der Verknüpfungsweiſe. Hier iſt die Einheit der Gegenſtand, das, wovon der Verf. zur Mittheilung in Bewegung geſezt wird. Die objectiven Differenzen, z. B. ob die Behandlung populär oder ſcientifiſch iſt, ſind ſchon mit darunter begriffen. Aber der Verf. ordnet ſich nun den Gegenſtand nach ſeiner eigenthümlichen Weiſe, die ſich in ſeiner Anordnung abſpiegelt. Eben ſo, da jeder immer Nebenvorſtellungen hat, und auch dieſe durch ſeine Eigenthümlichkeit beſtimmt werden, ſo erkennt man die Eigenthümlichkeit aus der Ausſchließung verwandter und der Aufnahme fremder.

Indem ich den Verf. ſo erkenne, erkenne ich ihn, wie er in der Sprache mit arbeitet: denn er bringt theils Neues hervor in ihr, da jede noch nicht gemachte Verbindung eines Subjects mit einem Prädicat etwas neues iſt, theils erhält er das, was er wiederholt und fortpflanzt. Eben ſo, indem ich das Sprachgebiet kenne, erkenne ich die Sprache, wie der Verf. ihr Product iſt und unter ihrer Potenz ſteht. Beides iſt alſo daſſelbe, nur von einer andern Seite angeſehn.

2. Das lezte Ziel der pſychologiſchen (techniſchen) Auslegung iſt auch nichts anderes, als der entwickelte Anfang, nemlich das Ganze der That in ſeinen Theilen und in jedem Theile wieder den Stoff als das Bewegende und die Form als die durch den Stoff bewegte Natur anzuſchauen.

Denn wenn ich alles Einzelne durchſchauet habe, ſo iſt nichts weiter zu verſtehen übrig. Es iſt auch an ſich offenbar, daß der relative Gegenſaz vom Verſtehen des Einzelnen und dem Verſtehen des Ganzen vermittelt wird dadurch daß jeder Theil dieſelbe Behandlung zuläßt wie das Ganze. Aber das Ziel

ist nur erreicht in der Continuität. Wenn auch manches allein grammatisch zu verstehen ist, so ist es doch nicht in seiner Nothwendigkeit zu verstehen, die man nur inne wird, wenn man die Genesis nie aus den Augen verliert.

3. Das ganze Ziel ist zu bezeichnen als vollkommenes erstehen des Styls.

Gewohnt sind wir unter Styl nur die Behandlung der Sprache zu verstehen. Allein Gedanke und Sprache gehen überall ineinander über, und die eigenthümliche Art den Gegenstand aufzufassen geht in die Anordnung und somit auch in die Sprachbehandlung über.

Da der Mensch immer in einer Mannigfaltigkeit von Vorstellungen ist, so ist jedes entstanden aus Aufnahme und Ausschließen. Ist aber dieses oder sonst etwas nicht aus der persönlichen Eigenthümlichkeit hervorgegangen, sondern angelernt oder angewöhnt, oder auf den Effekt gearbeitet, so ist das Manier und manierirt ist immer schlechter Styl.

4. Jenes Ziel ist nur durch Annäherung zu erreichen.

Wir sind ohnerachtet aller Fortschritte noch weit davon entfernt. Der Streit über Homer wäre sonst nicht möglich. Über die drei Tragiker. Unvollkommenheit ihrer Unterscheidung.

Individuelle Anschauung ist nicht nur niemals erschöpft, sondern auch immer der Berichtigung fähig. Man sieht dieß auch daraus, daß die beste Probe ohnstreitig die Nachahmung ist. Da aber diese so selten gelingt, und die höhere Kritik noch immer Verwechselungen ausgesezt ist, so müssen wir noch ziemlich weit von dem Ziele entfernt sein.

5. Vor dem Anfang der psychologischen (technischen) Auslegung muß gegeben sein die Art, wie dem Verfasser der Gegenstand und wie ihm die Sprache gegeben war, und was ihm anderweitig von seiner eigenthümlichen Art und Weise wissen kann.

Zu dem erſten iſt mitzurechnen der Zuſtand, worin ſich die beſtimmte Gattung der das Werk angehört vor ſeiner Zeit befand; zu dem zweiten was auf dieſem beſtimmten und nächſtangrenzenden Gebiete üblich war. Alſo ein genaues Verſtändniß dieſer Art ohne Kenntniß der gleichzeitigen verwandten Litteratur und deſſen was dem Verf. als früheres Muſter des Styls gegeben war. Ein ſolches zuſammenhängendes Studium kann in Beziehung auf dieſe Seite der Auslegung durch nichts erſezt werden.

Das dritte iſt zwar ſehr mühſam, aber da es nicht leicht anders als aus der dritten Hand, alſo mit Urtheil vermiſcht iſt, welches erſt durch ähnliche Auslegung geſchäzt werden kann, ſo muß man es entbehren können. Lebensbeſchreibungen der Verfaſſer ſind urſprünglich wol aus dieſer Abſicht ihren Werken beigefügt worden, allein gewöhnlich wird dieſe Beziehung überſehen. Auf das Nothwendigſte von den beiden andern Punkten ſollen allerdings zweckmäßige Prolegomena aufmerkſam machen.

Aus dieſen Vorkenntniſſen entſteht bei der erſten Überſicht des Werkes eine vorläufige Vorſtellung davon worin das Eigenthümliche vorzüglich zu ſuchen ſei.

6. Für das ganze Geſchäft giebt es vom erſten Anfang an zwei Methoden, die divinatoriſche und die comparative, welche aber wie ſie auf einander zurückweiſen auch nicht dürfen von einander getrennt werden.

Die divinatoriſche iſt die, welche indem man ſich ſelbſt gleichſam in den andern verwandelt, das individuelle unmittelbar aufzufaſſen ſucht. Die comparative ſezt erſt den zu verſtehenden als ein allgemeines, und findet dann das Eigenthümliche, indem mit andern unter demſelben allgemeinen befaßten verglichen wird. Jenes iſt die weibliche Stärke in der Menſchenkenntniß, dieſes die männliche.

Beide weiſen auf einander zurück, denn die erſte beruht zunächſt darauf, daß jeder Menſch außer dem daß er ſelbſt ein

eigenthümlicher iſt eine Empfänglichkeit für alle andere hat. Allein dieſes ſelbſt ſcheint nur darauf zu beruhen, daß jeder von jedem ein Minimum in ſich trägt, und die Divination wird ſonach aufgeregt durch Vergleichung mit ſich ſelbſt.

Wie aber kommt die comparative dazu, den Gegenſtand unter ein allgemeines zu ſezen? Offenbar entweder wieder durch Comparation, und dann ginge es ins unendliche zurück, oder durch Divination.

Beide dürfen nicht von einander getrennt werden. Denn die Divination erhält ihre Sicherheit erſt durch die beſtätigende Vergleichung, weil ſie ohne dieſe immer fantaſtiſch ſein kann. Die comparative aber gewährt keine Einheit. Das Allgemeine und Beſondere müſſen einander durchdringen und dieß geſchieht immer nur durch die Divination.

7. Die Idee des Werkes welche als der der Ausführung zum Grunde liegende Wille ſich zuerſt ergeben muß, iſt nur aus den beiden Momenten, dem Stoffe und dem Wirkungskreiſe zuſammen zu verſtehen.

Der Stoff allein bedingt keine Art der Ausführung. Er iſt zwar in der Regel leicht genug, auszumitteln auch wenn er nicht geradezu angegeben wird, dafür aber kann er auch angegeben zu einer falſchen Anſicht verleiten. — Was man hingegen Zweck des Werkes in einer engeren Hinſicht nennen kann, das liegt auf der andern Seite, iſt oft etwas ganz äußeres und hat nur auf einzelne Stellen einen beſchränkten Einfluß, der doch noch gewöhnlich aus dem Charakter Einiger für die das Werk beſtimmt iſt erklärt werden kann. Weiß man aber für wen der Gegenſtand bearbeitet werden, und was die Bearbeitung in ihm bewirken ſoll: ſo iſt dadurch zugleich die Ausführung bedingt und man weiß alles was man nöthig hat.

Die [1]) Aufgabe der pſychologiſchen Auslegung für ſich betrachtet iſt im Allgemeinen die, jeden gegebenen Gedankencomplexus als Lebensmoment eines beſtimmten Menſchen aufzufaſſen. Was haben wir für Mittel, dieſe Aufgabe zu löſen?

Wir müſſen auf das Verhältniß eines Sprechenden und Hörenden zurückgehen. Iſt Denken und Gedankenverbindung in beiden ein und daſſelbe, ſo ergiebt ſich bei Gleichheit der Sprache das Verſtehen von ſelbſt. Wenn aber das Denken in beiden weſentlich verſchieden iſt, ergiebt es ſich nicht von ſelbſt auch bei Gleichheit der Sprache. Nehmen wir beide Fälle abſolut, ſo verſchwindet die Aufgabe, denn im erſteren Falle entſteht ſie gar nicht, weil ſie mit der Auflöſung rein zuſammenfällt, im zweiten Falle iſt ſie, wie es ſcheint, unauflösbar. Allein in dieſer Schärfe oder Abſolutheit iſt der Gegenſaz gar nicht vorhanden. Denn in jedem Falle iſt immer eine gewiſſe Differenz des Denkens vorhanden zwiſchen dem Sprechenden und Hörenden, aber keine unauflösliche. Selbſt im gewöhnlichen Leben, wenn ich bei vollkommmener Gleichheit und Durchſichtigkeit der Sprache die Rede eines anderen höre und mir die Aufgabe ſtelle, ſie zu verſtehen, ſeze ich eine Differenz zwiſchen ihm und mir. Aber in jedem Verſtehenwollen eines andern liegt ſchon die Vorausſezung, daß die Differenz auflösbar iſt. Die Aufgabe iſt, in die Beſchaffenheit und Gründe der Differenzen zwiſchen dem Redenden und Verſtehenden genauer einzugehen. Dieß iſt ſchwierig.

Zuvor aber müſſen wir noch auf eine andere Differenz aufmerkſam machen, nemlich auf den Unterſchied zwiſchen dem unbeſtimmten, fließenden Gedankengange und dem abgeſchloſſenen Gedankencomplexus. Dort iſt wie im Fluſſe ein Unendliches, ein unbeſtimmtes Übergehen von einem Gedanken zum andern, ohne nothwendige Verbindung. Hier, in der geſchloſſenen Rede, iſt ein beſtimmter Zweck, auf den ſich alles bezieht, ein Gedanke beſtimmt den andern mit Nothwendigkeit, und iſt das Ziel erreicht,

[1]) Aus der Vorleſung v. J. 1832.

hat die Reihe ein Ende. Im erſten Falle iſt das Individuelle, n Pſychologiſche vorherrſchend, in dem zweiten das Bewußt- n eines beſtimmten Fortſchreitens nach einem Ziel, das Reſultat ı vorbedachtes, methodiſches, techniſches. Darnach zerfällt die rmeneutiſche Aufgabe auf dieſer Seite in die rein pſycholo- ſche und in die techniſche.

Jeder Menſch iſt bisweilen wenn auch nur innerlich in einem chen Vorſtellungszuſtande, den wir, auf den eigentlichen Lebens- halt geſehen, für Null rechnen. Nehmen ſolche Zuſtände über- nd, ſo wird dadurch der reale Lebensgehalt des Subjects ver- ıgert. Man nennt einen ſolchen zerſtreuet, er iſt, ſagt man, Gedanken, d. h. in ſolchen die ſich eigentlich auf Null redu- en. So lange ein ſolcher Zuſtand ein innerlicher iſt, iſt er türlich kein Gegenſtand für unſere Theorie. Allein wie ſteht es ı unſer gewöhnliches Umgangsgeſpräch? Wenn daſſelbe nicht ;end ein Geſchäft iſt, ſo daß ein beſtimmter Gegenſtand erörtert rd und ſomit eine Tendenz entſteht, werden eben nur Vorſtel- ıgen ausgetauſcht, oft ohne unmittelbare Beziehung, ſo daß ıs der eine ſagt keinen nothwendigen Einfluß hat auf die Ge- nkenentſtehung in dem andern, man ſpricht mehr neben, als ı einander. Aber ſelbſt ein ſo freies, loſes Geſpräch iſt ſchon egenſtand der Auslegung und gerade in Beziehung auf un- re Aufgabe ein ſehr intricates. Je mehr einer aus ſich ſelbſt bet, und der Grund ſeiner Combinationen rein in ihm ſelbſt gt, deſto mehr entſteht die Frage, wie derſelbe wol dazu ge- mmen ſei. Es kommt vor, daß man zu wiſſen meint, wie der ıdere wol auf das, was man zu ihm ſagt, antworten werde. s iſt etwas bedeutendes, wenn Jemand die Fertigkeit hat, die ıcceſſion der Vorſtellungen eines Andern als Thatſache ſeiner ndividualität zu verſtehen. Litterariſch betrachtet hat dieß frei- h keinen Werth, weil das rein freie Gedankenſpiel nicht leicht terariſch wird. Allein analog iſt auf dem litterariſchen Gebiete r rein freundſchaftliche Brief. Solche Briefe von bedeutenden ännern machen keinen kleinen Theil unſerer Litteratur aus.

Als Thatſachen ihres Gemüthes in perſönlichen Verhältniſſe
ben ſie großen Einfluß auf das Verſtehen ihrer übrigen li
riſchen Produkte. Es gehören hieher die freien Gedanke
duktionen von größerem objectiven Gehalt, z. B. in Reiſebe
bungen und dergl. ohne Kunſtform, in Briefen. Dieſe k
auf gleiche Weiſe als Thatſache des Gemüthes der Reiſende
Beſchreibenden aufgefaßt werden. Denken wir uns zwei z
menreiſende, die ihre Auffaſſungen wieder geben. Dieſe Auffaſſ
werden verſchieden ſein. Kennen wir die objective Beſch
heit der Sache, ſo wird die Differenz dadurch recht deutlic
uns. Oft aber lernen wir erſt den Gegenſtand aus verſchie
Beſchreibungen kennen, dann iſt's ſchwer, das Objective und
jective darin zu unterſcheiden. — Ferner gehören hieher
ſchreibungen des Geſchehenen in Memoiren, Tagebüchern
dergl., worin das kunſtloſe Wiedergeben der eigenen Auffa
herrſcht. Da können ſich Urtheil und objective Wahrneh
ſehr vermiſchen, ſo daß die Unterſcheidung der objectiven und
jectiven Elemente ſchwierig wird. Es iſt dann die Au
das Wiedergeben der Auffaſſung als Thatſache im Gemüth
Verfaſſers zu betrachten.

Ganz anders, wenn die Combination unter der Potenz
beſtimmten Zieles ſteht. Da iſt zwiſchen den einzelnen El
ten ein anderes Band des Fortſchreitens, eine conſtante C
ein beſtimmtes Verhältniß jedes Punktes zu dem vorgeſetzten
in Vergleichung mit jedem vorhergehenden. Je nachdem da
ein anderes iſt, iſt auch die Art und Weiſe der Combination
ſchieden. Hier iſt Methode der Combination und künſtleriſche
duktion. Dem kunſtloſen Memorienſchreiber auf jener Seite
ſteht auf dieſer Seite der künſtliche Geſchichtſchreiber gege
Das hermeneutiſche Verfahren iſt hier natürlich ein anderes
dort. Ich darf an den Memorienſchreiber nicht die Anſ
machen, wie an den Geſchichtſchreiber.

Es giebt keine Gattung der Mittheilung durch Rede,
dieſe Differenz nicht wäre. Überall, auch auf dem Gebie

ıſſenſchaft, giebt es ein freies Spiel der Gedanken, welches r künſtleriſchen Produktion in gewiſſem Grade vorbereitend rausgeht.

Sehr mit Unrecht würde man jenes freie Spiel aus dem ɛräriſchen Gebiete verbannen. Die Geſchichtforſchung z. B. ne zu kurz ohne die kunſtloſen Denkwürdigkeitenſchreiber. Ja ß gilt ſelbſt auf dem Gebiete der Wiſſenſchaft im engeren Sinne. einem philoſophiſchen Kunſtwerke kann ich, je ſtrenger wiſſen= ıftlich es iſt, deſto weniger die Geneſis der Gedanken des Verf. ennen. Dieſe iſt verſteckt. Was an der Spize des Syſtems ıt, hat der Verf. nicht unmittelbar gefunden, ſondern iſt das odukt einer großen Menge von Gedankenreihen. Um ein ſol= s Werk in ſeiner Geneſis als Thatſache des Gemüths ſeines rf. zu verſtehen, muß etwas anderes gegeben ſein, ein Werk ierer Mittheilung. Ohne das kann die Aufgabe nur durch eine enge von Analogien gelöſt werden. So iſt es ſchwer, den Ariſtoteles s ſeinen Werken pſychologiſch kennen zu lernen, weil ein Werk ; freien Gedankenſpiels von ihm fehlt. Plato iſt in dieſer Hin= ɔt ſchon leichter zu erkennen, weil ſeine Werke die Form der ien Darſtellung haben. Dieſe iſt freilich nur Maske, aber man ht leichter hindurch, als bei Ariſtoteles. Daſſelbe gilt ſogar von r Mathematik. Die Elementen des Euklid hat man lange als a Lehrbuch der Geometrie angeſehen, bis andere geſagt haben, in Zweck ſei die Einſchließung der regelmäßigen Körper in der ugel zu demonſtriren, er gehe dabei von den Elementen aus, ɔreite aber ſo fort, daß er jenen Punkt immer im Auge habe. ber dieſe ſubjective Seite des Euklid würde nur möglich ſein ı entſcheiden, wenn wir von ihm ein Werk der andern Art hätten.

Die Verſchiedenheit der Gedankenerzeugung iſt nicht bloß bedingt ırch den Gegenſtand und die Individualität des Redenden, ſon= rn auch durch die Verſchiedenheit der Kunſtformen. Pindar hat B. den Argonautenzug beſungen, dieß iſt ganz etwas anders, ls die epiſchen Gedichte über denſelben Stoff. Ja Pindar ſelbſt ürde denſelben ganz anders epiſch dargeſtellt haben, als er ihn

Einheit und eigentlichen Richtung des Werkes (pſychologiſch)
dann Verſtändniß der Compoſition als der objectiven R
rung von jenem; dann Meditation als genetiſche Realiſirun
ſelben (beides techniſch); dann Nebengedanken als fortwäl
Einwirkung des Geſammtlebens, worin der Verfaſſer ſich be
Betrachten wir nemlich die Rede als ein abgeſchloſſenes
zes, und erklären ſie aus ihrem Anfangspunkte, ſo iſt dan
gleich der Endpunkt gegeben. Der Anfangspunkt iſt nu
dem Leben des Einzelnen zu begreifen, alſo pſychologiſch.
wir ſehen zugleich, wie der Redende dadurch gebunden ſein
ſo oder ſo vollendete. So kommen wir auf die techniſche
Da ſind denn Compoſition und Meditation zu betrachten.
aber lagen ſchon implicite in dem Anfangspunkte. So ke
Aufgabe wieder zur pſychologiſchen Seite zurück. Und ſo
es, als könnten beide Seiten, die pſychologiſche und techniſche
einigt werden. Indeß dieß geht nicht. Jede Seite bildet i
ſehung der Regeln ein Ganzes.

Das Weſen des Unterſchiedes zwiſchen beiden Seiten
darin, daß auf der rein pſychologiſchen Seite der Menſc
iſt und wir alſo auf ſeine Verhältniſſe als Principien
Selbſtbeſtimmung zurückgehen müſſen, während auf der a
der techniſchen Seite, ſowohl in dem Moment der Medi
als der Compoſition die Macht der Form iſt, die den
beherrſcht. Hier liegt im Conceptionsentſchluß ſchon die
mit. Sofern dieſe etwas ſchon beſtehendes iſt, iſt klar,
der Autor eben ſo Organ der Form iſt, als Typus de
ſtigen Geſammtlebens, wie wir ihn auf der gramma
Seite als Organ der Sprache anſehen. Dieß ände
auch nicht weſentlich, ſelbſt wenn wir auf den Erfinder
Form ſtoßen. Da fragen wir, wie kam der Verfaſſer
eine neue Form, Gattung zu erfinden? Wir unterſcheid
negatives und ein poſitives Moment. Jenes iſt das, da
Keim eines Gedankencomplexus die vorhandenen Formen
wegen Mangels an innerer Zuſammenſtimmung. Da muß

was hier gleichviel iſt, ſo iſt er gleich genöthigt, eine Me-
befolgen. Aber dieſe wird verſchieden ſein, je nachdem
n ſeiner Selbſtbeſtimmung fragt, wie komme ich dazu,
enſtand gründlich zu durchforſchen, oder, wie bringe ich
hdachte in einer gewiſſen Richtung und für gewiſſe Men-
Darſtellung? Jenes iſt die Methode der **Meditation**,
Methode der **Compoſition**. Beide ſind immer zweier-
nicht bloß in einzelnen Beiſpielen, ſondern in jedem Fall,
Begriff der Compoſition involvirt iſt, zu unterſcheiden.
itation kann den Entſchluß bisweilen nur auf eine ru-
eiſe feſthalten, ſo daß er nur gelegentlich wirkſam iſt,
wird gewiß die Compoſition, die Verknüpfung des Ein-
einem Ganzen, als ein zweiter Akt poſtulirt. Dieſer
ber im Grunde immer da. Denn auch wenn im erſten
die Form ſchon mitgegeben iſt (man denke ſich, daß
den Entſchluß faßt, ein Gedicht von beſtimmter Art zu
nnd dieſe ſchon ſehr viel Ausſchließung und poſitive Be-
: enthält, wird doch im Componiren einzelnes ſo entſte-
es proviſoriſch muß zur Seite gelegt werden. So iſt
volle hermeneut. Aufgabe eben die, beide Akte in ihrer
:nheit zu verſtehen.
ſe Unterſcheidung zwiſchen Meditation und Compoſi-

in einem Werke am meiſten zufällige. Beides aber iſt a perſönlichen Eigenthümlichkeit des Verfaſſer zu verſtehen.

Die erſte Aufgabe alſo iſt, die Einheit des Werkes als ſache in dem Leben ſeines Verfaſſers. Es fragt ſich, wie Verf. zu dem Gedanken gekommen, woraus das Ganze ſi wickelt, d. h. welche Beziehung hat es zu ſeinem ganzen und wie verhält ſich der Entſtehungsmoment in Verbindu allen andern Lebensmomenten des Verfaſſers? —

Man könnte glauben, die Aufgabe ſei ſchon durch die ſchrift gelöſt. Aber dies iſt Täuſchung. Denn die Überſch nichts weſentliches für die Hermeneutik und hat im Alt faſt immer gefehlt. In den Werken des Alterthums iſt ſi ſpätern Urſprungs; iſt auch oft ganz zufällig ohne Bedeutu die Einheit des Werkes, z. B. die Überſchrift Ilias.

Bei der Löſung der Aufgabe muß man von folgende genſaze ausgehen. Auf der einen Seite, je mehr ein W Form nach in den Beruf ſeines Verf. gehört, deſto mehr v ſich die Geneſis im Allgemeinen von ſelbſt. Da bliebe n Frage, wie der Verf. eben zu dem beſtimmten Beruf geko Allein dieß hat in Beziehung auf das einzelne Werk, welche liegt, gar kein Intereſſe. Der entgegengeſezte Fall iſt de die Aufgabe in dem Maaße ſchwer iſt, in welchem die Thä woraus ein Werk hervorgeht, in dem Leben des Verf. z erſcheint. In dieſem Falle müßte, um die Aufgabe löſen z nen, das ganze Leben des Verfaſſers vorliegen.

Wir unterſcheiden hier die Frage, unter welchen ſtänden iſt der Verfaſſer zu ſeinem Entſchluß g men, von der, was bedeutet dieſer in ihm, ode hat er für einen beſtimmten Werth in Beziehun die Totalität ſeines Lebens? —

Die erſte Frage bezieht ſich auf das Äußerliche und auch nur zur Erklärung des Äußerlichen. Ja es liegt da was, was leicht vom rechten Wege abführt. Es giebt Entſtehung eines ſchriftſtelleriſchen Entſchluſſes immer Zufä

1. Daſſelbe, was einmal im Gemüth und Leben angelegt iſt, nn auch unter ganz andern Umſtänden zu Stande kommen. an geräth, wenn man hier ſucht und zuſammenſtellt, leicht in ekdotenkrämerei.

Denkt man ſich einen fruchtbaren Schriftſteller und ſtellt ſich ine Werke zuſammen, ſo wird die richtige Betrachtung darauf sgehen, eine gewiſſe Nothwendigkeit in denſelben nachzuweiſen, n inneren Fortſchritt in der Zeitfolge, wie der Verf. unter den gebenen Zeitverhältniſſen angefangen, wie er geſtiegen, ſeine Höhe nicht habe, dann wieder geſunken ſei. Ohne eine ſolche Anhauung der Zeitfolge in den Werken verſteht man keinen Schriftller. Auch iſt allerdings wichtig, wenn in einem Werke Anſpieungen auf Zeitverhältniſſe u. ſ. w. vorkommen, dieſelben aus n Zeitverhältniſſen zu verſtehen. Aber die äußeren Umſtände ben an ſich nie eine genügende Erklärung des Entſchluſſes.

Im Allgemeinen läßt ſich in Beziehung hierauf folgende Reſeſtſtellen: Je mehr ein Werk aus dem inneren Weſen des chriftſtellers hervorgegangen iſt, deſto unbedeutender ſind für hermeneutiſche Aufgabe die äußeren Umſtände, iſt hingegen Verf. durch Äußeres zu dem Werke gedrängt worden, deſto thwendiger iſt, die äußeren Veranlaſſungen zu kennen.

Viel wichtiger iſt die zweite Frage, was bedeutet der wahre, nere Keim des Werkes, der Entſchluß im Leben des Verfaſſers?

Nur bei eigentlichen Kunſtwerken geht die Frage auf in der ch dem Verhältniſſe zwiſchen Stoff und Form. Die hermeneuche Aufgabe hat aber auf dieſer Seite ein ungleich größeres ebiet. Man denke ſich den Fall, daß mehrere derſelben hiſtoriſen Stoff bearbeiten und darſtellen, wie verſchieden werden ſie rſtellen? Der eine ſchreibt eine Chronik, der andere giebt eine agmatiſch zuſammenhängende Geſchichte. Der eine hat vorzugsiſe eine kritiſche Tendenz, der andere will die ethiſchen Motive r Begebenheiten zur Anſchauung bringen. Ohne Kenntniß der ſonderen Tendenz, des beſonderen Zweckes, verſteht man die onſtruction des Werkes nicht.

Aber die Tendenz, der Zweck eines Werkes kann
ſchieden aufgefaßt werden. Dieſe Verſchiedenheit wir
hermeneutiſchen Regeln nicht nothwendig gleich aufgeh
wird ſich derſelben auf ſeine Weiſe, nach ſeinem Standpunk

Nun giebt es freilich Fälle, wo der Verf. ſeine ei
denz kund giebt. Doch iſt's auch damit eigen. Lieſt
bezeichnete Tendenz im Sinne, fort, und es kommen
ohne eine Spur jener Tendenz, ſo wird man zweife
Verf. wirklich die Tendenz gehabt. So wird die Löſun
gabe ſehr erſchwert. Das ſchwierigſte aber iſt, wenn
vor ſich hat, welche in das geſchäftliche Leben eingr
kann es Fälle geben, wo die Tendenz abſichtlich ve
Hat man genaue Kenntniß von der Sinnes- und De
wie von den Verhältniſſen des Verf., und findet u
Werken ein beſtimmtes Verhältniß ſtatt, ſo iſt die
durch erleichtert. Aber es giebt Fälle, wo die Fraz
Tendenz des Verfaſſers gar nicht zu beantworten iſt.
Frage an der Spize des ganzen hermeneutiſchen Verf
iſt daſſelbe allerdings gefährdet ſelbſt von der grammatiſ
wenn jene nicht beantwortet werden kann. Es giebt ſol
die hermeneutiſche Räthſel bleiben, wo es uns an a
um jene Frage zu beantworten. Aber es giebt etwa
das Übel verringert werden kann. Es findet, wie glei
geſagt iſt, zwiſchen der Einheit des Ganzen und de
Theilen eines Werkes eine Gegenſeitigkeit ſtatt, ſo daß
auf zwiefache Weiſe geſtellt werden konnte, nemlich,
des Ganzen aus den einzelnen Theilen und den Wer
zelnen Theile aus der Einheit des Ganzen zu verſtehen
Einheit des Ganzen unbekannt, ſo kann ich auch die
Theile nicht daraus verſtehen, ich muß dann den ar
einſchlagen, von dem möglichſt vollkommenen Verſtehen
zelnen aus die Einheit des Ganzen zu erkennen. Allei
ſelbſt ſehr ſchwierig, daher kein ſicherer Weg zur Löſun
gabe. Nur wird dadurch das Räthſelhafte auf gewiſſe

ränkt. Die Hauptſache aber iſt die Methode, nach welcher das anze und ſeine Einheit aus dem Einzelnen zu verſtehen iſt. ieß geſchieht vermittelſt der Compoſition, aber, um nicht beide eiten der Interpretation, die pſychologiſche und techniſche zu rwirren, nur ſo daß davon nur ſo viel vorausgeſezt wird, als von ſchon an dieſer Stelle der Auslegung verſtanden werden nn. Geht nach Analogie eines Kunſtwerks alles Einzelne in er Einheit des Stoffes und der Form auf, ſo iſt indem ich dieß rkannt habe die Aufgabe gelöſt. Wenn dagegen das Einzelne nicht alles in der Einheit des Stoffes und der Form aufgeht, und zwar ſo, daß das übrigbleibende eine gemeinſame Beziehung hat, ſo liegt eben hierin die verborgene Einheit, der heimliche Zweck des Verfaſſers. Dieſen mit Sicherheit zu erkennen, hat natürlich große Schwierigkeit. Man kann ſich dieß anſchaulich machen an der Hypotheſe von der antichriſtlichen Tendenz des Werkes von Gibbon. Jeder ſolche Zweck ſtört die natürliche Unbefangenheit des Schriftſtellers in der Compoſition. Daher iſt eine heimliche Abſicht in Werken, die rein auf dem Gebiete der Kunſt und Wiſſenſchaft liegen, nicht ſo zu erwarten, wie in Werken, welche dem Geſchäftsleben angehören. Kommt ſo etwas in Werken der Kunſt und Wiſſenſchaft vor, ſo wird dadurch der künſtliche und wiſſenſchaftliche Werth bedeutend verringert. Das Geſchäftsleben iſt für die litterariſche Produktion ein ſehr beſchränktes Gebiet. Aber es giebt nicht ſelten Colliſionen zwiſchen der rein wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Richtung auf der einen Seite und der Richtung auf die Lebensgeſtaltung auf der andern Seite. Da kann das Diplomatiſche eindringen. Dieß geſchieht vornehmlich in Zeiten und Zuſtänden, wo auf dem Gebiete der Kunſt und Wiſſenſchaft Partheiungen ſind, die ins Leben eingreifen, oder wo das Staatsleben mit dem wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen in Oppoſition iſt. Alſo iſt eine vollſtändige Kenntniß der Lebensverhältniſſe und Zuſtände des Verfaſſers nothwendig, um zu wiſſen, ob man dergleichen geheime Abſichten in ſeinen Werken zu ſuchen hat oder nicht.

Die Präliminarien zu dem Studium eines Werkes
andeuten, ob in demſelben eine ſolche Einheit vorauszuſ
in der das Ganze aus dem Einzelnen und umgekehrt zu
iſt. Aber damit iſt die eigentliche Tendenz nur im Allg
gegeben. Die Aufgabe aber iſt dann dieſelbe durch alle
heiten des Werks zu verfolgen.

Gehen wir zur Löſung dieſer Aufgabe auf den Keime
des Verf. genau ein, ſo entſteht zuerſt die Frage, was
quantitativer Theil ſeines Lebens ein ſolcher ſei.

Der Keimentſchluß kann in dem Verf. ſelbſt einen dr
Werth haben. Das Maximum des Werthes haben wir
eigentlichen Lebenswerk, wenn jener Entſchluß ein das ganz
ausfüllender iſt. Das Minimum davon iſt in dem Geleg
werke, welches mit keinem Theile des Berufs im Zuſamm
ſteht, ſondern rein zufällig iſt. Dazwiſchen liegt ein drittes
dien, als auch gewöhnlich von Gelegenheit ausgehende Vo
auf ein Werk. Jede ſolche Produktion iſt nicht das Werl
noch ein Theil deſſelben, gehört aber auch nicht ins Geleg
weil es in Beziehung auf jenes Werk ſteht. Dieß ſind
quantitativen Abſtufungen im Keimentſchluß, und es iſ
einzuſehen, daß ſie für die hermeneutiſche Operation von
Wichtigkeit ſind. Iſt das hermeneutiſche Verfahren ohne
niß und richtige Anſicht von dem verſchiedenen Werth des
entſchluſſes, woraus eine Schrift hervorgeht, ſo ſind Mißve
niſſe unvermeidlich. Man kann ein Stückwerk nicht ausleg
ein eigentliches Lebenswerk. Dort z. B. ſind Ungleichhei
der Behandlung zu erwarten. Je organiſirter ein Werk
daß jedes mit dem Ganzen und der Grundeinheit genau
menhängt, um ſo weniger werden Ungleichheiten bemerkba
Das hermeneutiſche Verfahren muß dort ein anderes ſein, al

Wie gelangen wir nun dazu, zu beſtimmen, ob ein
das eine oder andere ſei? Wir müſſen die Geſammtthätigkeit de
faſſers kennen. Denken wir uns, daß ein und derſelbe E
ſteller ein eigentliches Werk und auch Studien zu dem Wer

cht habe, jenes aber ſei verloren gegangen, und nur dieſe
h vorhanden. Weiß ich das nicht, ſo wird man über den
rfaſſer ſchwerlich ein richtiges Urtheil gewinnen. Man wird
en, das Werk ſei unvollkommen, einſeitig gearbeitet. Das iſt
r ein falſches Urtheil und das Verſtehen der Schrift als Thatſache
d dadurch weſentlich alterirt. Oder ein Anderer wird urthei-
, es ſei durchaus keine Harmonie in jener Produktion und
n könne daraus ſchließen, der Verf. habe kein gleiches Intereſſe
der Bearbeitung der ganzen Gattung gezeigt, nur einzelne
eile bearbeitet. Dieß Urtheil wäre aber eben ſo falſch. Das eine
s das andere iſt der hermeneutiſchen Behandlung nachtheilig,
de beruhen aber auf der Unkenntniß von der Geſammtthätigkeit des
rfaſſers. Nehmen wir den Gegenſaz zwiſchen Werken und ge-
entlichen Produktionen, ſo iſt klar, daß in jenen der Verfaſſer
h weit klarer ausſprechen muß als in dieſen. Dieſe beruhen
mlich auf einfachen Impulſen und ſind für ſich beſtehende Ele-
mte. Es iſt in ihnen eine gewiſſe Selbſtverläugnung und die
hätigkeit des Verf. beſtimmt ſich mehr durch ſein Verhältniß zu
m, von dem der Impuls ausgegangen. Er muß ſich auch rich-
n nach dem Geſchmack des Kreiſes, in welchem ſeine Produktion
ıtſtanden iſt. Die Materie wird ihre Erklärung finden aus einem
ſtimmten Kreiſe des Geſammtlebens, auf den es ſich bezieht,
cht aus dem Verfaſſer ſelbſt. Was eine Gelegenheitsſchrift iſt,
itte auch können ein Werk werden, aber dann wäre es ein ganz
ıderes geworden. Es giebt ein Beiſpiel von hohem Kunſtwerthe,
ı dem jener Unterſchied ſchwer zu erkennen iſt, das ſind die
indariſchen Oden. Auf der einen Seite erſcheinen ſie als Ge-
genheitsſtücke, auf der andern ſind ſie vollendete Kunſtwerke,
nd ſo erſcheint was das entgegengeſezteſte ſchien hier in gegenſei-
ger Durchdringung. Das Räthſel löſt ſich, wenn man ſagt, der
ichter habe jene Gelegenheitsſtücke zu ſeinem Beruf gemacht,
. h. der Dichter will eben in dieſem beſtimmten Lebenskreiſe,
orauf das Gedicht ſich bezieht, ſich manifeſtiren, und ſo nöthigt
: das Gelegenheitswerk als ſolches auch Kunſtwerk zu werden.

Solche Erſcheinung iſt ſelten, aber für die Hermeneutik muß ſie in ihrem quantitativen Werthe richtig geſchäzt werden.

Nehmen wir beide Differenzen die der Gelegenheitsſchrift und des Werkes zuſammen, und gehen davon aus, daß jedes Werk eine Einheit haben könne, die höher iſt als die reine Beziehung von Stoff auf Form, ſo iſt das Gelingen der hermeneutiſchen Aufgabe ganz davon abhängig, daß dieſe richtig gefunden werde. Beide Arten haben verſchiedenen Werth nach der Verſchiedenheit des Werthes des Schriftſtellers. Bei einem unbedeutenden kümmert man ſich nicht darum, was er mit dem Werke gewollt. Worin liegt aber der Unterſchied zwiſchen einem wichtigen und unwichtigen Schriftſteller? Der leztere iſt ein ſolcher, bei dem es am wenigſten darauf ankommt, ſein Werk als Thatſache ſeines Lebens zu verſtehen, wo vielmehr dieſe Seite ganz gegen die grammatiſche verſchwindet. Es giebt, wie oben geſagt, Fälle, wo der Schriftſteller die Einheit ſeines Werkes zu verbergen ſucht. In einem ſolchen Falle werden am meiſten ſolche Theile ſein, die durch die gegenſeitige Beziehung von Stoff und Form nicht verſtanden werden können. Vergleichen wir nun dieß mit der zulezt bemerkten Differenz und fragen was zu jenem Maximum und Minimum gehört? Denken wir es gebe in einem Werke nichts Einzelnes, was nicht aus der Beziehung von Stoff und Form zu verſtehen ſei, ſo würde dieß das vollkommenſte Kunſtwerk im gewiſſen Sinne ſein, aber weil nur Kunſtwerk als Werk des Einzelnen ſehr unvollkommen. Ließe es ſich nemlich ganz begreifen aus der Beziehung von Stoff und Form, ſo würde, wenn die Form gegeben wäre, die ganze Thätigkeit des Verfaſſers ſich darauf beziehen, daß er den Stoff gewählt und die dazu gehörige Form. Dieß kann nun ſo nicht vorkommen, weil es nicht ſo abſolut beſtimmte Formen giebt, daß, wenn der Stoff gegeben iſt, ſich alles von ſelbſt verſteht. Aber je mehr Stoff und Form beſtimmt ſind, deſto weniger wird Individuelles, Eigenthümliches vorkommen. Sollen wir uns denken, daß ein Werk einen gewiſſen Grad von Vollkommenheit habe ohne allen Einfluß der Eigenthümlich-

keit ſeines Verfaſſers, ſo müßte das Gebiet, wozu es gehört, mechaniſirt ſein. In feſtſtehenden Formen nähert man ſich ſolchem mechaniſirten Gebiete. Je beſtimmter die Geſeze einer Form ſind, deſto leerer iſt die Produktion von Eigenthümlichkeit. So ſteht das individuelle Leben dem Mechaniſirten gegenüber. Aber das Verhältniß iſt in den Schriften verſchieden. Rein tritt das Individuelle nie zurück.

Hier kommen wir aber in Verlegenheit in Beziehung auf das, was ſich in der Theorie der Kunſt geltend gemacht hat. Denke man ſich den Fall der alten Tragödie. Hier iſt die Form auf eine gewiſſe Weiſe und in einem beſtimmten Grade beſtimmt. Haben mehrere Dichter denſelben Stoff neben einander zu bearbeiten, ſo werden ihre Dispoſitionen ſehr ähnlich ſein. Je größer die Differenz iſt, deſto mehr wird auf der einen oder andern Seite größere oder geringere Unvollkommenheit ſein. Welches iſt nun aber der Grund der Verſchiedenheit? Indem wir das Ganze auf einen Willensakt der Verfaſſer zurückführen, fragt ſich, was hat der eine und der andere gewollt? Die Beziehungen von Stoff und Form ſind dabei nur äußerlich. Wollte man ſagen, der eine oder andere habe dabei einen beſtimmten politiſchen oder moraliſchen Zweck gehabt, ſo würde die Kunſttheorie einwenden, dadurch ſei der reine Charakter des Kunſtwerks verlezt, ein Kunſtwerk müſſe keinen beſtimmten Zweck haben. Iſt dieſe Theorie richtig, ſo würde man nur ſagen dürfen, es könne eine beſtimmte Richtung zum Grunde liegen, aber kein beſtimmter Zweck. Dieß gilt aber nur ſofern als das auszulegende Werk ein reines Kunſtwerk iſt, denn da bleibt nichts übrig, es geht alles in Stoff und Form auf. Soll der Werth einer Schrift der eines reinen Kunſtwerks ſein, ſo darf auch nichts anderes in den Keimentſchluß geſezt werden, als die reine Selbſtmanifeſtation in der gegenſeitigen Correſpondenz von Form und Inhalt. So entſteht aber die Frage für die Hermeneutik, ob ein Werk als Kunſtwerk angeſehen ſein wolle oder nicht? Wird dieß nun durch die Form beſtimmt oder nicht? Hat ſich in einem beſtimmten Sprach- und Nationalgebiete die

Kunſt auf eine gewiſſe Weiſe geſtaltet, dann muß ſich an der Form ſicher unterſcheiden laſſen, ob ein Werk ſo wolle behandelt ſein oder nicht. Aber wo iſt dieß jemals ſo vollkommen beſtimmt geweſen? Denkt man es aber auch aufs vollkommenſte, im zuſammenhängenden Leben werden die Fälle nicht ausbleiben, wo die eigentliche Kunſtform zu beſonderen Zwecken gemißbraucht iſt. Doch läßt ſich das leicht erkennen. Der Künſtler hat vielleicht ſeinen eigentlichen Zweck verborgen, aber das Kunſtwerk wird Einzelheiten enthalten und zwar nicht zerſtreuet und nicht Nebenſachen, die ein Ganzes bilden und die wahre Tendenz ausmachen. Allein hier kommen wir auf ein großes Gebiet, welches in dieſer Beziehung im gewiſſen Sinne zweideutig iſt. Nemlich überall, auf allen Gebieten auch außer dem eigentlichen Kunſtgebiet findet ſich eine gewiſſe Tendenz zur Kunſt, wodurch die Frage zweideutig wird und die Antwort ſchwierig. So hat die Geſchichtſchreibung einen rein wiſſenſchaftlichen Urſprung, aber eine große Annäherung an das Kunſtgebiet. Niemand aber erzählt Begebenheiten ohne ſeine Art und Weiſe die Sache anzuſehen und zu beurtheilen. Dieß iſt nicht ſein Zweck, ſondern das Unvermeidliche; in dem Grade aber, in welchem es das iſt, iſt es bewußtlos und in ſofern ohne Einfluß auf die Compoſition. Ganz anders, wenn Jemand die Geſchichtſchreibung als Mittel gebraucht, um gewiſſe Principien und Maximen zu empfehlen oder zurückzuhalten. Das iſt ein beſtimmter Zweck, der nicht in dem natürlichen Verhältniß von Stoff und Form liegt. Je mehr aber ein beſonderer Zweck der Darſtellung ſo obwaltet, daß er ſich verbergen muß, um ſo mehr iſt die Form für ſich als Kunſtgebiet zu betrachten. So giebt es alſo nicht bloß einen Gegenſaz zwiſchen Praxis und Kunſt, ſondern auch zwiſchen Wiſſenſchaft und Kunſt. Die wiſſenſchaftliche Darſtellung hat auch ihren Zweck in ſich ſelber, aber er iſt ein anderer, als die Selbſtmanifeſtation in der Kunſt, nemlich die Mittheilung von etwas Objectivem, von Erkenntniß. In dem Grade in welchem ſich die wiſſenſchaftliche Darſtellung der Kunſtform nähert, entſteht auch eine andere Compo-

on. Je mehr ein wiſſenſchaftlicher Gegenſtand jene Annähe-
ig verträgt, deſto mehr entſteht bei der Auslegung die Frage,
der Schriftſteller eine ſolche Annäherung gewollt habe. Hat
ſie urſprünglich gewollt, ſo wird ſie ſich in der ganzen Com-
ition darlegen. Was aber den verborgenen Zweck betrifft, ſo
ein ſolcher in der rein wiſſenſchaftlichen Mittheilung weniger
kbar, als da, wo eine Annäherung zur Kunſtform ſtatt fin-
. In dieſem Falle liegt der beſondere Zweck nicht ſo am Tage
› will aufgeſucht werden. Nun giebt es ſchon gewiſſe Kunſt-
aße an und für ſich in der ſchriftlichen Darſtellung. Ein mehr
› weniger davon hat Einfluß auf die ganze Compoſition. Die-
en Gedanken erfordern eine andere Darſtellung, wenn die
hrift auch wohlgefällig ſein ſoll in künſtleriſcher Hinſicht, als
an bloß der Zweck der objectiven Darſtellung obwaltet. Ver-
lt man dieſe Differenz, ſo kann man das Verfahren des Schrift-
lers nicht gehörig reconſtruiren. Aber wiewohl das Extreme
d, die rein künſtleriſche Darſtellung für ſich und das Erreichen
es poſitiven Zwecke, ſo gehört doch ſelbſt zu dem lezteren
e gewiſſe künſtleriſche wohlgefällige Behandlung der Sprache,
il ſonſt die Leſer abgeſtoßen werden. Es kommt nur darauf
, den Grad des künſtleriſchen Elements zu beſtimmen.

Alles was in einem gewiſſen Umfange Mittheilung durch die
de iſt, iſt Gegenſtand der Auslegungskunſt, und es liegt dieß
weder in einem beſtimmten Geſchäftskreiſe oder hat Analogie
t der Wiſſenſchaft oder mit der Kunſt. Dieſe ſind nun unmög-
› einander ſchroff entgegengeſezt. Selbſt das was im Geſchäfts-
iſe verſirt, kann eine kunſtgemäße Darſtellung haben. Es giebt
Gemeinſchaftliches und Übergänge. Aber man kann ſich be-
nnte Geſichtspunkte ſtellen und unterſcheiden, ob ein Werk
hr aus dem einen oder dem andern aufzufaſſen ſei.

Gewiſſe Complexus von Gedanken, die Gegenſtand der Aus-
ung werden, haben eine Einheit, die in der Beziehung zwi-
en Gegenſtand und Form liegen. Das iſt die objective Ein-
it in allen drei Gebieten. Man kann dabei noch unterſcheiden

Kunſt auf eine gewiſſe Weiſe geſtaltet, dann muß ſich an der Form ſicher unterſcheiden laſſen, ob ein Werk ſo wolle behandelt ſein oder nicht. Aber wo iſt dieß jemals ſo vollkommen beſtimmt geweſen? Denkt man es aber auch aufs vollkommenſte, im zuſammenhängenden Leben werden die Fälle nicht ausbleiben, wo die eigentliche Kunſtform zu beſonderen Zwecken gemißbraucht iſt. Doch läßt ſich das leicht erkennen. Der Künſtler hat vielleicht ſeinen eigentlichen Zweck verborgen, aber das Kunſtwerk wird Einzelheiten enthalten und zwar nicht zerſtreuet und nicht Nebenſachen, die ein Ganzes bilden und die wahre Tendenz ausmachen. Allein hier kommen wir auf ein großes Gebiet, welches in dieſer Beziehung im gewiſſen Sinne zweideutig iſt. Nemlich überall, auf allen Gebieten auch außer dem eigentlichen Kunſtgebiet findet ſich eine gewiſſe Tendenz zur Kunſt, wodurch die Frage zweideutig wird und die Antwort ſchwierig. So hat die Geſchichtſchreibung einen rein wiſſenſchaftlichen Urſprung, aber eine große Annäherung an das Kunſtgebiet. Niemand aber erzählt Begebenheiten ohne ſeine Art und Weiſe die Sache anzuſehen und zu beurtheilen. Dieß iſt nicht ſein Zweck, ſondern das Unvermeidliche; in dem Grade aber, in welchem es das iſt, iſt es bewußtlos und in ſofern ohne Einfluß auf die Compoſition. Ganz anders, wenn Jemand die Geſchichtſchreibung als Mittel gebraucht, um gewiſſe Principien und Maximen zu empfehlen oder zurückzuhalten. Das iſt ein beſtimmter Zweck, der nicht in dem natürlichen Verhältniß von Stoff und Form liegt. Je mehr aber ein beſonderer Zweck der Darſtellung ſo obwaltet, daß er ſich verbergen muß, um ſo mehr iſt die Form für ſich als Kunſtgebiet zu betrachten. So giebt es alſo nicht bloß einen Gegenſaz zwiſchen Praxis und Kunſt, ſondern auch zwiſchen Wiſſenſchaft und Kunſt. Die wiſſenſchaftliche Darſtellung hat auch ihren Zweck in ſich ſelber, aber er iſt ein anderer, als die Selbſtmanifeſtation in der Kunſt, nemlich die Mittheilung von etwas Objectivem, von Erkenntniß. In dem Grade in welchem ſich die wiſſenſchaftliche Darſtellung der Kunſtform nähert, entſteht auch eine andere Compo-

ion. Je mehr ein wiſſenſchaftlicher Gegenſtand jene Annähe-
ng verträgt, deſto mehr entſteht bei der Auslegung die Frage,
der Schriftſteller eine ſolche Annäherung gewollt habe. Hat
ſie urſprünglich gewollt, ſo wird ſie ſich in der ganzen Com-
ſition darlegen. Was aber den verborgenen Zweck betrifft, ſo
ein ſolcher in der rein wiſſenſchaftlichen Mittheilung weniger
nkbar, als da, wo eine Annäherung zur Kunſtform ſtatt fin-
t. In dieſem Falle liegt der beſondere Zweck nicht ſo am Tage
ıd will aufgeſucht werden. Nun giebt es ſchon gewiſſe Kunſt-
ıaße an und für ſich in der ſchriftlichen Darſtellung. Ein mehr
ıd weniger davon hat Einfluß auf die ganze Compoſition. Die-
ben Gedanken erfordern eine andere Darſtellung, wenn die
chrift auch wohlgefällig ſein ſoll in künſtleriſcher Hinſicht, als
nn bloß der Zweck der objectiven Darſtellung obwaltet. Ver-
ılt man dieſe Differenz, ſo kann man das Verfahren des Schrift-
llers nicht gehörig reconſtruiren. Aber wiewohl das Extreme
ıd, die rein künſtleriſche Darſtellung für ſich und das Erreichen
ıes poſitiven Zwecke, ſo gehört doch ſelbſt zu dem lezteren
ıe gewiſſe künſtleriſche wohlgefällige Behandlung der Sprache,
eil ſonſt die Leſer abgeſtoßen werden. Es kommt nur darauf
ı, den Grad des künſtleriſchen Elements zu beſtimmen.

Alles was in einem gewiſſen Umfange Mittheilung durch die
ede iſt, iſt Gegenſtand der Auslegungskunſt, und es liegt dieß
ıtweder in einem beſtimmten Geſchäftskreiſe oder hat Analogie
it der Wiſſenſchaft oder mit der Kunſt. Dieſe ſind nun unmög-
h einander ſchroff entgegengeſezt. Selbſt das was im Geſchäfts-
eiſe verſirt, kann eine kunſtgemäße Darſtellung haben. Es giebt
ı Gemeinſchaftliches und Übergänge. Aber man kann ſich be-
mmte Geſichtspunkte ſtellen und unterſcheiden, ob ein Werk
hr aus dem einen oder dem andern aufzufaſſen ſei.

Gewiſſe Complexus von Gedanken, die Gegenſtand der Aus-
ung werden, haben eine Einheit, die in der Beziehung zwi-
ıen Gegenſtand und Form liegen. Das iſt die objective Ein-
it in allen drei Gebieten. Man kann dabei noch unterſcheiden

die objective, ſofern ſie rein im Stoff liegt, und die techniſche in Beziehung auf die Form. Die eine muß durch die andere verſtanden werden. Außerdem hat jeder Gedankencomplexus eine Einheit, die über jene hinausliegt, die ſubjective, die Willensmeinung des Verfaſſers, wodurch Stoff und Form zuſammenkommen. In jedem Werke, das im Kunſtgebiet liegt, iſt keine andere Einheit vorauszuſezen, als die Selbſtmanifeſtation. Da wie geſagt die rein künſtleriſche Produktion durch jede anderweitige Richtung alterirt wird, ſo entſteht die Aufgabe dieß zu finden, wenn es vorhanden iſt. Im Allgemeinen fragt ſich, wie ſind in den verſchiedenen Arten und Gebieten der Compoſition die ſubjectiven Nebenzwecke oder untergeordneten Einheiten zu finden? Man darf einen ſolchen Nebenzweck niemals unmittelbar vorausſezen, es müßte denn ſchon aus der Schrift ſelbſt eine Ahnung davon entſtehen. Es iſt oben der Fall geſezt worden, daß bei Werken auf dem Gebiete der Kunſt eine beſtehende Kunſtform ſo dominire, daß die Differenz zwiſchen mehreren, die denſelben Stoff künſtleriſch darſtellen, ſehr gering werde. Allein dieß war nur eine Fiction, um zu zeigen, wie die objective Einheit ſo dominiren könne, daß die ſubjective Selbſtmanifeſtation nicht genug heraustreten könne. Sezen wir nun aber, daß ein Zuſtand der Kunſt ſich jener dominirenden Macht des Objectiven nähere, dabei aber in den Subjecten ein mächtiger Drang zur Selbſtmanifeſtation vorhanden ſei, ſo werden in dieſem Falle neue Formen geſucht werden. Es entſteht ein Antagonismus zwiſchen dem Beherrſchtwerden des Künſtlers durch die Form und dem Produciren deſſelben in der Form. Denken wir uns, daß dabei ein Nebenzweck ſei, ſo wird dieſer eine gewiſſe Gewalt ausüben gegen jenes Herrſchen der Form. Und eben daran wird man die Selbſtmanifeſtation des Verfaſſers erkennen. Alles, was nicht durch die Darlegung des Stoffes beſtimmt iſt, giebt uns ein Bild von dem Verfaſſer in ſeiner Art zu denken. Eben ſo, wenn mehrere denſelben Gegenſtand behandeln mit derſelben Tendenz, und es finden ſich Elemente, worin ſich jene gemeinſame Tendenz nicht zeigt.

erkennt man hierin die Verſchiedenheit und Eigenthümlichkeit den Willen der Verfaſſer. Selbſt in jedem wiſſenſchaftlichen erke wird es Elemente geben, an welchen ſich das Maaß von n Willen des Verfaſſers in der Darſtellung nehmen läßt. Hat : Wiſſenſchaftliche den Zweck durch ſeine Darſtellung Wohlge= len zu erregen, ſo ergiebt ſich aus dem Zuſammenſtellen der n didaktiſchen Form mit den nicht dazu weſentlich gehörenden ementen die urſprüngliche Willensmeinung des Verfaſſers. Der ſondere Nebenzweck kann verborgen ſein oder nicht. Im lezte= 1 Falle z. B. wird eine wiſſenſchaftliche Schrift offenbar pole= iſch ſein. Auf dem reinen Kunſtgebiete iſt es nothwendig, den ebenzweck zu verbergen, auf dem Gebiete des Geſchäftslebens ır möglich. Dort iſt das Verbergen mit der Willensmeinung eich mitgeſezt, und wird ſich alſo auch in der Darſtellung im inzelnen zu erkennen geben. Wenn das Verbergen dagegen nur öglich iſt, ſo gehört viel Aufmerkſamkeit während der hermeneu= chen Operation dazu, das Verborgene zu finden, man müßte nn durch genaue Kenntniß des Schriftſtellers und ſeiner Lage ı Voraus eine Ahnung davon haben. Dabei kommt es aber ı auf das richtige Auffaſſen der Haupt= und Nebengedanken. ie Hauptgedanken hängen mit dem Ineinandergehen des Stoffes ıd der Form genau zuſammen, die Nebengedanken nicht. Das erhältniß iſt aber ſehr verſchieden, die Beſtimmtheit deſſelben hört weſentlich zur Einheit des Werkes und beſtimmt den Cha= kter deſſelben. Um zur Einſicht davon zu gelangen, muß man h das Verhältniß in ſeinen Extremen denken. Auf der quan= ativen Seite des Verhältniſſes kann der Gegenſaz zwiſchen aupt= und Nebengedanken verſchwinden, wenn die Nebenge= nken entweder ausgeſchloſſen ſind oder einen verhältnißmäßig eichen Raum einnehmen. Iſt der Gegenſaz aufgehoben, ſo wird s Werk mehr eine freie Gedankencombination ſein, ein freies piel. Dominirt dagegen der Gegenſaz, ſo wird die Einheit s Werkes beſtimmter, höher ſein. Im andern Falle tritt die elbſtmanifeſtation des Verfaſſers ſchärfer hervor. Im Allgemei=

nen können wir folgendes feſtſtellen: Wo beſtimmte Form iſt, da dominirt jener Gegenſaz, und umgekehrt, wo der Gegenſaz nicht dominirt, da iſt Formloſigkeit oder die Form ein Minimum. Damit iſt das qualitative Verhältniß bezeichnet. Iſt der Gegenſaz durch einen Entſchluß aufgehoben, ſo iſt das nichts anderes, als ſich auf unbeſtimmte Weiſe einer freien Produktion hingeben von dem Punkte an, wo der Entſchluß iſt. Eine ſolche Aktion wäre Null, wenn nicht ein beſtimmender Punkt da wäre, ein Anknüpfungspunkt. Man kann ſich dieß anſchaulich machen an der freien Produktion in der Converſation; da iſt der Anknüpfungspunkt wenigſtens das Zuſammenſein. Das Analogon davon auf dem Schriftgebiete iſt die Correſpondenz, ein durch die Form auseinander getretener Dialog. Hier iſt der Gegenſaz zwiſchen Haupt- und Nebengedanken gar nicht in der urſprünglichen Volition der Schreibenden. Gegenüber ſtehen alle Produktionen, in denen jener Gegenſaz dominirt.

Hier tritt nun für die hermeneutiſche Theorie wieder die Frage ein nach dem Verhältniß des Pſychologiſchen und Techniſchen.

Gehen wir von dem Keimentſchluß aus, um die Einheit eines Werkes als Thatſache im Leben ſeines Verfaſſers zu begreifen, ſo iſt die Entwicklung des Keimes abgeſehen von dem freien Gedankenſpiel Gegenſtand der techniſchen Interpretation, in der wir Meditation und Compoſition unterſchieden haben.

Denke man ſich den Fall eines freien ſich gehen laſſens in Gedanken, die einem anderen mitgetheilt werden, ſo müſſen wir, um den Anknüpfungspunkt zu finden, das Verhältniß zwiſchen beiden, dem Verfaſſer und Leſer, kennen. Da entſteht nun gleich der Unterſchied zwiſchen dem, was ſich aus dieſem Verhältniß von ſelbſt entwickelt, und dem, was von Außen zu dem Schriftſteller kommt. Dieſen Unterſchied muß man auffaſſen, aber er kann in dieſem Falle ein Minimum ſein. Eben ſo läßt ſich gar nicht behaupten, daß z. B. ein Brief keine Form, keine Compoſition habe. Da tritt auch der Unterſchied zwiſchen Meditation und Compoſition hervor, ſofern doch der Brief einen Gedankeninhalt hat. Das Alles freilich im verjüngten Maaßſtabe. Der Gegenſaz zwiſchen

t= und Nebengedanken geſtaltet ſich immer aus der Noth=
gkeit der Form, wenn er auch nicht von Anfang an gewollt
Dieß iſt das Nächſte, wovon alle weitere hermeneutiſche Ope=
auf dieſer Seite abhängt. Die Form ſei, welche ſie wolle,
em Augenblicke an, wo der Entſchluß zu einer Form ent=
n iſt, iſt der Verfaſſer Organ der Form, freier oder gebun=
, je nachdem die Form ſelbſt mehr frei oder gebunden iſt.
Die Einheit ſelbſt kann in dem Keimentſchluß ſtärker und
cher gedacht ſein. Die ſchwächſte iſt wenn der Entſchluß nur
, ſich in der Gedankenmittheilung gehen zu laſſen. Hierin
r Gegenſaz zwiſchen Haupt= und Nebengedanken ganz auf=
en. Am ſtärkſten und für die Auslegung am fruchtbarſten
, wenn ſie am meiſten für den Verfaſſer bindend iſt und
ine beſtimmte Form ſich bezieht. Zwiſchen dieſen beiden End=
en liegt die ganze bewegliche Reihe von einzelnen Momenten.

)endung des bisher Erörterten auf das N. T.

Die Löſung der rein pſychologiſchen Aufgabe hat gerade im
:. bedeutende Schwierigkeiten. Wir haben im N. T. abge=
von der Apokalypſe zwei Formen, die hiſtoriſche und epi=
ſche. Von den hiſtoriſchen Schriften tragen vier denſelben
en, Evangelien. Dieſe Überſchriften können nicht als Aus=
des Keimentſchluſſes der Verfaſſer angeſehen werden, denn
nd nicht gleichzeitig mit den Schriftſtellern entſtanden, und
lten gewiſſermaßen ſchon einen hermeneutiſchen Ausſpruch,
ıber als problematiſch zu betrachten iſt. — Alle vier be=
eln denſelben Gegenſtand, das Leben Jeſu Chriſti, und zwar
ſtoriſcher Form. Allein wollte man nun ſagen, jeder habe
n eine Biographie Chriſti ſchreiben, ſo wäre das ſchon zu
zeſagt. — Weiter bemerkt man in mehreren ſo viel Iden=
s, daß man dieß nicht als accidentiell anſehen kann, ſondern
erklären kann aus zum Grunde liegenden gemeinſamen Er=
ngen, von denen aber der eine dieß, der andere jenes ge=

nommen oder ausgelaſſen habe und wieder mehrere eben daſſel
So entſtehen verſchiedene Vorſtellungen über den Keiment
und die urſprüngliche Einheit. Je nachdem ſie in Beziehung au
Materialien bloß als Sammler, Zuſammenſteller, oder als eiger
Schriftſteller angeſehen werden, ſind die Erſcheinungen der E
heit und Verſchiedenheit in ihren Darſtellungen auch verſchied
erklären. Aber wie ſoll man das entſcheiden? Bei ſo bedeut
Übereinſtimmung kann das richtige Verfahren nicht das ſein, d
dem einzelnen für ſich aus einer allgemeinen Überſicht die urſpr
liche Einheit zu ſuchen, ſondern nur, wenn man ſie eben ſo
zuſammen als einzeln behandelt, kann man zu einem ſichern
ſultat gelangen. Die Aufgabe, bei dieſen Büchern die urſpr
liche Einheit zu finden, iſt von einem andern Geſichtspunkte
angeſehen eine Aufgabe der hiſtoriſchen Kritik. Allein nicht
bedingen einander überhaupt Hermeneutik und Kritik, ſonde
tritt hier der Fall ein, daß die Frage der hiſtoriſchen Kritik nach
Urſprung unſrer Evangelien erſt hervorgegangen iſt aus der ge
ren hermeneutiſchen Operation. Aber wir können uns die he
neutiſche Operation erleichtern, wenn wir aus der hiſtoriſchen A
als Thatſache vorausſezen die beiden Hauptmeinungen, die
daß die Evangelien ſelbſtſtändige Produktionen Einzelner ſeien
andere, wonach ſie Zuſammenſtellungen von vorher ſchon bekan
und verbreiteten Erzählungen aus dem Leben Jeſu ſein ſollen,
nun fragen, wie in dem einen oder dem andern Falle die Bü
ausſehen müſſen? — Aber davon abgeſehen, ſtellen wir uns
Frage rein hermeneutiſch, die eigentliche Einheit der Bücher
finden, ſo haben wir zunächſt vor uns die erzählende Form.
ziehen wir nun zuerſt Stoff und Form auf einander, ſo fi
wir, der gemeinſchaftliche Stoff iſt das Leben Jeſu von ſe
öffentlichen Auftreten an bis zu ſeinem Verſchwinden von
Erde. Aber da tritt nun gleich eine Verſchiedenheit ein, indem e
Evangeliſten bis auf den Anfang des Lebens Jeſu überhaupt zu
gehen, andere nicht. Dieſe Ungleichmäßigkeit bei demſelben S
und derſelben Form läßt vermuthen, daß jene Vorgeſchichter

thäus und Lukas nicht zur urſprünglichen Einheit von Stoff und
n gehören. Verfahren wir nun vergleichungsweiſe, und wen-
dabei eben feſtgeſtellten Kanon an, daß wenn ein Verfaſſer
ı beſonderen Zweck außer der Behandlung eines beſtimmten
ffes in einer beſtimmten Form habe, dieſer Zweck aus den
ıenten ſeines Werkes klar werden müſſe, die auf jene Weiſe
: zu verſtehen ſeien, ſo wird man, wenn wir vorausſezen, das
entliche des Evangeliums ſei in beiden Arten daſſelbe, fragen
en, ob ſich aus dem, was die einen aus der Jugendgeſchichte
ı mittheilen, ein beſonderer Zweck der Darſtellung erkennen
? Aus dem Wunderbaren darin darf man nicht ſchließen,
hätten den beſonderen Zweck gehabt, Chriſtum als wunder-
Perſon darzuſtellen. Denn auch bei den andern iſt das
nderbare hinlänglich vorhanden. Das Einfachſte iſt zu ſagen,
andern haben von der Kindheitsgeſchichte keine Kunde gehabt;
Geſellſchaft, von der alle Nachrichten über Jeſus ausgehen
iten, habe ſich erſt mit ſeinem öffentlichen Auftreten um ihn
mmelt; da beginne alſo erſt der Stoff, der hiſtoriſch behandelt
den könne; die, welche darüber in ihren Evangelien hinaus-
ıen, hatten Gelegenheit mehr zu erfahren, die andern Evange-
ı nicht. Sagt man, die andern hätten die Gelegenheit zwar
ı haben können, aber verſchmähet, ſo ſtellt ſich das hermeneu-
e Verhältniß ganz anders. Jenes Verſchmähen könnte dann
ın Grund darin haben, daß die Abſicht war, nur das öffent-
Leben Chriſti zu beſchreiben, in ſofern darin allein Grund
Stiftung des Chriſtenthums gelegen habe. Die andern Evan-
ien dagegen wollten alles geben, was ſie von Chriſto in Er-
ung bringen konnten. So entſteht ſchon eine verſchiedene Ein-
der einen und andern Claſſe. Die ſtrengere hat alles aus-
ıloſſen, was nicht zum öffentlichen Leben Jeſu gehört. Ge-
ı dieß mit Wiſſen des anderweitigen Stoffes, ſo iſt dieſe
ıgere Einheit eine poſitive. Die Einheit würde eine ſehr
ſein, wenn ohne eine beſtimmte innere Schäzung nur nach
ı äußeren Beſtimmungsgründen der beſchränkten Zeit, des be-

ſchränkten Raumes aus dem vorhandenen Stoffe ausgelaſſe
aufgenommen wäre. Bei der ſtrengeren Art könnte der Fal
daß ſie die Kindheitsgeſchichte nicht aufgenommen, weil d
Punkt geweſen, von dem man nicht gleichmäßig fortſc
könne, ſofern von der Zwiſchenzeit nichts bekannt ſei, ode
deßhalb nicht, weil die Aufnahme die Darſtellung des wich
Theiles, des öffentlichen Lebens, beſchränkt haben würde.
letztere wäre eine mehr techniſche Rückſicht, weil das gleich
Fortſchreiten und das Erſchöpfen des Stoffes in der Fo
dem Kunſtmäßigen der hiſtoriſchen Darſtellung gehört.

Wie ſteht es nun in dieſer Hinſicht mit unſeren Evang

Vergleichen wir Johannes und Markus, welche keine
heitsgeſchichte haben, miteinander, ſo zeigt ſich eine große
ſchiedenheit. In Markus bloß Aneinanderreihung einzelner
welche jeder rein um ſein ſelbſt willen erzählt werden, und
gleiches Verhältniß zum Ganzen haben. In dem Joh. Ev
lium dagegen ein fortſchreitender Zuſammenhang, eine orga
Verknüpfung So war alſo in beiden der Entſchluß ſcho
ſprünglich verſchieden. Bei Johannes iſt wegen des Organ
eine techniſche Richtung zu vermuthen, bei Markus nicht. So
alſo die Abweiſung des Früheren bei Johannes darauf zu be
daß es nach ſeiner Anſicht nicht zu dem beſtimmten Zwecke ge
Chriſtum als Stifter der chriſtlichen Kirche darzuſtellen. Wir
daß er ſelbſt in dem Zeitraume des öffentlichen Lebens das ausließ
mit jenem beſtimmten Zwecke in keinem beſtimmten Zuſamme
ſtand. Von Markus können wir dieß nicht ſagen, weil er eine
Züge und Nebenumſtände erzählt, die mit einem ſolchen beſ
ten Zwecke nicht zuſammenhängen, und ſich überhaupt ſein
fahren nicht auf eine beſtimmte Weiſe faſſen läßt. So
wir alſo keine Urſache, den Markus von der Analogie mi
beiden andern Evangeliſten, Matthäus und Lukas, auszu
ßen. Johannes muß, da er Gelegenheit haben mußte,
Frühere zu erfahren, ſchon wegen ſeines genauen Verhält
zur Mutter Jeſu, beſtimmte Gründe gehabt haben, es a

ſen. Bei Markus dagegen werden wir annehmen dürfen, daß
i an der Aufnahme des Früheren entweder Mangel an Notiz
r an Raum hinderte.

Betrachten wir die ſtreitige Frage von einer andern Seite,
nlich, wie eine hiſtoriſche Produktion, die wir Biographie nen-
i, ſich geſtalten müſſe.

Es iſt nicht möglich, eine Continuität von Zeiterfüllun-
i darzuſtellen. Wäre es möglich, ſo könnte es nur unter der
rm der ſtrengen Chronik geſchehen, denn da theilt ſich die
t in fortlaufende Abſchnitte. Abſtrahirt man davon und ſezt
den biographiſchen Inhalt eine Differenz zwiſchen dem, was eben
gen ſeines Inhalts mitgetheilt zu werden verdient und was
ht, ſo werden Lücken entſtehen. Eine ſolche Produktion würde
nn als Aggregat von Einzelheiten anzuſehen ſein. Der Idee
: Lebensbeſchreibung liegt die Continuität zum Grunde, weil
s Leben Eins iſt. Wiewol nun die Continuität nicht unmit-
bar darſtellbar iſt, ſondern nur in der Form des Einzelnen,
s ſich ſondert, ſo darf doch die Beziehung des Einzelnen auf
: Continuität nicht fehlen. Dieſe Beziehung liegt nicht in der
ntität des Subjects, ſondern im Zeitverlauf. Es müſſen alſo
: Einzelheiten der Zeit nach ſo geſtellt werden, daß der Leſer
: Continuität erkennen kann. Bloße Zuſammenſtellungen von
inzelheiten ohne jene Continuität ſind nur Materialien, Elemente
r Biographie. Daraus läßt ſich auch unmittelbar keine Bio-
aphie bilden; es bleibt, ſelbſt wenn man das Einzelne der Zeit nach
lt und mit Verbindungsformeln verſieht, ein bloßes Aggregat,
n der innere Zuſammenhang im Zeitverlauf fehlt.

Was nun unſere Evangelien betrifft, ſo zerfällt jedes in zwei
dieſer Beziehung ganz verſchiedene Theile; der eine Theil, die
ſchreibung der öffentlichen Wirkſamkeit, beſteht aus lauter mehr
d weniger aneinandergereiheten einzelnen Erzählungen, wogegen
: zweite Theil, die Leidensgeſchichte, überwiegend als ein Conti-
uum erſcheint. Hier war die Continuität kaum zu vermeiden.
rgleichen wir nun unſere Evangelien in Beziehung auf den

erſten Theil, ſo zeigt ſich eine bedeutende Verſchiedenheit u
ihnen. Die drei erſten reihen nur Einzelnes aneinander,
beſtimmtes Zeitverhältniß; man ſieht das Zeitbild, wie das
zelne verlaufen iſt, hat den Verfaſſern nicht vorgeſchwebt.
Johannes dagegen finden wir wenigſtens äußerlich was eine
tinuität vorausſezt. Die Differenz zwiſchen dem erſten und z
ten Theile iſt zwar auch in ihm, aber ſeine Leidensgeſchicht
weniger ununterbrochen, als bei den drei erſten, ſie hat offe
Lücken. Dagegen iſt der erſte Theil bei ihm ein Contin
Wir bekommen in ſeiner Darſtellung ein Zeitbild mit feſten Pun
Noch mehr, es liegt der Darſtellung offenbar die Idee der
graphie zum Grunde. Nichts Einzelnes wird nur um ſein
willen erzählt, ſondern als Theil eines Ganzen. Chriſtus
Einzelner erſcheint hier als eine öffentliche Perſon in Verhä
zum Nationalleben, und dieß iſt die Einheit, die freilich man
faltig differenzirt iſt. Dieſer Geſichtspunkt iſt überall feſtzu
ten. Wir ſehen das Verhältniß Chriſti zur Volksmaſſe und zu
Auctoritäten wie es ſich entwickelt, wie Volk und Auctorit
in Beziehung auf Chriſtus in Gegenſaz miteinander treten,
das Ende als Kataſtrophe, als Peripetie, als Reſultat jener S
nungen erſcheint. Während alſo bei Johannes die biograph
Idee zum Grunde liegt und ſich darauf die Einheit des Ga
bezieht, finden wir bei den andern Evangeliſten nur ein Aggr
von Einzelheiten, ſo daß wir die biographiſche Idee bei i
negiren müſſen. Bei dieſen entſteht nun die Frage, nach
chem Geſichtspunkte ſie die Sammlung von Einzelheiten gem
haben? Hätten wir eine genaue Kenntniß von dem Leben de
ben, von ihrem Vorſtellungsmaterial, von der Maſſe der Ei
heiten, die jedem zu Gebote ſtanden, u. ſ. w., ſo könnten
beſtimmen, nach welchem Geſichtspunkte die Zuſammenſtellung q
titativ und qualitativ gemacht ſei. Allein eben hier wird die
ſung der hermeneutiſchen Aufgabe wieder durch die hiſtoriſche
tik bedingt und umgekehrt. Je nachdem man der einen oder
andern Hypotheſe der hiſtoriſchen Kritik über den Urſprung

chen Verhältniſſes folgt, wird die hermeneutiſche Löſung
rſchieden ſein, aber ehe ich nicht alles Einzelne verſtanden
arf ich auch auf das Ganze keinen ſicheren Schluß machen.
as den Johannes in ſeinem Verhältniß zu den drei erſten
lien betrifft, ſo iſt das, was er mit dieſen gemein hat,
iderer Art als die identiſchen Stellen der Synoptiker. Das
r die Frage über die Zeit und den Ort der Abfaſſung in
ng auf die Geneſis der Traditionen voraus. Iſt dieß
entſchieden, ſo darf man nicht gleich Folgerungen machen.
hannes von einer biographiſchen Idee ausging, ſo konnte
vorhandenen einzelnen Erzählungen nicht ſo gebrauchen.
arf nicht ſchließen, daß Joh., wenn er ſolche Materialien
ſie habe nehmen müſſen. Die entgegenſtehende Anſicht,
die drei erſten Evangelien habe ergänzen wollen, iſt eben
:gründet und unſicher. Die Frage alſo nach der Einheit
rkes rein hermeneutiſch bei jedem beſonders löſen zu wollen,
erſte Grundlage, der nur die der hiſtoriſchen Kritik voran-
nuß.
ei der Apoſtelgeſchichte ſind die Fragen und Operationen
ich dieſelben. Die Hauptfrage iſt, ob ſie mehr dem Joh.
:lium oder mehr den ſynoptiſchen analog iſt?
Das nun die didaktiſchen Schriften betrifft, ſo geſtattet
iſtolariſche Form die Annahme eines gänzlichen Gehenlaſ-
alſo den geringſten Grad der Einheit und Beſtimmtheit, ſo
n Gegenſaz iſt zwiſchen Haupt- und Nebengedanken. Ver-
man die Gedanken, ſo erſcheinen ſie alle als Nebengedanken,
wäre nur auszumitteln, wie ſie gerade jezt und ſo und ſo
den ſind. Allein die Briefform geſtattet an ſich auch die
hkeit der Annäherung an die ſtrenge Form und Einheit;
in dem eigentlichen Geſchäftsbrief. Bei den didaktiſchen
t iſt eine große Mannigfaltigkeit in Beziehung auf die Ein-
nkbar. Das Minimum wäre der Entſchluß des freien ſich
laſſens. Aber auf der andern Seite kann der Lehrbrief ſich
engen didaktiſchen und rhetoriſchen Form ſehr nähern. Man

denke ſich die Aufgabe, Andern über einen beſtimmten Gegenſt beſtimmte Erkenntniſſe mitzutheilen. Da wäre denn eine objec Einheit und jener Zweck kann in der Briefform ſehr gut erre werden. — Weiter entſteht nun die Frage nach dem Unterſch zwiſchen der allgemeinen didaktiſchen Form und der beſondern bri lichen; — ob und in wiefern es ein anderes iſt, brieflich ei oder mehrere zu belehren, oder aber in einer unbeſtimmt an t Publicum ergehenden Schrift? Der Unterſchied kann ſehr geri ſein, wenn die Briefform Fiction iſt, z. B. bei Eulerts Brie an eine Prinzeſſin. Aber ein anderes iſt, wenn Erkenntniſſe m getheilt werden in einer Briefform, welche durch ein beſtimm perſönliches Verhältniß zwiſchen Schreiber und Empfänger dingt iſt. Da iſt die Briefform etwas Wahres, ein wirklic Lebensmoment der Gemeinſchaft zwiſchen jenen Perſonen.

Gehen wir von dem entgegengeſezten Punkte aus, dem E ſchluß, ſich rein gehen zu laſſen, ſo iſt dabei die Rückſicht auf f für welche man ſchreibt, ein beſchränkendes Princip. D freie Spiel wird gehemmt, beſchränkt, wenn es auf etwas komm was für die, an die ich ſchreibe, nicht paſſend erſcheint. Allein d Bild derer, an die man ſchreibt, kann in der Seele des Schr benden ſo lebendig ſein, daß ihm nichts einfällt, als was in jene Kreiſe liegt und ſchicklich iſt. In dieſem Falle iſt die Beziehu auf Andere ein beſtimmendes, ja leitendes Princip.

Denken wir uns, Jemand habe den Entſchluß gefaßt, ſich freier Mittheilung an Mehrere gehn zu laſſen, ſo iſt dieſer Wille einem beſtimmten Moment entſtanden. War der Schreiber in eine vollkommen ruhigen Zuſtande, ſo bedarf es eines Anſtoßes, u einen ſolchen Willensakt hervorzubringen. Das braucht nur ei lebendige Erinnerung zu ſein, oder eine äußerlich günſtige Ge genheit für die Mittheilung. Identifizirt ſich nun der Zuſta worin der Schreibende ſich befindet, mit dieſem Willensakte, liegt auch in dieſem Zuſtande der Beſtimmungsgrund für Richtung ſeiner Mittheilungen. Was ihm lebendig gegenwä war, das liegt nun als der entwickelnde Keim im Willensa

nd verändert ſich nichts bedeutend und erfolgt der Akt des Schreibens in möglichſter Schnelligkeit, ſo iſt dieſer das Auseinanderlegen jenes Moments. Sagen wir aber, daß eine bedeutende Veränderung im Zuſtande des Schreibenden vorgeht, ſo werden Elemente aus dieſer Veränderung in die Schrift kommen, ohne daß der Schreibende vielleicht dieſe Veränderung erwähnt. Der Wille iſt alterirt und überträgt ſich auf den gegenwärtigen Zuſtand und läßt den vorigen fallen. Denken wir uns, daß verſchiedene Zuſtände in dem Akte des Schreibers größere Zeiträume ausfüllen, ſo werden ſich die darauf bezüglichen Maſſen ſondern, beſonders für den Leſer. Eben deßwegen wird der Schreibende ſelbſt dieſe als verſchiedene Abſäze ſondern, und bemerkt er dabei die Zeitdifferenz, ſo iſt eine ſolche Mittheilung eine briefliche. Sie iſt Wirkung der veränderten Zuſtände und Mittheilung derſelben. Die briefliche Form bleibt, nur iſt die Einheit eine andere geworden; ja ſie kann bei aller Erweiterung der Gedanken in ihrer Wahrheit bleiben, auch wenn ſie den äußeren Umfang eines Buches erhält.

Fragen wir nun in Beziehung auf den didaktiſchen Inhalt der neuteſtam. Briefe, ob die briefliche Mittheilung des Didaktiſchen den Umfang eines Buches erhalten *könne*? Nein! denn man kann im Didaktiſchen nicht Gedankenreihen von verſchiedenem Inhalt als Eins hinſtellen, ſondern entweder iſt die Analogie mit einem didaktiſchen Buche da, und dann iſt die Wahrheit der Briefform aufgehoben, oder die Wahrheit der brieflichen Form iſt da, dann aber kann das Werk auch nur einen geringeren Umfang haben. Der der Briefform eigenthümliche Umfang aber wird dadurch beſtimmt, daß es für den, der lieſt, ein fortlaufender Akt ſein ſoll. Geht der Brief darüber hinaus, ſo hört auch die Briefform der That auf. Kann ein Werk nicht in einem Striche fortgeleſen werden, ſo iſt Grund zur Theilung da, mit der Theilung geht die Wahrheit der Briefform aufgehoben, und wir haben [illegible]ch in äußerer Briefform. Hier giebt es Übergänge, die in der Erſcheinung ziemlich genau fixiren laſſen.

Nun aber haben wir
wenn ſie nicht rein ſubject
das Rhetoriſche haben kann
mittheilen, das Rhetoriſche e
Handlungen übergeht. We
hervorrufen will, ſo wird
im Leben beziehen, und d
finden, wie in der öffentlich
vor ſich hat. Dadurch wi
negirt, indem hier die No
hervorzubringen, der für
ein Akt ſein kann, indem
eine ſolche Rede ſich ſo aus
aus der Erinnerung verſchwu
ſo brauchte ſie gar nicht ge
beſtimmte Gränzen geſteckt,
reichung des Zweckes nicht m
aber zwiſchen dieſen Extrem

Wie finden wir nun
Wo in einem Briefe nur
wird die Einheit nicht ver
ſolche didaktiſche oder rheto
haben, wie die Einheitloſig
die gegenſeitigen Verhältniſſ
ger modificirt iſt. Was
die verringerte Einheit, an
Aufgabe, was ſich an das
die leichtere. In dem erſter
Rhetoriſchen. Wird eine ve
Punkte in der freien Mitt
eher ein rhetoriſcher Zwed
Im Didaktiſchen wohl nur
bei den zu belehrenden auf
kann, ſondern indirect und

ickzugehen, was bei der mündlichen Rede der Hörer nicht
Die Absicht muß sich also um so mehr verbergen, je ver-
r die beiderseitigen Interessen sind.

i N. T. ist der Fall eigentlich nicht zu denken, daß der
e und rhetorische Zweck sich so zu verbergen nöthig gehabt.
en Verhältnissen entsprechend, daß die Schreibenden be-
nd die Lesenden belehrt sein wollen. Auch im Falle
etorischen Zweckes ist an ein Verbergen desselben nicht
enken, da zwischen den Interessen der Schreibenden und
enden kein Widerspruch ist, beider Verhältnisse auf glei-
teresse beruhen. Selbst, wenn ein neuester. Schriftsteller
in eigentliches Privatinteresse haben sollte, ist niemals ein
nwollen natürlich. Von diesen Schwierigkeiten fern, ist
. die Aufgabe nur die, von jeder Schrift zu bestimmen,
ehr didaktisch oder rhetorisch sei, ob sie also eine stren-
heit habe, oder mehr auf dem Gebiete der freien Mittthei-
e. Die Entscheidung darüber geht aus der allgemeinen
hervor. Man kann sich denken, daß eine bestimmte di-
oder rhetorische Einheit eigentlich das Motif ist, aber
so die Lust und Fähigkeit zur Mittheilung noch nicht er-
it, daß eine Einheit unbestimmter Art hinzukömmt, oder

mente, an der Gleichartigkeit ihres Inhalts zu einer beſtimm
Richtung, dagegen an dem einzelnen Hervortreten, der loſen V
knüpfung der Beſtandtheile in ihrer Ungleichartigkeit die un
ſtimmte. Überragt nun eins von beiden, ſo wird ſich auch
beſtimmter Wendepunkt zeigen, und um dieß zu entdecken, d
dient die allgemeine Überſicht. Wir haben im N. T. keine
ſache, bei den Briefen eine rhetoriſche Einheit anzunehmen. De
in dieſer Zeit der Entwickelung kam es nicht gleich darauf
einen beſtimmten Entſchluß hervorzubringen. Allerdings müſ
wir etwas dem verwandtes, nemlich eine beſtimmte Handlungsw
hervorzubringen, als beſtimmten Zweck anſehen. Aber dadu
wird die Schrift nur eine praktiſch didaktiſche. So hab
wir die zwei Richtungen, die ſtrengere, didaktiſche und
durch äußere Veranlaſſung hervorgerufene freie Mittheilu
Darüber kann nicht leicht Streit ſein. Indeſſen fordert doch
Sache noch eine genauere Betrachtung der neuteſtam. Verhältni
Im Allgemeinen iſt das Verhältniß zwiſchen den Verfaſſern u
Empfängern der neuteſt. Briefe ſeiner Natur nach ein didaktiſch
So läßt ſich erwarten, daß auch die freie Mittheilung einen
daktiſchen Charakter haben werde. Daraus folgt aber nicht, d
ein beſtimmter Zweck vorwaltet. Man hat dieß häufig verwech
und die freie Mittheilung nicht genug als Ergebniß der nat
chen Verhältniſſe, die aber didaktiſcher Art waren, beurth
Stellt man die Sache ſo, daß zu unterſcheiden ſei, wo ein
ſtimmter didaktiſcher Zweck ſei oder die freie Mittheilung dida
ſcher Art, ſo wird man nicht leicht in einem einzelnen Falle
ſicher bleiben können. Im Allgemeinen müſſen wir die neu
Briefe darnach eintheilen, wonach denn für jede Claſſe ſpe
Regeln eintreten und ein beſonderes Verfahren. Aber gerade
dieſen Briefen findet die Möglichkeit einer doppelten Richtung
leicht ſtatt. Es findet ein beſtimmter Lehrzweck ſtatt und dieſer
die vorwaltende Einheit des Ganzen, aber ehe der Brief zu End
tritt die freie Mittheilung ein mit didaktiſchem Charakter,
auch umgekehrt. Dieß iſt im N. T. wirklich der Fall, und

nstitutiv ist. Da giebt es also durchaus keinen Faden,
erfolgen könnte. Damit wird aber unsere Aufgabe,
zu finden, Null; es wird damit eben nur gesagt, daß
he Einheit gar nicht vorhanden sei. Construiren wir
rsprünglichen Willensakt, so ist er im Schreibenden
ig eines Moments, der ihn schon in einem bestimmten
ndet. Es tritt der Impuls zur Mittheilung in ein
ärts her erfülltes Gemüth ein und nun hat der Im-
ine Richtung, nemlich an die und die Personen. So
unbestimmte freie Mittheilung keine unbeschränkte Li-
n vernünftiger Weise muß alles Einzelne begriffen wer-
wenn der Zustand des Schreibenden, und von der Be-
derer, an welche die Mittheilung gerichtet ist, ein
n ist. Was damit nicht zusammenhängt, ist aus dem
Entschlusse nicht entstanden, und so ergiebt sich eine
Begränzung, doch in derselben eine Duplicität, so daß
le Elemente der Mittheilung sich rein aus dem Zu-
Schreibenden begreifen lassen, und dabei der Unter-
ie diesem oder jenem zugedacht war, ein Minimum
ngekehrt so, daß im Moment des Impulses von außen
des Schreibenden mehr und weniger indifferent ist.
Falle ist der Schreibende zugleich der Gegenstand und

das er von dem Zuſtande Anderer hat. Je mehr die eine oder andere Einſeitigkeit dominirt, iſt der Zuſammenhang leichter zu begreifen, je mehr die Indifferenz, deſto ſchwieriger, und es iſt da jedes Einzelne für ſich zu erklären.

Vergleichen wir nun die Aufgabe in ihren verſchiedenen Geſtalten, ſo finden wir, daß dieſelbe in dem Grade leichter wird, in welchem eine Schrift ſich der ſtrengeren didaktiſchen Form nähert und umgekehrt. Bei der ſtrengeren didaktiſchen Form bringen wir aus der allgemeinen Überſicht zur Löſung der Aufgabe die Kenntniß von der didaktiſchen Richtung und dem Zuſtande, in welchem ſich der zwiſchen dem Schreibenden und ſeinen Leſern gemeinſame Lebenskreis in dieſer Beziehung befand, mit. Im andern Falle dagegen müſſen wir die Kenntniß ſowohl von dem Zuſtande, in welchem ſich der Schreibende befand, als von dem, in welchem er ſeine Leſer wußte, voraus haben. Aber dieſe Verhältniſſe können wir meiſt erſt aus den Briefen ſelbſt im Einzelnen kennen lernen, da wir ſie voraus haben ſollten. So iſt die Operation ſehr zuſammengeſezt. Da, wo die Aufgabe leichter iſt, iſt die Schwierigkeit nicht urſprünglich, ſondern entſteht größtentheils daraus, daß man ſich bei dem Anfang der hermeneutiſchen Operation nicht in den richtigen Standpunkt verſezte. Was die neuteſt. Schriftſteller in ihren Briefen lehren wollten, wiſſen wir im Allgemeinen. Im theoretiſchen Gebiet konnten ſie auch, wenn ſie an die einen ſchrieben nichts anderes thun als wenn ſie an die andern ſchrieben. Nur konnten ſie in jedem Falle anderes beſtreiten und nach Beſchaffenheit derer, an die ſie ſchrieben, eine andere Methode wählen. In dieſer Beziehung ſtellen wir uns auf den richtigen Standpunkt, wenn wir von nichts ausgehen, als von dem, was den neuteſt. Schriftſtellern ſelbſt gegeben war. Wird dieſer Standpunkt nicht erfaßt, ſo iſt dieß oft Urſache, daß der didaktiſche Zweck falſch aufgefaßt wird. Uns nemlich iſt die fernere Entwicklung des Chriſtenthums gegeben und wir pflegen ſie als aus dem Apoſtoliſchen abgeleitet zu betrachten. Nehmen wir indeß an, ſie ſei ſchon in den apoſtoli

So vermeidet man dieſe Gefahr. Aber eine andere entſteht,
nun das, was den Apoſteln gegeben war, beſtimmt werden
Nemlich, wenn das Chriſtenthum entſtanden wäre in einem
sgebiet, welches mit der Religion überhaupt keinen Zuſammen-
hätte, ſo wäre dieſer Geſichtspunkt nicht nothwendig. In dieſem
könnte es in der Mittheilung der Apoſtel kein religiöſes Ele-
geben, welches nicht die chriſtliche Idee ſelbſt ausſpräche.
iſt's aber nicht. Wir müſſen unterſcheiden das, was den
eln von Chriſtus gegeben war, und das, was ihnen vor
us gegeben war, was erſt in jenes hineingearbeitet und dadurch
izirt werden mußte. Beides hat nicht denſelben Werth, bei-
ommt aber vor und zwar ohne Unterſchied, wer auch die
en ſein mögen, an welche die Apoſtel ſchrieben. Überall
ı dieſe auch jenes ihnen früher gegebene mit jenen gemein,
s lag alſo in ihrem gewöhnlichen Lebenskreiſe, das frühere
ſe Element in das Chriſtliche zu verwandeln. Iſt nun die
iſche Einheit ſo zuſammengeſezt, daß nicht nur Chriſtliches
enthümlicher Form mitzutheilen war, ſondern auch Chriſtli-
in Beziehung auf früher Vorhandenes und dieſes in Bezie-
auf das Chriſtenthum, ſo iſt dieſe Aufgabe ſchwieriger, als
dieſe Duplicität nicht wäre. Löſt man dieß im Allgemei-
uf und bringt es unter die Formel, es könne niemals, was

Element auf das Hauptelement reducirt iſt. Tritt aber jene Duplicität als die Hauptform ein, ſo ſind beide Theile beſonders zu ermitteln. Doch iſt nicht voraus zu ſezen, daß ſie immer ſo geſchieden ſein werden, daß ſie auch völlig zu trennen wären, ſondern eben das Bewußtſein, daß der Stoff nicht den ganzen Impuls erfüllen werde, wird ſchon mitwirken und Elemente der freien Mittheilung hineinbringen, ſo daß das Ganze zuſammengeſezt, und nur die Strenge der eigentlichen Einheit verringert wird. Freilich muß man gleich von vorn herein beides ſondernd auseinanderhalten.

Das Hereintreten einer andern Einheit in die Hauptentwicklung iſt das, was man Digreſſion nennt. Es giebt Formen, welche dergleichen gar nicht zulaſſen, aber auch andere, als epiſtolariſche Formen, worin Digreſſionen vorkommen. In jeder Form ſind ſie nach ihrer Art und Weiſe zu beurtheilen. In der Briefform können ſie nicht anders erklärt werden, als ſo, daß von dem Zweiten, welches eine andere Einheit hat, als das Erſte, nemlich die ganz unbeſtimmte, etwas in das Erſte tritt. Man darf ſich aber dadurch bei der allgemeinen Überſicht nicht irre machen laſſen, nach dem beſtimmten Gegenſtande zu fragen, denn wenn er wieder angeknüpft wird, ſo iſt klar, daß der Hauptgedanke nicht aus dem Auge gelaſſen iſt. Dieß gehört nun eigentlich zur richtigen Compoſition, es muß indeſſen hier erwähnt werden, weil die Aufgabe, die Einheit zu finden, hier gelöſt werden ſoll, dabei aber erwähnt werden muß, wie ſtörend die Digreſſion ſei. Bleiben wir nun bei der freien Form des Briefes ſtehen, ſo haben wir oben ein Doppeltes aufgeſtellt. Der Schreibende kann aus ſeinem Zuſtande herausſchreiben oder aus dem Bilde, welches er von dem Zuſtande Anderer hat; nur muß es ihn nicht auf einen einzelnen Gegenſtand fixiren, ſonſt entſteht die andere Form. Schreibt Jemand aus ſeinem eigenen Zuſtande heraus und zwar ſo, daß er von ſich und ſeinem Verhältniſſe ſpricht, ſo iſt dieß der einfachſte Fall und niemand kann es dann verkennen. Der Briefſchreiber kann von anderwärts her affizirt ſein,

r iſt dieß bloß Theilnahme, ohne daß die eigene Perſönlichkeit
cirt wird, und kommen nur Gedanken hervor, die durch das
tgefühl beſtimmt ſind, ſo iſt doch das Ganze aus dem Zuſtande
Schreibenden hervorgegangen. Es kann in dieſem Falle
inen, als ſpräche er aus dem Zuſtande des Empfängers, aber
wäre falſch, wenn man bei der Auslegung dieſem Scheine
gen wollte. Es iſt, wenn mir nichts weiteres gegeben iſt, gleich
glich, das Rechte wie das Falſche zu finden, es ſind oft nur
e Andeutungen, worauf die Entſcheidung beruht. Ein Anderes
, wenn man eine genaue Kenntniß des Lebenskreiſes des Schrei-
nden und Empfangenden hat. Da kann nie Zweifel entſtehen,
Jemand von anderswoher aufgeregt iſt, oder nur aus ſei-
m eigenen Zuſtande heraus geſchrieben hat. Doch entſcheidet oft
r der ſtärkere oder ſchwächere Ton.

Im N. T. liegt die größte Schwierigkeit der Auslegung nach
ſer Seite eben darin, daß die Notizen über Verfaſſer und
npfänger fehlen, und erſt aus den Briefen ſelbſt geſchöpft wer-
n müſſen. Solche Aufgaben nennen die Mathematiker unbe-
mmte, wenn nemlich, um eine unbekannte Größe zu finden,
ht bekannte genug vorhanden ſind und die Löſung durch Sup-
ſition geſchehen muß. Im N. T. giebt es Briefe, wo die
dicationen ziemlich deutlich ſind. So die Briefe an die Korin-
ier. So wie man bei der erſten Überſicht dieſer Briefe die In-
tationen findet, laſſen ſich die Hauptpunkte für die Interpre-
tion fixiren und eben ſo die Art und Weiſe, die Einheit feſtzu-
llen. Der erſte Brief an die Korinthier z. B. iſt didaktiſch, hat
er keine objective Einheit. Dieſe liegt nur in der Geſammtheit
r Notizen, die wir aus ihm bekommen. Der Apoſtel konnte
ht umhin, die Thatſachen ſelbſt darzuſtellen, durch welche er in
ewegung geſezt worden. Daraus folgt freilich nicht, daß der
ief ein einfacher Gegenſtand der Auslegung iſt. Paulus konnte
ch von andern Seiten her erregt ſein und ſo durch Digreſſio-
n manches hineingekommen ſein, was durch die Korinthier nicht
geregt wurde. Dieß wird indeß einen andern Ton und Cha-

rakter haben, der neben dem übrigen nicht schwer zu unterscheiden ist, und doch kann man schwanken, ob der Zustand eines Fremden oder der Korinthier dieß oder jenes erregt hat, wenn der Apostel die betreffende Thatsache nicht erwähnt. In den neutest. Briefen finden wir eigenthümliche Differenzen. Einige sind an bestimmte Gemeinden gerichtet, andere an einzelne Personen, ferner giebt es solche, die eine unbekannte, und andere, die eine unbestimmte Bestimmung haben. Zu der ersteren Art gehören, wie die Kritik lehrt, die Briefe an die Hebräer und an die Epheser, zu der lezteren Art der erste Joh. Brief. In andern katholischen Briefen werden zwar bestimmte Landschaften genannt, aber die Christen sind nicht als Einheit genannt, sondern unbestimmt, als in der Zerstreuung lebende. Wo nun die Addresse unbestimmt ist, ergiebt sich von selbst, was die Einheit eines solchen Briefes sein kann. Zwar kann jeder Brief eine didaktische Einheit haben, aber, wenn diese nicht darin ist, dann kann der Verfasser nicht aus einem bestimmten Bilde von denen, an die der Brief gerichtet ist, reden, weil diese keine Einheit haben und er nicht weiß, wohin der Brief kommen wird. Da schreibt er also von allgemeinen Voraussezungen aus, oder von seinen eigenen Zuständen. Anders ist es, wenn uns die Addresse eines Briefes unbekannt ist, denn deswegen braucht sie für den Verfasser nicht unbestimmt gewesen zu sein. Da ist also das eine wie das andere möglich.

Die Geschichte der Auslegung des N. T. zeigt, wie schwer es sei, von solchen Voraussezungen aus, wo so viele Notizen fehlen, welche nur durch Conjectur gefunden werden können, zu interpretiren. Wie lange hat man geglaubt, es beziehe sich manches Apostolische auf das Gnostische und sei daraus zu erklären, bis man späterhin fand, daß damahls der Gnosticismus noch nicht so weit ausgebildet war. Das ist eine hinreichende Warnung, mit größter Vorsicht zu Werke zu gehen, wenn man fehlende Kenntnisse durch Hypotheſen ersezen will. Jene falsche Voraussezung war sehr natürlich. Die Kenntniß der Umstände war nicht gegeben, man war also an die älteste Geschichte des Chri-

enthums gewieſen, und da hatte man zwei Methoden, einmal, on dem Älteſten, der Apoſtelgeſchichte aus, die ihr folgende große ücke in der Geſchichte zu conſtruiren, oder aus der ſpäteren zuſammen= ängenden Geſchichte auf die Lücke zurückzuſchließen. Das Erſte iſt icht hinreichend, denn es kann vieles ſchon in der Zeit gegeben ſein, o die Apoſtelgeſchichte geſchrieben wurde, und ſogar in der Zeit, die e beſchreibt, was in ihr nicht erwähnt iſt. So war der Con= ctur ein freies Feld geöffnet. Daß man alſo von dem Späteren nd Beſtimmteren aus die Conjectur begann, iſt natürlich, und da laubte man, der Gnoſticismus müſſe in jener Zeit ſchon gewe= en ſein und erklärte daraus. Das war aber eben unrichtig. Eben o leicht kann es kommen, daß wollte man ſich nur an das in er Apoſtelgeſchichte Erzählte halten, man nicht ausreicht. Aber nan muß ſich hüten, gleich Beſtimmtes zu geben. —

Kommt man in der allgemeinen Überſicht eines Briefes gleich auf chwierige Stellen und es zeigt ſich überall das Verhältniß, daß der Verfaſſer von einer Vorſtellung aus ſchreibt, die er von denen hat, n die er ſchreibt, ſo kommt es darauf an, den rechten Punkt herauszufinden, worauf die Vorſtellung ſich bezieht. Aber man hüte ſich vor Täuſchung. Iſt eine didaktiſche Einheit in einem olchen Briefe, ſo iſt das Auffinden derſelben viel leichter. Iſt ieß nicht der Fall, ſo entſteht die Frage, wie die betreffenden Stellen zu behandeln ſeien unter der Vorausſezung, daß jedes ich auf daſſelbe oder jedes ſich auf anderes beziehe. Dabei iſt as Verhältniß der verſchiedenen Stellen ins Auge zu faſſen und uf die Compoſition ſelbſt einzugehen. Da ſind denn Stellen, o ich nicht eher ein Urtheil über die Einheit habe, bis ich mir ie beſtimmte Gliederung, wie ſie mit dem Bewußtſein des Ver= aſſers geworden iſt, anſchaulich gemacht habe. Je mehr die Briefe freie Mittheilungen ſind, deſto ſchwieriger iſt es, weil da inwirkt was ſich gerade lebendig darſtellt, ohne daß eine prä= neditirte Ordnung Statt findet. — Gedenken wir, daß die ormale Dignität für die chriſtliche Lehre in ihrer weiteren Ent= icklung überwiegend auf den apoſtoliſchen Briefen beruht, und

finden wir die Erklärung derſelben ſchwierig, ſo iſt das niederſchlagend. Ohne böſen Willen, ohne falſche Abſicht kann von den einzelnen Stellen ein ſehr verſchiedener Gebrauch gemacht werden. Dabei iſt das ein günſtiger Umſtand, daß es Briefe giebt, welche eine didaktiſche Einheit haben. In dieſen liegt das Fundament für die weitere hermeneutiſche Operation. Dahin gehören die Briefe an die Römer, Galater, Hebräer. Freilich halten auch dieſe die didaktiſche Einheit nicht rein beſtimmt feſt, ſondern haben auch Theile, die in freier Ergießung entſtanden ſind, ſie haben Digreſſionen. Aber die didaktiſche Einheit des Ganzen iſt deutlich ausgeſprochen. Sieht man nun die normale Dignität des N. T., das am Ende nur eine Sammlung iſt, als Eins an, ſo muß man von jenen Briefen als Baſis ausgehen, und danach die andern ſchäzen. Eine ſichere Schäzung giebt es nicht. Je mehr man aber erſt aus der Schrift ſelbſt die obwaltenden Verhältniſſe kennen lernen muß, deſto weniger iſt eine unbeſtrittene Löſung der Aufgabe zu gewinnen möglich. Sind verſchiedene Vorausſezungen möglich, ſo iſt nur zu entſcheiden nach der größeren Übereinſtimmung des Einzelnen mit dieſer oder jener Einheit. Die Aufſtellung von Regeln iſt da zu Ende und es beginnt das Reich des Taktes, der aus dem eigenthümlichen Talent der analytiſchen Combination hervorgeht. Es gilt da nur die Regel, bei jedem einzelnen Fortſchritt auch in Beziehung auf die Elemente, die mit der Hauptfrage nicht zuſammengehören, die verſchiedenen möglichen Anſichten im Auge zu haben.

Kehren wir nun zum Allgemeinen zurück, ſo kommen wir in Folge der feſtgeſtellten Ordnung, indem wir die mehr pſychologiſche Seite der techniſchen voranſchicken wollen, auf die Elemente, welche eigentlich das Techniſche vorausſezen, aber doch nicht aus dem Techniſchen verſtanden werden können.

Die erſte Aufgabe war, denjenigen Impuls, der dem ganzen Akt des Schreibens zum Grunde liegt, richtig als Thatſache im

reibenden zu verſtehen. Wir ſagten aber, es geben mehr und
iger Elemente, die mit dem Impuls nicht unmittelbar zuſam-
hängen. Was unmittelbar mit ihm zuſammenhängt, iſt durch
bitation zu erklären, alſo durch ein beſtimmtes Bewußtſein,
bekommt durch die Compoſition ſeine angemeſſene Stelle.
e Schrift hat aber auch immer Elemente, welche wir als Ne-
gedanken unterſcheiden, und dieſe ſind auch nur verſtändlich
Thatſachen in dem Vorſtellungsproceß des Schreibenden, aber
rn er unabhängig iſt von dem urſprünglichen Impulſe. Wie
nun dieſe Elemente zu verſtehen? —

Betrachten wir ein Geſpräch, ſo iſt dieß zunächſt ein ganz
er Zuſtand, dem gar keine beſtimmte objective Abſicht, ſon-
n nur der ſich wechſelſeitig erregende Austauſch der Gedanken
n Grunde liegt. Doch fixirt ſich das Geſpräch leicht auf etwas
das wird ſogar von beiden Theilen angeſtrebt. So entſteht eine
eigenſame Gedankenentwickelung und eine beſtimmte Beziehung der
ßerungen des einen auf den andern, und was daraus hervor-
t, darauf haben wir hier nicht zu ſehen. Allein nun geſtattet
Geſpräch auch Abſprünge. Da entſteht die Frage, wie iſt
Sprechende dazu gekommen? Die Aufgabe iſt, die Geneſis
her Abſprünge zu erkennen.

Es wird ziemlich allgemein ſein, daß man ſolche Abſprünge
Voraus ahnet — freilich nur bei genauerer Bekanntſchaft mit
unwillkührlichen Combinationsweiſe des Andern. Je größer
ſe Bekanntſchaft iſt, deſto leichter iſt, die Nebengedanken zu
athen, die Geneſis des Abſpringenden zu erkennen. Geben wir
s davon genauere Rechenſchaft, ſo ſieht man wol, die allgemeinen,
hr logiſchen Combinationsgeſeze, wodurch die weſentlichen Theile
er Rede beſtimmt werden, haben nichts damit zu thun. Wir
iſſen auf das Pſychologiſche zurückgehen und zu erklären ſuchen,
durch eben die freie oder vielmehr unwillkührliche Combinations-
iſe beſtimmt wird. Dabei müſſen wir die eigene Selbſtbeobach-
ng zum Grunde legen. Dieſe Analogie macht allein möglich,
ſolche Aufgabe zu ſtellen, die Geneſis der Nebengedanken zu

erkennen. Das Natürlichſte iſt hier, ſich in dem Zuſtand der Meditation zu denken, und zwar in der Art, daß eine gewiſſe Neigung zur Zerſtreuung der Gedanken als Hemmung vorhanden iſt. Es iſt kein Denkenwollen gemeint, ſondern ein nicht im Vorſtellen Gebundenſeinwollen, was in jedem Moment überwunden ſein muß. Das iſt bei Jedem verſchieden, aber in Jedem kommt es vor. Wenn wir die Neigung zur Zerſtreuung nicht überwinden, ſo muß in beſtändiger Veränderung des Ganges der Vorſtellungen die Meditation aufhören. Geht die veränderte Vorſtellungsweiſe von einem beſtimmten Punkte aus, ſo entſteht nur eine andere Meditation. Es iſt aber hier die Rede von jenem freien Spiele der Vorſtellungen, wobei unſer Wille paſſiv iſt, das geiſtige Sein aber doch in Thätigkeit. Je freier wir uns ſo gehen laſſen, deſto mehr hat der Zuſtand Analogie mit dem Träumen, und das iſt das rein Unverſtändliche, eben weil es keinem Geſez des Zuſammenhanges folgt und ſo nur zufällig erſcheint.

Um nun für dieß ganze Gebiet des Unverſtändlichen eine Vermittlung zu finden, müſſen wir auf den Zuſtand der Meditation zurückgehen und fragen, wie ſich derſelbe zu unſrem Geſammtſein verhalte?

Hier iſt zweierlei zu unterſcheiden. Jeder Vorſtellungszuſtand iſt an und für ſich ein Moment und ſomit vorübergehend. Aber auf der andern Seite läßt ein jeder ſolcher Zuſtand etwas Bleibendes zurück, ſezt etwas ab, und darauf beruht die Wiederholbarkeit des urſprünglichen Moments. Wäre dieß nicht, ſo verſchwände jede Vorſtellung im Moment ſelbſt und unſer Geſammtſein ginge in dem jedesmaligen Moment auf. Im Zuſtande der Meditation verſchwindet das Momentane, wir behalten was in einem Moment geworden im andern, und daher iſt das Ganze zugleich Ein Akt, und dieſe Zuſammengehörigkeit, die im fortgehenden Entſchluſſe liegt, überwindet das momentane Verſchwinden und ſoll es eigentlich vollkommen überwinden. Nun giebt es noch einen andern, der Meditation analogen Zuſtand, das iſt der der Beobachtung, wo die Produktivität die Form der Receptivität

. Da iſt ganz daſſelbe, es wechſeln die Gegenſtände, ſie
ıden, aber die gewonnenen Vorſtellungen bleiben und
ht vergeſſen werden. Der Willensakt feſſelt ſie und ver-
ıre Natur des momentanen Verſchwindens. Jenes Zurück-
e wird wiederholbar, wenn jener beſtimmte Willensakt
ıet, allerdings in verſchiedenem Grade in Beziehung auf
und den Gegenſtand. Fragen wir nun, wie verhalten
denn zu dieſem Zurückgebliebenen? Wir haben es und
auch nicht. Das leztere, wenn wir es vergleichen mit
ıs jeden Moment unmittelbar erfüllt, das erſtere, ſofern
rholt werden kann ohne urſprünglich wieder erzeugt zu
Es wird aus der erſten Geneſis reproducirt. Aber dieſe
ktion hängt an einem beſtimmten Willensakt, wenn ſie
Gebiete der Meditation eintritt oder unmittelbar zur Be-
g in Verhältniß ſteht. Doch kann die Reproduktion auch
llensakt erfolgen. In dieſem Falle können wir uns ſelten
e Rechenſchaft geben, aber beobachten wir uns im Zu-
ıs Zerſtreuetſeinwollens, ſo kann da alles, was eintritt und
ıitation unterbricht, nur ſolche Reproduktion von ſchon
ınen Vorſtellungen ſein. Wir haben alſo zu unterſchei-
Reihe von Vorſtellungen, welche den jedesmaligen Mo-
rklich erfüllt und von unſerm Willensakt abhängt, alſo
on oder Beobachtung, im weiteren Sinne; ſodann aber
ſſe von Vorſtellungen, die wir haben ohne eigentlich Herr
ı ſein, die alſo unſrem Willensakt nicht unterworfen ſind.
en wir das Zerſtreuende im Zuſtande der Meditation, ſo
ıs Seinwollen ſolcher zerſtreuenden Vorſtellungen, alſo die
ı auf unſer geſammtes Sein, dem das beſtimmte Sein-
eines Moments gegenüber tritt. Nur aus unſrem Ge-
ın kann ein ſolcher Akt begriffen werden. Sind wir im
der Mittheilung, alſo der Meditation und Äußerung
ſo wird dieſelbe Neigung zur Zerſtreuung hier auch ſein,
theilt ſich derſelbe Willensakt in die zwei Momente, das
e Denken und die Mittheilung. Haben wir aber in

der eigentlichen Meditation ohne Mittheilung die Zerſtre
überwunden, ſo wird es nicht dieſelbe ſein, welche in dem
ten Akt, der Darſtellung, wieder vorkommt, aber es wird
immer eine ſein. Denken wir uns in der Mittheilung ſolche
mente, die aus dem dominirenden Willensakte nicht zu erl
ſind, ſo bleibt nur das übrig, daß ſie aus einem freien E
herrühren. Wenn nun aber ſolche Vorſtellungen in die Mi
lung aufgenommen werden, ſo geſchieht dieß doch durch
Willensakt. Denkt man ſich nemlich Jemand, der in ſtr
Meditation begriffen geweſen iſt, ſo daß er ſich ſeines Geger
des ganz bemächtigt hat, wie er nun die Ordnung feſtſtell
der er ſeine Meditation mittheilen will, alſo die Compoſition
cipirt, iſt dieſe nun zu Stande gekommen, und er iſt in d
ben eben ſo ſtreng geweſen, wie in der Meditation, und
nichts in ſeiner Mittheilung, was ſich nicht aus ſeinem urſpr
lichen Willensakte aufs beſtimmteſte erklären ließe, er iſt al
der κυριολεξία geblieben; überſieht er dann ſeine Compoſitio
dann laſſen ſich zwei Fälle denken. — Entweder er iſt damit z
den, daß er ſich ſtreng an den Gegenſtand gehalten hat,
es wird ihm dieſes dürftig erſcheinen. Dieß letztere Urtheil b
auf einer Differenz in dem, was den Inhalt des freien E
ausmacht, denn wäre nichts darin geweſen, was nicht in
Beziehung zur beſtimmten Meditation geſtanden, ſo brauch
ſich nicht zu tadeln, daß er es von der Hand gewieſen.
muß der Willensakt eine gewiſſe Anziehungskraft gehabt habe
daß er es nicht ſo leicht wird haben fallen laſſen. Wo da
die Strenge gelobt wird, da iſt eine Differenz in dem urſprü
chen Willensakt ſelbſt, es muß eins oder das andere mit in ſe
Vorſaz geweſen ſein, aber die beſtimmte Form der Mitthe
hat das eine abgewieſen und das andere zugelaſſen oder gefo
Wo wir dergleichen finden, da können wir eine ſolche Beſcha
heit des freien Spieles vorausſezen, wie des geſammten Vo
lungsbeſizſtandes, daß darin Elemente geweſen, die mit dem
genſtande haben in Verbindung treten können. Von der ar

iſt ſolche in dem urſprünglichen Willensakt bewußte Zer-
g eine poſitive Anregung des freien Spiels der Vorſtellun-
im alles Verwandte mit hineinzuziehen. So wie wir die
denen Elemente unterſcheiden, was allerdings nur möglich
dem wir die erſte Aufgabe gelöſt haben, (denn habe ich
heit nicht gefunden, ſo kann ich auch die weſentlichen und
en Elemente nicht unterſcheiden,) und es entſteht die Auf-
ihr Entſtehen zu begreifen, ſo beruht dieſe auf der Kennt-
s geheimen Vorſtellungsbeſtandes, und dann auf der Art
Zeiſe, wie wir von uns und unſrer Compoſition auf den
er und die ſeinige zu ſchließen vermögen. Haben wir
m Verfaſſer eine vollſtändige Kenntniß, ſo daß wir ihn
, wie uns ſelbſt, ſo haben wir einen ganz anderen Maaß-
als wenn wir jene Kenntniß nicht haben; in jenem Falle
wir uns die Aufgabe ſtellen, zu wiſſen, nicht nur, was
bengedanken dem Verfaſſer eingefallen, ſondern auch, was
cht eingefallen, und was, und warum er etwas zurückge-
hat. Wir können dieß erkennen aus einer zwiſchen ihm
s aufgeſtellten Analogie, wozu wir in unſrer Kenntniß
m die Elemente haben.

e mehr wir von einem Schriftſteller ſolche Produktionen
die ihrem weſentlichen Inhalte nach ein ſolches ſich gehen
ſind, deſto leichter kommen wir zu jener Kenntniß von ihm.
mmt dabei zunächſt in Betracht das Bewußtſein des Schriftſtel-
Beziehung auf die, an die er zu ſchreiben hat. Läge in einem
etwas, was außer jenem beſtimmten Kreiſe iſt, ſo wäre das aus
n oder Unbedachtſamkeit geſchehen. Dann kommt der momen-
uſtand, das momentane Verhältniß des Schriftſtellers in
g. Denn jeder, hat er unter verſchiedenen Umſtänden die-
Gegenſtände zu behandeln, wird vielleicht dieſelben Haupt-
n haben, aber die Nebengedanken werden ſehr verſchieden
Da tritt wohl der Fall ein, daß man erſt aus den ſich ein-
den Gedanken die Ahndung von dem Zuſtande bekommt,
dem ſich der Schreibende befindet. Hier iſt vieles, was

aber außer der Möglichkeit aufzuſtellender Regeln liegt. Im Al
meinen gilt, je mehr jemand in Beziehung auf die vorſtelle
Thätigkeit ſich und andere beobachtet hat, deſto mehr hat er
hermeneutiſches Talent für dieſe Seite. Je ſchwieriger die her
neutiſche Aufgabe iſt, deſto mehr fordert ihre Löſung gemeinſ
Arbeit; je mehr die nothwendigen Bedingungen fehlen, deſto m
individuelle Richtungen müſſen ſich vereinigen, um die Aufg
zu löſen.

Was das N. T. betrifft, ſo iſt in den hiſtoriſchen Schrift
ſo wie ſie vor uns liegen, faſt gar keine Gelegenheit zu ſolch
Einmiſchungen von Nebengedanken der Schriftſteller. In d
drei erſten Evangelien tritt der Schriftſteller faſt gar nicht hervo
nur daß es keine Erzählung giebt, der nicht ein Urtheil des Schri
ſtellers beigemiſcht wäre in der ganzen Art der Darſtellung u
Verbindung. Rechnet man das Urtheil als Gedanke des Schri
ſtellers, ſo fragt ſich nur, iſt das Urtheil das des Evangeliſ
oder eines früheren, deſſen Erzählung ſammt dem Urtheile h
aufgenommen iſt. Bei Johannes tritt der Schriftſteller ſelbſt h
figer hervor aus bekannten Urſachen. Er giebt Nachweiſung
ſtellt ſeine eigenen Eindrücke dar. Allein dieß alles gehört z
Weſen der Sache. In den hiſtoriſchen Schriften laſſen ſich n
wenige Stellen auf die hier beſprochene beſondere hermeneutiſ
Aufgabe beziehen, und das ſind faſt nur Anführungen aus d
A. T. Wir behandeln aber dieſen Punkt beſſer gleich auch
Beziehung auf die didaktiſchen Schriften. Wir fragen, w
haben die neuteſtam. Schriftſteller mit denen, an die ſie ſch
ben, für ein gemeinſames Vorſtellungsgebiet, welches von d
Gegenſtande, der behandelt wird, noch verſchieden iſt? Der Ha
punkt iſt die Kenntniß des A. T. Dieß mußte bei den neut
Schriftſtellern natürlicher Weiſe eine gewiſſe Allgegenwärtig
haben, ſo daß alſo im Akt des Schreibens eine Richtung dar
eintreten mußte. Hier haben wir den natürlichſten Raum für
Nebengedanken eines neuteſt. Schriftſtellers. Der Beruf der A
ſtel war von der Art, daß alle anderen Intereſſen in den Hint

grund traten. Aber von der andern Seite beſtanden die Gemeinden, an die ſie ſchrieben, aus Juden oder Heiden. Mit jenen hatten ſie aus ihrem früheren Leben manches, beſonders das A. T. gemeinſam, mit dieſen aber gar keinen gemeinſchaftlichen Vorſtellungskreis. So konnte aus dem heidniſchen Leben nicht leicht etwas als Nebengedanke in den neuteſt. Schriften hervortreten. In ihrem Verhältniß zu den Heidenchriſten war der Anknüpfungspunkt nur das Chriſtenthum, der Gegenſtand des Schreibens. Indeſſen ſtanden die Heiden, die Chriſten wurden, wol ſchon früher mit den Juden in einiger Verbindung und kannten dadurch das A. T. Als Chriſten traten ſie dadurch, daß in den Verſammlungen das A. T. das alleinige Buch war, wovon ausgegangen werden konnte, noch mehr in den Jüdiſchen Lebenskreis ein. So gab auch in neuteſt. Schriften, welche für Heidenchriſten beſtimmt waren, das A. T. vorzugsweiſe den Stoff her zu Nebengedanken. Erklären wir nun die Nebengedanken in den freien Mittheilungen aus dem gemeinſamen altteſtam. Vorſtellungskreiſe, ſo kommen wir damit wieder auf ein ſehr ſtreitiges Gebiet. Wie verſchieden nemlich ſind von jeher die gelegentlichen Anführungen aus dem A. T. behandelt und taxirt worden! Sagt man, der Gebrauch, den die neuteſt. Schriftſteller von altteſtam. Stellen machen, ſei auch der eigentliche Sinn der lezteren, ſo erhält man ein ganz anderes Reſultat, als wenn man ſagt, eben deßhalb, weil es außer dem unmittelbaren Gegenſtande der Schrift ſo wenig Gemeinſchaftliches zwiſchen den Schriftſtellern und Leſern gab, ſei von dem Wenigen ein fleißiger und deßhalb auch verkehrter Gebrauch gemacht worden. Es iſt die Aufgabe, die angeführte Stelle als Thatſache im Gemüth des Schreibenden zu verſtehen. War es dem Schriftſteller unmöglich, die Stelle anders als in ihrem urſprünglichen Sinne zu verſtehen, ſo iſt dieß auch die einzige Auslegung. Kann man aber denken, der Schriftſteller habe die Stelle auch anders gebrauchen können, ſo entſtehen noch ganz andere Möglichkeiten. Es kann der Fall eintreten, daß dieſelbe altteſt. Stelle von verſchiedenen neuteſtam. Schrift-

ſtellern auf dieſelbe Weiſe als Nebengedanke gebrauch
aber nach verſchiedenen Auslegungen. Es giebt dieſem
liegende Fälle, daß man ſie darunter ſubſumiren kann.
geſezt alſo, ſolche altteſt. Anführungen oder Anſpielungen
bedeutendſte Material für die Nebengedanken in didaktiſchen
ten, um in dieſem Falle ſicher zu erkennen, wie es dabei
müthe des Schreibenden zugegangen ſei, muß man ſich
gemeine Überſicht von allen Fällen ſolcher Art verſchaffen.
dieſe ſolche Reſultate, wie die eben eingeführten, oder erſd
Reſultat einer großen quantitativen Differenz, ſo daß
Stelle auf das altteſt. Citat mehr Nachdruck gelegt iſt, we
es Nebengedanke iſt, als an einer andern, wo das Ci
rein zufällig erſcheint, ſo müſſen wir ſagen, daß es ei
meine Regel dafür gar nicht gebe und daß es nicht al
Richtung der neuteſt. Schriftſteller ſei, den Sinn ſolcher
feſtzuſtellen. Denn wo ſie eine altteſt. Schriftſtelle auf ei
druckloſe Weiſe einführen, da iſt durchaus nicht daran zu

Betrachten wir die Sache mehr im Zuſammenhange
bisherigen Unterſuchung, ſo wird es gleich ſehr wahrſchein
den, daß da, wo es einen ſehr geringen aber zu gleicher
allgemein verbreiteten litterariſchen Beſiz giebt, der das
ſchaftliche zwiſchen dem Schriftſteller und ſeinen Leſern iſt
auch natürlich ſei, daß davon auf die mannigfaltigſte W
brauch gemacht werde. Es gilt bei den Griechen von
was bei den Juden vom A. T. Auch von Homer wi
ſehr mannigfaltiger Gebrauch gemacht, man deutete ihn
A. T. allegoriſch. Die Analogie iſt unverkennbar. M
ſich die Sache im Allgemeinen ſo denken. Es hat im
einen beſonderen Reiz, wenn zwei Leute in was immer
handlungen auf einen Kreis kommen, der ihnen gemei
und gleich bekannt, ſo daß ſie daraus anführen, wo ſich
legenheit darbietet. Eine Schrift der Art nimmt den
eines Geſprächs an, denn Nebengedanken ſind immer
einem dem Schreibenden und den Leſern gemeinſamen

ommen, und zwar aus einem ſolchen, von dem der Schrift-
er vorausſezen kann, daß es ſeinen Leſern eben ſo leicht ge-
wärtig gemacht werden kann, als es ihm iſt. Fremden Le-
werden freilich ſolche Nebengedanken oft räthſelhaft erſcheinen.
nn ſie dieß auch den urſprünglichen Leſern wären, müßten
freilich den Verfaſſer tadeln, denn anſtatt daß die Nebenge-
ken neuen Reiz erregen, die Aufmerkſamkeit ſpannen ſollen,
te er in dieſem Falle durch Schwierigkeiten, die er den Leſern
cht, dieſe gehemmt und im aufmerkſamen Leſen des Folgenden
ſtört. Aber dieß iſt nicht vorauszuſezen. Wenn es ſich findet,
liegt es gewöhnlich darin, daß es ſo wenig vermittelnde Punkte
iſchen vertraulicher Mittheilung, und dem, was an das ganze
blikum gerichtet iſt, in unſrer Litteratur giebt. Vorauszuſezen
immer, daß die Nebengedanken fördernd, nicht hemmend ein-
ten. — Vergleichen wir dieß mit dem oben über die Natur
Digreſſion Geſagten, ſo können wir die einfache allgemeine
mel aufſtellen: Jede Schrift iſt zweierlei, auf der einen Seite
ſpräch, auf der andern Mittheilung einer beſtimmten, abſichtlich
ollten Gedankenreihe. Denken wir das leztere ohne das erſtere,
ß als Null, ſo gehört dazu auch dieß, daß der Schriftſteller
ch die ihm gegenüberſtehenden Vorſtellungen der Leſer gar nicht
immt iſt. Denken wir dieſes, ſo müſſen wir ſagen, ſo etwas
keine eigentliche Schrift, denn da hätte der Verfaſſer nur für
geſchrieben. So wie man ſich aber eine beſtimmte Schrift
Mittheilung denkt, iſt dieſe auch durch die Vorſtellungen von
en, an welche die Schrift gerichtet iſt, beſtimmt. Alles, was
dieſer Art in einer Schrift einen dialogiſchen Charakter trägt,
nur aus dem Gemeinſchaftlichen zwiſchen dem Schriftſteller
ſeinen Leſern zu erklären. Iſt der Leſerkreis ein ſehr beſtimm-
, deſto mehr kann aus dem Gemeinſchaftlichen vorkommen und
o größer iſt dann auch in der Schrift die Neigung zu der
m der vertraulichen Mittheilung. Wenn in den didaktiſchen
riften des N. T. die Richtung auf weit ſpätere Geſchlechter
re, was eigentlich das Normale darin ſein würde, ſo würde

ſie eine ſolche Richtung aus ihrem Gebiete heraus geleitet habe
allein die That zeigt, daß ſie in dem mit ihren Leſern gemei
ſchaftlichen Gebiete geblieben ſind. Doch werden wir dabei a
einen ſehr beſchränkten Kreis zurückgeführt. Denn gegen d
Gebiet des vorherrſchenden chriſtlichen Lebens trat bei den neute
Schriftſtellern alles andere zurück. So bleiben nur die wenig
Wechſelfälle in dieſem Gebiete ſelbſt zurück. Nemlich in der frei
Mittheilung kann einer mehr ausgehen von dem, was ihn gera
bewegt, oder von den Vorſtellungen, die er von denen hat an d
er ſchreibt. Dominirt die eine Seite, ſo tritt die andere im Ein
zelnen dazwiſchen. Dieſer Wechſel iſt nicht leicht ſo zuſammen
geſezt, wie im zweiten Briefe an die Korinthier; eben deswegen i
dieſer Brief für die Auslegung ſo ſchwierig. Es haben dahe
manche geſagt, der Brief habe gar keine Einheit, Paulus hab
ihn unter den Zerſtreuungen der Reiſe geſchrieben. Allein ſolch
Hypotheſen ſind, wenn ſie nicht ein beſtimmtes Fundament ha
ben, ein hermeneutiſcher Bankerutt; ſie zeigen, daß man d
Faden verloren hat. Die Schwierigkeit liegt indeſſen nur dari
daß die beiden oben bezeichneten Richtungen auf eine eigenthüm
liche Weiſe in dem Briefe ineinander gehen. Auf der einen Sei
bewegen den Apoſtel die Vorfälle in Korinth; dazu gehört aber
was mit ſeiner Perſon in Korinth vorging, und dieß macht ein
beſondere Schwierigkeit. Denn ſpricht jemand bewegt über ſi
ſelbſt, ſo meint man Grund zu haben zu glauben, er ſelbſt ſe
irgendwie betroffen. Dann kommen Elemente der andern A
dazwiſchen. Nur wenn man bedenkt, wie Paulus ſich ſelbſt m
ſein ganzes Leben ſchildert als lebhaftes Bewegtſein von allem
was in der chriſtlichen Kirche vorging, findet man den Schlü
zu vielem, was ſonſt nicht deutlich iſt. Es giebt ferner in d
Paul. Briefen viel Polemiſches. Gewöhnlich ſucht man die G
genſtände ſeiner Polemik nur da, wohin er gerade ſchreibt. Al
das iſt nicht nothwendig. Es kann ihn auch anderes b
wegt haben. Bei voller Aufmerkſamkeit kann man in dem A
ſeiner Polemik wol erkennen, wenn der Gegenſtand derſelben

[illegible]
Umfang des N. T. ist und wie sorgfältig bearbeitet, es doch
e bei diesem noch sehr an festen ausgemachten Punkten fehlt.
uf influirt die schon erwähnte üble Gewohnheit, neutest.
en zum dogmatischen Gebrauch außer ihrem Zusammenhange
trachten. So entsteht leicht die Richtung, den Sinn der
en universell zu nehmen. Liest man sie dann wieder im
nmenhange, so will man auch ohne Rücksicht auf die Um=
ng und das besondere Verhältniß, worin sie stehen, den
neinen Sinn hineinbringen. Der Irrthum ist dann um so
r, wenn der Gedanke im Zusammenhange ein Nebengedanke
als dictum probans aber genommen schon den Charakter
Hauptgedankens bekommen hat. Man stellt dann seine
ität zu hoch und verkehrt so das ganze ursprüngliche Ver=
iß der Säze. Man soll sich nun freilich bei der Auslegung
r Vorurtheile und Befangenheiten enthalten, allein das Übel
t unvermeidlich, weil man die Praxis, neutest. Stellen außer
Zusammenhange zu betrachten, nicht abschaffen kann. Aber
ist ein Grund, warum die Exegese doch immer noch so lang=
fortschreitet. Dazu kommt die unvollkommene Beschaffenheit
xeget. Hülfsmittel gerade in Hinsicht auf das Verhältniß
en den Schriftstellern und ihren ursprünglichen Lesern. Diese
immer erst Produkte der Exegese und nicht selten einer fal=

vor uns liegenden hermeneutiſchen Aufgabe. Haben wir nemlich eine deutliche Vorſtellung von der Meditation und Compoſition des Schriftſtellers, ſo ergiebt ſich leicht ein ſicheres Urtheil über das was außerhalb der Meditation und Compoſition liegt. Außerhalb beider liegen die Elemente die nur Darſtellungsmittel ſind, z. B. bildlicher Ausdruck, Gleichniß u. ſ. w. Denn wenn jemand bei dem Keimentſchluß noch ſo ſehr ins Spezielle geht und die Ordnung beſtimmt, in der er ſeine Gedanken mittheilen will, jene Darſtellungsmittel wird er doch nicht ſchon fertig finden; ſie finden ſich erſt bei der Darſtellung ſelber ein, liegen alſo außer der Compoſition. Schwieriger iſt es bei der Meditation; aber im gewiſſen Sinne gilt jenes doch auch von dieſer. Sie iſt das beſtimmte Fortrücken des Entſchluſſes zur Mittheilung, aber dasjenige, welches mit dem Akt des Schreibens noch nicht in dem Zuſammenhange ſteht, daß alle Nebengedanken ſchon in dieſer Reihe lägen. Ja alles, was Nebengedanke iſt, liegt außer derſelben. Freilich kann man nicht ſagen, daß alle Nebengedanken dem Schriftſteller erſt im Schreiben einfielen und gar mit ſolcher Lebhaftigkeit, daß er ſie annehmen müßte und nicht zurückweiſen könnte. Er kann ſie früher gehabt haben, und ſie wiederholen ſich in ihm im Moment des Schreibens. Aber auch dann liegen ſie außerhalb der Meditation. Aus der Beſtimmung, mit der ſich die Nebengedanken von dem, was aus dem Willensakt hervorgegangen iſt, unterſcheiden, muß ſich auch der eigentliche Werth derſelben erkennen laſſen.

Die techniſche Aufgabe insbeſondere.

Hier iſt zu betrachten, wie die Schrift aus dem lebendigen Keimentſchluß nach Inhalt und Form hervorgeht, wie dieſelbe als Ganzes die weitere Entwickelung des Entſchluſſes iſt.[1]) Alle Elemente der Schrift, welche als abhängig davon betrachtet wer-

[1]) Vergl. S. 148—155.

den können, sind Gegenstand der technischen Auslegung. Diese unterscheidet sich von der grammatischen so, daß während auf der grammatischen Seite der Einzelne der Ort ist, in welchem die Sprache lebendig wird, auf der technischen Seite von der Sprache unmittelbar nicht die Rede ist. Allein, was wir als Entwicklung von dem ersten Keime aus betrachten, muß doch Sprache geworden sein. Hier ist die Sprache die lebendige That des Einzelnen, sein Wille hat das Einzelne darin producirt, durch die Gewalt der psychologischen Thatsache kommt eine Zusammenstellung von Elementen, die noch nicht zusammengewesen sind, zu Stande. Es entstehen durch die Gewalt, die der Einzelne in der Sprache ausübt, Erweiterungen und Contractionen der Sprachelemente nach der logischen Seite hin. Betrachten wir die Entstehung der Composition, so ist es hier freilich anders. Hier sind die allgemeinen Gesetze der Ordnung im Denken anzuwenden. Zuvor aber muß ich den Schriftsteller doch auch in seiner Meditation verstehen. Dieß ist aber eine Aufgabe, deren Gegenstand beinahe unsichtbar ist und nur auf Conjectur zu beruhen scheint. Wir können wol leicht sagen, die hier vorhandenen Gedanken gehören zur Sache, man muß nur sehen, wie sie geordnet sind. Aber schwierig ist es, zu sagen, was und wie der Verfasser über diesen oder jenen Gegenstand gedacht habe, denn jeder Gegenstand läßt sich auf verschiedene Weise verfolgen. Hier sind wir auf dem unsichtbaren Gebiete der Meditation, wo es auch darauf ankommt zu wissen, was der Schriftsteller auch verworfen hat, obgleich es aus dem Grundgedanken hervorging. Jede Schrift hat ihre eigenthümliche genetische Reihe und ursprünglich ist darin die Ordnung, in der die einzelnen Gedanken gedacht sind. Aber in der Mittheilung kann sie vielleicht eine andere sein. Hier kommen wir auf den Unterschied zwischen Meditation und Composition. Daß der Unterschied zwischen beiden veränderlich ist, das hat seinen Grund in dem ersten Willensakt. Dieser kann als Moment betrachtet mehr und weniger in sich schließen. Er kann eine solche Lebendigkeit haben, daß das Ganze in seinen Hauptzügen im Bewußt-

ſein ſchon damit gegeben iſt. Je mehr dieß iſt, deſto geringer iſt der Unterſchied zwiſchen Meditation und Compoſition; je weniger jener Willensakt dieſen Charakter hat, deſto größer iſt der Unterſchied. Es ſcheint aber als wenn der Unterſchied überhaupt nur auf gewiſſe Formen ſich bezöge. Denn was hat z. B. im Hiſtoriſchen die Meditation zu thun? Etymologiſch deutet der Ausdruck auf innere Gedankenentwickelung. Wo alſo, wie im Hiſtoriſchen, der Inhalt äußere Wahrnehmung iſt, ſcheint die Meditation gar keinen Gegenſtand zu haben. Allein dieß iſt eben nur ſcheinbar. Wiewohl der Unterſchied zwiſchen Meditation und Compoſition auf den verſchiedenen Gebieten verſchieden iſt, ſo iſt die Meditation doch nirgends Null, auch im Hiſtoriſchen nicht. Gehen wir zurück auf den Impuls, ſo ſehen wir, es kann kein Willensakt als unter der Form eines Gedankens gegeben ſein. Ein Impuls, der nicht im Subject ſelbſt als Gedanke gegeben iſt, iſt kein Willensakt, iſt bloß Moment des Inſtinkts. Nun können wir aber im Begriff des Gedankens folgendes unterſcheiden: Sofern das Einzelne darin dominirt, hat er die Richtung Bild zu ſein, ſofern aber das Allgemeine, Formel. Das eine wie das andere iſt einſeitig. Das Höchſte iſt das Ineinanderſein von beidem. Allein der Gegenſaz muß urſprünglich in jedem Willensakt ſein. Es fragt ſich aber, iſt er durch den Gegenſtand beſtimmt worden, oder davon unabhängig? Das leztere. Je mehr der urſprüngliche Willensakt als Bild gegeben iſt, deſto mehr trägt er das Einzelne gleichſam im verjüngten Maaßſtabe mit in ſich, deſto weniger aber von der Compoſition; ſeine ganze Entwicklung iſt gleichſam das Äußerliche zu dem was in jenem Keim innerlich geſchauet iſt. Je mehr aber der urſprüngliche Willensakt Formel iſt, deſto weniger trägt er das Einzelne in ſich, deſto mehr dann auch ſchon die Compoſition. So ſind die beiden Akte ſchon im erſten Moment ſelbſt geſezt.

Sehen wir nun auf die verſchiedenen Richtungen, welche die Gedankenentwicklung haben kann, ſo finden wir eine Duplicität darin, daß, wenn im Impuls die Richtung auf das Bild

ng zur Darſtellung kommen, enthält er auch mehr die Keime
Compoſition, als die des einzelnen Inhalts. Aber beides
ſich gegenſeitig ſuchen, ſo daß wir aus der Compoſition das
ne des Inhalts erkennen, und, indem ſich das Einzelne
entwickelt, wird, wenn es vollſtändig gegeben iſt, auch die
oſition mitgegeben ſein. — Aber wie ſtimmt dieß mit der
ſcheidung zwiſchen Meditation und Compoſition? Dabei war
Grundprincip, daß wir erſt von dem Impuls aus das Ein-
erfaſſen, und dann die richtige Stellung, nach der alles,
derſelben nicht entſpricht, ausgeſchieden iſt. Iſt es aber mög-
daß der erſte Impuls die Compoſition mehr in ſich trägt,
üßte da auch der umgekehrte Weg eingeſchlagen werden.
iſt dieß? Wenn wir einen allgemeinen aber realen Begriff
, ſo finden wir darin immer ſchon mit Leichtigkeit die An-
ng auf weitere Theilung. Aber wenn wir ſagen wollten,
die bloße Theilung gelangten wir zu allem Einzelnen, ſo
das unwahr, wir würden nur einen Typus finden. So
n wir uns wol eine innere Entwicklung der Compoſition
der allgemeinen Formel des Ganzen aus denken, aber das
ne kann dadurch auf keine Weiſe gefunden werden. Sehen
vorerſt ab von der ſubjectiven Richtung im erſten Impuls,
e ein ſpezifiſches Talent vorausſezt, und halten uns an das

wir ſagen, es giebt in der erſten Entwicklung des Einzelnen, die wir Meditation nennen, ein Fortſchreiten, welches mehr an der Leitung des Allgemeinen geht, und ein Fortſchreiten, welches mehr unmittelbar das Einzelne producirt. Dann wird das Erſte immer gleich die Form beſtimmen, und es wird da ein Wechſel ſein zwiſchen dem Werden des Einzelnen und dem der Form. Das Einzelne wird im Zuſammenhange nur mit ſeiner Stelle gefunden. Dagegen wird der einzelne Inhalt, der nur den Charakter des Einzelnen hat, für ſich gefunden, wo dann mannigfaltige Zuſammenſtellungen möglich ſind. Das Ganze wird ein Anderes ſein, wenn es auf die eine oder andere Weiſe verſtanden wird, alſo mehr in Beziehung auf die Form oder in Beziehung auf den einzelnen Inhalt. Aber es folgt, daß wir es vollkommen nur verſtehen können, wenn wir die Geneſis verſtehen. Daher die unerlaßliche Aufgabe, jede Produktion, welche Gegenſtand der Hermeneutik ſein kann, in jener zweifachen Beziehung zu verſtehen. Sobald man ſich mehr an das eine oder andere hält, wird die Löſung der Aufgabe unvollkommen ſein. Es wird freilich bei dieſer Aufgabe Jeder durch ſich ſelbſt eine vorherrſchende Richtung auf das eine oder andere haben. Wir wollen alle die Darſtellung der Gedanken eines Andern in Beziehung auf unſre eigenen verſtehen. Dann kann die Folge Aneignung oder Abſtoßung ſein. Daher wird die Art der hermeneutiſchen Operation ſich nach der eigenen Gedankenentwicklung beſtimmen. Es giebt viele, die ſich, wenn ſie leſen, aus der Form nichts machen und nur auf den Inhalt ſehen. Dabei iſt ein unordentliches Verfahren möglich. Denke ich den Inhalt von der Form geſondert, ſo kann ich überall anfangen, weil ich ihn als Aggregat von Einzelheiten anſehe. Manche Arten von Darſtellungen ertragen das eher, als andere. Es giebt aber auch Leſer, die es überwiegend auf die Form anlegen. Dabei iſt denn gewöhnlich im Hinterhalt, daß man denkt, ſich aus der Form und einzelnen Punkten das Ganze bilden zu können in dem Maaße, in welchem man das Ganze nöthig hat. Aber in der That ſobald bei dem Verſtehenwollen die Richtung

auf unſere eigenen Gedanken vorherrſcht, entſteht die eine oder die andere Einſeitigkeit und das wahre volle Verſtehen wird unmöglich. In dem Grade alſo in welchem man vollkommen verſtehen will, ſoll man ſich von der Beziehung des Auszulegenden auf eigene Gedanken losmachen, weil dieſe Beziehung eben gar nicht die Abſicht hat zu verſtehen, ſondern zu gebrauchen als Mittel was in den Gedanken des Andern zu den eigenen in Verhältniß ſteht. Jedes muß aus ſeinen Gedanken verſtanden und ausgelegt werden. Lohnt ſich das der Mühe nicht, ſo hat auch die Löſung der hermeneutiſchen Aufgabe keinen Werth.

Die Beziehung der Gedanken eines Andern auf die eigenen liegt ſofern ſie hermeneutiſcher Art iſt ganz auf der Seite der grammatiſchen Interpretation. Hier iſt ſie nothwendig, denn in der grammatiſchen Interpretation liegt die Beziehung zwiſchen den Gedanken eines Andern und den meinigen als Ort der Sprache. Wenn aber eben die Aufgabe iſt, die Gedanken eines Andern als ſeine Produktion vollkommen zu verſtehen, müſſen wir uns von uns ſelber los machen.

Um aber in dieſem Sinne die hermeneutiſche Aufgabe zu löſen, muß man vor Allem das Verhältniß zwiſchen der Meditation und Compoſition des Schriftſtellers zu erkennen ſuchen. Wir fangen an mit der allgemeinen Überſicht. Aber wie können wir daraus den innern Proceß des Schriftſtellers verſtehen? Durch Beobachtung. Dieſe aber hat ihren Halt in der Selbſtbeobachtung. Man muß ſelbſt in der Meditation und Compoſition verſirt ſein, um die eines Andern verſtehen zu können. Von dieſer Seite iſt in der Vorübung auf höhere Studien in der litterariſchen Gymnaſtik das eigene Componiren ſo weſentlich.

Nach dieſen Vorausſezungen fragt ſich nun, wie kann ich aus dem zweiten Akt, der Compoſition, der in der Schrift vor mir liegt, erkennen, wie ſich in dem Verfaſſer dieſer Akt entwickelt hat, wie er zu Inhalt und Form ſeiner Schrift gekommen iſt? Dieß ſcheint ſehr ſchwierig. — Je mehr in einer Schrift Form und Inhalt in einander aufgehen, um ſo geringer iſt der Unterſchied zwiſchen

Meditation und Compoſition. Dieß wird noch deutlicher, wenn wir das Entgegengeſezte denken, alſo einen Entſchluß, der noch nicht mit voller Lebhaftigkeit des Bewußtſeins auch den einzelnen Inhalt in ſich ſchließt. In dieſem Falle wird der einzelne Inhalt erſt durch die Fortwirkung der Elemente des Entſchluſſes, er entwickelt ſich weiter, indem er ſich wiederholt. Nun iſt aber oben geſagt worden, es gebe eine Form, die wir als die der größten Paſſivität anſehen, wo man die Entwicklung des im Entſchluß Liegenden den Umſtänden überläßt. Da entſtehen Gedanken, die dem Entſchluſſe angehören, oder gelegentliche und im Zuſammenhang mit der Gedankenentwicklung, zu der wir von andern Seiten aufgefordert werden. Da tritt aber die Differenz ein, daß diejenigen Gedanken, welche in dem urſprünglichen Impuls gelegen haben, ſich leichter in die beſtimmte Form bringen laſſen, diejenigen aber, welche mehr Gelegentliches an ſich haben, ſchwieriger, und das werden ſolche ſein, welche in der Form nur als Ausſchweifung erſcheinen können, wegen des fremden Elements, das ihrer Geneſis anklebt. Dieſe Elemente werden ſich leicht unterſcheiden laſſen, ſo wie man die Hauptgedanken und die weſentlichſte Gliederung deſſelben erkannt hat und feſthält, welches beides ſich aus der Überſicht ergeben muß.

Aber hiebei iſt gleich auch auf den Unterſchied der Form Rückſicht zu nehmen, weil in dem Auffaſſen des erſten Akts und dem Zuſammenfaſſen der Elemente durch die Form eine große Verſchiedenheit eintritt. Der weſentliche Unterſchied iſt der zwiſchen Proſa und Poeſie. Was die Poeſie betrifft, ſo zeigt ſich darin leicht was weſentlich der Meditation und was weſentlich der Compoſition angehört, denn es liegt hier völlig auseinander. Denken wir uns ein Gedicht von etwas größerem Umfange, ſo iſt gar nicht anzunehmen, daß es im erſten Willensakt vollſtändig vorbedacht iſt. Die Gedanken ſind in dem erſten Willensakte nur punktirt. Sie müſſen bei der Compoſition umgeworfen werden. Darum iſt eben die Compoſition nicht der Zeit nach, ſondern nur der unmittelbaren Beziehung nach Ein Akt. In der Proſa iſt

: ſo engen Verbindung wie in der Poeſie das Versmaaß. das ſcharfe Auseinandertreten der Reſultate der Meditation Compoſition iſt der erſte Unterſchied, ſobald wir einen irgend :ren Umfang von Poeſie annehmen, wo das Einzelne ſich :rt. Aber ſchon in dem Epigramm, als der kleinſten poeti= Form, müſſen wir daſſelbe anerkennen. Das Epigramm)t immer auf Gegebenem. Denken wir uns aber in dieſer ehung das Entſtehen des Epigrammes, ſo hängt demſelben gleich die poetiſche Form an. Iſt es der Fall, ſo ſind nur n ſich verſchiedenen Elemente näher aneinandergerückt. In modernen Form des Epigramms iſt die Spize die Haupt=. Dieſe aber iſt eben die Beziehung auf das Gegebene in ichſter Schärfe. Sie entſteht wie ein Bliz im Moment, iſt Einfall, in dem das Versmaaß noch nicht iſt. Dieſes iſt ein :er Akt. So treten alſo auch hier beide Akte beſtimmt aus= ıder.

Gehen wir nun von der Poeſie auf die Proſa über, ſo iſt an dieſer, je mehr ſie ſich der Poeſie nähert, deſto mehr ein :inandertreten der beiden Akte bemerkbar. Dieß iſt der Fall, ı in der Proſa auf das Muſikaliſche in der Sprache ein be= erer Werth gelegt wird. Da kann der Gedanke mit ſeinem ›rucke nicht zugleich entſtehen. Dieſer mit ſeinem muſikaliſchen th entſteht erſt durch die Stelle, die er einnimmt, und dieſe

Logiſchen ganz untergeordnet. Je mehr die Compoſition die
danken ohne alles andere Intereſſe anſchließt, deſto mehr iſt
urſprünglich Eins mit ihnen, alſo auch der Unterſchied zwiſ
ihm und der Meditation Null. Dieſer Unterſchied kann
darin beſtehen, daß man ſollte ausmitteln wollen, in welcher
folge die einzelnen Gedanken des Schriftſtellers entſtanden
Dieß iſt durch die Compoſition ſelbſt ein ſo verſchwindendes,
nur einzelne wenige Fälle ſind, wo darüber etwas auszumitt
iſt. Wenn dieß alſo nicht gemeint ſein kann, ſondern nur der Unt
ſchied, der in Beziehung auf die früher vorhandenen Elemer
durch die Compoſition entſteht, ſo iſt davon auf dem wiſſenſcha
lichen Gebiete das Wenigſte zu erwarten, weil auf demſelben
Ausdrücke nicht alterirt werden können ohne die Gedanken ſel
zu alteriren.

Dieß iſt indeß nur die eine Seite des hermeneutiſchen
tereſſes. Die andere Seite führt auf ganz andere Differenz
Nemlich wenn wir einen Complexus von Gedanken vor uns hab
der Gegenſtand ſei welcher er wolle, ſo werden wir darin niem
den Gegenſtand erſchöpft nennen. Vielmehr werden jedem,
im Leſen in einem wirklichen Aneignungsproceſſe begriffen iſt,
danken einfallen, die in daſſelbe Gebiet gehören, aber dort
nicht finden, oder die mit den in der Schrift ausgedrückten
Widerſpruch ſtehen. Da iſt denn das Intereſſe zu wiſſen, ob
Schriftſteller dieſelben gar nicht gehabt, oder wiſſentlich ausgelaſſ
Zum vollen Verſtehen gehört offenbar beides zu wiſſen, ſon
was ich vermiſſe, als was ich im Schriftſteller mit meinen
danken über den Gegenſtand in Widerſpruch finde. Nimmt
Schriftſteller Rückſicht darauf, dann muß auf den Grund
Differenz zurückgegangen werden. Nimmt er keine Beziehu
darauf, ſo iſt es problematiſch, aber es entſteht die Aufgabe, eb
dieß wo möglich auszumitteln. Da iſt denn das Intereſſe,
Meditation des Schriftſtellers ſo vollſtändig wie möglich an
für ſich überſehen zu können, auch in Beziehung auf das, w
in die Compoſition nicht aufgenommen iſt. Es iſt möglich, d

ɛdanken die ich vermiſſe dem Verfaſſer vorgeſchwebt, er aber ɛ gehabt hat, ſie nicht aufzunehmen, noch auch Beziehung zu nehmen. Das kann im erſten Willensakte liegen, z. B. er nicht polemiſch ſein wollte. Doch iſt es wichtig zu wiſſen, ɛ Gedanken dem Verfaſſer vorgeſchwebt haben oder nicht. darnach gewinnt ſein Gedankencomplexus eine andere Bɛ- g. Im lezteren Falle wird der Werth deſſelben verringert, en Falle das Intereſſe, in die Gründe ſeines Verfahrens : einzugehen, erhöhet. Dieſe Aufgabe aber iſt eben ſo g, als intereſſant. Das Intereſſe aber iſt hier wieder verſ , jedoch in umgekehrter Richtung. Je mehr der ganze ncomplexus dem Inhalte nach gebunden iſt, um ſo größer Intereſſe von dieſer Seite, je weniger um ſo geringer. Gedankencomplexus nur eben ein Aggregat von Einzeln- ſo verſchwindet das Intereſſe, und die Frage, was der ɛ noch außerdem gedacht habe, liegt ganz außer der herchen Aufgabe. —

den ſynoptiſchen Evangelien fehlt z. B. die Geſchichte Auferweckung des Lazarus. Als nächſte Veranlaſſung n Kataſtrophe, wie ſie Johannes darſtellt, iſt ſie von groeutung. Denken wir uns, daß die drei erſten Evangelien ɛnsbeſchreibung Chriſti haben geben wollen, ſo iſt die wie ſie dazu gekommen ſind, ſie auszulaſſen, oder ob ſie : nicht gekannt haben? Allein da ſie offenbar mehr nur derreihungen einzelner Erzählungen ſind, ſo verliert jene as hermeneutiſche Intereſſe und behält nur das kritiſche, ob und wie die Erzählung ſo wenig allgemein geworden, in die gemeinſchaftliche Quelle nicht gekommen iſt. So n, wie das Intereſſe an einem gebundenen Ganzen ein beres iſt, als an einem ungebundenen.

n wir nun das Bisherige zuſammen, ſo haben wir zwiefaches :, die Meditation eines Schriftſtellers in ihrer Totalität, ert davon, was in die Compoſition eingegangen iſt, zu lernen, nemlich auf der einen Seite, wie ſeine Darɛutik u. Kritik. 14

ſtellungsweiſe durch die Compoſition modificirt iſt, auf der ande
Seite, wie der ganze Proceß, der ſich vom erſten Willensakt en
wickelt, ſich zur Totalität des Gegenſtandes verhält. Dieſes dop
pelte Intereſſe kann in den verſchiedenen Arten der Compoſitio
in ſehr verſchiedenem Grade ſtatt finden, aber es giebt keine Form
in der es gar keinen Werth hätte, die Meditation des Schrif
ſtellers in ihrer Totalität zu kennen. Selbſt das hiſtoriſche G
biet iſt davon nicht ausgenommen, wiewohl der Ausdruck Me
tation hier nicht im engſten Sinne gebraucht werden kann. M
fragen auch hier nach dem Entſtehen der Erinnerungen ein
Schriftſtellers von ſeinem Gegenſtande, nach ſeinem Ausgehen a
Notizen von demſelben und ſeinem Entſchluß.

Allein die Löſung der bezeichneten Aufgabe iſt auf eigenthü
liche Weiſe bedingt. In vielen Fällen gehört viel dazu, dam
nur die Aufgabe entſteht. Dann frage ich, wie ſich die Medi
tion des Verfaſſers zur Totalität ſeines Gegenſtandes verhält,
muß ich zuvor dieſe Geſammtheit kennen. Nehme ich ein Bu
zum erſten Unterricht über einen Gegenſtand, ſo kann jene Fra
noch nicht entſtehen; ſie entſteht erſt, wenn ich in der Kenntn
des Gegenſtandes bis auf einen gewiſſen Punkt gekommen bin.

Was das N. T. betrifft, ſo befinden wir uns gleich v
Anfang des exegetiſchen Studiums in dem Fall, daß wir e
gewiſſe Kenntniß des Gegenſtandes und eine allgemeine Überſi
des Inhalts mitbringen. Allein eben dieß führt leicht irre, u
muß alſo geregelt werden.

Es entſteht ſogleich die Frage, wie hat der neuteſt. Schr
ſteller wohl gedacht über die Gegenſtände, welche bei uns e
beſondere Stelle in der chriſtlichen Lehre einnehmen, und a
welchem Ganzen ſind die einzelnen Gedanken genommen? S
len wir die Frage in Beziehung auf den ſpäteren Zuſtand
chriſtlichen Lehre, ſo alteriren wir den ganzen hermeneutiſc
Proceß und ſind auf falſchem Wege.

Die didaktiſchen Schriften ſind mehr und weniger fragm
tariſch. Es bringt ſich dabei die Aufgabe auf, das Ganz

. Ohne dieß iſt kein wahres Verſtehen möglich. Wir brin= un freilich bei der einzelnen didaktiſchen Schrift keinen In= nit, aber doch die Vorſtellung und die Beziehung auf einen ı. Wollen wir nun in Folge davon ſagen, der Schriftſteller dieß oder jenes nicht gedacht haben, ſonſt hätte er es mit= lt, ſo würde dieß, wenn es mit Grund geſezt ſein ſoll, vor= ;en, daß man die Aufgabe gänzlich gelöſt habe. Dieß aber ch nicht wahr. Außerdem müßte man dabei vorausſezen, der ıſtand habe ſollen in der Schrift erſchöpft werden. Die Auf= kann wahrhaft nur gelöſt werden in dem Grade, als man ieſiz alles deſſen iſt, was in der Meditation des Verfaſſers ſein können, wozu aber gehört, daß man den Zuſtand des ıſtandes zur Zeit des Schriftſtellers mit einer gewiſſen Ge= keit kennen müßte. Wie iſt es aber mit den Bedingungen im N. T.? Man kann dieſe Sache auf verſchiedene Weiſe n. Sehen wir das N. T. als Eine Aufgabe an, ſo wiſſen daß es keine anderweitigen Schriften und Notizen über den ıb des Gegenſtandes aus derſelben Zeit giebt. Wir ſind uf das N. T. ſelbſt gewieſen. Nehmen wir hingegen die ı. Bücher einzeln, ſo iſt die Geſammtheit aller ein Mittel, ch die Löſung der Aufgabe für das einzelne Buch erleich= ird. Die Aufgabe iſt dann unter der Form zu löſen, das ne aus dem Ganzen zu verſtehen, und nur in dem Maaße, lchem das Ganze zum Verſtehen des Einzelnen gegeben iſt, die Aufgabe glücklich gelöſt werden.

Nun iſt wahr, die Aufgabe die Meditation zu verſtehen iſt gig von dem Verſtehen der Compoſition. Allein wir haben nit Grund vorangeſtellt, weil wir nur durch die Kenntniß anzen Meditation die Compoſition genetiſch verſtehen. Das gengeſezte tritt nur ein in Beziehung auf die Nebengedan= denn dieſe entſtehen erſt in der Compoſition. Haben wir ı anzunehmen, daß nicht der ganze weſentliche Inhalt im ent der Meditation war, ehe der Schriftſteller an die Com= ın ging, ſo iſt das Werk ein unvollkommenes. Dieß ſchließt

aber die Anerkennung einer jeden Stufe der Unvollk
in ſich.

Sehen wir auf die Verſchiedenheit des Inhalts u
wiefern können wir für die verſchiedenen Gattungen
gewiſſe Regeln und Cautelen feſtſtellen, um die Aufg
zu löſen, ſo kommt es auf die beiden Punkte an, zu
und wiefern die Meditation in der Compoſition ein A
worden iſt, und ob und wieviel in der Meditation gew
in der Compoſition nicht iſt. Hier werden wir dan
gen, zu fragen, in wiefern in der Meditation im pſych
ſtande des Verfaſſers eine gewiſſe Gebundenheit ſt
Dieſe iſt verſchieden, aber in ſofern immer vorhanden
urſprünglichen Impulſe Inhalt und Form gewiſſermaaße
ſind. Der Inhalt iſt durch die Form in ſeiner Einheit
beſtimmt. Iſt die Form mitbeſtimmt, ſo hat ſie auch i
und zwei Perſonen, die denſelben philoſophiſchen Gege
handeln, ſo daß der Eine in rein didaktiſcher, der Ande
logiſcher Form es thut, ſind beide im gebundenen Zuſta
durch die Differenz von einander. Je feſter und lebe
Form dem urſprünglichen Impulſe eingeprägt iſt, um
werden ſolche Elemente ſich entwickeln, die zwar den
angehören, aber in die Form nicht eingehen. Der dialog
trag wird Elemente aufnehmen, die der andere, rein
nicht aufnehmen kann. Iſt die Form mit einer gewiſ
digkeit der Impulſe eingeprägt, ſo können auch nicht en
Gedanken dem Schreibenden gar nicht einfallen. Fall
ein, ſo daß er ſie eliminiren muß, ſo hat er nicht de
Grad der Vollkommenheit erreicht. Dieß aber iſt eben
Gebundenheit durch den Impuls. Fällt aber dem S
nicht ein, was weſentlich zum Inhalt gehört, ſo iſt da
vollkommenheit, die daher kommt, weil dem urſprüngliche
der Gegenſtand nicht mit voller Lebhaftigkeit eingeprägt,
faſſer des Gegenſtandes nicht völlig mächtig iſt. Wi
da zu urtheilen? Der Ausleger muß eigene Erfahrun

ber den innern Hergang der Gedankenentwicklung. Dieſe, gleich=
m als Fond, muß der Ausleger mitbringen, und vergleichend
e Differenzen auf dieſem Gebiete zu erkennen ſuchen.

Betrachten wir von hieraus den Zuſtand der Meditation für
ch, ſo kann derſelbe entweder dem urſprünglichen Impulſe voll=
mmen entſprechen, wo denn Gegenſtand und Form vollkommen
einigt ſind in ſofern dieß in dem urſprünglichen Impulſe ge=
ſetzt war, oder er kann ſich zu dieſem auf eine unvollkommene
eiſe verhalten. Sobald ſich dieß durch Mängel kund thut, iſt
auch leicht wahrnehmbar. Man bemerkt z. B. leicht die Dürf=
igkeit einer Schrift auf verſchiedene Weiſe in verſchiedenen For=
n. Denkt man ſich die didaktiſche Form, und der Autor iſt
überall vom Spalten ſeines urſprünglichen Schemas ausge=
gen, ſo iſt die entſtehende Trockenheit ein Zeichen von Dürf=
eit. Der Theil ſeines urſprünglichen Impulſes, der den In=
repräſentirt, hat nicht das rechte Leben gehabt. Iſt der Ver=
er dagegen von der Behandlung der bloßen Form ausgegan=
, ſo entſteht eine Chrie, eine Compoſition, wo die Form ſo
minirend iſt, daß nichts hinein kann, als was durch fortgeſezte
ereintheilung entſteht. Es iſt dieß der größte Mechanismus,
mit dem Mangel an lebendiger, innerer Produktivität zuſam=
hängt. Finden wir dagegen eine Menge von Elementen in
Compoſition, welche ihr eigentlich fremd ſind, ſo iſt das eine
igkeit in der Meditation, die aber keine Vollkommenheit iſt,
ſie die Form zerſtört. Es iſt dieß ein Zeichen, daß im ur=
nglichen Impuls die Form nicht lebendig genug geweſen iſt,
wäre dem Verfaſſer das alles nicht eingefallen, oder er hätte
wenn es ihm eingefallen wäre, abgewieſen.

Sehen wir auf ſolche Arten der Mittheilung, die mehr von
Wahrnehmung ausgehen, ſo hat die geſchichtliche Darſtellung
ſolchen Reichthum der Mannigfaltigkeit in der Art und
ſe der Compoſition ſelbſt, daß wir den urſprünglichen Impuls
ſehr verſchieden anſehen müſſen. Bei dem Einen kann die

geſchichtliche Darſtellung ſich geſtalten als eine Reihe von Bilde
bei dem Andern als eine Reihe von Cauſalverhältniſſen. Je
giebt einen ganz verſchiedenen Inhalt. Die eine Darſtellung h
hervor, was die andere vernachläſſigt, die eine hat mehr den Ch
rakter des Calculs, die andere mehr einen pitoresken Charak
Je nachdem nun das eine oder andere im urſprünglichen I
puls gedacht war, iſt die Erfindung und Meditation eine g
andere. Eine Erfindung iſt nemlich auch auf dieſem Gebi
in der Art die Elemente zu verbinden, dieſes oder jenes g
tend zu machen. Es ſind da ganz verſchiedene Verfahrun
weiſen, die nicht einander unterzuordnen ſind. — Schreibt
mand die Geſchichte in einer Reihe von Bildern, dieſe hab
aber nicht den rechten Charakter der Bilder, der Leſer iſt ni
im Stande ſie nachzubilden, ſo folgt, daß der Verfaſſer nicht H
ſeiner Form geweſen iſt. Das iſt auf dieſem Gebiete die Dürftigk

Betrachten wir die Form des Geſprächs. Nur in dem Gr
in welchem man das zu taxiren verſteht, kann man den Ver
ſer in ſeiner Meditation verfolgen, und ein Bild davon bek
men, ob er die Elemente mühſam zuſammengeſucht habe, o
ob er von einer Fülle innerer Produktion gedrängt worden,
daß er habe abweiſen müſſen, ferner ob das Einzelne mit d
urſprünglichen Impuls in Übereinſtimmung iſt, oder ob in
Gedankenentwicklung Fremdes iſt. Finden wir eine Gedanken
wicklung reich, aber nie aus den Grenzen der Form hinausgehen
auch ohne daß frembartige Elemente damit verwachſen wären,
gehen Meditation und Compoſition ineinander auf, und dieß
die Vollkommenheit auf dieſem Gebiete. Die Dürftigkeit iſt
die fortgeſezte Operation der logiſchen Spaltung. Da iſt
Ganze nur Darſtellung des Mechanismus der Meditation.
ſchen dieſen iſt nun das Meiſte, was Gegenſtand der hermene
ſchen Operation ſein kann. Soll man die Meditation ver
gen und taxiren können, ſo müßte man alle verſchiedene
men kennen, denn nur dann kann man die Erfindung
Künſtlers recht ins Auge faſſen und nacherfinden. Betrach

wir das tägliche Leben, ſo finden wir hier in Beziehung auf das Geſpräch nicht ſelten Virtuoſitäten, die ſich ſelten in Schriften zeigen. Da ahnet man nicht ſelten, was der Andere ſagen will, d. h. man conſtruirt ſeine Gedankenentwicklung, — noch ehe man das Reſultat hat. Dieß beruht auf genauer Kenntniß der Eigenthümlichkeit des Andern im Verfahren des Denkens. Dieſe zu erreichen liegt im Weſen der hermeneutiſchen Aufgabe. Doch kann man nur auf indirecte Weiſe dazu gelangen. Dabei iſt natürlich ein Unterſchied, wenn man einen Schriftſteller in der Geſammtheit ſeines Lebens als geſchichtliche Perſon kennt, oder die Producte lebender Schriftſteller in ihrem bekannten Kreiſe hat. Hier iſt es leichter, weil wir die gehörige Baſis außerhalb haben. Wo dieſe aber fehlt, iſt es ſchwieriger. Bei den Werken des Alterthums iſt die Kenntniß der Individualität der Schriftſteller immer nur in einem beſchränkten Grade gegeben. Aber hier iſt ein großer Unterſchied zwiſchen denen, die ſich ins Alterthum eingelebt haben, und die es nicht haben. Jenen iſt der Typus der Gedankenentwicklung klar, wenn auch nicht die Perſonalität, und darnach iſt man im Stande Analoges zu leiſten. Denkt man ſich einen Schriftſteller mit einer großen Menge von Producten, hat man einen Theil derſelben recht durchſtudirt und ſich angeeignet, ſo gewinnt man eine ſolche Kenntniß ſeiner Eigenthümlichkeit, als lebte man mit ihm. So wie die innere Einheit einer Schrift klar iſt, iſt es auch nicht ſchwer, die Meditation nachzuconſtruiren.

Ein großer Theil der kritiſchen Aufgabe beſteht darin, zu unterſcheiden was einem Schriftſteller angehört und was ihm fälſchlich zugeſchrieben wird. Da kommt es darauf an, die Meditation des Schriftſtellers nachzuconſtruiren. Der Takt, auf dem eine Menge kritiſcher Operationen beruhen, bildet ſich auf die Weiſe. — Vergleichen wir z. B. die dem Plato untergeſchobenen Dialoge mit den echten, ſo haben jene ungeachtet der dialogiſchen Form den Charakter der Trockenheit, den Mangel an eigener Produktivität und die bloße Richtung auf das logiſche Spalten, wovon ſich in Platos Werken keine Spur findet. Hier iſt alſo die Auf-

faſſung des Charakters der Produktion der erſte Anſtoß zu
ſchen Unterſuchungen.

Betrachten wir nun das, was in der Mitte zwiſchen der A
tation und Compoſition liegt und bald zu dem einen bald
andern gezogen werden kann, ſo iſt dieß das Gebiet der Nebeng
ken. Hat der Schriftſteller ſie ſo wie ſie entſtanden ſind aud
ſolche erkannt, denen er eine beſtimmte Stelle anweiſen ko
ſo gehören ſie zur Meditation. Iſt dieß nicht der Fall, ſo
ren ſie zur Compoſition. Wir können hier zwei Extreme u
ſcheiden. Das eine iſt, daß der Schriftſteller im Bewußtſein
Totalität aller Elemente zu beſizen, in der Compoſition war,
ihm dann die Nebengedanken gekommen ſind, als das N
ſchreiben ſchon vollendet war. In dieſem Falle erſcheinen
Nebengedanken als eingeſchoben. Das andere Extrem iſt,
in der Einleitung des Proceſſes der Meditation der Schrift
ſich ſchon die Licenz geſezt hat, nicht bloß in der ſtrengen
wicklung des urſprünglichen Impulſes zu bleiben, ſondern
freie Gedankenſpiel eintreten zu laſſen. In dieſem Falle
wir auf's beſtimmteſte, daß die Nebengedanken zum Proceß
Meditation gehören. Von hieraus können wir den ganzen
ceß der Meditation unter zwei verſchiedene Formeln bringen,
denen die eine iſt, daß wir den Schriftſteller in ſtrenger Rid
denken in Beziehung auf ſeinen Impuls, gegen alles andere
in abweiſender Thätigkeit, die andere Formel aber, daß wi
Schriftſteller in combinatoriſcher Thätigkeit darauf gerichtet be
anderes in ſeinen Gedankengang einzumiſchen. Je nachdem
oder das andere iſt, iſt der Charakter des Schriftſtellers verſch

Es iſt nicht möglich von der hermeneutiſchen Aufgabe aus
Gegenſtand allein zu betrachten. Der Gegenſtand muß e
im Geſammtgebiet des litterariſchen Volkslebens und des S
ters betrachtet werden, ſodann im Gebiet der Art und Wei
Compoſition und endlich im Geſammtgebiet der Eigenthümli
ten des einzelnen Schriftſtellers. Das iſt das comparative
fahren. Es läßt ſich auch das umgekehrte heuriſtiſche anwe

natürlich das comparative Verfahren einſchlagen. So hat
r in Beziehung auf jeden Schriftſteller ſein eigenes Verfah=
Es wäre unrecht, wenn man ſich in einen Schriftſteller
hineinfindet, anzuhalten und ſich jene Kenntniß erſt ver=
en zu wollen, die man auf heuriſtiſchem Wege erſt erwirbt.
Gehen wir nun zum lezten Punkt, zur Betrachtung der
ıpoſition ſelbſt über, ſo ſezen wir dabei voraus, der Schrift=
: habe den inneren Impuls, der das ganze Werk dominirt,
ch zur vollſtändigen Entwicklung gebracht, er habe alle Ele=
e zu der Schrift in ſich und beginne nun die Compoſition.
Allein daß ſich dieß nicht immer vollkommen ſo verhält, deſſen
ch jeder bewußt bei allem, was im Gebiet des täglichen Le=
liegt. Hat man einen Brief zu ſchreiben, ſo ſcheidet man
Impuls, Entwicklung und Compoſition, man zieht eine
ge von Übergängen in Eins zuſammen. Je mehr aber
Werk als kunſtmäßiges erſcheint, muß man von jener Vor=
ezung ausgehen. Wie viel in der Compoſition erſt entſtan=
ſei, das gehört auch in die Unterſuchung, ſofern es gilt, das
ze nachzuconſtruiren. Sucht man nun unter jener Voraus=
ıg die Schrift nachzuconſtruiren, ſo hat dieß einen verſchiede=
Sinn. Es giebt nemlich keinen Gedanken ohne Wort, aber
iebt Gedanken in verſchiedenen Graden der Bekleidung, wir
en einen Gedanken haben ohne ſeinen paſſendſten Ausdruck

ſo gehören ſie zur Meditation. Iſt dieß nicht der Fall, ſo
ren ſie zur Compoſition. Wir können hier zwei Extreme
ſcheiden. Das eine iſt, daß der Schriftſteller im Bewußtſei
Totalität aller Elemente zu beſizen, in der Compoſition wa
ihm dann die Nebengedanken gekommen ſind, als das N
ſchreiben ſchon vollendet war. In dieſem Falle erſcheine
Nebengedanken als eingeſchoben. Das andere Extrem iſt,
in der Einleitung des Proceſſes der Meditation der Schrif
ſich ſchon die Licenz geſezt hat, nicht bloß in der ſtrengen
wicklung des urſprünglichen Impulſes zu bleiben, ſonder
freie Gedankenſpiel eintreten zu laſſen. In dieſem Falle
wir auf's beſtimmteſte, daß die Nebengedanken zum Proce
Meditation gehören. Von hieraus können wir den ganzen
ceß der Meditation unter zwei verſchiedene Formeln bringen,
denen die eine iſt, daß wir den Schriftſteller in ſtrenger Ri
denken in Beziehung auf ſeinen Impuls, gegen alles ande
in abweiſender Thätigkeit, die andere Formel aber, daß w
Schriftſteller in combinatoriſcher Thätigkeit darauf gerichtet d
anderes in ſeinen Gedankengang einzumiſchen. Je nachden
oder das andere iſt, iſt der Charakter des Schriftſtellers verſch

Es iſt nicht möglich von der hermeneutiſchen Aufgabe au

Nach dieſem kommen wir zur Kenntniß des litterariſchen Gebietes eben dadurch, daß wir die hermeneutiſche Operation an Vielen vollzogen haben. Das erſte Verfahren beruht auf perſönlichen Verhältniſſen zwiſchen Leſern und Schriftſtellern. Findet ein perſönliches Verhältniß der inneren Verwandſchaft zwiſchen Leſer und Schriftſteller ſtatt, z. B. bei einem Lieblingsſchriftſteller, ſo wird man natürlich das comparative Verfahren einſchlagen. So hat Jeder in Beziehung auf jeden Schriftſteller ſein eigenes Verfahren. Es wäre unrecht, wenn man ſich in einen Schriftſteller leicht hineinfindet, anzuhalten und ſich jene Kenntniß erſt verſchaffen zu wollen, die man auf heuriſtiſchem Wege erſt erwirbt.

Gehen wir nun zum lezten Punkt, zur Betrachtung der Compoſition ſelbſt über, ſo ſezen wir dabei voraus, der Schriftſteller habe den inneren Impuls, der das ganze Werk dominirt, in ſich zur vollſtändigen Entwicklung gebracht, er habe alle Elemente zu der Schrift in ſich und beginne nun die Compoſition.

Allein daß ſich dieß nicht immer vollkommen ſo verhält, deſſen iſt ſich jeder bewußt bei allem, was im Gebiet des täglichen Lebens liegt. Hat man einen Brief zu ſchreiben, ſo ſcheidet man nicht Impuls, Entwicklung und Compoſition, man zieht eine Menge von Übergängen in Eins zuſammen. Je mehr aber ein Werk als kunſtmäßiges erſcheint, muß man von jener Vorausſezung ausgehen. Wie viel in der Compoſition erſt entſtanden ſei, das gehört auch in die Unterſuchung, ſofern es gilt, das Ganze nachzuconſtruiren. Sucht man nun unter jener Vorausſezung die Schrift nachzuconſtruiren, ſo hat dieß einen verſchiedenen Sinn. Es giebt nemlich keinen Gedanken ohne Wort, aber es giebt Gedanken in verſchiedenen Graden der Bekleidung, wir können einen Gedanken haben ohne ſeinen paſſendſten Ausdruck auch ſchon zu haben. In Beziehung auf Ausdruck beginnt das Fertigwerden der Elemente erſt mit der Compoſition ſelbſt. Man kann dieſe nur verſtehen, wenn ſich vollſtändig überſehen läßt das Verhältniß des Inhalts, den die Form geſtaltet, oder den man der Form geben will. Darnach richtet ſich der Reichthum und

aller zur Schrift gehörenden Elemente gegeben, ſo iſt das Ver
niß der Compoſition, als Thatſache im Verfaſſer, d. h. de
ordnung mit ihren Motiven übrig. Denken wir uns nun
verſchiedene Möglichkeiten, wie eine und dieſelbe Maſſe von
zelheiten geordnet werden kann, wie daraus dann ganz ve
dene Reſultate hervorgehen, die Anordnung alſo mit dem A
zuſammenhängt, den der Verfaſſer auf dieſes oder jenes legt, ſ
eins hervortritt, anderes zurück, ſo ſieht man wohl, wievi
N. T. bei dem eigenen Gebrauch, den man von demſelben n
darauf ankommt, die Anordnung in dieſem Sinne zu verſ
In vielen Fällen kann dieſe Aufgabe als ſich von ſelbſt
ſtehend erſcheinen. Allein da im N. T. ſo oft einzelne S
aus dem Zuſammenhange heraus genommen werden, ſo bek
die Aufgabe in vielen Fällen ganz beſondere Wichtigkeit. Iſt
lich eine Stelle einmal außer dem Zuſammenhange gebraucht wo
ſo hat ſie dadurch einen beſtimmten Werth für alle, welch
nicht erſt im Zuſammenhange prüfen, bekommen. Es ka
ein Mißverſtändniß entſtehen, welches fortwirkt, weil man i
Gewalt der erſten Art und Weiſe iſt, wie der Werth außer
Zuſammenhange angenommen worden iſt. Es giebt Bei
genug, wo eine Stelle des N. T. gebraucht worden iſt,

fort. Aber es kommt darauf an, an die Stelle des falſchen Verfahrens das richtige zu ſezen, auf die Gedanken der Schriftſteller im Zuſammenhange zurückzugehen, und nicht einzelne Säze anzuführen.

Es gilt dieß beſonders bei den didaktiſchen Schriften, aber die hiſtoriſchen enthalten auch eine Menge didaktiſcher Stellen, z. B. die Reden. Allein davon abgeſehen, iſt die Sache auch bei den hiſtoriſchen Schriften von nicht geringer Bedeutung. Denn nur vermöge eines richtigen Verſtändniſſes der Anordnung kann man erkennen, wie die evangeliſchen Verfaſſer gegen einander zu ſtellen ſind.

Wir unterſcheiden nun in den Evangelien, was die Anordnung betrifft, drei Formen der einzelnen Elemente. Entweder es ſind überwiegend Reden Jeſu, oder Handlungen, wobei was geredet ein Minimum iſt, oder endlich Combinationen von beiden, wo die Rede die Spize der Thatſache iſt. Giebt es nun unter den Schriften, die denſelben Gegenſtand verhandeln, ſolche, die dasjenige aneinander reihen was ähnlicher Art iſt, ſo haben dieſe den Charakter der Lebensbeſchreibung gar nicht, denn in der Zeitfolge des wirklichen Lebens ſtellen ſich die Sachen gar nicht nach der Ähnlichkeit. Da müſſen wir alſo ein anderes Princip der Anordnung ſuchen. Finden wir, daß gar kein Geſez obwaltet, ſo entſtehen andere Differenzen. Sind die Elemente nach Zeitbeſtimmungen auf einander bezogen, ſo iſt die biographiſche Tendenz vorherrſchend und die ſcheinbare Unordnung wäre durch die chronologiſche Beziehung aufgehoben. Fehlt aber ſelbſt ein ſolches Gegengewicht, ſo waltet das Ohngefähr und da iſt dann natürlich von Compoſition am wenigſten die Rede. Sind die Begebenheiten des einen oder andern Typus durch Zeitbeſtimmung verknüpft, aber nur an einzelnen Punkten, ſo daß eine Menge von Begebenheiten zwiſchen denſelben übergangen ſind, ſo iſt die Frage, nach welchem Princip der Verfaſſer aufgenommen und übergangen hat. Da iſt nun möglich, daß er gar kein Princip hatte, er hat übergangen, was er nicht wußte, und was er wußte

hat er in der Ordnung dargeſtellt, in der er es wußte. Daraus folgt, daß wir ſagen müſſen, wenn einer ſo wenig Zuſammenhangendes weiß, wie weiß er denn die Zeitbeſtimmungen, da dieſe doch nur vermittelt ſind durch das, was er ausgelaſſen? Da können alſo die gegebenen Zeitbeſtimmungen nur wenig gelten, und ſo kommt man auf den Fall zurück, daß wir ein Aggregat von Einzelheiten haben ohne beſtimmte Abſicht geſchrieben. Sehen wir Elemente von verſchiedenem Typus zuſammengeſtellt, und auf einander bezogen, es liegt aber Beſtimmtes zum Grunde, das durch die Beziehung auf einander zur Anſchauung kommen ſoll, da iſt eine wirkliche hiſtoriſche Compoſition. Der Verfaſſer hat übergangen, was ihm für die Anſchauung, die er wollte hervortreten laſſen, nicht weſentlich erſchien, wobei das Volumen auch eingewirkt haben mag. So geht alſo die Aufgabe der hiſtoriſchen Kritik der Evangelien auf das hermeneutiſche Verſtehen der Compoſition zurück, und je reiner die hermeneutiſche Aufgabe gelöſt wird, deſto ſicherer wird die Baſis für die hiſtoriſche Kritik. Darum bin ich auch immer gegen die ausſchließend ſynoptiſche Behandlung der drei erſten Evangelien geweſen. Denn fängt man damit an, ſo gewinnt man keinen Eindruck der einzelnen Schriften im Ganzen und damit auch keinen ſicheren Grund für das kritiſche Verfahren. Nur wenn die Aufgabe die eines Lebens Jeſu iſt, iſt das ſynoptiſche Verfahren gut und nothwendig, denn da kommt es auf Ermittelung der einzelnen Thatſache und ihres Zuſammenhanges aus den verſchiedenen Relationen an. Sind aber die Fragen zu löſen, ob der eine Evangeliſt den andern vor Augen gehabt, und ob die Evangelien auf dieſelbe Weiſe zu Stande gekommen ſind, oder wie ſich die drei erſten Evangelien zum vierten verhalten, da iſt nothwendig, die Compoſition jedes einzelnen Werkes vollſtändig aufzufaſſen. Bei dieſem Verfahren wird Johannes nicht leicht als Ergänzung der drei erſten erſcheinen, entweder um die höheren Beziehungen der Begebenheiten, oder was jene von einzelnen Thatſachen ausgelaſſen haben nachzubringen. Nur wenn man den Johannes mit den drei erſten vergleicht, kann man von

einer ſolchen Tendenz ſprechen. Man ſieht alſo wie bedeutend die Aufgabe iſt, die Compoſition der Evangelien jedes für ſich zu erforſchen.

Es fragt ſich nun, laſſen ſich gewiſſe Regeln aufſtellen, wonach die Aufgabe mit einer gewiſſen Sicherheit gelöſt werden kann?

Leider fehlt es hier faſt an allem, was man in andern Fällen zur Löſung der Aufgabe mitbringen kann. Bei den hiſtoriſchen Schriften iſt das wichtigſte, zu wiſſen, wie der Verfaſſer zu den Begebenheiten geſtanden, die er erzählt. Zwei von den Evangeliſten tragen denſelben Namen, welche Augenzeugen auch getragen haben. Und doch hat man bezweifelt, ob dieſe Namen dieſelben Perſonen tragen. In Beziehung auf Johannes iſt der Zweifel nicht fortgeſezt worden, bei Matthäus aber bisjezt geblieben. Von den beiden andern weiß man nicht, wie ſie zu den Begebenheiten geſtanden haben.

Nun entſteht aber die zweite Frage, wenn die Schriftſteller nicht ſelbſt Augenzeugen waren, wie ſie da zu den Quellen geſtanden haben, welche ſie benuzt? Zuvor aber muß ausgemacht werden, ob wir aus den Schriften ſelbſt mit Sicherheit erkennen können, ob ihre Verfaſſer Augenzeugen waren oder nicht.

Wenn wir in den drei erſten Evangelien die Gleichheit in den einzelnen Evangelien betrachten, die aber auf ungleiche Weiſe da iſt, ſo erſcheint die Aufgabe ſehr zuſammengeſezt und ſchwer zu löſen. Sehen wir aber von dieſer beſonderen Schwierigkeit ab, ſo ſtellt ſich die Frage ſo: können wir aus der Beſchaffenheit der Elemente ſchließen, ob der Verfaſſer Augenzeuge war oder nicht?

Betrachten wir das Leben Jeſu als Einheit, ſo werden nur ſehr wenige Perſonen ſein, ja eigentlich wohl Niemand, der als Augenzeuge des Ganzen gedacht werden kann. Nur im öffentlichen Leben Jeſu ſind beſtimmte Perſonen, welche als gänzliche Augenzeugen betrachtet werden können. Zwar wiſſen wir dieß nur aus den evangeliſchen Schriften ſelbſt, doch werden jene Perſonen durch ſpätere Schriften als Begleiter Jeſu beglaubigt. Es ſind alſo Perſonen ſeine beſtändigen Begleiter geweſen. Wo aber ein frü-

heres als das öffentliche Leben vorkommt, da haben wir die Elemente zuſammen, ſowol was der Schriftſteller als Augenzeuge erzählt, als was er von Andern hat. Giebt es nun beſtimmte Kennzeichen für die Erzählungen, die von einem Augenzeugen herrühren? Dieſe Frage iſt im Allgemeinen leicht zu bejahen. Aber ſollen wir das Unterſcheidende angeben, ſo iſt das ſehr ſchwierig. Betrachten wir die Sache im Allgemeinen, ſo müſſen wir ſagen, es giebt Erdichtungen in der Form von Erzählungen, und da wird es als Vollkommenheit angeſehen, wenn ſie den Schein eines unmittelbaren Berichts eines Augenzeugen an ſich tragen. Da iſt die Unmittelbarkeit der ſinnlichen Anſchauung wol die Formel, unter der man das Charakteriſtiſche zuſammenhalten kann. Daraus geht aber hervor, daß der Erdichtende dieſe ſinnliche Anſchauung ſelbſt habe haben müſſen, ſonſt könnte ſeine Erdichtung nicht den Typus eines urſprünglichen Berichts haben. Es kann auch ſein, daß einer das was ein Augenzeuge erzählt gerade ſo ſeiner Schrift einverleibt hat, er iſt aber nicht ſelbſt Augenzeuge geweſen. Je weniger er bei der Aufnahme ſelbſtthätig geweſen, deſto mehr wird es jenen Typus behalten. So können die Evangelien Berichte von Augenzeugen enthalten und doch ihre Verfaſſer von Nichts Augenzeugen geweſen ſein. Da fragt ſich nun, ob das ſo bleibt, wenn wir auf die Zuſammenſtellung ſehen? Vorausgeſezt alſo, alles hätte den Charakter von Berichten eines Augenzeugen, würden wir da nun entſcheiden können, ob die Evangeliſten ſelbſt Augenzeugen waren oder nur Zuſammenſteller von Berichten der Augenzeugen? Es leuchtet ein, wie ſchwierig dieß iſt zu entſcheiden. Wären wir über den Typus einig, den der Bericht eines Augenzeugen haben muß, ſo können in einer ſolchen Schrift Stellen vorkommen, die dieſen Typus haben, und die ihn nicht haben. Aus dem lezteren aber würde gar nicht folgen, daß das Ganze von einem Fremden herrühre, ſondern, wie ein Einziger nicht alles mit erleben konnte, ſo konnte er, da ſein Impuls auf Zuſammenſtellung von Einzelheiten gerichtet war, manches aufnehmen, wobei er nicht Augenzeuge geweſen. So erzählt Johannes mit einer gewiſſen Ausführlichkeit das Verhör

bei Annas, dagegen von dem bei Pilatus wenig, denn bei dem erſten war er anweſend, bei dem zweiten nicht. Und ſo hat er das übergangen, was aufzunehmen nicht nothwendig in ſeinem Impuls lag. Hätte er einen andern Impuls gehabt, ſo hätte er ſich von Andern die Nachricht verſchaffen müſſen. Solche Differenz entſcheidet alſo nicht. Bei einer ſolchen Ungleichheit fragen wir denn, ob der Verfaſſer im Ganzen Augenzeuge geweſen iſt? Entweder nun er iſt dieß in dem Grade geweſen, daß er nur was er ſelbſt geſehen aufgenommen hat, oder er hat Berichte von Augenzeugen und aus der dritten Hand gehabt. Wie iſt zwiſchen dieſen beiden Fällen zu entſcheiden? Kommt nichts Äußeres zu Hülfe, ſo wäre nur möglich zu entſcheiden, wenn wir finden könnten, ein Augenzeuge hat, wenn er auch von Andern Erzähltes aufnimmt, eine verſchiedene Art zu verknüpfen und zuſammenzuſtellen. Können wir ſolche Differenz nun finden? In dem Falle wenn der Geſichtspunkt des Ganzen der einer Lebensbeſchreibung iſt, iſt der Unterſchied gerade in der Zuſammenſtellung leicht zu finden, weil da das von Andern Zuſammengeſtellte nicht im urſprünglichen Zuſammenhange der Compoſition iſt, und die Einzelheiten, wenn der Verfaſſer ſelbſt zuſammenſtellt, werden in der Zuſammenſtellung das Anſehen von Conjecturen haben, den Charakter des Unmittelbaren entbehren. Dagegen werden bei den Andern die Zuſammenſtellungen den Charakter von Berichten von Augenzeugen haben, und nur die aufgenommenen Theile werden jenen Charakter (des nicht Unmittelbaren) tragen. Denken wir dagegen, ein Verfaſſer habe nicht die Idee einer zuſammenhängenden Lebensbeſchreibung gehabt, und er habe die Einzelheiten nur nach gewiſſen beſtimmten Geſichtspunkten zuſammengeſtellt, in dieſem Falle iſt der Zuſammenhang nicht der unmitttelbare des Lebens, der Anſchauung, ſondern der abſtracte; es kann alſo hier der Charakter des Augenzeugen nicht im Zuſammenhange liegen. So können wir dieſe hermeneutiſche Aufgabe nur dann vollſtändig zu löſen unternehmen, wo wir beſtimmte Extreme finden.

Bei Johannes herrſcht durchgehends ein beſtimmter Geſichts-

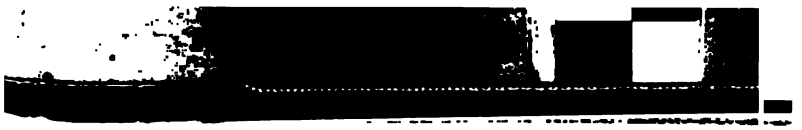
punkt, es iſt aber nicht der einer zuſammenhängenden Lebensbeſchreibung, denn es ſind viele Momente, welche für eine Biographie nothwendig ſein würden, im Evangelium ganz weggelaſſen. Jenen beſtimmten Geſichtspunkt könnte auch ein Anderer, als Johannes, gehabt haben. Nun finden wir, daß Johannes die Begebenheiten der Zeit nach aufeinander bezieht. Die Zeitbeſtimmungen charakteriſiren ihn nach dem Maaßſtabe jener Zeit als Augenzeugen. Es iſt möglich, daß ein Anderer nicht nur denſelben Geſichtspunkt gehabt, ſondern auch dieſelben Elemente zuſammengeſtellt. Es iſt auch an ſich möglich, daß auch die einzelnen Erzählungen eben ſo ausſehen würden, wenn er ſie von Augenzeugen genommen hätte. Aber die einzelnen Erzählungen im Johannes ſind ſo aus einem Stücke, daß man den Urheber des Erzählten und den Geſichtspunkt nicht zu trennen vermag. Indeß hat er Erzählungen, wo er nicht Augenzeuge iſt, ſondern nur nach Augenzeugen referirt, — und doch dieſelbe Lebendigkeit hat. Darüber entſcheidet denn nur die Sache ſelbſt, die es ausſpricht, ob er ſelbſt Augenzeuge war oder nicht. Aber betrachten wir das Evangelium im Ganzen, ſo werden wir urtheilen müſſen, es ſei der Bericht eines Augenzeugen, der einen beſtimmten Geſichtspunkt gehabt. Das Princip ſeiner Compoſition läßt ſich klar erkennen und daraus geht eben hervor, daß der Verfaſſer im Ganzen als Augenzeuge anzuſehen iſt.

Betrachten wir das Evangelium des Lukas. Dieſer macht keinen Anſpruch Augenzeuge zu ſein. Er giebt ſich aber im Eingange für einen Forſcher aus. Da fragt ſich, welcher Regel er gefolgt ſei. Nach dem Eingange ſcheint es, als habe er das Einzelne chronologiſch mit beſtimmtem Bewußtſein aneinander gereiht. Aber es geht aus der Betrachtung des Einzelnen hervor, daß in manchen einzelnen Gebieten Unbeſtimmtheit in der Verknüpfung iſt. Er hat alſo nicht aus den Nachrichten ſelbſt eine beſtimmte Ordnung feſtſtellen können und ſo lag es alſo wol nicht in ſeiner Aufgabe. Wenn nun doch der Eingang dagegen ſpricht, ſo möchte man ſagen, er habe es im Einzelnen nicht durchführen können

da einem andern Princip gefolgt. Vergleichen wir ihn
hannes, so zeigt sich darin eine bestimmte Differenz, daß
annes ein Wechsel ist zwischen dem öffentlichen Leben Jesu
usalem und in Galiläa, im Lukas dagegen Jerusalem nur
ammenhange der Leidensgeschichte erwähnt wird, alles vor-
nde am andern Ort vorgeht. Nehmen wir nun Johannes
genzeugen, so müssen wir sagen, entweder Lukas habe
keine Nachrichten gehabt, weil seine Quellen nicht im
waren, ihm solche zu geben, oder er habe in dieser Hin-
ne unrichtige Voraussezung gehabt. Beides ist gleich denk-
nd wollen wir die Composition erklären, so reicht das eine
s andere hin. Hatte er Nachricht von dem was in Jeru-
und was an andern Orten geschehen war, und dabei die
ssezung, daß Jesus nur zulezt dort gewesen, so ist natür-
ß er von Jerusalem alles zusammenstellte. Oder war ihm
olche Zeitbestimmung angegeben, so hat er die Voraussezung
gemacht, indem es gewiß war, daß Jesu lezтes Ende zu
lem gewesen. Auch in diesem Falle ist's natürlich, daß er
mmenstellte, wie er gethan hat. Darin liegt freilich, daß
s Evangelium des Joh. gar nicht bekannt war, woraus aber
ht folgt, daß jenes ein späteres gewesen. Denken wir uns,
, wie es nach seinem Prooemium scheint, einem ordnenden
gefolgt ist, und daß er eine allgemeine Vorstellung der
äten hineingelegt hat, so entsteht die Frage, welches das
p seiner Composition gewesen ist in Beziehung auf alles
ierosolymitanische. Betrachten wir das Ganze genauer, so
wir Kap. 9, 51 — bis Kap. 19. eine Reise Christi nach Je-
erwähnt, freilich keine Localbestimmungen weiter, als bis
s in die Nähe von Jerusalem kommt, und so sind alle
ungen in diesem Abschnitt unter den Gesichtspunkt einer
Christi nach Jerusalem gebracht, die freilich nur als Eine
wird. Es bleiben dann nur die ersten 8 Kapitel, wo wir
e Erzählungen in verschiedener Art zusammengestellt finden,
e von der einen und andern Art, ohne Zeitbestimmung.

ſeiner Zuſammenſtellung nie lange dem Matthäus. Er tri
ihm nur im Einzelnen zuſammen, und ſo hat dieß auf da
gegebene Bild ſeiner Compoſition keinen Einfluß. Ob al
ganze Anordnung ein Werk deſſen iſt, der ſich im Einga
erkennen giebt, iſt ungewiß. Viele haben die ganze Maſ
der Reiſe Jeſu nach Jeruſalem bis zu ſeinem Einzuge an
als ein früher ſchon zuſammenhängendes Ganzes, welches
ſo aufgenommen. Will man nun dieſe Formel anwend
muß man auch ſagen, Lukas habe auch die Leidensgeſchicht
als Ganzes vorgefunden, um ſo mehr, da hier ein Cont
ſichtbar iſt. Ferner jene kleineren Zuſammenſtellungen v
Geburt Chriſti u. ſ. w. hat er auch nach gewiſſen Principien g
vorgefunden. Alle dieſe Stücke aber hat er nach ſeiner A
lung von der Ordnung, die im Leben Chriſti ſtatt gefund
ſammengeſtellt. Dieß leztere iſt gewiß, wenn auch jenes
zweifelhaft iſt. Die hermeneutiſche Aufgabe muß dieß auch
ſtimmt laſſen. Das Princip der Compoſition iſt allein jen
ordnung, daß alles Außerhieroſolymitaniſche das Frühere un
Hieroſolymitaniſche das Spätere iſt.

Betrachten wir Markus für ſich, ſo finden wir in ih
ſoſehr ein Aggregat von einzelnen Zügen aus dem Leben



ugen haben? Man kann zweifelhaft ſein, ob der Verfaſſer
Augenzeuge geweſen oder Relationen von Augenzeugen mit
ſicher Treue aufgenommen. Auch wenn er nicht Apoſtel
, konnte er Einzelnem als Augenzeuge beiwohnen. Es iſt
ndar, daß die Erzählungen des Markus ein großes Beſtreben
ben nach einer gewiſſen ſinnlichen Klarheit. Man könnte ſagen,
man ſehe die Abſicht, für einen Augenzeugen zu gelten. Nehmen
wir das genau, ſo wäre es ein Falſum von ſeiner Seite, aber
es kann auch nur ein löbliches Beſtreben ſein, klar darzuſtellen.
Hier kommen wir auf Punkte, bei denen es gar ſehr auf die
bjective Anſicht ankommt, ſofern der Eindruck der Erzäh-
ngsweiſe auf Verſchiedene verſchieden ſein kann. Es iſt dabei
berückſichtigen das Princip und die Art und Weiſe, Geſehenes
d Gehörtes mitzutheilen. Ferner kommt in Betracht die Art zu
gleichen. Je nachdem man ſich darüber entſcheidet, wird man
anderes Urtheil über die Compoſition haben. — Unterſchei-
wir die einzelnen Züge, wie ſie für ſich ein Continuum bil-
, und die Verknüpfungsweiſe, ſo finden wir, daß die leztere
nicht den Charakter eines Augenzeugen trägt, weil beſtimmte
unbeſtimmte Verknüpfungen wechſeln und die Lücken nie von
Art ſind, daß man ſich die dazwiſchen liegende Zeit leicht
füllen könnte. Wäre in den Erzählungen Ein Augenzeuge, ſo
rde die Verknüpfung anders ſein, wären mehrere, ſo würde
ot durchgehends dieſelbe Manier herrſchen. Manierirt aber iſt
arkus. Er hat aber offenbar die Erzählungen überarbeitet, wo-
t auch der Charakter ſeiner Schreibart übereinſtimmt, welche
fältig in das Material eingreift.

Was den Matthäus betrifft, ſo iſt ſein Name der eines apo-
liſchen Augenzeugen. Die hiſtoriſche Kritik mag darüber ent-
eiden, ob die äußeren Umſtände und Zeugniſſe hinreichen zu
ſcheiden, ob der Apoſtel Matthäus Verfaſſer iſt oder nicht.
ag der Verfaſſer ſein wer es wolle, unſere Frage hier iſt, wel-
s das Princip der Compoſition ſei? Es wechſeln Reden Jeſu
d Erzählungen von Thatſachen, bei denen die Ausſprüche

ein Aggregat von Erzählungen aus dem öffentlichen L
wie wir es eben beſchrieben haben. Die Leidensgeſchi
gewiſſen Sinne ein Continuum, aber man kann doc
unterſcheiden die Geſchichte von der Gefangennehmun
Tode und die Geſchichte von der Auferſtehung. In
Maſſe kann man auch wieder ſondern zwei Hauptheil
nen, der alles enthält, was ſich auf die Geburt Chr
und den andern, der ſich auf die Taufe Chriſti bezieht.
lere Maſſe beſteht aus zuſondernden und nur durch
Formeln verknüpften Einzelnheiten. Iſt nun im G
biographiſche Tendenz ſichtbar? Inſofern mehr, als bei
und Markus, als dieß Evangelium mehr die ganze P
umfaßt. Allein es fehlt gerade dem mittleren, dem L
an Einheit, an Continuität. Wir können nun als Pr
Theiles anſehen, Einzelheiten zuſammenzuſtellen, a
wählen, da ſich ſchwerlich denken läßt, daß er nicht mehr
heiten hätte habhaft werden können. Allein wie er
wiſſen wir nicht, da wir die Quellen nicht kennen,
ſeine Materialien genommen hat. Wir finden, daß
die Thatſachen mit Ausſprüchen Chriſti, als ihren Sp
lich ſolche Thatſachen, die um ihrer ſelbſt willen erzäh

r auf jener Unterſuchung beruhen. Jene Frage aber wäre mer nur die, ob es wahrſcheinlich iſt oder nicht, daß ein Au= ugenzeuge einem ſolchen Princip der Compoſition würde gefolgt . Ein Augenzeuge konnte auf eine Weiſe componiren, wie Späterer, der nur Einzelnes zuſammenſezt, nicht konnte. Ein päterer, der einer ſpäteren Generation angehörte, konnte nicht mponiren wie Johannes. Aber es läßt ſich nicht behaupten, ß ein Augenzeuge nicht hätte eine ſo untergeordnete Weiſe wäh= n können. Hat man ſich dieſe Frage bereits ſoweit gelöſt, wie ſich aus jedem Buche löſen läßt, ſo hat man ein Princip, n welchem man in der Unterſuchung der höheren Kritik aus= ben kann. Dann kann man ſich das Einzelne, wie es ſich in r Compoſition geſtellt hat, darauf anſehen, ob es von einem genzeugen herrühren kann oder nicht. Da iſt, wenn eine Mi= ung iſt von unmittelbaren und nicht unmittelbaren Zeugniſſen, Höchſte, zu beſtimmen, ob die Art und Weiſe der Aneinander= ung einen Augenzeugen verräth oder keinen.

Bei der Apoſtelgeſchichte finden wir eine große Verſchieden= der Anſichten über den eigentlichen Zweck und das Princip Compoſition des Buches. Das Buch enthält Erzählungen einem gewiſſen Zeitraume, aber von ſo verſchiedenem Datum Örtlichkeit und der Zeit, daß wir ſagen können, es müſſen viele andere Data dem Verfaſſer zu Gebote geſtanden haben. haben darin Nachrichten über die Stiftung der Gemeinden Theſſalonich, Philippi, Korinth. Wir haben auch Briefe Apoſtels Paulus an dieſe Gemeinden. Aber in Beziehung auf Briefe finden wir nichts in der Apoſtelgeſchichte, ungeachtet viel ſpäter als die Briefe an die Gemeinden von Theſſalonich Korinth geſchrieben iſt. Wir haben auch Briefe an die Ga= und Koloſſer, und damit zugleich Notizen von einer großen ge Chriſtlicher Gemeinden in Kleinaſien. Sollte ſich nun Verfaſſer der AG. in Beziehung auf dieſe nicht eben ſolche en haben verſchaffen können, wie über jene andern Gemein=

Wir müſſen dies für wahrſcheinlich halten, wenn wir den

engen Zuſammenhang zwiſchen den verſchiedenen Gemeinden
trachten. — Ferner finden ſich im erſten Theile des Buches
gewiſſen Sinne ſehr detaillirte Nachrichten von der Gemeinde
Jeruſalem, Notizen von der Zahl ihrer Mitglieder, der Ent
hung und Entwicklung, den Modificationen mancher Einrichtung
Nachher verſchwindet die Gemeinde faſt ganz aus der Erzählun
ſie kommt nur wieder vor, wo ſie in die Thätigkeit des Apoſte
Paulus eingreift, aber ohne Beziehung auf die früher gegeben
Notizen und ohne die Lücken wenn auch nur kurz auszufülle
Hat der Verfaſſer, der doch in der Zeit geſchrieben, wo ſ
Buch ſchließt, beſtimmte Nachrichten über die Anfänge jener G
meinde gehabt, warum konnte er damals keine von der ſpäte
Geſchichte derſelben haben, oder warum nahm er ſie nicht a
Dieß begünſtigt die Anſicht, daß der Hauptzweck des Buches
der Pauliniſchen Seite liege. Der Hauptzweck ſcheint die V
breitung des Chriſtenthums unter den helleniſtiſchen Juden u
den Heiden zu ſein. Die frühere Geſchichte der Gemeinde v
Jeruſalem ſcheint nur aufgenommen zu ſein, um auf den Pu
zu führen, wo jene Verbreitung anfängt. Genauer betrach
aber hält dieſe Anſicht nicht Stich. Denn die früheren Notiz
über die Gemeinde von Jeruſalem hängen zum Theil mit jen
Zwecke gar nicht zuſammen. Der erſte Theil enthält auch ſch
Notizen über die Verbreitung des Chriſtenthums von Jeruſal
aus. Wollte man nun etwa annehmen, der Hauptzweck ſei
Verbreitung des Chriſtenthums von Jeruſalem und Antioch
aus, ſo wäre dafür zu wenig Gleichheit der Verhältniſſe; es fe
dann zu viel, wenn man vorausſezen muß, daß es dem V
faſſer nicht habe entgehen können. Ferner, als Barnabas u
Paulus ihre zweite Reiſe von Antiochien aus antraten, und ſ
darüber vereinigten oder es zweckmäßiger fanden, ſich zu tre
nen, wird nur im Allgemeinen der Weg angegeben, den Barn
bas genommen, und die ganze weitere Erzählung an Paulus g
knüpft. Von allem was Barnabas gethan iſt keine Spur u
wir müſſen doch denken, hat der Verfaſſer gewußt, welchen W

rnabas genommen, und kam dieſer in Gegenden, die nachher
) vorher berührt werden, ſo mußte der Verfaſſer auch etwas
über ſagen können. Da haben wir alſo eine beſtimmte For-
: über den Zweck der Compoſition. Darnach reicht der ange-
ene Zweck nicht aus. — Hält man die Verhältniſſe ihrem
genſtande nach zuſammen, ſo hat man das Reſultat, daß vie-
ſein müſſe, was nicht iſt, und vieles anders, als es iſt. —
r Verfaſſer giebt ſich zu erkennen als derſelbe, der das Evan-
ium geſchrieben. Die AG. ſoll der zweite Theil zu jenem
erke ſein, auch knüpft ſie eng an das Evangelium an. Es iſt
o zu erwarten, daß die AG. nach demſelben Princip compo-
rt iſt, wie das Evangelium. Die Unterſuchung über dieſes hat
n Reſultat gegeben, dem die Einleitung zu dem ganzen Werke
ntſpricht, daß der Verfaſſer einzelne früher vorhandene Elemente
ſammengeſtellt. Daraus folgt aber, daß die Elemente auch in
er AG. ſo zuſammengeſtellt ſind, ſonſt wäre dieſe nicht der zweite
Theil des Evangeliums. Da fragt ſich nun, hat der Verfaſſer
in der AG. mehr Materialien gehabt, eben ſo ausgeführt, oder
den nur das, was er zuſammenſtellt? — Die Frage iſt eine
andere, als die vorhergeſtellte. Denn dort läßt ſich denken, daß
der Verfaſſer Notizen gehabt, die nicht in den Zweck gehörten;
es waren aber eben nur Notizen. Hatte er hingegen keine Ma-
terialien, ſo war es möglich, daß er ſich dieſelben nicht hatte ver-
ſchaffen können, er hätte ſie erſt componiren müſſen. Da er dieß
aber in dem Evangelium nicht gethan hat, ſo wollte und durfte
er es auch nicht in der AG. Die Stiftung der Gemeinde von
Jeruſalem am Pfingſttage war eine ſo höchſt merkwürdige Bege-
benheit, daß ſich darüber leicht Jemand ein Memoire aufſezen
oder einer aus derſelben Zeit leicht von Andern dazu aufgefor-
dert werden konnte. Eben ſo beſteht alles übrige über Jeruſalem
Mitgetheilte aus einzelnen prägnanten Momenten. Dagegen ſehen
wir auf den lezten Aufenthalt des Apoſtels Paulus in Jeruſalem, ſo
können wir, wie ſich das Chriſtenthum damals ſchon ſo ver-
breitet hatte, daß in dem größeren Geſammtleben das Einzelne

verſchwand. Hätte nun der Verfaſſer größere Maſſen gehabt aus den verſchiedenen Regionen der Verbreitung, ſo hätte er einen andern Plan machen müſſen, und ſein Buch hätte dafür nicht ausgereicht, er hätte es größer machen müſſen. Haben wir nun keine Spur, daß etwas verloren gegangen iſt, ſo fällt jener Gedanke fort. — Stellen wir uns auf einen andern Standpunkt. Von der Gemeinde in Korinth haben wir Kap. 18. Nachrichten, wie der Apoſtel Paulus dahin gekommen, ſich da aufgehalten, die Gemeinde geſtiftet und aus welcher Veranlaſſung er wieder abgereiſt. Dieß ſind lauter Dinge, die ſich perſönlich auf den Apoſtel beziehen. Nachher bei ſeiner Reiſe Kap. 20. war Paulus, wie wir wiſſen, wieder in Korinth, aber was die AG. von dieſer Reiſe erzählt, iſt alles nur wieder Perſönliches. Von den dazwiſchen liegenden Momenten in Betreff der Gemeinde wird nichts erwähnt. Hätte der Verfaſſer ſelbſt componiren wollen, ſo hätte er ſich die Data dazu wol verſchaffen können. Allein da die Einzelheiten gar nicht hervortreten, ſo muß man ſagen, er hatte keine hinreichenden Materialien dafür. Betrachten wir nun aus dieſem Geſichtspunkt die Materialien der AG., ſo ſehen wir leicht, daß Erzählungen von Einzelheiten durch Einzelne zuſammengeſtellt zum Grunde liegen. So wird die Frage nach dem Princip der Compoſition eine andere. Der Verfaſſer konnte bei den vorgefundenen Materialien nur darauf ſehen, wie er dieſelben auf die zweckmäßigſte Weiſe zuſammenſtellte. Darüber aber können wir kein beſtimmtes Urtheil weiter haben, als was ſich aus dem Buche ſelbſt ergiebt. Man bemerkt, daß bis zu einem gewiſſen Punkte die Nachrichten überwiegend Paläſtinenſiſch ſind, nachher werden ſie überwiegend Pauliniſch, und Paläſtinenſiſches wird nur gelegentlich erwähnt. Daraus kann man nun nicht ſchließen, daß das eine Hauptgegenſtand war und das andere Vorbereitung. Auch nicht auf eine weitergehende allgemeine hiſtoriſche Tendenz iſt zu ſchließen. Sondern der Verfaſſer hat offenbar den vorgefundenen Stoff auf die einfachſte, natürlichſte Weiſe geordnet, ſofern er eben ſpäter Paläſtinenſiſches nicht mehr ſo viel hatte. Wollte er

Gegebenes mittheilen und nicht componiren, ſo lag eine ge-
ɔtliche Reihefolge nicht in ſeinem Zwecke. Daß er ein häufi-
Begleiter des Apoſtels Paulus, und mit dieſem vielleicht
Jeruſalem war, iſt gar nicht das Alleinige, was beweiſen
ıte, daß er mehr Notizen wirklich hätte haben können. Es
men Lücken auch bei dem Außerpaläſtinenſiſchen häufig
Daraus iſt klar, daß der Verfaſſer an ſeinen Materia-
nichts gethan hat, um eine genaue hiſtoriſche Verbindung
orzubringen. Seine Thätigkeit war nur die der Zuſammen-
ıng. Dagegen ſcheint zu ſprechen eine gewiſſe Gelenkigkeit
Sprache, der Schreibart. Allein es folgt daraus gar nichts,
ɔer Verfaſſer, wenn er die vorgefundenen Erzählungen beibe-
, und Einzelnes von verſchiedenen Verfaſſern in ein Ganzes
hte, nicht nothwendig auch den wörtlichen Ausdruck beibehielt,
ern es war natürlich, daß er die Materialien in ſeiner Schreib-
wiedergab, und bei ſo einfachen Erzählungen läßt ſich das
n beſtimmt geſondert denken.

Die AG. iſt alſo eine Zuſammenſtellung vorhandener
terialien, ſo daß der Verfaſſer durch das, was er hatte, und
Volumen was er ausfüllen konnte, beſtimmt wurde. Der Zweck
ıur der der chriſtlichen Hiſtoriographie ſelbſt, wie ſie unter
gegebenen Bedingungen und bei dem primitiven Entſchluſſe,
ſchon vorhandene zu gebrauchen, möglich war.

Hier ſind wir aber weiter gegangen, als im Begriff der
ıeneutiſchen Aufgabe liegt. Die Hermeneutik hat es nur mit
ɛln zu thun; hier aber ſind dieſe gleich in Anwendung ge-
ɔt worden. Das hat aber ſeinen Grund darin, daß die ge-
ɔtlichen Bücher des N. T. ſich ſo ſehr von andern analogen
ıpoſitionen unterſcheiden. Die Regeln können alſo nur ſehr
ell ſein, und es kommt darauf an, die Compoſition dieſer
her durch die Betrachtung des Einzelnen zum Bewußtſein zu
zen. Hier iſt aber ein durchgreifender Unterſchied zwiſchen
Evangelium des Johannes und den vier andern hiſtoriſchen
ıiften des N. T. Jenes iſt eine eigentlich geſchichtliche Arbeit,

wobei gleichmäßig alles Einzelne und die Compoſition dem Ver faſſer eigenthümlich angehören. Bei den übrigen hiſtoriſchen Bü chern iſt es nicht ſo. Da iſt die abnorme Beſchaffenheit vorzugs weiſe aus den Verhältniſſen der Zeit zu erklären. Aber es wär auch jezt unmöglich, eine Biographie aus ſolchen einzelnen Zü gen, Thatſachen, Reden zuſammenzuſezen. Es giebt zwar ein Menge einzelner Züge von bekannten Männern. Hätten wi nun auch dazu, was ſie in einzelnen Fällen geſagt, ohne au dem was ſie geſchrieben haben zu nehmen, — eine Lebensbeſchrei bung daraus zu machen, wäre doch der Zeit völlig unangemeſſen weil das Schreiben jezt unter ganz andern Verhältniſſen geſche hen muß, als damals, wo es eine große Nebenſache ſein konnte und jeder, der der chriſtlichen Kirche angehörte, nur ein Mini mum von Kräften darauf verwenden konnte. Das gilt eben ſo gut von den neuteſt. Briefen. Wir können uns im apoſtoliſchen Zeitalter die beiden Elemente leicht zuſammenconſtruiren, woraus die geſchichtliche Darſtellung beruhte. Es gab ein Intereſſe, das Einzelne aus dem Leben Chriſti in der Kirche lebendig zu erhalten und die Erinnerung an den erſten Anfang der Kirche zu fixi ren, nachdem ſie eine größere Exiſtenz gewonnen. Das In tereſſe erſchöpfte ſich in ſolchen Aggregaten einzelner Erzählun gen. Die Zuſammenſtellung des ſchriftlich Verfaßten war durch aus am Ende Nebenſache, da es wenige in der Kirche gab welche das Bücherleſen betreiben konnten. — Die Briefe ver traten die Stelle der unmittelbaren mündlichen Rede und waren auch nur für den Effect des Augenblicks. Das Schreiben derſel ben war nur durch die Ferne bedingt und die Aufbewahrung nur Wirkung des Intereſſe an den ausgezeichneten Männern, welch ſie geſchrieben. Kein Apoſtel hat geſchrieben, damit es künftig geleſen werden ſollte. Solche litterariſche Tendenzen lagen ganz außer ihrem Kreiſe. — Die Schriften des Lukas ſind an einen einzelnen Mann gerichtet, der ſich für die chriſtliche Sache inte reſſirte. Lukas braucht gar nicht für dieſen allein geſchrieben zu haben, aber die Beziehung auf ihn war doch mehr als eine bloße

Dedication; es war aber nur eine verhältnißmäßig kleine Zahl, auf die ſolche Schriften rechnen konnten. Eben ſo ſoll Matthäus ſein Werk geſchrieben haben, wie er Paläſtina verlaſſen, alſo als eine Reminiſcenz an ſeinen mündlichen Vortrag. Die Nachricht mag wahr ſein oder nicht, es liegt darin die richtige Andeutung, daß man eben nur aus ſolchen beſtimmten Motiven ſchrieb. Die Sage, Johannes habe die drei erſten Evangelien ergänzen wollen, hat und verdient keinen Glauben. Aber es liegt darin das Wahre angedeutet, daß Johannes ſein Evangelium nur in ſpäterer Zeit und Muße ſchreiben konnte.

Bei unſrem jezigen philologiſchen Zuſtande iſt nicht zu erwarten, daß einer noch ſagt, die drei erſten Evangelien habe einer ſchreiben können, der eine Lebensbeſchreibung habe ſchreiben wollen. Es kann nur darauf ankommen, das Princip der Zuſammenſtellung vorhandener Materialien zu finden und den Grad der Willkühr zu beſtimmen, welche jeder Componiſt über ſein Material ausgeübt. Da werden ſich nicht unbedeutende Differenzen zeigen unter den drei erſten Evangeliſten. Der eine ſcheint ſeine Kunſt ganz in der Anordnung zu erſchöpfen und ſich über ſeine Materialien nichts anderes erlaubt zu haben als Gleichmäßigkeit der Sprache hervorzubringen, der andere ſcheint ſich ſo viel Willkühr geſtattet zu haben, daß er manches hinzuſezt, was der Natur ſeiner Erzählungen eigentlich nicht angemeſſen war, — der dritte ſcheint ein zuſammengeſeztes Princip der Anordnung gehabt und mehr Analoges eingeſchaltet zu haben. So hat jeder ſeinen eigenen Charakter. Aber dieſer liegt in etwas anderm als in der Einheit der Compoſition. Wir finden bei allen dieſelbe Gebundenheit an gegebene Materialien, wobei nur noch die Auswahl zu beſtimmen bleibt, die jeder gemacht. Allein darüber können wir nur in ſofern urtheilen, als wir in Anſchlag bringen können, was der eine hat und dem andern fehlt und das iſt nicht viel. Betrachten wir das Princip der Anordnung, ſo iſt es bei den drei erſten Evangeliſten eben nur dieß, alles Hieroſolymitaniſche an das Ende des Lebens Chriſti zu ſezen, alles außer Jeruſalem Ge-

ſchehene der Zeit nach vorangehen zu laſſen. Dieſer Anordnung widerſpricht Johannes. Dieſe Differenz ausgleichen zu wollen iſt vergeblich.

Was die didaktiſchen Schriften betrifft, ſo liegt bei der Unterſuchung über ihre Compoſition zum Grunde, was über die epiſtoliſche Form bereits geſagt iſt. Dieſe haben alle didaktiſchen Schriften des N. T., aber auf verſchiedene Weiſe.

Es gehört zur epiſtoliſchen Form der Alten, daß man im Anfang des Briefes ſelbſt erfährt, an wen der Brief gerichtet iſt. Hier iſt nun im N. T. die Differenz, daß die einen an einzelne Gemeinden gerichtet ſind, die andern an einzelne Perſonen; andere an chriſtliche Gemeinden in beſtimmtem Umkreiſe oder von beſtimmtem Charakter. Nur dem Briefe an die Hebräer fehlt dieſer Theil der Epiſtolarform ganz. Er fängt wie eine Abhandlung an, dabei herrſcht aber die epiſtolariſche Anrede, die ſonſt höchſtens als emphatiſche Wendung vorkommt, ja zulezt erſcheint die Schrift ganz als Brief, ſo daß eine beſtimmte Addreſſe vorausgeſezt wird. Außerdem giebt es Briefe, die nach der Addreſſe ein größeres, mannigfaltiges Publicum haben, die ſogenannten katholiſchen Briefe des Paulus und Jakobus. Da kann man aber nicht ſagen, daß die genannten Gemeinden in genauerem Verhältniſſe unter ſich geſtanden und gemeinſchaftliche Eigenthümlichkeiten gehabt hätten, und gemeinſchaftliche Thatſachen geweſen wären, worauf ſie ſich beziehen. Wir haben einen ſolchen encycliſchen Brief mitten unter den Pauliniſchen an einzelne Gemeinden, den Brief an die Galatiſchen Gemeinden. Man hat ihn aber dahin geſtellt im richtigen Gefühl der Sache. Denn es liegen hier gemeinſchaftliche Thatſachen zum Grunde, und die Galatiſchen Gemeinden bildeten im Verhältniß zu der Verfaſſung der Galatiſchen Städte eine eigentliche Corporation. — Es iſt oben bereits auch in Beziehung auf die epiſtolariſche Form eine Eintheilung gemacht worden, freilich ſo, daß der Unterſchied ein fließender iſt, der aber in einzelnen Fällen Gegenſaz wird, nemlich die Eintheilung in ſolche Briefe, die eine beſtimmte Beziehung und

ıheit haben, und in ſolche, die ſich dem vertrauten Geſpräche
ıern und keine Einheit weiter haben, als das Verhältniß bei-
Theile zu einander. Es lag in der Natur der Sache, daß
ſammenſezungen beider Formen entſtanden, ſo daß wenn Je-
nd in dem Falle iſt, eine beſtimmte Auseinanderſezung ma-
n zu müſſen, er zuvor didaktiſch iſt, nachher aber in die ver-
uliche Mittheilung übergeht. In Beziehung hierauf werden
: alſo die Frage über die Einheit der Compoſition bei den
iefen auf eine verſchiedene Weiſe zu ſtellen haben.

Wenn der Brief ganz und gar den Charakter der vertrauli-
n Mittheilung trägt, ſo iſt die Frage ſo zu ſtellen, aus wel-
m Geſichtspunkt ſchreibt der Verfaſſer? ob mehr aus ſeinem
deſſen, an den er ſchreibt? oder auf welche Weiſe iſt beides
bunden? Eben ſo bei den Briefen gemiſchter Form in Be-
ff des vertraulichen Theiles, nur daß jene Fragen um ſo mehr
tergeordnet ſind, je weniger Raum das Vertrauliche einnimmt.
ı iſt denn nach dem Verhältniſſe beider Elemente zu fragen,
ɔ gar nicht bloß nach dem quantitativen, ſondern auch nach
n qualitativen, nemlich wie ſtreng ſich beides ſondert oder
: viel es ineinander übergeht. In dieſer Frage hat man die
ıze Richtung auf alles, was dem Briefſteller vorſchwebte, und
: den Gang, den er genommen hat. Bei den ganz didakti-
:n Briefen oder dem mehr traktatmäßigen Theile der zuſam-
ngeſezten Briefform iſt es oft gar nicht leicht, die Einheit zu
ɔen. Es kann Fälle geben, wo man das eigentliche Motif
ıd ohne das exiſtirt keine Einheit) nur in dem vertraulichen
eile des Briefes findet, weil hier vielleicht erſt die Rede
von dem beſtimmten Verhältniſſe. — Im Briefe an die
ılater iſt von vorn herein die Rede von der Thatſache,
das Motif des Briefes iſt, von einem wahrſcheinlichen Rück-
l der Galatiſchen Gemeinden in ein unchriſtliches Leben. Aber
ın kann ſich denken, Paulus hätte den didaktiſchen Theil aus-
ɔen können ohne jener motivirenden Thatſache zu gedenken,
ılich wie im Briefe an die Hebräer geſchieht, allein man würde

dann im vertraulichen Theile wenigſtens die Spur der Thatſache finden, und ſo wäre das eigentliche Motif im zweiten Theile, und die ganze Zuſammenſezung fände ihren Schlüſſel in den Äußerungen, woraus man ſieht, was in den Gemeinden vorgegangen. Je mehr in dem abhandelnden Theile die Freiheit vorherrſcht, deſto ſchwieriger iſt die Einheit der Compoſition zu finden. Je mehr dagegen der Charakter der eigentlichen Abhandlung herrſcht, alſo auch das Ganze gebundener erſcheint, deſto leichter iſt die Einheit zu finden, deſto weniger Einfluß hat dann auch die Epiſtolarform, welche dann wie zufällig erſcheinen kann. Hiernach können wir überhaupt unterſcheiden Briefe von mehr gebundener Compoſition, welche eine objective Einheit, und Briefe von freier Compoſition, die eine ſubjective Einheit haben. Im erſten Falle gilt es einen Gegenſtand aufzufaſſen als Gedanken, auf den ſich alles bezieht; im lezteren Falle iſt die Einheit, auf die alles zurückgeführt werden kann, eine gewiſſe Einheit der Stimmung und der Verhältniſſe.

Woran kann man nun die eine und andere Art erkennen? So wie man das Einzelne vor ſich hat, muß im Allgemeinen wol deutlich ſein, ob ein Brief mehr zu der einen oder andern Art gehört, womit noch nicht die Einheit beſtimmt und bezeichnet iſt. Denken wir uns vom Brief an die Römer den lezten Theil fort, ſo kann in Beziehung auf die Hauptmaſſe niemand zweifeln, daß dieſe einen zuſammenhängenden objectiv didaktiſchen Charakter hat. Aber welches die objective Einheit ſei, iſt eine andere Frage, die dadurch noch gar nicht beſtimmt iſt. Sobald die einzelnen Säze überwiegend ſolche Form und Tendenz haben, iſt die Hauptſache ſchon dadurch entſchieden. In einem rein vertraulichen Briefe, der keine andere Einheit hat als das Verhältniß beider Theile zu einander und zwar in Beziehung auf den Lebensmoment, worin der Schreibende, oder der, an den geſchrieben wird, ſich befindet, da wird das Einzelne mehr muſikaliſchen Charakter haben, d. h. Darſtellung von inneren Zuſtänden ſein. In gewiſſer Beziehung iſt das alſo leicht zu unterſcheiden, und wenn

nem ſolchen Briefe auch didaktiſche Elemente nicht fehlen
:n, ſo ſind ſie doch immer untergeordnet. Der Brief an
hilipper macht den Totaleindruck einer vertraulichen Ergie-
. Stellen darin, welche die Chriſtologie des Apoſtels ent-
1, ſind keine Inſtanz dagegen; ſie mögen für die dogmati-
Anwendung von beſonderer Wichtigkeit ſein, aber es wäre
Widerſpruch gegen die Totalität, wenn man ſie den Kern,
Baſis des Briefes nennen wollte. Um die Frage in der
ɔtſache zu entſcheiden, muß man den Totaleindruck wirken
das Einzelne zurücktreten laſſen. — Wenn wir nun aber
Sache in den beſondern Verhältniſſen zwiſchen dem Apoſtel
denen, an die er ſchreibt, betrachten, ſo ſtellt ſich dieß oft auf
eigenthümliche Weiſe. Es iſt nicht leicht ein Brief, von
man mehr ſagen könnte, daß er eine gewiſſe Gemüthsſtim-
ɜ des Schreibenden ausdrückt, als die Briefe an die Korin-
Und doch enthält jeder eine Maſſe von objectiven Ausein-
:ſezungen, die aber den eigentlich perſönlichen Verhältniſſen
ɔören. Dieſe ſind der Grund der Stimmung und dieſe ſpricht
ıus, je nachdem die behandelten Gegenſtände jenen Verhält-
ı verwandt ſind oder nicht. Der Apoſtel war veranlaßt, ſich
eine Reihe von Gegenſtänden auszuſprechen, theils von ſol-
um die er gefragt war, theils die man ihm berichtet hatte,
die von ihm ſelbſt ausgingen. Aber ſo klar wie hier ſind
Verhältniſſe zwiſchen dem Briefſteller und ſeiner Addreſſe nicht
ıll. Wo Unklarheit darüber iſt, da müſſen wir darauf zu-
ehen, daß auch in Briefen von überwiegend objectiver Art
ihnlicher Gegenſaz Statt finden kann, wie bei den überwie-
ſubjectiven, — nemlich, der Apoſtel kann die Gegenſtände
von ſeinem Intereſſe oder mehr von dem Intereſſe ſeiner
aus behandeln. Je mehr ihm die, an die er ſchreibt, unbe-
t in ihren Verhältniſſen ſind, um ſo mehr kann er nur von
n Zuſtande aus ſchreiben. Seine Andeutungen, Conjecturen,
die, an die er ſchreibt, beruhen mehr auf der Analogie und
n geſammten Wahrnehmungszuſtande. Der Brief an die

Koloſſer iſt an eine Gemeinde gerichtet, mit der Paulus in l
unmittelbaren Verbindung ſtand. Er hatte Notizen übe
Aber denkt man ſich dieſe weg, ſo hätte Paulus nur von ſe
Standpunkte aus ſchreiben können. Wollte er ſie ſpeziell Ang
des ſchreiben, ſo hätte er nach der Analogie anderer Gemei
ſchreiben können, alſo doch immer nur vor ſeinem geſam
Wahrnehmungszuſtande aus. Bei einem ſolchen Briefe kann
ſich leicht zu weit verleiten laſſen durch den Umſtand, daß der A
Notizen bekommen hatte. Er konnte aus ſeinem Wahrnehmun
ſtande vieles nehmen, dem nichts ſpezielles in der Gemeinde entſp
Man hat, weil manches polemiſch ausſieht, gemeint, dieß b
ſich auf beſtimmte Irrthümer in Koloſſä. Allein, da er
Notiz darüber giebt, und auch keinen Grund hatte, dieß, d
Notiz davon hatte, zu verheimlichen, ſo kann es eben ſo gut
daß Paulus darüber aus ſeinem Zuſtande herausgeſchrieben hat.
kannte die Irrlehren von anderwärts her, kannte die Geſa
derſelben, wollte denſelben in der Koloſſiſchen Gemeinde vorb

Bei dem Briefe des Jakobus werden wir, was das Ver
niß des Verfaſſers zu ſeinen Leſern betrifft, auch nach Beſeiti
ſonſtiger Schwierigkeiten der Addreſſe für ſehr wahrſcheinlich h
müſſen, daß der Verfaſſer von denen, an die er ſchreibt,
viel beſtimmtes gewußt. Nicht einmal zur Vorausſezung
beſtimmten Analogie gewiſſer Verhältniſſe haben wir Gr
Allerdings mochte ihm immer das Übergericht der Heiden=
Judenchriſten bekannt ſein; er konnte in dieſer Beziehung
ſtimmte Zuſtände vorausſezen. Aber daraus konnte er nur
Allgemeinen abnehmen auf der judenchriſtlichen Seite die
rakteriſtiſche Neigung, das Moſaiſche Geſez geltend zu ma
oder auf der heidenchriſtlichen Seite die Neigung, ſich einer l
Moral wiederum hinzugeben. Beſtimmtere ſittliche Zuſtände li
ſich daraus nicht ſchließen. Es war etwas Beſtimmteres, n
er wußte, eine Gemeinde beſtand aus Perſonen niedrigeren S
des, oder es war in einer anderen ein beſtimmtes Verhäl
zwiſchen Höheren und Niederen. Allein bei mehreren Gemei

verſchiedenen Gegenden ließ ſich ein ſolches Verhältniß nicht
erall vorausſezen. Betrachten wir nun die Mannigfaltigkeit
r Gegenſtände, die Jakobus in ſeinem Briefe behandelt, ſo fin-
n wir, daß der Brief, wie objectiv er auch iſt, doch nur aus
m Geſammtzuſtande des Verfaſſers geſchrieben iſt ohne ſpezielle
eziehung auf die, an die er gerichtet iſt. Sollen wir die Com-
ſition des Briefes entwickeln, ſo fehlt es uns an allem, was
ir außer dem Briefe ſelbſt haben müßten, um ſie aus den Zu-
änden, Verhältniſſen und Umgebungen des Verfaſſers zu erklä-
n. Der Brief hat ſolche Sprünge, die ſich als Thatſache des
chreibenden ſelbſt beſtimmt nur erklären laſſen, wenn wir die
erhältniſſe deſſelben genau kennten. Aus dem Briefe ſelbſt laſ-
n ſie ſich nicht erklären.

So wie wir wiſſen, die Schreibart ſteht in keiner beſtimm-
n Relation zu denen, an die der Verfaſſer ſchreibt, ferner, ſo
ie wir ſehen, die Art der Auseinanderſezung der Gegenſtände
at gar nicht die Farbe, ſich auf die beſtimmten Zuſtände derer,
n die er ſchreibt, zu beziehen, ſie hat auch keine beſtimmte Rich-
ung: ſo iſt keine Urſache zu glauben, daß der Grund der Com-
ſition in dem liege, was der Verfaſſer von denen weiß, an
ie er ſchreibt. Vielmehr kann dann der Grund der Compoſition
ur liegen in den Zuſtänden und Verhältniſſen des Verfaſſers ſelbſt.

Wir wiſſen, daß der Apoſtel Paulus, als er an die Chriſten
n Rom ſchrieb, noch in keinem beſtimmten Verhältniſſe zu der
römiſchen Gemeinde als ſolcher ſtand. Wenn aber die lange
Reihe von Grüßen am Ende zum Briefe gehören, was aber
inige Kritiker bezweifeln, ſo müſſen wir freilich zugeben, daß
er Apoſtel viele einzelne Perſonen in der Gemeinde gekannt.
Nehmen wir dazu die Notiz über die Chriſten in Rom, welche
ie Apoſtelgeſchichte giebt, ſo hat es nicht den Anſchein, als wäre
ie Gemeinde in Rom eben ſo conſolidirt geweſen, wie andere.
Dieß würde ſich daraus erklären, daß es in Rom immer eine
Menge durchgehender, nicht bleibender Chriſten gab. Wenn wir
un ſagen wollten, der Brief ſei durch das, was Paulus von

men hat. Hat nun der Brief im didaktiſchen Theile ein
ſtimmte Einheit? Oder iſt er eine freie Ergießung? Im
Falle hat er einen objectiven, im andern Falle einen ſubje
Charakter. Wir wiſſen vom Apoſtel mehr, als von der Gem
Man könnte deßhalb ſagen, der Brief ſei eine freie Ergie
und habe einen ſubjectiven Zuſammenhang, beziehe ſich ab
bei auf den Zuſtand der Römiſchen Gemeinde. In dieſem
hätte er den Charakter, die, an die er geſchrieben wird, beſti
zu wollen. Allein die Anſicht vergeht einem wieder, wenn
ſehen, wie der Brief in der Hauptmaſſe ganz im Gebiet
Auseinanderſezung bleibt. Der Brief aber enthält eine
Indikation in der Einleitung. Wenn hier nemlich Paulus
Evangelium als ſeinem Amte ſpricht, dem er göttliche Kraf
legt, ſo muß man annehmen, der Apoſtel gehe darauf aus,
Darlegung ſeiner Methode im Chriſtenthume, die durch ſei
genthümliche Anſicht davon beſtimmt wurde, zu geben. H
entwickelt ſich der ganze Inhalt des Briefes. — Überhaup
die Regel, daß ſo wie man in der Einleitung auf einen ſ
Punkt kommt, der den Charakter eines Entwicklungsknoten
man ihn feſthalten und darauf den Geſammtinhalt pr
muß. — Da man dieß bei dem Briefe an die Römer nic

ſamen Fortſchritts im Chriſtenthum hervorgeht, dort die
g vor dem Zurücktreten aus dem Chriſtenthum, ſo ſieht
e das Ganze zuſammenhängt, und der Verfaſſer die Ver-
zwiſchen Judenthum und Chriſtenthum in der Beziehung
aus der Gemeinde den Gedanken eines Rücktritts ins
im gänzlich zu entfernen und die Gemeinde ganz und
das Chriſtenthum zu entſcheiden.
s die Form betrifft, die weniger eine beſtimmte Einheit
müſſen wir darauf zurückgehen, daß Jemand ſchreiben
s den Umgebungen, die ihn umgeben, oder aus den Um-
derer, an die er ſchreibt. Das Leztere wird ſich durch
iſſe Beſtimmtheit in den Beziehungen hervorthun, im er-
lle liegt eine gewiſſe Unbeſtimmtheit in der Natur der
Denn wenn ich aus den Erfahrungen die mich umge-
n Andern Rathſchläge ertheile, ſo kann das doch nur auf
eſtimmte Weiſe geſchehen. Was dagegen aus den Umge-
es Andern heraus geſagt wird, hat größere Beziehung
und ſo auch größere Beſtimmtheit. Das kann nur durch
ung des Einzelnen ſich zu erkennen geben, und nicht
Structur, wodurch man die Einheit in den mehr didak-
briefen findet.

in einem ruhigen, der andere in einem bewegteren Tone. ſtellt ſich auch das Einzelne verſchieden, hat eine verſchied deutung. Es giebt ſich jene Verſchiedenheit am meiſten der Behandlung der Sprache. Beſtimmte Regeln laſſen nicht darüber aufſtellen, eben weil es ſo ſehr Sache des Ge Nehmen wir den Fall einer objectiven Einheit in einer chen Darſtellung, zugleich aber den Fall eines ruhigen T können doch bedeutende Differenzen ſtatt finden bei verſ Verfaſſern; der eine behandelt die Sprache muſikaliſch, de nicht oder weniger, ohne daß dabei der Punkt, den wir handeln, dabei im Spiele wäre. Es giebt Menſchen, aufgeregten Zuſtande wizig, beredt ſind, wie ſonſt nic das hat Einfluß auf das Muſikaliſche. Andere verlieren ſolchen Zuſtande den Sinn für Harmonie. Alſo hierin Charakteriſtiſche nicht. Worin liegt es denn, wodurch ſich eigentlich kund? Es iſt ſchwer auszumitteln, was Verfaſſer in dem einen oder andern Zuſtande geſchrie Nur durch Vergleichung läßt ſich das Richtige beſtimm kann aber der Fall eintreten, daß man nicht unmittelb Vergleichungen anſtellen kann. Man muß dann wie grammatiſchen Seite ſich nach Parallelen umſehen. Es gie Art ſich zu äußern etwas ganz Individuelles und Perſönli der andern Seite aber ein großes Gebiet von Analogie man dieſe gefunden, ſo hat man eben damit die Parallele verwandten und vergleichbaren Schriftſtellen kann ich machen. Hat man bei einer Schrift, indem man ſie das Gefühl, daß eine Einheit des Tones darin iſt, ſ Schluß leichter und ſicherer. Kann man eine ſolche Ein feſthalten, dann entſtehen oft Verſchiedenheiten in der lung einzelner Stellen, worüber im Allgemeinen nicht ſcheiden iſt. Es giebt gewiſſe Stimmungen, die mit der zum Hyperboliſchen verbunden ſind. Jeder weiß, daß quantitativen Unterſchieden, die ſolchen Stimmungen a ſolche hyperboliſche Ausſprüche zu nehmen hat. Aus dem

nhange herausgenommen und ohne den Ton, in welchem ſie agt ſind, wird man ſie unangemeſſen und unerträglich finden. r im Zuſammenhange und in ihrem Ton genommen ſind ſie ſtändlich. Schwieriger iſt's, wenn in einer Schrift ein Wechſel Stimmungen iſt. Fragen wir nun, wie ein ſolcher Wechſel ſteht, ſo haben wir hier beſonders in Beziehung auf die di=tiſchen Schriften des N. T. zwei klare Fälle als Differenzen gründend vor uns. Schrieb der Verfaſſer mehr aus ſeinem ſtande heraus und die Schrift wurde nicht in Einem Zuge ge=ſchrieben, ſo konnte er leicht in verſchiedenen Stimmungen ſchreiben, wenn in ſeinem Zuſtande unterdeſſen Veränderungen vorgegangen waren, ohne daß er derſelben zu erwähnen brauchte, da ſie nicht zu den Gegenſtänden gehörten, die er behandelte. So konnte leicht eine Ungleichheit entſtehen. Schreibt der Verfaſſer mehr ſo, daß er den Zuſtand derer, an die er ſchreibt, vor Augen hat, ſo läßt ſich eine Verſchiedenheit des Tones leicht entdecken, wenn die, an die er ſchreibt, eine Mehrheit ſind, und in derſelben eine Ungleichheit ſtatt findet. Da kann ſeine Rede, je nachdem ſie ſich auf die Einen oder die Andern bezieht, leicht einen andern Ton bekommen. Wir haben von dem Apoſtel Paulus Briefe, die er in ſeiner Gefangenſchaft geſchrieben hat. Es iſt möglich, daß er in derſelben mit Andern ſo viel zu thun gehabt, daß er nicht ununterbrochen fortſchreiben konnte. In einem Rechtsverlauf, worin ſich Paulus damals befand, konnten leicht Veränderungen eintreten, die ihn unterbrachen, ſeine Stimmung änderten; davon zu ſprechen, war keine Urſache, aber die Folgen davon traten hervor im Briefe. Und ſo kann man, wo man dergleichen findet, auch den Schluß machen, der unterbrochene Zuſammenhang weiſe auf eine vorgegangene Veränderung zurück. Dieß ein Beiſpiel der erſteren Art. Von der andern Art ſind die Briefe an die Ko=rinther ein Beiſpiel. Unmittelbar ergiebt ſich, daß es in der Gemeinde bedeutende Differenzen gab, die ſich auf den Apoſtel ſelbſt bezogen. Kommt nun der Apoſtel auf etwas, was damit in Berührung ſteht, ſo iſt natürlich der Ton ein anderer; hat er

Vergegenwärtigen wir uns die ganze Aufgabe in ihre
ſchiedenen Theilen, und erwägen, wie viel uns bei dem
von dem fehlt, was wir immer vorausſezen müſſen, u
weit wir davon entfernt ſind, uns den urſprünglichen Leſer
ſtellen zu können, ſo iſt zu begreifen, wie es kommt, daß
Auslegung des Einzelnen noch ſo viel — unausgleichbare
renzen ſind. Gehen wir zurück auf die Anfangs geſtellte
cität, daß nemlich einerſeits das Ganze nur aus dem Ei
zu verſtehen iſt, und anderſeits das Einzelne nur aus dem G
ſofern es von der Einheit des Impulſes ausgeht, wodurc
Einzelne wenn gleich in verſchiedenem Grade begründet
ſo iſt bei einem ſolchen Ausgange ſchwer zu glauben, d
Exegeſe des N. T. je ſo fertig werden und ihre Reſultate
gründet erſcheinen werden, daß auf weitere Unterſuchunge
weiter eingegangen zu werden brauchte. Bei der Lage der
in der ſich in Beziehung auf gewiſſe Hauptpunkte nichts
läßt, — denn genauere Notizen über die damalige Lage und
ſtände der einzelnen Verfaſſer möchten wir wol ſchwerlic
bekommen, — ſehen wir, wie nothwendig es iſt bei dem
das Ganze als Eins und jedes Einzelne als Beſonderes
hen. Das Ganze bildet eine beſtimmte eigenthümliche

lotizen über die neuteſt. Zeit, aber ſind ſie auch feſt und Bir finden hier z. B. die Notiz von einer zweiten Römi= fangenſchaft des Apoſtels Paulus. Einige ſehen darin immte hiſtoriſche Nachricht, Andere eine bloße Tradition, ünglich eine exegetiſche Conjectur war, welche allmählich ſache genommen wurde. Man kann ſagen, die chriſtlichen ller, bei denen wir jene Notiz finden, gingen aus von iellung, daß alles Einzelne in den neuteſt. Schriftſtellen . Geiſte eingegeben ſei, und daß auch alles wahr gewor= müſſe, was ſie ſagen. So meinte man auch, daß Pau= Spanien müſſe gekommen ſein wegen Röm. 15, 24. vir nun, daß die Nachricht von der zweiten Gefangen= mer mit der Nachricht von des Apoſtels Reiſe nach Spa= ammenhängt, ſo deutet das auf Röm. 15, 24 zurück, at wahrſcheinlich die ganze Erzählung darin ihren Grund. em man nun die Sache ſo oder ſo anſieht, entſteht na= r die Paul. Briefe, welche darauf bezogen werden kön= ie andere Exegeſe. So hat Jemand [1]) kürzlich ſogar chen Kanon aufgeſtellt, daß alles dasjenige von Paulus, n ſeiner wahren Zeit nach in der Apoſtelgeſchichte nicht n kann, oder was offenbar aus anderer Zeit iſt, in nach der erſten Gefangenſchaft falle. Dadurch entſteht z andere Ordnung der Pauliniſchen Briefe, die ſpäteſten die früheſten u. ſ. w. So zeigt ſich auch hier, wie die auf der Kritik beruht, aber auch die hermeneutiſche Kunſt ie Baſis der Kritik ſein muß.

llen wir das Ganze aus dem Einzelnen und das Ein= s dem Ganzen verſtehen, ſo befinden wir uns in dem iß gegenſeitiger Bedingtheit. Sezen wir nun auch bei ng dieſer Aufgabe dieſelben hermeneutiſchen Principien,

---

er, Verſuch über die Abfaſſungszeit der epiſtoliſchen Schriften im r. und der Apokalypſe 1830. 8.

aber Verſchiedenheit der zum Grunde gelegten Vorausſe
ſo werden verſchiedene Reſultate entſtehen. Die Gleich
Reſultate weiſt auf Gleichheit der Vorausſezungen zurück.
nen wir nun freilich ſagen, die Richtigkeit der Reſult
ruhe rein auf der Anwendung richtiger hermeneutiſcher
cipien, ſo müſſen doch auf der andern Seite die richtigen
tate oft erſt entſcheiden, welche Vorausſezung die richtige ſe
durch dieſe iſt das Reſultat gewonnen worden.

Zerfällen wir die Aufgabe, ſo bekommen wir für das
ſehr complicirte Regeln. Man muß alle Differenzen gege
haben, namentlich in Beziehung auf jedes Einzelne alle A
ſezungen, die dabei concurriren. Man muß ſie nach einand
Grunde legen und ſich dabei ſehr vorſehen. Welches R
wenn man von verſchiedenen Vorausſezungen ausgeht, a
ſten mit dem unmittelbaren Zuſammenhange einer Schrif
einſtimmt, das wird das richtige ſein. Aber ohne in dieſe
einzugehen, kann man nicht ſagen, daß man einen ſicher
den habe.

In Beziehung auf die didaktiſchen Schriften komm
dazu, daß man nicht nur verſtehen ſoll, was der Schriftſteller
hat, ſondern daß auch die Fakta, worauf ſich das Geſagte
auszumitteln ſind. So zeigt ſich auch hier, daß die hermen
Aufgabe nicht eher ſicher gelöſt werden kann, bis wir zugl
Aufgabe der hiſtoriſchen Kritik gelöſt haben.

Wenn bisher über die Offenbarung des Johannes nic
ſagt worden iſt, ſo kommt das daher, weil ich die Überz
habe, daß hier am wenigſten eine hermeneutiſche Löſung
iſt, weil bei dieſem Buche alle Schwierigkeiten, welche di
gen neueſt. Bücher zerſtreut darbieten, in erhöhetem Ma
ſammentreffen. Die oben berührte Wechſelwirkung zwiſch
Hermeneutik und der hiſtoriſchen Kritik iſt zwar allgemein, al
der Apokalypſe tritt ein ganz eigenes Verhältniß ein. Laſſ
wenn wir den Inhalt der Schrift betrachten, die Frage ül

: und das Zeitalter des Buches aus dem Spiele. Aber
ıhalt iſt im Allgemeinen eine Beſchreibung von Viſionen.
:an nun, was hierbei die hermeneutiſche Aufgabe ſei, ſo
›ie, aus der Rede des Verfaſſers mit Beſtimmtheit zu
, was er geſehen. Eine ganz andere Frage iſt, was das
: bedeutet? Dieſe Frage bezöge ſich nicht mehr eigentlich auf
rift, ſondern auf die Thatſache des Sehens. Halten
3 mit der hermeneutiſchen Aufgabe bei der Apokalypſe
r in dieſen Grenzen, ſo iſt ſie doch eigentlich nicht auf=

trachten wir die Viſion des Petrus, ehe er zu Cornelius
› haben wir davon zwei Relationen AG. 10, 9 ff. 11, 3 ff.
ıen nun zwei verſchiedene Anſichten von der Thatſache
›en. Wie das Faktum in Joppe Kap. 10, 1 ff. erzählt
› war niemand dabei, Petrus allein. Hat nun Petrus
›n ſchon früher, oder erſt in Jeruſalem erzählt Kap. 11,
ſt das nun eine wirkliche Viſion oder eine Parabel gewe=
ie hermeneutiſche Aufgabe iſt die, wie weit ſich die Vi=
der Beſchreibung erkennen laſſe. Das Weſentliche in
hlung iſt das Geſpräch über das was geſehen wird. So
Viſion Nebenſache, die abermalige Wiederholung der
, die ſolenne Zahl giebt den ſtarken Verdacht, daß wir
:um haben. Sollen wir die Erzählung als ein Faktum
n, ſo fragt ſich, ſah Petrus äußerlich oder innerlich?
m Ausdruck 10, 10. war es ein inneres Sehen, nach
und Weiſe der Erzählung aber ein äußeres. Man kann
das äußere Sehen als ſolches nicht conſtruiren. So
:in inneres. Sagt man, das müſſe aus der Erzählung
vorgehen, ſo ſezt man ſich nicht genug aus unſrer Stelle
Eine klare Vorſtellung bekommt man nur, wenn man
ſächliches nur die Entſtehung der Überzeugung in Petrus
das Übrige als Einkleidung.
der Apokalypſe ſind überall dieſelben Fragen zu thun.
›ir fragen, was hat der Verfaſſer nach den Worten ge=

ſehen? Wir finden beſtimmte Beſchreibungen von Einzelheiten, die Gegenſtände ſind genau angegeben. Zugleich aber finden wir im Einzelnen eine gewiſſe doppelte Scenerie, Gegenſtände darin, welche eine andere Art von Realität haben als die übrigen. Wenn erzählt wird, etwas ſei geſehen worden und der Sehende habe einen Anderen, der nicht außerhalb des Geſehenen bei ihm war, gefragt, was Einzelnes für eine Bewandniß habe, ſo hat eben dieß mehr Realität für den Seher, als jene unbeſtimmte Relation mit ihm. Betrachtet man den Urſprung und die Beſchaffenheit des Geſehenen, ſo iſt, wenn die Gegenſtände ſollen wirklich äußerlich geſehen worden ſein, oft nachzuweiſen, daß es für das Auge nicht in der Einheit des Bildes, wenigſtens nicht in der Beſtimmtheit habe dargeſtellt werden können, mit der es dargeſtellt wird. Es wird alſo ein inneres Sehen angenommen werden müſſen. Da kommen wir aber auf ein Gebiet, wo es uns an hinreichender Erfahrung fehlt, um Geſeze erkennen zu können. Alſo ſind nur die Geſtalten und die Verhältniſſe, die der Verfaſſer beſchreibt, als ſein wirklich Geſehenes aufzufaſſen. Wenn die Klarheit des Geſehenen ſo weit gehen ſollte, daß man das Ganze unter der Form eines Bildes zur Anſchauung bringen könnte, ſo wäre die unmittelbare hermeneutiſche Aufgabe gelöſt. Aber was hätte man dann? Um zum vollen Verſtehen zu gelangen, müßte man über die hermeneutiſche Aufgabe in dieſer Beziehung hinausgehen. Nun iſt aber das Geſehene nicht der ganze Inhalt, ſondern es kommen auch Reden vor. Hier wäre ein eigentliches Gebiet der Hermeneutik. Die Schrift iſt an die Aſiatiſchen Gemeinden gerichtet, dieß iſt ihre eigentliche Tendenz im erſten Abſchnitt; da ſind die Bilder nur die Dekorationen. In dem anderen Theile iſt das Geſehene die Hauptſache, und die Rede ſoll nur einzelne Indikationen einſtreuen über die Bedeutung des Geſehenen. Könnte man nach dieſen Indikationen allem Einzelnen eine beſtimmte Bedeutung beilegen, und das ſtimmte zuſammen, ſo wäre dieß das vollkommene Verſtehen in Beziehung auf die Verbindung des Geſprochenen und Geſehenen, es mag beides ein äuße-

es oder ein inneres geweſen ſein. Doch ſind die Indikationen nicht von dieſer Art. Fragen wir aber nach der Einheit des Ganzen, ſo exiſtirt dieſe eigentlich nur in der äußeren Einheit des Buches und in der Identität der Perſon, die man vorausſezen muß. Aber die Bilder ſelbſt ſind in gewiſſen Reihen vereinzelt und die Beziehung der einen auf die andern iſt nicht angegeben. Kommen in einer Reihe von Bildern deutende Worte vor, ſo beziehen ſich dieſe eben nur auf dieſe Reihe. Über den Zuſammenhang der Reihen untereinander ergiebt ſich nichts. Es findet ſich wohl bisweilen eine Beziehung der einen Reihe auf eine frühere, aber dieß iſt nicht durchgehend. Da iſt alſo für die hermeneutiſche Aufgabe kein Ziel abzuſehen. Es beruht alles auf der hiſtoriſchen Kritik. In der Kritik kommen aber Fragen zur Sprache, wo es an allen Bedingungen zu einer allgemein gültigen Antwort fehlt. Sagen wir, ſolche Lebensmomente, ein ſolches Sehen außerhalb der wirklichen Welt, es ſei ein äußeres oder inneres, ſei ein pſychologiſches Faktum, ſo fragt ſich, wie iſt dieß zu erklären? Wir haben darauf keine allgemein gültige Antwort. Eine ſolche würde entſcheiden. Beantwortet man die Frage ſo, daß man ſagt, die Seele müſſe in ſolchen Viſionen in einem traumartigen Zuſtande gedacht werden, ſo kann es Träume geben, die wirklich einen moraliſchen oder religiöſen Charakter haben, alſo wahr ſind; aber auch ſolche kann es geben, die eitel ſind. Stellen wir nun die Apokalypſe in dieſe Analogie, dann hängt die ganze Frage über die Beſchäftigung mit dem Buche von dem Inhalt ab. Sind da nun die ethiſchen oder religiöſen Elemente, welche vorkommen, der Mühe werth, dieſen ganzen Apparat von Viſionen aufzuklären, ſo beſchäftige man ſich damit. Iſt das aber nicht der Fall, ſo iſt auch keine Nothwendigkeit, das zu thun. Die religiöſen Elemente der Apokalypſe ſind gar nicht von der Art, daß wir ſie nicht anderwärts mit derſelben Energie ausgeſprochen fänden, wozu alſo den ganzen Apparat durchforſchen? Allein man kann vom Standpunkte der Prophetie aus ſagen, wenn in ſolchen Thatſachen des

Seelenlebens eine ſittliche oder religiöſe Haltung und Richtung wahrzunehmen iſt, ſo iſt vorauszuſezen, daß der viſionäre Apparat aus religiöſen Eingebungen hervorgegan ſei, alſo prophetiſche Dignität habe. Die Viſionen laſſen ſich als Steigerungen des geiſtigen religiöſen Lebens anſehen. Das wollen wir denn gelten laſſen, und nur als Thatſache erwähnen, wie ſachkundige Ausleger in der Beſchäftigung mit dem Buche dahin gebracht ſind, Gegenſtände, die zur Zeit Neros oder Galbas vorgegangen ſind, darin vorhergeſagt zu finden. Allein, wie die Sache liegt, iſt an keine rechte Löſung zu denken. Der Eine ſagt, wenn ein Gegenſtand auf jene Weiſe beſchrieben wird, wie in den Viſionen geſchieht, ſo müſſe er ſelbſt ſchon geſchichtlich ſein. Der Andere aber folgert eben aus der genaueren Beſchreibung die prophetiſche Dignität des Buches. Dieſe Verſchiedenheit hat nothwendig Einfluß auf die Erklärung, aber eben deßhalb kann auch keine Erklärung allgemeine Gültigkeit haben. So lange der Proceß zwiſchen jenen entgegengeſezten Anſichten noch nicht entſchieden iſt, iſt auch an keine richtige Vorausſezung in Anſehung des Buches zu denken. Geben wir auch die Möglichkeit im Allgemeinen zu, daß durch höhere Einwirkung Viſionen von zukünftigen Ereigniſſen zu Stande kommen können, ſo muß doch, wenn man ihnen in beſtimmten Fällen glauben ſoll, ein beſtimmter Zweck erkennbar ſein. So nahe Vorausſezungen, wie die wären, wenn die apokalyptiſchen ſich auf die Römiſche Kaiſergeſchichte bezögen, wären für Niemand geweſen, weil das Buch in dieſer Zeit noch gar keine Verbreitung hatte. Dazu kommt, daß die Beziehungen ſo wenig klar waren, daß auch die, denen das Buch bekannt war, wenn die Begebenheiten eintrafen, nicht erkennen konnten, daß ſie vorhergeſagt waren. Daher können wir, wenn auch das Princip ſelbſt, doch keine rechte Anwendung deſſelben zugeben. Wie ſteht es nun um die Klarheit, mit der beſtimmte Begebenheiten nachgewieſen werden? Das Buch enthält dafür Indikationen in Zahlen. Aber wo ſoll man zu zählen anfangen? Welche Kenntniß ſoll man bei dem Seher ſelbſt davon vorausſezen? Oder ſoll

in ſagen, es ſei nicht nothwendig, daß er ſelbſt verſtanden, was vorherſagt? Dann aber kommen wir in ein Gebiet, wo alle wendung von Regeln aufhört. So iſt die Erklärung von je= n Indikationen aus rein willkührlich, weil wir die Notizen, der Verfaſſer im Sinne hatte, nicht kennen. Wir gehen von r unſrigen aus, er von den ſeinigen, und ſo haben wir keinen ten Punkt, wo wir die Erklärung anſchließen könnten. — o bleibt am Ende für die hermeneutiſche Aufgabe nur übrig, s Geſehene aus der Beſchreibung richtig zu erkennen. Aber ſe Aufgabe wird dadurch ſehr beſchränkt, daß das Zuſammen= en nicht überall dargethan und die Einheit des Buches in die= Hinſicht nicht dargeſtellt werden kann. — Man mag anfan= n wo man will, man findet unbeſtimmte Punkte und kommt cht zu Stande.

Iſt dieß die wahre Lage der Sache, ſo entſteht eine andere age, nemlich, was für eine Beſtimmung das Buch im N. T. t, wie es ſich rechtfertigen läßt, daß es in den neuteſt. Kanon kommen? Sieht man dieſen nicht hiſtoriſch an, ſondern als Werk des göttlichen Geiſtes, ſo iſt keine andere Antwort, als, mit im N. T. ein beſtändiges Räthſel ſei, iſt das Buch in n Kanon gekommen. Wozu das aber? Betrachten wir die ache hiſtoriſch, ſo kann man ſagen, die Aufnahme des Buches den Kanon hänge mit gewiſſen Anſichten zuſammen, die bei ner Bildung in den Gemeinden herrſchten, dann aber beruhe auf dem Streben, eine Analogie zwiſchen dem N. und A. T. vorzubringen, alſo auch im N. T. ein prophetiſches Buch haben.

Betrachten wir das ganze Gebiet der neuteſt. Hermeneutik, e viel da noch zu thun iſt und wie wenig Ausſicht bei dieſem uche, über den oben bezeichneten engen Raum weiter hinaus kommen, ſo iſt's nur zu bedauern, daß ſo viel Zeit, Anſtren= ng und Scharfſinn noch neuerlich darauf verſchwendet iſt. och liegt in den neueren Arbeiten ein nützliches Gegengewicht

ziehe, was erſt nach langen Jahrhunderten eintreten werd
müſſe ſich auf Nahes oder bereits Geſchehenes beziehen.
bei aller Differenz in dieſen Hypotheſen iſt doch auf beiden
ten gleich viel Willkührlichkeit.

Betrachten wir die hermeneutiſche Aufgabe in ihrer w
Beziehung auf die hiſtoriſche Kritik, ſo finden wir da n
viel zu leiſten, daß man wahrlich nicht nöthig hat über d
gentlich Kanoniſche hinauszugehen. Für kanoniſch aber ka
die Apokalypſe nicht halten, weil ſie zu wenig eigenthümlic
giöſen Stoff enthält.

Jedes einzelne Buch des N. T. ermangelt für ſich bet
der nöthigen Hülfsmittel, um auf vollkommen ſichere We
hermeneutiſchen Operationen beginnen zu können, weil wi
keinem beſtimmte und hinreichende Data haben über die Zei
die einzelnen Umſtände, unter denen das Buch entſtande
Vielmehr was wir in dieſer Hinſicht vorausſezen müſſen, e
men wir meiſt nur aus den Schriften ſelbſt. Ja es kommt
einmal die ganze Sammlung der einzelnen Schrift recht zu
Für die apoſtol. Briefe haben wir die Apoſtelgeſchichte. Al
fällt gar nicht ſo in die Mitte der Dinge, daß ſie das G
derte leiſten könnte. Die Verhältniſſe, wodurch ein einzelner
veranlaßt worden, können wir erſt aus dem Briefe ſelbſt

Beziehung darauf geſtellt werden können. Die hermeneutiſche Arbeit iſt an einem Buche nicht vollendet, wenn ſie jene beſondere Aufgabe nicht mit gehöriger Kunſtmäßigkeit behandelt.

Hier kommt etwas anderes in Betracht, nemlich die Vorſtellung von dem Geſammtzuſtande des Chriſtlichen im apoſtoliſchen Zeitalter. Man kann damit der hiſtoriſchen Kritik zu Hülfe kommen. Dazu kann man freilich aus anderweitigen Zeugniſſen rückwärts ſchließen. Aber dieß hat, wenn es auf unrechte Weiſe geſchieht, eben ſo viel Nachtheil für die hermeneutiſchen Operationen, als es, wenn es auf die rechte Weiſe geſchieht, ihre Grundlage ſein muß.

Dieſe Sache iſt nun noch lange nicht beendigt, ſondern betrachtet man die Geſchichte unſrer Wiſſenſchaft, ſo ſieht man, ſie geht im Zickzack. Wir haben z. B. aus ſpäteren Zeiten Notizen von der Formation des Chriſtlichen, die man im Allgemeinen die gnoſtiſche nennt. Nun giebt es in den epiſtoliſchen Schriften des N. T. eine Menge ſchwieriger Stellen, welche darauf führen, daß ihnen beſondere Verhältniſſe zum Grunde gelegen haben, Abweichungen vom richtigen Typus des Glaubens. Man hat nun geſchloſſen, wenn der Gnoſticismus ſchon da geweſen wäre, ſo könnten ſich jene Stellen darauf beziehen, da nun dieß iſt, ſo müſſe jener auch ſchon da geweſen ſein. So wird daraus ein hermeneutiſches Princip. Man machte nun aber die genauere hermeneutiſche Probe, und fand, daß der Gnoſticismus nicht das entſprechende Fundament ſei, daß die Polemik gegen denſelben eine andere geweſen ſein müſſe. So hat man alſo geſagt, der Gnoſticismus ſei im N. T. nicht zu finden. Allein Andere haben wieder geſagt, ein dem Gnoſticismus Verwandtes müſſe zum Grunde liegen, die Anfänge deſſelben. So ging man wieder zurück, wie im Zickzack. Der Punkt, wo dieſes Zickzack aufhören werde, iſt noch gar nicht zu beſtimmen.

Fragen wir, wie vom gegenwärtigen Punkte aus die neuteſt. Hermeneutik zu betreiben ſei, um nach beiden Seiten hin

den Erwartungen zu entſprechen, die ſie erfüllen ſoll und vollſtändig nicht erfüllen kann, weil ihr die nöthigen Vorausſezungen fehlen? Man muß immer die entgegengeſezten Richtungen miteinander verbinden.

Das Erſte, was darin liegt, iſt dieß, daß man jedes neuteſt. Buch für ſich betrachtet nach dem allgemeinen Kanon, das Ganze aus dem Einzelnen und das Einzelne aus dem Ganzen zu verſtehen, zu erklären ſucht. Nicht eher iſt man zu einem ſicheren Reſultat gekommen, als bis beide Richtungen darin ihre Befriedigung finden. Das ſezt eine beſtändige Rekapitulation voraus. Das Erſte iſt immer die allgemeine Überſicht, wodurch die Totalität anſchaulich, die Structur des Ganzen und die beſtimmte Formel dafür gefunden wird. Führt die Überſicht auf dunkle Stellen, von denen man ſieht, daß ſie die Hauptpunkte der Conſtruktion enthalten, ſo iſt zu fürchten, daß man zu keinem befriedigenden Reſultate gelangen könne. Bei den neuteſt. Büchern wird dieſer Fall dadurch noch erſchwert, daß man bei dunklen Stellen der ſpäteren Auffaſſung derſelben außer dem Zuſammenhange zu viel eingeräumt hat. Da iſt denn die Hauptregel die, alles, was uns aus der vortheologiſchen Lebensperiode vorſchwebt, zu beſeitigen. Dieß wird dadurch erleichtert, daß der Behandlungsweiſe der einzelnen Stellen in ihrer dogmatiſchen Dignität außer dem Zuſammenhange in der Regel die kirchliche Überſezung zum Grunde liegt, während die hermeneutiſche Behandlung nur den Grundtext zum Gegenſtande haben kann. So werden jene Auffaſſungen ſchon in die Ferne gerückt und die Ausübung der Cautel wird dadurch auf gewiſſe Weiſe erleichtert. Wenn nun in irgend einer Schrift derjenigen Stelle, die den Schlüſſel zum Ganzen enthält, eine nicht durch Störungen der bezeichneten Art bewirkte Dunkelheit inwohnt, ſo iſt dieß eben der ſchwierigſte Fall, weil nicht leicht eine Methode gefunden werden kann, um jene Dunkelheit aufzuhellen. Aber das iſt freilich auch eine Vorausſezung, die nicht gut gemacht werden kann. Denn daß ſolche Stellen vorkommen, ſezt bei dem Schriftſteller eine ſolche Unfähigkeit in Be-

auf die Sprache voraus, bei der er eigentlich nicht hätte
ſollen.
:r iſt auf etwas häufig Vorkommendes aufmerkſam zu ma=
Die neueſt. Schriftſteller ſtehen in dem Credit, nicht litte=
;ebildete Männer geweſen zu ſein, außer Paulus. Man
das nun oft ſo, daß man ſagt, ſie hätten mit der Sprache
t umzugehen gewußt, um ſich deutlich zu machen. Wenn
Exeget die Auslegungen, welche von einem Partheiin=
us gemacht worden ſind, ſo widerlegt, daß er ſagt, es
nicht denken, daß Jemand ſo ſollte geſchrieben haben,
as ſeine Meinung geweſen, und dergl. — ſo wird oft
ıdet, das ſei für die neuteſt. Schriftſteller viel zu kunſt=
Allein wenn man dieſe Schriftſteller dadurch jeder Will=
eis geben will, ſo iſt das eine ganz falſche Anwendung
ſich unleugbaren Thatſache, daß ſie nicht litterariſch ge=
aren. Gehören dieſe Schriftſteller zur Claſſe der erſten
iger des Evangeliums, waren ſie von den Principien
auf eine eminente Weiſe durchdrungen, ſind ſie es ge=
oeſen, die bewirkt haben, daß das Chriſtenthum ſeine be=
Stelle in der Welt eingenommen, ſo iſt Beſſeres von
ızunehmen. Da kommt freilich noch ein anderer Umſtand
acht. Man kann ſagen, jene Dunkelheiten ſeien nicht
r Unfähigkeit im Denken und in der Mittheilung der Ge=
ɔurch die Sprache hervorgegangen, aber ſie mußten doch
ı ſprechen und dies war ihre eigentliche Sprache nicht;
ɔwendigkeit in eine andere, fremde Sprache überzugehen,
ɔer eigentliche Grund ihrer Unfähigkeit. Allein kein neu=
hriftſteller konnte in den Fall kommen, das Griechiſche
zu müſſen, wenn er nicht zuvor in dem Fall geweſen
ɜ reden zu müſſen. Ja es kann angenommen werden,
Apoſtel in ihrem Lehramte ſelbſt in Jeruſalem ſich mehr
riechiſch ausdrücken müſſen. So fällt alſo auch der Grund
lkühr in der Auslegung weg. Auf rhetoriſche Kunſtmä=
nachen ſie freilich keinen Anſpruch, aber auf die bei jedem

Schriften sich auf uns unbekannte Verhältnisse des Schreibers
ihrer Addresse beziehen. Da ist denn also die Aufgabe die,
treffende Stelle von ihrer Dunkelheit durch eine hermen
Operation im Einzelnen zu befreien und ein Licht über
waltenden Verhältnisse aufzustecken. Bevor nicht eine Er
gefunden ist, die das Ganze deutlich macht, ist der B
hermeneutischen Operation nicht sicher.

Das zweite, was in jenem allgemeinen Kanon die
gengesezten Richtungen zu verbinden liegt, ist, daß m
der allgemeinen Anschauung des Ganzen ins Einzelne fo
tet, und von der allgemeinen Anschauung zurückgeht auf
gemeinen Verhältnisse der Schrift. Das schließt aber in
Hinausgehen über die einzelne Schrift hinaus auf das Ge
historischen Kritik und ihr hypothetisches Fundament.

Das dritte, was in jenem Kanon liegt, ist die
das N. T. eine Sammlung von verschiedenen Schriften ist
sind zweierlei Richtungen. Die ganze Sammlung ist ein
Produktion einer in die Geschichte eingetretenen neuen e
Potenz, sodann ist jedes Einzelne ein Ganzes für sich, aus
len Relationen und Situationen entstanden. Da verh
offenbar alles Übrige zu jeder einzelnen Schrift wie der na
Ort, aus dem die Parallelen zu nehmen sind, für die her
tische Aufgabe im Einzelnen. Aber von der andern Seite

. Ohne dieſe Probe haben wir keine Sicherheit. Allein
iſt noch ſehr vernachläſſigt. Die Hypotheſe z. B. von
nannten Urevangelium iſt das Reſultat ſolcher zurückge-
)perationen. Man hat nemlich die vielen übereinſtim-
Stellen der Evangelien zuſammengenommen und gefragt,
Übereinſtimmung wol entſtanden ſein möge. Allein
:ip, welches man gefunden, iſt zu ſehr nur arithmetiſcher,
Natur und zu dürftig. Man ſagt, was die Evange-
einſtimmendes haben, das ſei das Frühere, was jedem
ılich iſt, das Spätere. Jenes bildet ein Aggregat von
:en in größter Dürftigkeit, das Urevangelium, welches,
meint, von den erſten Verkündigern des Evangeliums
ma aufgeſtellt und von jedem Lehrer nach ſeinem Maaße
worden ſei. Macht man nun damit die Probe, ſo fin-
zunächſt, daß das Evangelium des Johannes dabei nicht
ſen ſei. Der Apoſtel Johannes hätte doch ſeine Zuſtim-
jenem Schema geben müſſen. Aber die ſeinem Evange-
ı Grunde liegende Anſicht iſt eine ganz andere. Alſo
ıität dieſes Apoſtels geht für jenes Urevangelium ſchon
Fragen wir nun weiter, in welche Zeit ein ſolcher Akt
el hätte fallen ſollen, ſo finden wir wenigſtens in der
ſchichte kein Verhältniß der Art, woraus ein ſolcher Akt
nlich würde, keine Spur ſelbſt da nicht, wo Lukas Ge-
gehabt hätte, davon zu ſprechen. — So werden alle
Einzelnen hervorgehenden Hypotheſen über das zum
liegende Gemeinſame ſcheitern, ſobald man das Ganze
ıſchaut.

kommt hier beſonders in Beziehung auf die didaktiſchen
ein anderer Punkt in Betracht, der eine Quelle großer
ıkeiten iſt und den man daher bei der Auslegung immer
haben muß. Nemlich die ſchriftliche Mittheilung war
Zeit immer nur ſecundär durchaus und in jeder Bezie-
In der Regel ſind die Schriften nur berechnet für ſolche,
ı ſchon ein mündlicher Verkehr ſtatt gehabt. Nicht nur

die Pauliniſchen, ſondern auch die katholiſchen Briefe ſezen die mündliche Verkündigung des Evangeliums voraus, und zwar wie ſie von gewiſſen, nicht unbekannten Perſonen ausgegangen waren. Da das urſprünglich etwas Gemeinſames war, ſo konnte ſich Jeder ohne Furcht nicht oder mißverſtanden zu werden darauf beziehen. Daraus aber muß für uns wieder eine Dunkelheit entſtehen. Überall wo man auf dunkle Stellen ſtößt, muß man jene primitive Verkündigung vorausſezen, und von da aus zurückſchließen.

So iſt alſo die Verbindung der entgegengeſezten Richtungen immer anzuwenden, und wenn vielleicht weniger bei den profanen Schriften, ſo doch vorzugsweiſe durchaus und überall bei dem Neuen Teſtamente.

Schlußbetrachtung [1]).

Wenn die hermeneutiſche Aufgabe überhaupt vollkommen nur gelöſt werden kann durch Verbindung der Grammatik mit der Dialektik, der Kunſtlehre und der ſpeziellen Anthropologie, ſo iſt klar, daß in der Hermeneutik ein mächtiges Motiv liegt für die Verbindung des Speculativen mit dem Empiriſchen und Geſchichtlichen. Je größer daher die hermeneutiſche Aufgabe iſt, die einer Generation vorliegt, um ſo mehr wird ſie ein ſolcher Hebel. Eine aufmerkſame Beobachtung der Geſchichte lehrt auch, daß ſeit der Wiederauflebung der Wiſſenſchaften die Beſchäftigung mit der Auslegung, je mehr ſie auf die Principien derſelben eingegangen iſt, deſto mehr zur geiſtigen Entwicklung nach allen Seiten hin beigetragen hat.

Soll aber die hermeneutiſche Kunſt ſolche Wirkung haben, ſo gehört dazu, daß man an dem, was durch Rede und Schrift dargeſtellt iſt, wahres Intereſſe nimmt. Dieß Intereſſe kann verſchiedener Art ſein, aber wir unterſcheiden darin drei Stufen.

[1]) Aus den Vorleſungen im Winterſemeſter 1826—1827.

erſte Stufe iſt das Geſchichtsintereſſe. Man bleibt
der Ausmittlung der einzelnen Thatſachen. Es kann
iel wiſſenſchaftliches begriffen ſein. Es lieſt z. B. Je-
Alten in naturhiſtoriſcher Hinſicht. Weder der ſprach-
der pſychologiſche Zuſammenhang wird dabei berührt.
niedrigſten Stufe wäre die Auslegung die allgemein

zweite Stufe iſt das künſtleriſche oder Geſchmacksin-
dieß iſt beſchränkter, als das erſte, denn das eigentliche
nt keinen Antheil daran, ſondern nur die Gebildeten.
chäftigung führt ſchon weiter. Die Darſtellung durch
e giebt den Reiz, und es liegt darin die Anregung zur
der Sprache und der Kunſtproduktionen. Die Kunſt-
urch den Geſchmack an den Werken des Alterthums be-
geregt worden.

dritte Stufe iſt das ſpekulative, d. h. rein wiſſenſchaft-
das religiöſe Intereſſe. Ich ſtelle beides gleich, weil beides
höchſten des menſchlichen Geiſtes ausgeht. Das wiſſen-
faßt die Sache in der tiefſten Wurzel. Wir können
n ohne die Sprache. Das Denken aber iſt die Grund-
andern Funktionen des Geiſtes, wir gelangen dadurch,
rechend denken, erſt zu einem beſtimmten Grade des
ns und der Abſichtlichkeit. Es iſt von dem höchſten
tlichen Intereſſe, zu erkennen, wie der Menſch in der
und im Gebrauch der Sprache zu Werke geht. Eben
on dem höchſten wiſſenſchaftlichen Intereſſe, den Men-
Erſcheinung aus dem Menſchen als Idee zu verſtehen.
aufs genaueſte verbunden, weil eben die Sprache den
in ſeiner Entwicklung leitet und begleitet. — Greift
nacksintereſſe die Aufgabe tiefer, ſo kann dieſe nur durch
iſchaftliche gehörig gelöſt werden. Allein zu dieſem
n Intereſſe erhebt ſich ein noch kleinerer Theil, als zu
macksintereſſe. Das aber gleicht das religiöſe wieder
eß auch ein allgemeines iſt. Es iſt die niedrigſte Stufe,

wo das religiöſe Bewußtſein noch nicht erwacht iſt. Je mehr
erwacht und ein allgegenwärtiges wird, deſto mehr iſt der Menſ
ſelbſt erwacht. Nun wird es aber von Allen als ein allgemein
beſeſſen und empfunden. Man kann ſich aber darüber nur dur
die Sprache verſtändigen. Wir ſehen, daß der Menſch nur
dem Grade über ſein höchſtes Intereſſe klar und gewiß wird,
welchem er den Verkehr durch die Sprache kennt. Alles al
was normaler Ausdruck des Religiöſen, irgendwie heilige Schr
iſt, muß dazu beitragen, dieſe Aufgabe zu einer allgemeinen
machen. Wir finden freilich Religionen, die heilige Schriften h
ben, ohne daß in der Maſſe das Intereſſe dafür allgemein wä
Selbſt in der chriſtlichen Kirche macht die Römiſchkatholiſche Pa
thei eine Ausnahme. Wenn auch die hermeneutiſche Aufgabe
Beziehung auf die neuteſtam. Schrift verglichen mit der Tota
tät des Objects der ganzen Aufgabe der chriſtlichen Kirche ſe
untergeordnet erſcheint, auch manches wol nicht zur vollen L
ſung gebracht werden kann wegen der Eigenthümlichkeit der Sprac
und der Maſſe des Materials, ſo iſt es doch auf der ande
Seite das allgemeinſte Intereſſe, welches an der hermeneutiſch
Aufgabe hängt, und wir werden mit Sicherheit ſagen könne
wenn das allgemein religiöſe Intereſſe fallen ſollte, würde au
das hermeneutiſche verloren gehen. Unſere Anſicht von dem Ve
hältniß des Chriſtenthums zum ganzen menſchlichen Geſchlec
und die geiſtige Klarheit, womit ſich dieß in der evangeliſch
Kirche entwickelt hat, leiſtet Gewähr dafür. Freilich kann d
Aufgabe auf dieſem Gebiete nicht ſo vollkommen gelöſt werde
wie auf dem Gebiete der claſſiſchen Litteratur. Allein unſer In
tereſſe darf deßhalb nicht geringer ſein. Wenn wir es auch n
zum völligen Verſtehen jeder perſönlichen Eigenthümlichkeit d
neuteſt. Schriftſteller bringen können, ſo iſt doch das Höchſte d
Aufgabe möglich, nemlich das gemeinſame Leben in ihnen, d
Sein und den Geiſt Chriſti, immer vollkommener zu erfaſſen.

Kritik.

Bei [1]) der Wiſſenſchaft der Kritik iſt es zunächſt eine ſchwierige Aufgabe, ſich über den Gegenſtand derſelben gehörig zu orientiren.

Wenn mehr Zeit wäre, würde es nicht ohne Intereſſe ſein, wenn wir zu zeigen verſuchten, wie die Aufgabe und die Benennung der Wiſſenſchaft ſich im Verlauf der Zeit modifizirt habe. So können wir aber nur auf die gegenwärtige Lage der Dinge ſehen.

Faſſen wir den Ausdruck *Kritik* etymologiſch, ſo kommt zweierlei in Betracht, einmal, daß die Kritik in irgend einem Sinne ein Gericht, ſodann, daß ſie eine Vergleichung iſt. Beides fällt zuweilen zuſammen, geht aber auch zuweilen auseinander.

Das Wort, wie es techniſcher Ausdruck geworden iſt, iſt ſehr ſchwer als eine wirkliche Einheit zu faſſen. Wir gebrauchen es in Be-

[1]) Der handſchriftliche Nachlaß Schleiermachers beſteht für dieſen Theil der Vorleſungen nur in einigen wenigen Blättern, von denen die älteſten vier nur kurze Notizen und überſchriftartige Sätze zum Behuf der Vorleſungen enthalten, zwei andere aus verſchiedenen Zeiten eine etwas vollſtändigere Ausarbeitung anfangen, aber nach einigen zuſammenhängenden Sätzen wieder abbrechen. Bei dieſem durchaus fragmentariſchen Charakter des Nachlaſſes habe ich vorgezogen, die letzte Vorleſung vom Winterhalbjahre 1832., mit Benutzung des dabei zum Grunde liegenden zuletzt gemachten Anfangs einer vollſtändigeren Ausarbeitung im Zuſammenhange abdrucken zu laſſen. H. Ph.

Eingriffe zu vermeiden, und das ist das Vergleichende.
beides geht wieder in Eins zuſammen, bildet eine Doctrin.
bleibt noch der Gegenſaz zwiſchen der hiſtoriſchen und phil
ſchen Kritik. Die Aufgabe der hiſtoriſchen Kritik iſt, ihre E
ſo gut als möglich zuſammengefaßt, die, aus Relationen die
ſachen zu conſtruiren, alſo zu beſtimmen, wie ſich die Relatio
Thatſache verhalte. Die philologiſche wird in die höhere und
dere eingetheilt. Fragt man, was iſt die höhere und was i
niedere, ſo iſt die Antwort nicht immer dieſelbe. Bisweilen
bei Theoretikern, welche auf Wiſſenſchaftlichkeit Anſpruch m
lautet ſie ſehr mechaniſch.

Man ſagt wol, die philologiſche Kritik beſchäftige ſich
Schriften, insbeſondere des claſſiſchen Alterthums, und zw
Beziehung auf deren Ächtheit. Aber eben dieſer lezere Begr
wieder ſehr ſchwierig. Man verſteht wol darunter die Frage, o
Schrift wirklich von dem Verfaſſer herrührt, dem ſie beigelegt
wobei aber ein großer Unterſchied iſt, ob die Schrift ſich ſelbſt
Verfaſſer beilegt, wie z. B. der zweite Brief Petri, oder
von Andern ihm beigelegt wird, wie z. B. das Evangelium
Matthäus, wo nemlich die Überſchrift kein urſprünglicher
der Schrift iſt. Der Fall iſt verſchieden. Im lezteren Fal
nun die Frage, ob der Recht habe, der die Schrift so her

ir dabei denken? Das iſt aber zunächſt gar nicht die Unter-
uchung über die Ächtheit oder Unächtheit der Schrift ſelbſt.

Man ſagt nun, die niedere Kritik beziehe ſich auf die Ächtheit
der Unächtheit der einzelnen Buchſtaben und Worte, die höhere
uf ganze Schriften und ganze Schrifttheile. Allein dieß iſt eine
echaniſche und unhaltbare Unterſcheidung. Sind die Worte nicht
uch Theile der Schrift? Kann nicht die Ächtheit oder Unächt-
eit eines Wortes von viel größerer Bedeutung ſein, als die
ines ganzen Theiles? — Die Conjectur des Socinianers Sam.
Crell Joh. 1, 1. ſtatt θεὸς, θεοῦ ἦν ὁ λόγος zu leſen, würde
arnach zur niederen Kritik gehören, die Frage aber über die Pe-
ikope von der Ehebrecherin zur höheren. Und doch iſt das
erſtere wegen des ganzen Zuſammenhanges des Evangeliums wich-
iger zu wiſſen, als das leztere.

Es giebt offenbar Fälle, wo beides ſo ineinander geht, daß man
s gar nicht mehr zu unterſcheiden vermag. Die Frage über die
Ächtheit oder Unächtheit eines Sazes, alſo eines Theiles der
Schrift, beruht oft auf einem einzelnen Wort. Man wird nicht
agen können, ein Wort ſei eigentlich kein Theil einer Schrift,
der auch nicht, wenn von Sazen die Rede ſei, da ſei das Ge-
iet der höheren, wenn von den Elementen derſelben, das Ge-
et der niederen Kritik. Es giebt hier keine Grenze. Die ganze
Betrachtungsweiſe iſt ungenügend und es iſt beſſer, den ganzen
nterſchied wegzuwerfen.

Betrachten wir die beiden obigen Fälle von einer andern
Seite, ſo werden wir finden, es gehört zur Entſcheidung über
nes θεὸς und θεοῦ eine ungleich größere Mannigfaltigkeit von
Operationen, auch Thätigkeiten höherer Art, als dazu, um über die
Ächtheit des Abſchnitts von der Ehebrecherin zu urtheilen. Hier
ommt es eben nur auf den Werth der Handſchriften an, welche
en Abſchnitt haben oder nicht haben. Von der Leſeart θεοῦ
aber haben wir in den Handſchriften keine Spur, und man muß
ieles geleſen und unterſucht haben, um darüber zu reden. So

[illegible] überhaupt ſei in aller ihrer verſchiedenen Beziehung auf d
ſenſchaftliche Aufgabe? Aber ob wir ſo weit zurückgehen
und müſſen, muß der Erfolg lehren. Kommen wir du
Vergleichung der verſchiedenen Arten des Gebrauchs der
ſo weit, daß wir von der philologiſchen eine genügende
rung geben können, eine ſolche, die zugleich das Princip
Theilung enthält, ſo fragen wir nicht weiter. Fände
aber beſtimmte Indikationen von dem Verhältniſſe zu de
ſammten wiſſenſchaftlichen Gebiete, ſo werden wir zurü
können, ohne viel Zeit zu verſchwenden. So wie die Sach
liegt, werden wir die Frage ſo ſtellen: Womit hat die phi
ſche Kritik mehr Verwandſchaft, mit der doctrinalen oder
ſtoriſchen Kritik?

Wir wollen alle einzelnen Aufgaben, ohne ſie im Ver
zu einander zu betrachten, vorläufig als reines Aggregat a
Zur philologiſchen Kritik gehört, daß, wenn uns in einem und
ben Werke Verſchiedenheiten aufſtoßen, die nicht mit einander b
können, wir das Richtige auswählen und das Unrichtige ausſtoß
aus den verſchiedenen Arten, wie die Schrift erſcheint,
ſprüngliche Geſtalt möglichſt ausmitteln, dieſelbe alſo in
urſprünglichen Lebenszuſammenhange darſtellen, alſo entſc
ob ſie eine That von dieſem oder jenem ſei, oder eine Th

oon dieſer beſteht darin, Werke von Männern in Beziehung
uf ihren Werth richtig zu ſchäzen. Das Wort Werk hier ganz
men, wonach alle menſchlichen Produktionen vom Mechaniſchen
ch die Gebiete der Kunſt und Wiſſenſchaft hindurch darunter
n ſind. Wonach erfolgt nun hier die Schäzung? Es giebt für
nenſchliche Werk ein Urbild. Darnach muß das Einzelne als
nung beurtheilt werden. Da tritt aber bisweilen die Frage ein,
Urheber und Beurtheiler daſſelbe Urbild? Ein anderes Verhält-
dieß, wenn aus der erſten Schäzung die zweite hervorgeht,
) die des Verfaſſers, ob derſelbe ein Urbild hatte oder nicht?
uf das Verhältniß der Erſcheinung zum Urbilde bezieht ſich
nze Aufgabe. Und dieß geht durch das ganze Gebiet durch.
bei der Beurtheilung mechaniſcher Werke muß ich ſagen
r, was zur Vollkommenheit gehört, und dieß kann ich nicht
als bis ich das Aggregat von Vollkommenheiten zu einem
n gebildet habe, welches eben das Urbild iſt. Eben ſo im Ge-
ier Wiſſenſchaft und der Kunſt. Ich muß das Werk un-
ie gewiſſe Gattung bringen, ihm einen gewiſſen Zweck bei-
und es fragt ſich dann, in wiefern es ſeinen Zweck erreicht
iner Gattung gemäß iſt? Wenden wir daſſelbe auf ſittliche
ungen, die vorübergehende Lebensmomente ſind, an, ſo wer-
eſelben geſchäzt nach dem ethiſchen Urbilde und ihren Bezie-
n auf das, was bewirkt werden ſoll. Beides in ſeiner Zu-
ngehörigkeit beſtimmt die Vollkommenheit oder Unvollkom-
it der Handlung.

hierunter ſind nun eine Menge von Gegenſtänden, die zu-
Gegenſtände der philologiſchen Kritik ſind. Alle Schriften,
gend Gegenſtand der philologiſchen Kritik werden können,
ugleich Gegenſtände der doctrinalen. Aber die Aufgabe bei-
t durchaus eine andere. Im Gebiete der Kunſt kann die-
Aufgabe vorkommen, welche die philologiſche für die litte-
ien Werke hat. Bei einem Werke der bildenden Kunſt iſt
die Frage, ob es dem angehöre, dem es beigelegt wird?
Beilegung kann im Werke ſelbſt liegen, wenn der Name

des Künſtlers darauf eingegraben iſt. Der Name kann aber dem Werke anderweitig beigelegt ſein. Dann iſt die Frage weiter die, ob die einzelnen Theile ächt ſind, ob etwas reſtaurirt iſt u. ſ. w. Das ſind dieſelben Operationen, welche die philologiſche Kritik zu üben hat. Da ſehen wir aber ſchon die Verſchiedenheit beider Arten der Kritik, der doctrinalen und philologiſchen, in denſelben Gegenſtänden. Denn jene kümmert ſich gar nicht um den Verfaſſer, ſondern um die Idee des Werkes, ob dieſes jener entſpricht oder nicht. Man kann nun aber ſagen, das doctrinale Urtheil z. B. über eine Ode werde doch ein falſches, wenn ſich darin einzelne Elemente ſpäteren Urſprungs finden; ſo hange alſo die doctrinale und philologiſche Kritik genauer zuſammen. Allein der doctrinalen Kritik als ſolcher iſt es gleich viel, ob eine Unvollkommenheit des Werkes urſprünglich von dem Verfaſſer herührt oder von einem Andern. Die philologiſche Kritik hingegen ſagt, wenn ſie einmal ausgemacht und bewieſen habe, daß eine Ode von Horaz herrühre oder nicht, ſo kümmere ſie ſich in beiden Fällen nicht, ob ſie beſſer oder ſchlechter ſei. So wären alſo die Aufgaben und Funktionen der doctrinalen und philologiſchen Kritik durchaus verſchieden, während die Operation der archäologiſchen und philologiſchen Kritik bei aller Verſchiedenheit des Stoffes weſentlich dieſelben ſind.

Indeſſen läßt ſich doch eine gewiſſe Gemeinſchaft zwiſchen der doctrinalen und philologiſchen Kritik nicht verkennen. Dieſe nemlich hat doch großentheils damit zu thun, die Richtigkeit zu beurtheilen, mit der ſich eine Schrift fortgepflanzt hat. Dieß aber läßt ſich gewiſſermaaßen unter den Begriff der doctrinalen Kritik bringen. Zu dieſer nemlich gehört die ethiſche Kritik, die Beurtheilung menſchlicher Handlungen nach dem, was ſie in Beziehung auf gewiſſe Geſeze, Lebensweiſen u. ſ. w. ſein ſollen. Nun iſt die Handſchrift die Handlung eines Menſchen, und ſo handelt es ſich um die Treue und Genauigkeit, womit er abgeſchrieben hat. Sagt man, eine Handſchrift ſei ungenau, ſchlecht gemacht, u. ſ. w., ſo iſt das doch etwas, was ins philologiſche Gebiet ge-

hört. Doch ist eine solche Taxation immer nur eine vorläufige Maaßregel. Die eigentliche Aufgabe der philologischen Kritik ist, das Richtige in der Schrift selbst darzustellen.

Das Nächste was wir zu thun haben ist, zu untersuchen, wie sich die philologische Kritik zur historischen verhält. Von dieser sagt man im Allgemeinen, sie sei die Kunst, aus vorhandenen Relationen die eigentliche Wahrheit einer Thatsache auszumitteln. Die Aufgabe ist auf diesem Gebiete ganz allgemein zu stellen. Wir finden nemlich überall eine Differenz zwischen der Relation und der Thatsache. Die Differenz kann geringer und größer sein, aber vorhanden ist sie in irgend einem Grade immer. Wenn Jemand erzählt, was er selbst erlebt hat, so ist das Analoge dieß, wenn Jemand etwas mit Worten beschreibt, was er selbst gesehen hat. Etwas mit Worten beschreiben, und das mit Augen Gesehene sind irrationale Größen zu einander. Die Wahrnehmung ist nemlich ein Continuum, die Beschreibung kann es nicht sein. Die Aufgabe, durch Beschreibung den Gegenstand richtig darzustellen, kann nur auf verschiedene, nie auf dieselbe Weise gelöst werden. Es ist darin immer eine Verwandlung des Continuum, des concreten Gegenstandes, in den discreten, — in eine aus einzelnen Sätzen bestehende Beschreibung, worin immer ein Urtheil des Beschreibers mit enthalten ist, und nothwendig einiges nicht beschrieben, übergangen, anderes zusammengezogen wird, weil sonst die Beschreibung eine unendliche werden müßte. Es gleicht diese Verwandlung eines Continuums der Verwandlung einer Fläche in einen einzelnen Punkt. Dabei kann man verschieden zu Werke gehen, und so kann auch das Übergangene verschieden ergänzt werden. — Wenn aus der Beschreibung eines unbekannten Thieres zwei von einander unabhängig sich ein Bild davon herstellen, so werden die Bilder sehr verschieden sein. Eben so mit der Erzählung einer Thatsache. Natürlich ist es von besonderer Wichtigkeit zu wissen, wie der Erzählende verfahren sei. Je mehr er mir bekannt ist, seine Art wahrzunehmen, seine Neigungen, in der Wahrnehmung etwas zu übersehen, von dem

Wahrgenommenen aufzunehmen und auszulaſſen, deſto mehr läßt ſich die Thatſache aus der Erzählung ermitteln.

Alſo die Ermittlung der Thatſache aus den Relationen iſt die Aufgabe der hiſtoriſchen Kritik. Hier ſtehen wir aber auf einem Grenzpunkte. Denn hätten wir von einer Thatſache nur Eine Erzählung, ſo wäre die Löſung der Aufgabe eine rein hermeneutiſche Operation. Aber wenn wir die Regeln der Hermeneutik auf geſchichtliche Werke beſonders anwenden, ſo geht die Ermittlung der Thatſache über das hermeneutiſche Gebiet hinaus. Nur die Ermittlung der Wahrnehmung woraus die Erzählung hervorgegangen iſt, iſt hermeneutiſche Aufgabe. Zu wiſſen, wie das geweſen iſt, was der Erzähler wahrgenommen hat, iſt allerdings Ausmittlung der Thatſache im Gemüth des Erzählers, aber es beruht das nicht mehr auf ſeiner Rede, ſondern auf anderweitigen Kenntniſſen von ihm, kurz es geht in die angrenzende hiſtoriſche Kritik über. Giebt es mehrere und verſchiedene Relationen von derſelben Thatſache, ſo iſt die Aufgabe complicirter, ſchwieriger, denn wir müſſen ein Reſultat herausbringen, woraus ſich die verſchiedenen Relationen erklären laſſen, wie ſie zu Stande gekommen ſind, — aber die Sicherheit wird größer, weil die Relationen einander ergänzen und die Differenzen ſich leichter ausgleichen. Somit iſt dieß eine höhere Poſition.

Wie verhält ſich nun dazu die philologiſche Kritik? Laſſen ſich die Gegenſtände derſelben irgendwie auf dieſen Begriff der hiſtoriſchen Kritik zurückführen, ſo ſind ſie verwandt und untereinander zu ſubſummiren; im entgegengeſezten Falle gehen ſie auseinander und die philologiſche Kritik wäre zu beſtimmen nach ihrem relativen Gegenſaz gegen die beiden andern.

Die Aufgaben der philologiſchen Kritik ſind ſehr mannigfaltig. Man hat, wie ſchon geſagt, darin das Gebiet der höheren und niederen unterſchieden. Dieſe nennt man auch wohl die urkundliche, beurkundende, jene die divinatoriſche. Allein, wenn man den Unterſchied ſo ausdrückt, ſo durchkreuzen die Gegenſäze einander. Denn wenn wir die Aufgabe der höheren ſo faſſen,

wie oben aufgeſtellt iſt, ſo kann ſie in dem einen Falle eben ſo gut durch urkundliche, wie in dem andern Falle nur durch divinatoriſche gelöſt werden. Und eben ſo die niedere. Denn wenn ich von der Güte der vorhandenen Handſchriften eine beſtimmte Schäzung machen kann, und die beſten ſtimmen in einer Leſeart zuſammen, ſo iſt dieſe ohne weiteres die beſte Leſeart. Da iſt die Aufgabe urkundlich gelöſt. Muß ich aber zu Emendationen meine Zuflucht nehmen, ſo iſt das divinatoriſche Kritik.

Allein ſo löſt ſich die Frage über das Verhältniß der hiſtoriſchen und philologiſchen Kritik noch nicht genügend. Wir müſſen die verſchiedenen Aufgaben genauer betrachten, und mit einander vergleichen. Da die philologiſche Kritik kein Begriff a priori iſt, ſondern mit dem Geſchäft ſelber erſt ſich gebildet und erweitert hat, ſo kann man auch nur auf dieſem Wege zu ſeiner richtigen Erklärung gelangen.

Schriften, die nicht mehr die Urſchriften ſind, können als Relationen angeſehen werden. Die Schrift ſoll nur mittheilen, was der Verfaſſer geſchrieben hat. Dieſe Thatſache iſt nun zu ermitteln. So ſcheint die Aufgabe der philologiſchen Kritik dieſelbe, wie in der hiſtoriſchen, der Form nach, aber nicht der Sache nach. Wir finden hier gar nicht dieſelbe Irrationalität zwiſchen Erzählung und Thatſache, wie in der hiſtoriſchen Kritik. Der Verfaſſer ſchrieb ſucceſſive, eben ſo der Abſchreiber. Sezen wir nun den Fall, der Verfaſſer ſchrieb ſein Werk und ein Anderer ſchrieb es richtig ab, oder jener dictirte es und ein Anderer ſchrieb es richtig nach, ſo ſind Urſchrift und Abſchrift u. ſ. w. gleich und die Differenz zwiſchen der Thatſache und Relation fällt weg, ſo daß die Aufgabe als Aufgabe verſchwindet. Allein die Sache wird gleich anders, wenn wir den Fall etwas anders denken, nemlich, wenn der Schreiber oder Abſchreiber nicht richtig nachgeſchrieben oder abgeſchrieben hat. Hier tritt eine Differenz ein zwiſchen der Thatſache des Dictirens oder der Urſchrift, und der Relation in der dictirten Schrift oder Copie. Iſt nun dieſe Differenz auch nicht nothwendig, ſo iſt ſie doch da und muß auf-

gelöſt w
ſtoriſcher
Begriff
nur Ein
die doct
chung e
Eir
Schriftſt
den ma
bloß an
kann.
ſumiren
die Rel
überein,
zu erfah
der Rel
Se
Handſch
aber ſei
fehlt, ſ
faſſer, 1
genug t
enthalte
von de
Verfaſſe
der Ve
Schrift
lation
Fall ge
eben ſo
der ſog
Si
die hiſt
dieſer.

Der Umfang derſelben aber iſt weiter als das claſſiſche, ja
das litterariſche Gebiet überhaupt. In ihrer vollen Allgemein-
it gefaßt, haben wir ſie im täglichen Leben beſtändig zu üben.
o oft ſich Jemand verſpricht, haben wir einen Fall für die
ilologiſche Kritik, ungeachtet kein geſchriebener Buchſtabe vor-
nden iſt. Was eins ſein ſoll, Gedanke und Rede, iſt zweier-
geworden. Wer ſich verſpricht, ſagt anderes als er denkt.
o haben wir eine Differenz. Die Differenz kann oft im Au-
nblicke nicht gleich bemerkt werden, ſondern erſt hintennach.
an mag ſie gleich bemerken, will aber nicht unterbrechen, um eine
klärung zu fordern, und ſo ſucht man ſelbſt auszumitteln, was
hat ſagen wollen. — Immer aber ſoll in ſolchen Fällen
sgemittelt werden, was der Redende wirklich hat ſagen wollen,
, was er geſagt hat, ein anderes iſt. Eben ſo tritt die Auf-
be ein bei den Schreibfehlern in Urſchriften und Abſchriften.
er ſelbſt Aufgaben der höheren Kritik kommen im gewöhnlichen
ben vor, z. B. bei anonymen Schriften. So haben die zu-
ammengeſetzteſten kritiſchen Probleme des claſſiſchen Alterthums
erall im Leben wenigſtens ihr Analogon, und die Allgemeinheit
: Aufgabe iſt unverkennbar.

Vergleichen wir nun die drei kritiſchen Hauptaufgaben mit
ander, ſo finden wir, daß die doctrinale Kritik, die ethiſche
t umfaſſend, eine ganz allgemeine Aufgabe hat, die überall
rkommt in jedem Zuſtande der Menſchen. Sie bezieht ſich auf
s Verhältniß des als Einzelnen Beſtimmten zum Begriff. Hier
gen die lezten Gründe auf dem dialektiſchen und ſpeculativen
ebiete. Die hiſtoriſche Kritik iſt eine Aufgabe, die ebenfalls überall
rkommt, wo Vergangenheit und Gegenwart einander gegen-
ertreten. Da iſt immer eine Vergleichung zwiſchen der Thatſache
i der Vergangenheit) und der Relation (in der Gegenwart) anzu-
llen. Die Aufgabe iſt überall, wo es geſchichtliches Daſein giebt.

Die philologiſche Kritik hat es zu thun mit der allmählichen
ngeſtaltung, die durch das Spiel zwiſchen Aufnehmen und Wie-
rgeben, Receptivität und Spontaneität entſteht.

Wollten wir alle drei auf eine Einheit zu bringen ſuchen, ſo würde uns dieß zu weit abführen. Es fragt ſich nur, wozu wir uns entſchließen ſollen, zur Subſumtion der philologiſchen unter die doctrinale oder unter die hiſtoriſche?

Thun wir das erſtere, ſo würden wir ſagen, die Aufgabe der philologiſchen ſei, ein Urtheil zu fällen über die Treue der Überlieferung. Aber dieſes Urtheil iſt noch nicht die Löſung der Aufgabe ſelbſt. Denn wenn ich weiß, hier habe ich einen richtigen, dort einen unrichtigen Proceß, ſo iſt das erſte doch nur auf die Weiſe der Fall, daß das Einzelne nicht auf gewiſſe Weiſe getrübt worden iſt, und nur in dem Falle, daß dieß ganz und gar nicht ſtatt findet, wäre eine weitere Löſung der Aufgabe unnöthig. Habe ich aber einen unrichtigen Proceß, ſo entſteht die Aufgabe, aus der Schrift die urſprüngliche Rede herzuſtellen. Dieſe Aufgabe aber iſt in jener der doctrinalen Kritik noch nicht gelöſt.

Subſumiren wir dagegen die philologiſche Kritik unter die hiſtoriſche, ſo trifft dieſe Subſumtion wenigſtens die Löſung der philologiſchen Aufgabe ſelbſt. Denn es gilt die urſprüngliche Thatſache aus den vorhandenen Zeugniſſen herzuſtellen. Dieß ſcheint nun allerdings beſſer, aber was gewinnen wir? Wir hätten mehr als die Hälfte des Ganzen, wenn die hiſtoriſche Kritik ſchon eine durchgearbeitete techniſche Disciplin wäre, wenn ſie feſtſtehende allgemeine Regeln hätte. Das iſt aber der Fall ganz und gar nicht. Die hiſtoriſche Kritik iſt auch überall nur in ihren Anfängen, denn ſie hat keine ſichere Theorie, worauf wir die philologiſche Aufgabe zurückführen könnten.

Indeſſen haben wir durch die Vergleichung mit der hiſtoriſchen Kritik eine Formel gewonnen, worauf wir alle Aufgaben der philologiſchen Kritik zurückführen können, wenn wir den Fall ſo ſtellen, daß es überall die differenten Größen giebt, Thatſache und Relation, und ein zwiſchen beiden angenommenes Verhältniß, welches auszumitteln iſt, ob es richtig iſt oder nicht. Die Copie will eine genaue Abſchrift des Originals ſein. Das

riginal iſt der Gegenſtand, die Copie Beſchreibung, Relation, s angenommene Verhältniß die Identität oder völlige Übereinnmung. Nun ſoll unterſucht werden, ob dieß angenommene rhältniß wirklich ſtatt finde. Es kann einzelnes zweifelhaft n, oder auch die ganze Schrift, immer aber iſt auszumitteln, in lchem Verhältniß die Relation mit der Thatſache ſteht. So n man ſich die Aufgabe der philologiſchen Kritik als Einit denken.

Allein die philologiſchen Aufgaben ſind im Einzelnen verieden und ſo auch das Verfahren der Löſung. So iſt es thwendig eine richtige Eintheilung zu finden, um die verſchienen Aufgaben gehörig zu gruppiren.

Die vorherberührte Eintheilung in höhere und niedere Kritik rd verſchieden gefaßt. Die Benennung höhere und niedere itik kann den Sinn haben, entweder daß die Aufgaben nach en Gegenſtänden wichtiger und unwichtiger ſind, oder ihre ſung ein verſchiedenes Maaß von Kenntniſſen und Talenten rausſezen. Allein wenigſtens dieß leztere kann erſt nach den perationen ſelbſt eingeſehen werden. Nimmt man die Eintheiung in dem Sinn, daß die höhere die divinatoriſche, die niere die urkundliche Kritik genannt wird, ſo iſt zwar dadurch e Verſchiedenheit des Verfahrens oder der Methode angedeutet, er es fragt ſich, ob die Benennung von beſtimmten Aufgaben lt, ſo daß die einen nur durch diplomatiſche die andern nur rch divinatoriſche Kritik gelöſt werden können. Dieß aber iſt cht der Fall, ſondern die Aufgaben fallen oft in beide Gebiete er die beiden Methoden des Verfahrens fallen in vielen Aufgan zuſammen. So werden alſo durch jene Eintheilung die ufgaben ſelber nicht getheilt.

Giebt es nun eine andere richtigere Art, die philologiſchen ufgaben zu gruppiren? Mehr, Höheres, als Gruppirung, iſt, o man mit Einzelheiten zu thun hat, nicht zu verlangen. Es mmt hier nur aufs Praktiſche an. Die Aufgaben ſind entſtanm und entſtehen durch das Verhältniß einer ſpäteren Zeit zu

ſchiedenen Fällen die Differenz zwiſchen dem Später
dem Früheren gleich ſein ſoll, es aber nicht iſt, entſt

Wir nehmen die Aufgabe in der oben angegel
Allgemeinheit, wonach ſie z. B. auch im täglichen G
kommen kann. Die allgemeine Vorausſezung des Geſ
Identität zwiſchen Gedanke und Wort. Darauf
Verſtändniß. Wie entſteht nun im Geſpräch das
Es kann ſehr verſchiedene Urſachen haben, und in ma
ſehr ſchwer ſein, die wahre zu finden. Wir haben
zwei Operationen, die des Denkens, die rein pſychiſ
des Sprechens, welches auf einer rein organiſchen
ruht. Wir können dieß das Mechaniſche nennen,
wenigſtens mit der Operation des Denkens. Der
das was dabei Freiheit iſt, iſt durchaus nur das Ü
Gedachten in die Thätigkeit der Sprachwerkzeuge,
Muskelbewegung beruht, die ihren beſtimmten Mecha
Denken wir uns auch den Impuls des Willens fort
unterſcheiden wir doch immer dieſes Moment der Freih
rein Mechaniſche. Nun laſſen ſich Abweichungen des
nen und Gedachten denken, deren Grund rein in d
ſchen Operation liegt, und wiederum ſolche, wo der
der pſychiſchen Seite liegt, wo das Verſprechen aus
Gedanken, die zwar nicht in der Reihe liegen, aber
eindringen, entſteht. In dieſem Falle weiß man l
um das Verſprechen, wie es entſteht. Der Art ſi

en der Thatſache und der Relation oder dem Zeugniß entſtehe
tweder auf dem mechaniſchen Wege, oder durch den Einfluß
es Moments, welches auf dem Gebiet der Freiheit liegt. Eine
ßere weitere Eintheilung der Aufgabe ließe ſich dann nicht denken.
lein es fragt ſich eben, ob ſich jenes ſo allgemein ſezen laſſe?

Gehen wir nun von dieſer erſten Operation, wenn ſich Je-
nd verſprochen hat und die Aufgabe iſt, aus dem Gehörten
s Gedachte zu ermitteln, weiter, ſo kommen wir auf den ana-
gen Fall des Verſchreibens. Hier haben wir die mechaniſche
peration der Hand. Durch dieſe iſt etwas entſtanden, was
ht geſchrieben werden wollte. Damit hat es dieſelbe Bewand-
i wie mit dem Verſprechen.

Betrachten wir aber dieſen Fall genauer in der Form, wie
in der Kritik der gewöhnlichſte iſt, nemlich den Akt des Ab-
reibens. Schreibt ein Abſchreiber was er geſehen hat, und es
ein Fehler, ſo hat er ſich eigentlich nicht verſchrieben, der
hler liegt rückwärts in dem, was er geſehen. Aber der Fehler,
e er ſelber macht, kann auf einem Verſehen beruhen. Ein
herer Grad der Aufmerkſamkeit hätte alle ſolche Fehler verhütet.
er Mangel an Aufmerkſamkeit aber iſt etwas, was eigentlich
ht auf dem Gebiet der Freiheit liegt. Das Verſehen kann auf
rſchiedene Weiſe geſchehen. Gehen wir dabei von der That-
he aus, was da hätte geſchrieben werden ſollen, ſo können
r zwei Fälle unterſcheiden: entweder es iſt geſchrieben, was
cht hätte geſchrieben werden ſollen, oder es iſt nicht geſchrieben,
as hätte geſchrieben werden ſollen. Dieß leztere iſt der ſo häu-
ge Fehler der Auslaſſung. Dieſe kann auf zweierlei Weiſe ge-
ehen. Einmal, wenn zwei Worte gleichen Anfang haben und
r Abſchreiber aus Verſehen das Dazwiſchenliegende ausläßt,
er, wenn zwei Worte gleiche Endung haben und der Abſchrei-
r von dem erſten zum zweiten fortſchreibt und das Dazwiſchen-
gende überſieht und ausläßt. In beiden Fällen iſt die Aus-
ſſung nichts gewolltes und hat ihren Grund in der mechani-
en Operation.

Denken wir uns aber, daß ein Abſchreiber in ſeiner Urſchrift etwas zwiſchen den Zeilen oder am Rande geſchrieben findet, und ungewiß wird, ob er es einſchalten oder übergehen ſoll. Das Übergeſchriebene kann ſich zu dem eigentlichen Text verhalten als Veränderung oder Einſchaltung. Es hätte das Verhältniß beſtimmt ſollen angedeutet werden, es iſt aber nicht der Fall. Läßt der Abſchreiber das Eingeſchaltete aus, weil er es für eine Veränderung hielt, oder nahm er die Veränderung auf, weil er es für eine Einſchaltung hielt, ſo wird im erſten Falle etwas fehlen, in dieſem zweimal daſſelbe, alſo zuviel ſtehen. Eben ſo bei Randgloſſen, welche entweder Einſchaltungen oder Erklärungen ſein können. In allen dieſen Fällen beruht die Differenz auf einer freien Handlung, weil auf einem Urtheil über Thatſachen. Dieſe Geneſis der kritiſchen Aufgabe iſt von dem Umfange, der Größe deſſen was aufgenommen oder weggelaſſen wird, ganz unabhängig. Was durch bloß mechaniſche Fehler ausgelaſſen wird, kann bedeutend groß ſein, ganze Zeilen, bedeutend klein dagegen, was durch Freiheit, durch Urtheil aufgenommen oder ausgelaſſen wird. Nicht auf den quantitativen Unterſchied, ſondern auf die Geneſis der Differenz kommt es an, wenn Regeln feſtgeſtellt werden ſollen.

Noch iſt der Fall beſonders zu betrachten, wie ein Zweifel über den Verfaſſer einer Schrift entſteht. Man denke ſich einen Codex, der mehrere Platoniſche Geſpräche enthält, aber nur unter ihrer Überſchrift, und ohne den Namen des Verfaſſers, weil man vorausſezte, derſelbe ſei bekannt. Dahinter iſt ein anderes Geſpräch, auch mit ſeiner Überſchrift, aber wie die erſteren, unter derſelben Vorausſezung, auch ohne Namen des Verfaſſers. Schreibt nun einer das lezte Geſpräch allein ab, und ſezt, weil er es auch für ein Platoniſches hält, den Namen Platons als des Verfaſſers darüber, ſo iſt das ein Irrthum, der aus einer freien Handlung entſtanden iſt; derſelbe kann ſich optima fide fortpflanzen in ſonſt vollkommen richtigen Abſchriften. Es fragt ſich nun, ob das Urtheil der Thatſache entſpricht oder nicht, der Dialog von Platon

rührt oder nicht? — Die Frage kann leichter und ſchwerer entſcheiden ſein. Leicht iſt's, wenn ein unwiſſender Menſch s Urtheil gefällt und den Namen Platons zu einem Werke ge- rieben hat, welches Niemand für Platoniſch halten kann.

Ein ſolcher Irrthum kann aber noch auf eine andere Art ſtehend gedacht werden, wenn nemlich Jemand z. B. in jenem le nur fragend oder zweifelnd den Namen Platons an den nd ſchrieb, und der Abſchreiber einer ſolchen Handſchrift den men aufnahm. Da iſt auch eine freie Handlung, aber von ız anderer Art, er hat vielleicht nicht über die Sache nachge- ht, ſondern nur gemeint, weil der Name am Rande ſtand, öre er mit hinein. Hätte der erſtere ein Zeichen der Ungewiß- t gemacht, würde der zweite ſich nicht verſehen haben. Aber n kann ſich denken, daß ein ähnlich lautender Name aufge- mmen, oder ein den Unterſchied zwiſchen zwei Schriftſtellern kimmender Beiname überſehen und weggelaſſen worden iſt. ı kann denn ein mechaniſches Verſehen angenommen werden. › laufen in dieſem Falle die beiden Entſtehungsweiſen des Irr- ums ineinander.

Die Hauptfälle der philologiſchen Kritik ſind in den obigen eiſpielen zuſammengefaßt. Wir finden in den wenigſten Fällen : beiden Entſtehungsweiſen unterſcheidbar. Um das kritiſche rfahren in jedem gegebenen Falle zu beſtimmen, muß man f die eine oder andere Entſtehungsweiſe zurückgehen. Dieß iſt mer hypothetiſch. Aber die Aufgaben laſſen ſich nicht anders, ; darnach ſondern und eintheilen.

Wir können noch weiter zurückgehen und ſagen, dasjenige durch alle Operation der Kritik bedingt iſt, iſt die Entſtehung s Verdachts, daß etwas iſt, was nicht ſein ſoll. Wo ein ſol- r Verdacht nicht iſt, kann auch kein kritiſches Verfahren ein- leitet werden.

Der Verdacht kann gleich von vorn herein entſtehen bei nem augenſcheinlichen Fehler, wie z. B. im Geſpräch, wenn mand ſich verſpricht, Namen oder Zahl verwechſelnd; er

kann aber auch erſt ſpäter entſtehen bei weiterem Verfolgen der Rede.

Sezen wir den Fall, daß einem Autor eine Schrift fälſchlich beigelegt iſt, ſo können ſie viele leſen und merken nichts und haben keinen Verdacht. Es kann ein Gegenſtand ſein, den der genannte Verfaſſer könnte behandelt haben, auch die Behandlungsweiſe und Schreibart entſprechen, aber es kommen Umſtände vor, die der Verfaſſer nicht gewußt haben kann. Es kann alſo die Schrift nicht von ihm geſchrieben ſein, außer wenn Verdacht iſt, daß die betreffende Stelle nicht von dem Verfaſſer herrührt, alſo interpolirt iſt. Allein jene Umſtände werden von vielen Leſern überſehen. So iſt alſo, um den Verdacht zu bekommen, eine gewiſſe Qualification des Leſers erforderlich. Kann nun das kritiſche Verfahren nicht entſtehen, wenn gar kein Verdacht da iſt, ſo könnte man die Fälle oder Aufgaben ſo theilen, je nachdem der Verdacht entſtehen muß oder nicht. Dieß könnte Anlaß geben zu jener Unterſcheidung in die höhere und niedere Kritik. —

Gehen wir die Fälle genauer durch. Wenn z. B. durch ein Verſehen des Auges eine Auslaſſung entſtanden iſt, ſo daß der Saz zuſammenhangslos und unverſtändlich wird, ſo bekommt jeder leicht Verdacht. Iſt durch ein mechaniſches Verſehen eine Sprachwidrigkeit entſtanden, ſo kann der Fehler oft augenſcheinlich ſein, oft aber gehört viel Sprachkenntniß dazu, um den Fehler zu entdecken, zumal wenn die verſchiedenen Perioden der Sprache in Betracht kommen. Will man danach höhere und niedere Kritik unterſcheiden, ſo darf man nur nicht auf den Umfang ſehen. Eine Kleinigkeit kann eben ſo viel Sprachkenntniß erfordern, als die Unächtheit einer ganzen Schrift zu erkennen.

Man könnte ſagen, der, dem kein Verdacht entſteht, wo er entſtehen ſollte, ſei ein unkritiſcher Mann, und im Gegentheil der ein kritiſcher, der ſich auf den Verdacht verſteht. Allein wollte man zur Kritik rechnen, darüber Anweiſungen zu geben, wie man ein kritiſcher Mann werde, ſo würde man zu weit gehen, denn es concurriren dabei verſchiedene Naturanlagen und Grade

r Übung. Die Kritik kann ſich nur auf den Punkt ſtellen, zu
)ren, was zu thun ſei wenn der Verdacht entſtanden und an=
kannt ſei, und wie man dazu komme, die Differenz zu löſen.

Jezt können wir überſehen, wie die Aufgabe zu theilen ſei
ıd wovon man ausgehen müſſe, um beſtimmt und ſicher ver=
)ren zu können.

Von der Größe des Verdachtes müſſen wir abſtrahiren, denn
ſer iſt zufällig. Sollen wir nun ausgehen von der Art, wie
r Fehler, der Irrthum entſteht, wovon der Verdacht ausgeht,
er wie der Verdacht entſteht? Das leztere hängt aber wie ge=
ıt von dem ab, was außerhalb der Kritik liegt. Alſo müſſen
r ausgehen von der Art, wie der Irrthum, Fehler, entſteht.
avon hängen die Regeln des Verfahrens ab. Da müſſen wir
er ausgehen von der urſprünglichen Vorausſezung, womit alle
peration der Kritik beginnt, nemlich, dem Verdacht oder der
rmuthung, daß das Vorhandene mit der urſprünglichen That=
he nicht übereinſtimmt. Theilen wir nun das Geſchäft, ſo
rden wir dem Obigen zufolge beſtimmt ſondern die Vermu=
ungen, welche auf einen mechaniſchen Fehler, und
e, welche auf eine dazwiſchen getretene freie Hand=
ıng, wodurch die Differenz zwiſchen der Thatſache
ad Relation veranlaßt oder verurſacht iſt, ſchließen
ıſſen. Auf die Weiſe entſteht eine Analogie mit der Eintheı=
ng in die niedere und höhere Kritik.

Die Aufgabe ſelbſt beſteht nun (dort wie hier) aus zwei
omenten, dem Erkennen des Fehlers und der Wiederherſtellung
s Urſprünglichen. Da aber die Erklärungsgründe in jenen bei=
n Haupttheilen verſchieden ſind, ſo muß jenes die Haupteın=
eilung bleiben.

Erſter Theil.

Kritik der mechaniſchen Fehler.

Wir fragen hier zuerſt, welches iſt der allgemeinſte Fall, wo der Verdacht einer Differenz zwiſchen Relation und urſprünglicher Thatſache entſteht?

Sezen wir nun, wie oben geſagt, die Abſchrift als Relation und die Urſchrift als urſprüngliche Thatſache, — ſo iſt der allgemeinſte Fall oder Ausdruck des kritiſchen Verdachts der, daß wenn ein Saz in einer Schrift keinen geſchloſſenen Sinn giebt, d. h. kein wirklicher Saz iſt, die beſtimmte Vermuthung entſteht, daß die urſprüngliche Thatſache alterirt worden iſt, denn Niemand will etwas ſchreiben, was nicht einen geſchloſſenen Sinn giebt. Dieß iſt die Formel für die Fälle, wo immer auf einen mechaniſchen Fehler zurückgeſchloſſen werden muß, weil man durchaus nicht vorausſezen kann, daß Jemand einen Saz unverſtändlich machen will, ſondern nur, daß er einen andern Sinn hineinzulegen ſucht. — Der Ausdruck iſt auch für den Fall gültig, daß Jemand ſich in der Urſchrift verſchreibt, wie wenn ſich Jemand verſpricht, und der Saz ſinnnlos wird.

Ein anderer Fall iſt, wenn wir mehrere Relationen von derſelben Thatſache haben, mehrere Abſchriften von einer Urſchrift. Da kann ein Verdacht entſtehen ganz unabhängig davon, ob eine Stelle Sinn giebt oder nicht, wenn ſie nemlich in mehreren Handſchriften zwar in jeder einen Sinn hat, aber in jeder einen andern. Es giebt dann wenn wir zwei Leſearten haben zwei Möglichkeiten, es kann eine falſch ſein, oder alle beide. Entſteht

Verdacht eben nur durch Vergleichung von mehrern Rela=
ſo iſt auch nicht alles Abſichtliche ausgeſchloſſen, es kann
eie Abſicht dazwiſchen getreten ſein, als mechaniſche Feh=
a in dieſem Fall der Verdachtsgrund in der Differenz der
ien liegt, ſo iſt die Aufgabe, zwiſchen den Differenzen zu
en.

haben wir alſo zu unterſcheiden ſolche Aufgaben,
3 der Anſicht einer Schrift für ſich, und ſolche,
ir aus der Vergleichung mehrerer entſtehen.
eren beruhen auf der allgemeinen Thatſache, daß mecha=
fehler vorkommen, die lezteren ſezen voraus, daß von
hrift mehr Abſchriften gemacht und dieſe verſchieden ſind.
nd dann wie verſchiedene Zeugniſſe zu vergleichen.
er treten nun wieder zwei Aufgaben und zweierlei Ver=
in. Die eine Aufgabe iſt, wenn uns die Thatſache eines
beſtimmt entgegentritt, wie iſt dann zu verfahren? Die
iſt, Fehler zu entdecken, die ſonſt nicht entdeckt ſein
. Es kann ſein, daß in einer Handſchrift gar nichts vor=
was Verdacht erregt, aber die Möglichkeit von Fehlern
llgemeinen immer vorhanden, die Vielheit der Abſchriften
e Verſchiedenheit zeigt, wenn wir vergleichen, daß wirklich
vorhanden ſind. Wir haben alſo die doppelte Aufgabe,
) die Differenzen, Fehler zu entdecken, zwei=
über die Differenzen zu entſcheiden, alſo das
ängliche zu beſtimmen.
trachten wir nun den einfachſten Fall, wenn im Fortleſen
ſchrift der Verdacht eines Fehlers entſteht. Hier müſſen
Aufgabe theilen ihrem Inhalte nach, dann die Auflöſung,
dem es eine Differenz in der Verfahrungsart giebt.
er allgemeinſte Ausdruck des Verdachts iſt, daß eine Stelle
mt, die keinen geſchloſſenen Sinn giebt. Hier iſt wieder
i möglich, der Saz giebt entweder keinen logiſch oder kei=
mmatiſch geſchloſſenen Sinn. Das lezte kann ſtatt finden
as erſte. Es können z. B. in einem Saze Subſtantiv

und Adjectiv grammatiſch nicht zuſammenſtimmen, aber die Zu
mengehörigkeit beider, der logiſche Sinn kann dabei unzweifelhaft
der Fall, wenn der logiſche Sinn nicht geſchloſſen iſt, iſt der m
ſchwerere, weil beim Fehlen des logiſchen Zuſammenhangs
unendliche Menge von Möglichkeiten entſteht. Nur der Zu
menhang enthält Indikationen, was gemeint ſein kann. E
alſo die Aufgabe unbeſtimmt. Iſt dagegen der Saz logiſch
ſtimmt, aber nicht grammatiſch, ſo iſt die Aufgabe einfacher
liegt dann rein in der Abwandlung der Formen und in
grammatiſchen Regeln. Steht das Subſtantiv richtig, ſo
das Adjectiv dem gemäß gemacht werden, eben ſo, wenn
Conjunction gewiß iſt, beſtimmt ſich leicht der Modus. Abe
der Präpoſition und dem Caſus kann man ſchwanken, weil
rere Präpoſitionen mit verſchiedenen Caſus gebraucht Gleiche
deuten können. Für die hermeneutiſche Operation kann es
auf einen gewiſſen Punkt gleichgültig ſein, ob ich die kri
Aufgabe vollkommen richtig löſe oder nicht. Allein rein philolo
betrachtet in Beziehung auf die Geſammtheit der Sprache i
nicht gleichgültig. So entſteht alſo die Aufgabe, aus den verſchied
Möglichkeiten herauszufinden und zu beſtimmen, was ſowol
Sprache als dem Sinne gemäß iſt. Um nun ſicher zu ſein,
das Urſprüngliche getroffen iſt, wird, da hier eben nur ein m
niſcher Fehler vorgefallen iſt, nothwendig, mehrere Abſchriften
vergleichen. Hier tritt der Unterſchied der urkundlichen und
vinatoriſchen Kritik hervor. Sind mehrere Abſchriften vorhan
eine aber von dieſen hat den Fehler nicht, ſo hat dieſe die Präſum
des Urſprünglichen für ſich und die Aufgabe iſt gelöſt. H
wir aber nur *eine* Handſchrift, ſo iſt die Entſcheidung nur
innern Gründen möglich. So kann und muß alſo dieſelbe
gabe in gewiſſen Fällen aus inneren, in andern aus äuß
Gründen gelöſt werden. Die Entſcheidung aus äußeren Grün
hat natürlich den Vorzug. Aber es giebt Fälle, wo die Entſ
dung aus inneren Gründen vollkommen eben ſo ſicher iſt, w
der Sinn logiſch beſtimmt iſt und der vorhandene grammati

: mit grammatiſcher Nothwendigkeit corrigirt werden kann, wenn nur eine grammatiſche Möglichkeit da iſt.

Die Entſcheidung aus äußeren Gründen kann ſehr leicht eine ſein, daß die Aufgabe für die hermeneutiſche Operation zu ſein ſcheint. Allein es iſt möglich, daß in andern Hand- en an derſelben Stelle etwas anderes ſteht. Dadurch wird n die Nothwendigkeit verſezt, zwiſchen dem einen und andern zu :iden. So lange nun nicht die Urkunden in der Vollſtändig- orliegen, daß wir ſagen können, die Abſchriften zuſammen- imen repräſentiren die Urſchrift vollſtändig, ſo daß ſie ihre ſich gegenſeitig aufheben, iſt die Entſcheidung unvollkom- ınd immer nur proviſoriſch. Apodiktiſch iſt die Entſcheidung , wenn die grammatiſche Nothwendigkeit da iſt. Aber die ſind erſtaunlich verſchieden, und das Verfahren gar nicht : ſo einfach.

Wir haben in dem Obigen den Fall des grammatiſch und) nicht Geſchloſſenen nur auf die allgemeine logiſche Form Sazes und die allgemeinen grammatiſchen Regeln bezogen. es können nun viel individuellere Fälle vorkommen. Es ein Saz für ſich logiſch geſchloſſen ſein, aber man kann nit der größten Gewißheit behaupten, daß er einen Fehler müſſe, weil er ſo wie er iſt entweder nicht in den Zuſam- ıng paßt oder nicht für einen Saz des beſtimmten und be- :n Verfaſſers gehalten werden kann. Eben ſo kann ein grammatiſch geſchloſſen und richtig erſcheinen und doch ein · darin ſtecken; in Beziehung auf die allgemeinen Sprachge- ann er geſchloſſen ſein, aber nicht in Beziehung auf die be- :n Sprachbedingungen, unter denen die Schrift entſtanden Der Verdacht geht in dieſen Fällen aus von der hermeneu- ı Operation, er iſt gebunden an die Vollkommenheit, wo- nan die hermeneutiſche Operation zu vollziehen ſtrebt. So ben dem mit ſeinem Schriftſteller vertrauten aufmerkſamen eübten Leſer Verdachtsfälle, wie ſie für andere nicht ent- . Je mehr ſich ſo die Aufgabe vermannigfaltigt, die Fälle

ſpezieller werden, deſto weniger reicht das allgemeine Verfal
hin, es muß ſpezieller und individueller werden.

In der weiteren Erörterung der Aufgaben kommt nun zunä
das Verhältniß der beiden Methoden, der urkundlichen und d
natoriſchen, in Betracht, um ſo mehr, da man einſeitig die
wie die andere überſchäzt hat.

So wie wir im Leſen auf eine Abnormität ſtoßen, we
einen mechaniſchen Fehler vermuthen läßt, und zwar auf
grammatiſche Abnormität, ſo iſt die Frage, habe ich zur Löſ
der Aufgabe nöthig noch irgend etwas anderes einzuſehen? A
trachtet man die Sache nur in Beziehung auf die hermeneutiſ
Aufgabe, ſo hat man in ſolchen Fällen nicht nöthig, das Ri
tige erſt wieder herzuſtellen. Nur der nothwendige Sinn w
feſtgeſtellt. In den leichteren Fällen wenigſtens iſt in der gra
matiſchen Abnormität ſelbſt, verglichen mit den Regeln, ſchon
geben, was ſein muß. Da iſt denn kaum was geſchieht eine
ſung durch die divinatoriſche Methode zu nennen. Denken
uns nun aber ſchwierigere Fälle, wo eine logiſche Abnormität
der Sinn logiſch nicht geſchloſſen iſt, ſo kann ſich der nothw
dige Sinn aus dem Zuſammenhange ergeben. Sobald ich
weiß, frage ich nun, wie kann dieſer Sinn urſprünglich aus
drückt geweſen ſein? Betrachte ich den Fall lediglich in Be
hung auf die hermeneutiſche Aufgabe, ſo kann mir gleichviel ſe
ob die Differenz zwiſchen dem Hergeſtellten und Urſprüngli
ein Minimuu oder größer iſt. Von dieſem Geſichtspunkte a
kann ich ſagen, das urkundliche Verfahren, das Vergleich
von andern Handſchriften, iſt nur in den Fällen nöthig, wo d
divinatoriſche nicht eintreten kann, d. h. wo nicht beſtimmte A
gaben genug ſind, um zu entſcheiden, welches der Sinn d
Schriftſtellers geweſen.

Aber hätte die Kritik keine andere Beziehung, als auf
hermeneutiſche Aufgabe, und zwar in der Beſchränkung, daß
nur darauf ankommt, den Sinn einer vorliegenden Stelle richt
aufzufaſſen, dann würde unſer ganzes philologiſches Verfahr

in eine ungeheure Confusion gerathen. Denn dann ist es
gültig, ob ich richtige oder unrichtige Abschriften habe, wenn
ur den Sinn habe. Allein eben dieß wäre auch ganz unter
Begriff der wahren Hermeneutik. Da kommt es doch auch
das Verhältniß des Verfassers zur Sprache an. Um dieß
zu erkennen, muß auch bestimmt gewußt werden, was wirk-
rsprünglich gestanden hat. Da darf also nicht unentschieden
en werden, ob die Differenz von dem Ursprünglichen ein Mi-
m oder größer ist. Es bleibt sonst eine leere Stelle für das
ältniß des Verfassers zur Sprache und je mehrere solche
Stellen ich erhalte, desto weniger kann ich ein Bild von
Verhältniß im Ganzen bekommen, und desto unsicherer wird
ganze Bild von der Litteratur und Sprache.

Ist nun vom philologischen Gesichtspunkt aus nichts unnöthig
unwichtig, so stellt sich die Aufgabe so, bei der Restitution
Richtigen nach der größten Genauigkeit und Gewißheit zu
en. Dazu kommt, daß für die Kritik die Schrift auch außer
Sprache etwas für sich ist und ihr Positives hat, was wenn
von der Schrift abstrahiren in der Rede nicht zum Vorschein
nt. So in der französischen, wo einzelne Laute, ja ganze
er Schrift erscheinende Sylben verschluckt werden. Eben so
nt im Griechischen das iota subscriptum in der Rede nicht

Für die Schrift aber ist dieß etwas Positives. Es wird
ıand sagen können, daß, wenn wir die ganze kritische Ope-
n als Ergänzung eines historischen Factums ansehen, das
ıv in der Schrift Gegebene gleichgültig wäre, sondern gerade
Lösung der kritischen Aufgabe fordert oft in den einfachen
n am meisten die Kenntniß jenes Positiven. Denn wenn
ıicht weiß, daß dieß oder jenes geschrieben worden, so fehlt
die Leitung, aus dem, was ich als Ursprüngliches supponire,
Falsche zu erklären, was ich oft nur aus den Schriftzügen
, zu denen diese positiven Elemente gehören. Nun ist es
für die Geschichte der Sprache bedeutend zu wissen, wie in ver-
ıenen Zeiten die Schrift sich zur Sprache verhalte. Die Schrift

hat ihre eigene Geſchichte. Es gehen Veränderungen in ihr vor unabhängig von den Veränderungen in der Rede. Aber jene Veränderungen ſind doch weſentliche Momente in der Totalität der Sprachgeſchichte. Von dieſem Standpunkte aus erſcheint die urkundliche Kritik in ihrem ganzen Umfange.

Stellen wir die philologiſche Aufgabe ſo, die Geſchichte der Sprache und Schrift genau zu erforſchen, ſo iſt alles zu vergleichen, was von Schriften geblieben iſt. Das iſt aber die Aufgabe der Diplomatik, wovon die Paläographie nur ein Theil iſt. Dabei iſt der Inhalt der Schrift ganz gleichgültig. Jene Aufgabe beſteht auch für ſich. Die Auflöſung der kritiſchen Aufgabe durch Vergleichung mehrerer Abſchriften iſt nur eine Anwendung davon.

Gehen wir zu unſrer kritiſchen Aufgabe zurück, ſo ſind die Fälle, welche im Leſen einer alten Schrift entſtehen können, ſehr verſchiedener Art. Die einfachſten ſind die, wenn die Aufgabe durch das zu löſen iſt, wodurch ſie entſteht. Entſteht z. B. die Aufgabe durch einen grammatiſchen Fehler, ſo löſe ich ſie auch durch die Grammatik. Bezieht ſich dagegen die Aufgabe auf eine Wendung, einen Ausdruck, der ſonſt nicht bei einem Schriftſteller vorkommt, ſo muß er durch eine fremdartige Analogie entſtanden ſein, und der einfachſte Fall iſt dann der, wenn ſich die Aufgabe eben durch die Analogie löſt. Dieſe aber muß ich kennen, ſowol die allgemeine als die ſpezielle des beſonderen Schriftſtellers. Denkt man ſich aber, daß Jemand, der in einer Abſchrift Fehler gefunden, ſo verfahren iſt, daß er das Ganze ausgedrückt hat, wie ihm der Sinn vorkam, oder wie es ihm als Minimum von Differenz erſchien, ſo kann ſo viel Fremdes hereingekommen ſein, daß mit Sicherheit gar keine Analogie über die Sprachweiſe des Schriftſtellers aufgeſtellt werden kann. Da ergiebt ſich von Neuem, daß das unmittelbare hermeneutiſche Bedürfniß nicht das Maaß der kritiſchen Operation ſein kann.

Fragt man nun, wie ſich das urkundliche Verfahren zu dem divinatoriſchen verhält, ſo iſt jenes die eigentliche Baſis der Kritik,

orische nur zum Behuf der unmittelbaren hermeneuti-
ıtion, wo das beurkundende nicht ausreicht. Kommt
ıem Schriftsteller auf eine verdorbene Stelle, und man
ur eine Ausgabe, so entsteht die Conjectur, also das
e Verfahren. Giebt es aber einen zugänglichen kriti-
:at, und man behandelt die Sache mit philologischem
t bloß in Beziehung auf die verdorbene, unverständ-
, so ist das urkundliche Verfahren nothwendig. Ist
ischer Fehler vorauszusezen, so ist auch zu untersuchen,
hler entstanden sein kann. Dieses Verfahren geht auch
divinatorische über. Man kann die verschiedenen Le-
ehen als die bekannten Größen zu der wahren unbe-
röße der ursprünglichen Lesart.

Kanon, daß das divinatorische Verfahren nur dann
ei, wo es an urkundlichen Mitteln fehlt, oder gar,
es nicht an diesen fehlt, man nicht befugt sei, das
)e Verfahren anzuwenden, und man müsse dann bei dem
s die Handschriften geben, bleiben, dieser Kanon gilt
ıt, ja er darf so gar nicht aufgestellt werden, weil da-
:meneutische Interesse zu kurz käme. Die wahre Ab-
:ider Methoden richtet sich nach den jedesmaligen Be-

Von dem allgemeinen philologischen Gesichtspunkt ist
liche Verfahren eine Aufgabe für sich. Aber es wird in
) wieder ein divinatorisches geben, je nachdem sich die
:llt. Gehen wir auf den Standpunkt zurück, wovon
ıgen, und constituiren uns als bloße Leser, so daß
ınderes Interesse haben, als mit dem Bewußtsein der
ıg weiter gehen zu können, so können wir die kritische
anz zur Seite liegen lassen. Allein dieß ist nicht der
nkt, aus welchem sich die Kritik als Wissenschaft behan-

Haben wir einen Schriftsteller, bei dem es nur auf
: ankommt, dessen Sprachbildung kein besonderes In-
, so kann man am leichtesten über die kritischen Auf-
gehen, sobald man das Mangelhafte auf hermeneuti-

ſchem Wege gebeſſert hat. Dagegen gewinnt bei einem Schriftſteller, deſſen Sprachbildung für die ganze Sprache von Werth iſt, auch das Intereſſe zu wiſſen, was er wirklich geſchrieben hat. Da iſt alſo die kritiſche Aufgabe zu löſen. Als bloßer Leſer kann man ſich mit dem divinatoriſchen Verfahren um ſo mehr begnügen, je mehr man ſich mit der Sprachweiſe des Schriftſtellers vertraut glaubt, ſo daß man nach ſicherer Analogie entſcheiden kann. Alſo können wir im Allgemeinen ſagen, daß, nimmt man die hermeneutiſche Aufgabe in ihrer Unmittelbarkeit, in ſehr vielen Fällen die kritiſche Aufgabe gar nicht entſteht; erſt vom allgemeinen philologiſchen Standpunkte aus bekommt die kritiſche Aufgabe ihren wahren tieferen Sinn und ihre innere Nothwendigkeit.

Es giebt Fälle, wo im Leſen keine kritiſche Aufgabe zu entſtehen ſcheint, weil wirklich ein beſtimmter Sinn da iſt, der auch dem Zuſammenhange entſpricht. Gleichwol kann es ſein, daß das, was man lieſt, nicht wirklich vom Schriftſteller herrührt. Man hat alſo falſche Elemente für die Anſchauung der Sprache des Schriftſtellers, woraus dann Irrthümer entſtehen. Hier kann die Ausſcheidung nur durch die urkundliche Kritik entſtehen.

Wie aber ſteht hier nun beides zu einander, das urkundliche und divinatoriſche Verfahren? Sollen wir ſagen, das vergleichende, urkundliche Verfahren ſolle bei der Vorausſezung mechaniſcher Fehler ſo lange fortgeſezt werden, bis eine divinatoriſche Entſcheidung nicht mehr vorkommen kann? Das würde vorausſezen, daß die Aufgabe durch das urkundliche Verfahren vollkommen gelöſt werden könne. Dieſe Vorausſezung aber iſt nicht richtig. Es werden die unmittelbarſten Aufgaben nicht durch die urkundliche Kritik gelöſt, die divinatoriſche iſt immer eine unentbehrliche Hülfe. Allein wenn wir von dieſem Standpunkte ausgehen, erſcheint die divinatoriſche Kritik eben nur als Nothbehelf.

Suchen wir nun die Endpunkte des urkundlichen Verfahrens näher zu beſtimmen und fangen mit denen an, wo es nicht Statt findet. Haben wir z. B. ein eben erſchienenes Buch, ſo iſt vorauszuſezen, alle Exemplare ſeien einander gleich. Es kon-

Exemplare vor, in denen nachträglich während des Druckes
fehler bemerkt ſind. Aber im Allgemeinen, und wenn das
ausdrücklich bemerkt iſt, ſezen wir die Identität der Exem-
voraus. Findet man nun doch einen Fehler, ſo können
er das vergleichende urkundliche Verfahren nicht anſtellen, weil
andſchrift des Verfaſſers, woraus alle gedruckten Exemplare
en ſind, nicht zugänglich iſt. Hier ſind wir alſo bei jedem
fehler bloß an das divinatoriſche Verfahren gewieſen.
Haben wir dagegen mehrere Auflagen, nicht Ausgaben, und
von verſchiedener Druckprocedur, ſo entſteht die Möglichkeit,
ie einen Fehler haben, welche die andern nicht u. ſ. w. Hier
alſo verglichen werden. Schon bei dieſem Minimum von
:enz kommt das vergleichende urkundliche Verfahren in Be-
, und nur in dem Maaße, als das divinatoriſche eine ab-
chlagende Gewißheit giebt, kann man ſich des urkundlichen
lten.
Gehen wir jenſeits des Gebrauchs der Buchdruckerei zurück,
aben wir, weil bei den Handſchriften immer die Veran-
g zu mechaniſchen Fehlern iſt, immer die Aufgabe des ur-
ichen Verfahrens, ſobald nicht die Aufgabe in einen weiteren
htskreis tritt.
Hier entſteht aber die Frage, verhält ſich alles in dieſer Be-
g gleich, was aus dem Alterthum herrührt?
Stellen wir uns auf den allgemeinen philologiſchen Stand-
, ſo kommt es darauf an, zunächſt wie die Sprache in allen
verſchiedenen Perioden iſt behandelt worden. Es iſt dann
endig die Schreibweiſe des Schriftſtellers genau zu erforſchen.
em Ende aber muß man wiſſen, aus welcher Zeit der Ver-
iſt, das Verfahren wäre ſonſt null. Da beſchränkt ſich
ſchon die Aufgabe. Ferner, wenn der Verfaſſer keinen ſchrift-
iſchen Charakter hat, alſo keine Conſtanz im Sprachgebrauch,
nn kein Reſultat herauskommen, welches für die allgemeine
abe von Bedeutung wäre. Ein ſolcher kann eben ſo gut
Weiſe ſeiner Zeit repräſentiren, als regellos bald ſo bald ſo

ſchreiben. So kann es mehrere Produkte geben, von denen geſtehen müſſen, daß das philologiſche Verfahren anzuwe eben keinen beſonderen Nuzen gewähre, der dem Aufwande Kraft und Zeit entſpräche. Alſo beſchränkt ſich auch hier Aufgabe.

Nun entſteht aber eine Nebenaufgabe. Das Abſchreibe eine mechaniſche Operation, die bald auf dieſe bald auf jene kann getrieben werden. Die Buchſtabenſchrift hat zu verſch nen Zeiten ihre verſchiedenen Geſtaltungen, welche auch verſ dene mechaniſche Irrungen hervorbringen kann. Iſt die Diff der Zeit zwiſchen der Urſchrift und Abſchrift bekannt, und es in dieſer Zwiſchenzeit verſchiedene Geſtaltungen der Schrif iſt möglich, daß jede Irrung ihre eigene Geſchichte hat. Es nen Irrungen aus ganz verſchiedenen Zeiten herſtammen. dieß zu wiſſen, werden paläographiſche Kenntniſſe Studien erfordert.

Es giebt Schriftzeichen, die mit der grammatiſchen Poſitio Wörter zuſammenhängen, die aber in verſchiedenen Zeiten ſchieden ſind. Sobald nun eine Abſchrift mehr dem Char ihrer Zeit, als dem der Urſchrift folgt, entſtehen ganz neue zuſammengeſeztere Irrungen. Hier finden wir alſo die unm bar philologiſche Aufgabe, die Geſchichte der Sprache und S in ihren verſchiedenen Exiſtenzialverhältniſſen zu erforſchen. Vergleichung der Urkunden hat zugleich wieder den Zweck, geſchichtlichen Momente feſtzuſtellen, weil wir ſie eben nu dieſen Überbleibſeln haben, wozu die Schriftſteller, die da geſchrieben haben, nur Complemente ſind. Da kann ein Sc ſteller, der an und für ſich wenig Bedeutung hat und in ſc ſtelleriſcher Hinſicht keine Mühe belohnt, doch in paläographi Hinſicht von großem Werthe ſein. So entſtehen Geſichtspu und Werthe, die man von dem einfachen hermeneutiſchen St punkte aus gar nicht findet. Das paläographiſche Studium ſich iſt ein rein hiſtoriſches, man kann es eigentlich nicht zur Kritik rechnen. Aber es kann ohne Kritik nicht beſt

ɜlich geſchrieben habe. Können wir dieß in allen Fällen
'ln?

r unterſcheiden die divinatoriſche und urkundliche Me-
Weiß man genau, wie zur Zeit des Schriftſtellers geſchrie-
und kann man ſeinen Sprachgebrauch ſicher beſtimmen,
man ſich mit der divinatoriſchen Kritik jenes Ziel ſezen,
mmen, wie der Verfaſſer urſprünglich geſchrieben habe.
e viel gehört dazu, um jene Vorausſezungen mit Sicher-
machen! Was die urkundliche Methode betrifft, ſo giebt
ings oft Fälle, wo ſie ſich jenes Ziel nicht ſezen kann.
die Fälle, wo wie bei Homer zweifelhaft iſt, ob es je-
e Urſchrift gegeben, oder wo die Zeitdifferenz zwiſchen der
und den älteſten Abſchriften, die wir haben, bedeutend
, ſo daß eine Menge von Zwiſchenpunkten fehlen, wo
ıte Quellen von Fehlern liegen können, und kein Übergang
ɔrift in Beziehung auf mechaniſche Fehler zu entdecken
ſolchen Fällen iſt jene Aufgabe durchaus nicht mehr zu löſen,
ı muß ſich, wie z. B. bei den Homeriſchen Werken, be-
auf die Schreibweiſe der Alexandriniſchen Grammatiker
ɜehen. Hier ſind alſo die verſchiedenen Intereſſen zu ſon-
as hermeneutiſche und das allgemein philologiſche. Das

ſchreiben. So kann es mehrere Produkte geben, von den
geſtehen müſſen, daß das philologiſche Verfahren anzur
eben keinen beſonderen Nuzen gewähre, der dem Aufwand
Kraft und Zeit entſpräche. Alſo beſchränkt ſich auch h
Aufgabe.

Nun entſteht aber eine Nebenaufgabe. Das Abſchrei
eine mechaniſche Operation, die bald auf dieſe bald auf jene
kann getrieben werden. Die Buchſtabenſchrift hat zu ver
nen Zeiten ihre verſchiedenen Geſtaltungen, welche auch v
dene mechaniſche Irrungen hervorbringen kann. Iſt die D
der Zeit zwiſchen der Urſchrift und Abſchrift bekannt, und
es in dieſer Zwiſchenzeit verſchiedene Geſtaltungen der Sch
iſt möglich, daß jede Irrung ihre eigene Geſchichte hat. E
nen Irrungen aus ganz verſchiedenen Zeiten herſtammen.
dieß zu wiſſen, werden paläographiſche Kenntniſſ
Studien erfordert.

Es giebt Schriftzeichen, die mit der grammatiſchen Poſit
Wörter zuſammenhängen, die aber in verſchiedenen Zeite
ſchieden ſind. Sobald nun eine Abſchrift mehr dem Ch
ihrer Zeit, als dem der Urſchrift folgt, entſtehen ganz nei
zuſammengeſeztere Irrungen. Hier finden wir alſo die ur
bar philologiſche Aufgabe, die Geſchichte der Sprache und
in ihren verſchiedenen Exiſtenzialverhältniſſen zu erforſchen.
Vergleichung der Urkunden hat zugleich wieder den Zwed
geſchichtlichen Momente feſtzuſtellen, weil wir ſie eben
dieſen Überbleibſeln haben, wozu die Schriftſteller, die
geſchrieben haben, nur Complemente ſind. Da kann ein
ſteller, der an und für ſich wenig Bedeutung hat und in
ſtelleriſcher Hinſicht keine Mühe belohnt, doch in paläogra
Hinſicht von großem Werthe ſein. So entſtehen Geſichti
und Werthe, die man von dem einfachen hermeneutiſchen
punkte aus gar nicht findet. Das paläographiſche Studi
ſich iſt ein rein hiſtoriſches, man kann es eigentlich nich
zur Kritik rechnen. Aber es kann ohne Kritik nicht b

abe der Kritik. Solche ſo gemachte Ausgaben ſind kritiſch unbrauchbar und nur dazu brauchbar, um ſich des Inhalts Buches im Großen und Groben zu verſichern; an genaue, e Kenntniß des Einzelnen iſt da gar nicht zu denken. Iſt gar der Inhalt eines ſo edirten Werkes zugleich Gegenſtand Streites, ſo iſt der Verdacht unabweisbar, daß der Heraus- , zumal wenn er an dem Streit Theil nimmt, manches für gehalten, was richtig, und manches frembartige hineinge- t. Unter ſolchen Umſtänden ſind ſolche Ausgaben gänzlich erhorreſciren.

Ein dritter Fall iſt, daß wir ein gedrucktes Exemplar haben, i wir wiſſen, daß der Herausgeber keine willkührliche Ände- en gemacht. Der Herausgeber hat aus älteren Handſchriften öpft und aus dieſen Quellen nach ſeiner Überzeugung immer Beſte genommen. Allein er hat die Quellen, woraus er mmen, nicht angegeben, und uns nicht in den Stand geſezt, Einzelne auf ſeine beſtimmte Quelle zurückzuführen. In n Falle wiſſen wir zwar, daß nichts im Text ſteht, was ſchon einmal vorhanden war, nichts, was nicht urkundlich , allein auch eine ſolche Ausgabe iſt für das philologiſche reſſe, wie für die einfache hermeneutiſche Operation, immer reichend. Sie gewährt für die genaue Kenntniß der urſprüg- t Schreibweiſe keine Sicherheit, auch können, wenn aus ver- enen Abſchriften der Text zuſammengeſtellt iſt, verſchiedene n der Zuſammenſtellung gedacht werden, die einen verſchiede- Sinn geben, wenigſtens was die Stärke oder Schwäche des rruckes betrifft. Wir ſind dann in dem Falle, den Verfaſſer den bloßen Leſer, der die Zuſammenſtellungen gemacht hat, gehörig unterſcheiden zu können.

Wenn alſo ſchon verſchiedene Geſtalten deſſelben Buches ren, die wenn auch nur in Kleinigkeiten abweichend ſind, l ein vollſtändiger philologiſcher Gebrauch nur möglich unter Bedingung eines kritiſchen Apparats. Dieſer muß zweierlei lten, einmal die Geneſis der aufgenommenen Leſeart, ſodann

nicht, wie und nach welchen Regeln und Geſichtspunkten der Herausgeber mit dem Texte verfahren iſt, ſo kann ich auch ſeinen Text nicht richtig behandeln. Wir müſſen, um jenes zu erfahren, die verſchiedenen Fälle conſtruiren, aber die Conſtruction der verſchiedenen Fälle führt auf verſchiedene Verfahrungsweiſen und deren Regeln zurück. Dieſe ſind dann in Beziehung auf ihre Zweckmäßigkeit zu vergleichen. Dieſe Frage aber iſt ohne die Vergleichung zwiſchen dem Falle, wo ich einen gedruckten Text, und dem Falle, wo ich eine einzelne Handſchrift habe, nicht zu beantworten. Iſt nun zwiſchen dieſen beiden Fällen immer ein Unterſchied? Oder giebt es auch Fälle, wo der Unterſchied verſchwindet? Das leztere kann ſtatt finden, wenn ein Schriftſteller aus einer einzelnen Handſchrift abgedruckt iſt und mit möglichſter Genauigkeit. Die Differenz aber verſchwindet nur dann völlig, wenn die Zeichen des Drucks ſich ganz an die Zeichen der Handſchrift halten. Da iſt als hätten wir eben nur eine einzelne Handſchrift.

Sezen wir die verſchiedenen Fälle eines gedruckten Textes ſelbſt, und zwar zuerſt den einfachſten, daß ich weiß, das gedruckte Exemplar ſtellt eine beſtimmte Handſchrift des Werkes dar. In dieſem Falle iſt mir die ganze kritiſche Aufgabe überlaſſen, weil ich alle Urſache habe vorauszuſezen, daß in dieſem Exemplare mechaniſche Irrungen ſind.

Ein zweiter Fall iſt der, daß das gedruckte Exemplar durch eine Beurtheilung entſtanden iſt, deren Principien ich nicht kenne. Da bin ich noch ſchlimmer daran. Denn ich weiß nicht einmal, was einen urkundlichen Grund hat, und was nur auf einer mir nicht bekannten Einwirkung beruht. Es kann z. B. ſein, daß der Herausgeber ein Paar Handſchriften vor ſich gehabt und aus jeder nahm, was ihm darin befriedigender ſchien als in der andern. Er hat auch wol die divinatoriſche Methode angewendet, wenn ihm etwas dem Sinn und den Verhältniſſen des Buches angemeſſener oder nothwendig ſchien. Iſt nun hier Urkundliches und Nichturkundliches, u. ſ. w. untereinander und ſo, daß ſich die Verhältniſſe nicht unterſcheiden laſſen, ſo iſt dieß die ſchwierigſte

ıfgabe der Kritik. Solche ſo gemachte Ausgaben ſind kritiſch
nz unbrauchbar und nur dazu brauchbar, um ſich des Inhalts
s Buches im Großen und Groben zu verſichern; an genaue,
)ere Kenntniß des Einzelnen iſt da gar nicht zu denken. Iſt
n gar der Inhalt eines ſo edirten Werkes zugleich Gegenſtand
s Streites, ſo iſt der Verdacht unabweisbar, daß der Heraus-
ber, zumal wenn er an dem Streit Theil nimmt, manches für
ſch gehalten, was richtig, und manches fremdartige hineinge-
acht. Unter ſolchen Umſtänden ſind ſolche Ausgaben gänzlich
perhorreſciren.

Ein dritter Fall iſt, daß wir ein gedrucktes Exemplar haben,
obei wir wiſſen, daß der Herausgeber keine willkührliche Ände-
ıngen gemacht. Der Herausgeber hat aus älteren Handſchriften
ſchöpft und aus dieſen Quellen nach ſeiner Überzeugung immer
ıs Beſte genommen. Allein er hat die Quellen, woraus er
:nommen, nicht angegeben, und uns nicht in den Stand geſezt,
des Einzelne auf ſeine beſtimmte Quelle zurückzuführen. In
eſem Falle wiſſen wir zwar, daß nichts im Text ſteht, was
icht ſchon einmal vorhanden war, nichts, was nicht urkundlich
ıre, allein auch eine ſolche Ausgabe iſt für das philologiſche
ntereſſe, wie für die einfache hermeneutiſche Operation, immer
nzureichend. Sie gewährt für die genaue Kenntniß der urſprüg-
chen Schreibweiſe keine Sicherheit, auch können, wenn aus ver-
hiedenen Abſchriften der Text zuſammengeſtellt iſt, verſchiedene
rten der Zuſammenſtellung gedacht werden, die einen verſchiede-
en Sinn geben, wenigſtens was die Stärke oder Schwäche des
usdruckes betrifft. Wir ſind dann in dem Falle, den Verfaſſer
nd den bloßen Leſer, der die Zuſammenſtellungen gemacht hat,
icht gehörig unterſcheiden zu können.

Wenn alſo ſchon verſchiedene Geſtalten deſſelben Buches
iſtiren, die wenn auch nur in Kleinigkeiten abweichend ſind,
) iſt ein vollſtändiger philologiſcher Gebrauch nur möglich unter
er Bedingung eines kritiſchen Apparats. Dieſer muß zweierlei
nthalten, einmal die Geneſis der aufgenommenen Leſeart, ſodann

So wird man in der Regel durch die vorhandene Interpunktion befangen, hält ſie für richtig, und nur wenn man auf Schwierigkeiten ſtößt und auf die Möglichkeit eines andern Sinnes bei veränderter Interpunktion wird man bedenklich. Allein man iſt ſchon im Zuge deſſen, was einem früher eingeleuchtet hat, alles andere iſt im Nachtheil der Oppoſition. Wollten wir deßwegen verlangen, daß die alten Schriftſteller ohne alle Interpunktion gedruckt werden ſollten, ſo wäre dieß zu ſehr wider alle Gewohnheit und würde für die meiſten Leſer neue Schwierigkeiten haben. Richtiger wäre es freilich an ſich, aber es iſt unthunlich. Auf jeden Fall aber iſt bei interpungirtem Text alle Vorſicht anzuwenden.

Eben ſo kann der Leſer leicht durch den vorliegenden Text beſtochen werden. Dieſer nimmt von einem früher Beſitz, als man die abweichenden Leſearten vergleicht. Daher iſt es gut, wenn der Herausgeber die Maximen, die er bei der Conſtitution des Textes befolgt hat, gleich von vorn herein beſtimmt. Je beſtimmter ſie ausgeſprochen ſind, deſto leichter kann man ſich orientiren. Es iſt ein bedeutender Unterſchied, ob der Text aus lauter Urkundlichem beſteht, oder ob auch Reſultate der divinatoriſchen Kritik darin ſind, ob der Text aus gleichartigem oder ungleichartigem Urkundlichen beſteht. Doch kommt es dabei eben auf die Beſtimmung des Werkes an. Denkt man ſich die Ausgabe eines Claſſikers ohne alle philologiſche Tendenz zu anderweitigem Gebrauch gemacht, etwa bloß für den äſthetiſchen Genuß der Liebhaber, ſo kann der Herausgeber ſelbſt ſeine Emendationen mit aufnehmen. So liegt auch den Ausgaben zum Schulgebrauch die eigentlich kritiſche Aufgabe fern; der kritiſche Apparat würde nur aufhalten. Aber zu ſtreng philologiſchem Gebrauch iſt nothwendig, daß der Herausgeber den vollſtändigen kritiſchen Apparat vorlege, ſo daß Urtheil und Urkundliches unterſchieden werden könne. Dieſe Unterſcheidung iſt nothwendig, wiewol nicht immer rein durchzuführen.

Wie weit geht nun aber die Obliegenheit des kritiſchen Leſers,

alſo eines ſolchen, der über die unmittelbare hermeneutiſche Aufgabe hinausgeht? Er hat vor allem nach dem Verhältniß des Herausgebers zur Thatſache, der urſprünglichen, und nach dem beſtimmten Zwecke der Ausgabe zu fragen, und dieſen zu beurtheilen, ob er ein ſolcher ſei, bei dem man ſtehen bleiben könne?

Die Fälle ſind verſchieden. Iſt das urſprüngliche Verhältniß dieſes, daß die Schrift vom Anfang an zur Öffentlichkeit und Vervielfältigung beſtimmt war, ſo fragt ſich, iſt dieſe von Anfang an geſchehen oder ſpäter? Wenn ſpäter, ſo entſteht die Frage, in welchem Zuſtande die Urſchrift war, als die Vervielfältigung anging, und auf welche Weiſe dieſelbe betrieben worden?

Denken wir uns eine Sammlung z. B. von Briefen einer geſchichtlichen Perſon. Es iſt nicht beſtimmt vorauszuſezen, daß die Briefe von Anfang an und abſichtlich öffentlich geweſen. Wir müſſen alſo annehmen, daß die Öffentlichkeit erſt mit der Sammlung angefangen. Hat nun der Sammler nicht erweislich lauter Urſchriften gehabt, ſondern Abſchriften, ſo iſt im lezteren Falle der kritiſche Charakter wol nicht immer derſelbe. Er kann von einigen Stücken treuere beſſere Abſchriften bekommen haben, als von andern. Da fragt ſich denn, läßt ſich die urſprüngliche Handſchrift des Schriftſtellers herſtellen, ob und wie weit und unter welchen Bedingungen?

Haben wir einen reichen Schriftſteller und andere Werke von ihm, die ziemlich genau überliefert ſind, ſo daß wir im Stande ſind, eben aus dieſen genaueren Quellen ſeine Sprachbehandlung ſicher kennen zu lernen, ſo wäre es auf die Weiſe vielleicht möglich, aber nur auf dem Wege der divinatoriſchen Kritik, die Urſchrift mit einiger Sicherheit herzuſtellen, doch auch nur da, wo beſtimmte Indikationen der Unrichtigkeit des Vorhandenen vorhanden ſind, ſei es durch Mannigfaltigkeit der Abſchriften oder durch den Sinn. Da werden indeß manche über Vieles wegleſen ohne Verdacht. Was iſt in ſolchen Fällen für ein Ziel zu ſtecken? Wir werden uns, anſtatt an den Verfaſſer, an den Zeitpunkt der Sammlung und Publikation halten müſſen.

Bringt man es dahin, feſtzuſtellen, was damals geleſen iſt, ſo iſt das alles, was ſich erreichen läßt. Nicht daß nicht hie und da das divinatoriſche Verfahren eine Menge von Irrungen beſeitigen könnte, aber Gleichmäßigkeit läßt ſich nicht mehr erreichen.

Es kann Fälle geben, wo man bei einem niedrigeren Ziele ſtehen bleiben muß. Nemlich die Vervielfältigung einer Schrift kann auf verſchiedene Weiſe betrieben werden. Geſchieht dieß von dem Einen aus Verlangen, ein ſolches Werk zu beſizen, von Andern zu andern Zwecken, ſo kann gleichzeitig eine große Mannigfaltigkeit von Abſchriften entſtehen. Wird die Vervielfältigung in einem beſtimmten Zeitpunkte auf beſtimmte Weiſe als beſtimmtes Geſchäft betrieben, dann iſt größere Sicherheit. Es laſſen ſich dann, wenn die Copien auf dieſelbe Weiſe gemacht ſind, beſtimmte Regeln aufſtellen. In der Regel iſt das Frühere dieß, daß Einzelne an den Produktionen eines Schriftſtellers ein gewiſſes Intereſſe haben, und erſt dann, wenn dieß Intereſſe ſich allgemein verbreitet, wird die Vervielfältigung gleichmäßiger, ſyſtematiſcher, oder auf geſchäftlichem Wege betrieben. Hat aber ein Schriftſteller gleich für das Publicum geſchrieben, ſo iſt ſein Werk auch gleich auf geſchäftlichem Wege vervielfältigt. In dieſem Falle kann man auch viel eher auf Herſtellung der urſprünglichen Handſchriften ausgehen, im entgegengeſezten Falle wird man das nicht können.

Man kann ſich daher die Aufgabe auf zweifache Weiſe ſtellen. Erſtlich, ein Herausgeber kann ſich vornehmen, Gleichmäßiges zu liefern in allen Theilen, zweitens, mit Aufopferung des Gleichmäßigen das Beſte und Sicherſte in jedem einzelnen Falle zu geben. Für den Leſer ſind beide Arten gleich gut, ſie ergänzen einander. Aber das muß von einem jeden Herausgeber gefordert werden, daß er den Leſer von der Tendenz und den Grundſäzen ſeines Verfahrens in Kenntniß ſeze.

Wenden wir das Bisherige auf das N. T. an, ſo haben wir hier zunächſt das Verhältniß des Leſers zu dem Herausgeber zu betrachten.

Als Theologen können und dürfen wir bei der einfachen hermeneutiſchen Aufgabe nicht ſtehen bleiben. Das N. T. bildet ein beſonderes Sprachgebiet und jedes ein in ſeiner Art einziges. Wir haben zwar rückwärtsliegend die Apokryphen und die Septuaginta, und vorwärtsliegend das patriſtiſche Griechiſche, aber beides iſt bei aller Verwandtſchaft doch wieder verſchieden. Für den Zuſammenhang der hermeneutiſchen Operation haben wir uns ſo viel als möglich Analogien zu verſchaffen, aber aus dem N. T. ſelbſt, und ſo müſſen wir ſo viel als möglich alles Einzelne genau beſtimmen und den Ausdruck überall wo möglich auf den urſprünglichen der Verfaſſer zurückführen. Unterlaſſen wir dieß, ſo thun wir uns ſelbſt Schaden, denn es entſtehen dann Lücken in der Analogie. Der nicht theologiſche Leſer mag bei der einfachen hermeneutiſchen Aufgabe ſtehen bleiben. Dem Theologen liegt die genaueſte Kenntniß des neuteſtam. Sprachgebrauchs ob, und in Beziehung hierauf machen ſogenannte Kleinigkeiten keinen Unterſchied. Wir ſind alſo auf das ganze vollſtändige kritiſche Verfahren angewieſen.

Wie ſtehen wir nun damit zu dem Herausgeber? Was hat er zu leiſten und was wir zu thun?

Wir müſſen auf die erſte Herausgabe des N. T. zurückgehen, d. h. auf den erſten Anfang des N. T. in ſeinem gegenwärtigen Zuſtande als gedrucktes Buch.

Es gab, ehe es gedruckt wurde, eine große Menge von Handſchriften aus verſchiedenen Zeiten in verſchiedenen Gegenden gefunden und in verſchiedenen Gegenden geſchrieben. Wie fing man nun von dieſem Zuſtande aus den Druck des N. T. an? Man hatte einige Handſchriften vor ſich und machte aus dieſen einen gedruckten Text, ohne gerade beſtimmt einer Handſchrift zu folgen, und ohne ſich von dem Verfahren beſtimmte Rechenſchaft zu geben. So entſtanden verſchiedene gedruckte Texte. Späterhin fixirte ſich eine Geſtalt, die aber nichts weniger als nach beſtimmten Principien gemacht iſt, ſondern aufs Gerathewol. Dieſer Text, die ſogenannte recepta, beruht nicht auf Urkundli-

chem, es giebt keine Handschrift, der er entspräche. Er ist aus gedruckten Ausgaben und einzelnen kritischen Versuchen, die sich aber auf gedruckte Ausgaben beziehen, entstanden. Behandeln wir die Sache nun rein vom philologischen Standpunkte und erkennen die Thatsache der Verschiedenheit der Handschriften, so entsteht die Aufgabe, die Handschriften zu vergleichen. Diese Aufgabe aber kann von Einzelnen bei ganz systematischem Verfahren nicht gelöst werden. Es hätten sich mehrere Männer vereinigen müssen mit Beschränkung auf bestimmte Principien. Um diese Principien richtig aufstellen zu können, dazu bedurfte es der Kenntniß der Handschriften, da es nun hieran fehlte, so wurde das Verfahren natürlich desultorisch und fragmentarisch.

Seitdem hat man nun vielerlei verschiedene Ausgaben des N. T. gemacht. Einige haben mehrere Handschriften verglichen und die Resultate ihrer Vergleichung als kritischen Apparat ihrer Ausgaben beigefügt, den Text aber gelassen, wie er eben war. Da nun damals die recepta schon vorhanden war, so befinden wir uns bei solchen Ausgaben in dem ungünstigsten Falle. Urtheil und Urkundliches ist darin gemischt, auch fehlt die Angabe der Verfahrungsweise, das Auge besticht uns durch das Vorliegende, und endlich haben wir auch keine hinreichende Nachricht von dem Zustande des Materials. Da entsteht für uns eine, wenn vollständig, dann fast nicht zu lösende Aufgabe, ja bei der Lage der Sache wäre es kaum der Mühe werth, sie zu lösen. Sollten alle Handschriften auf systematische Weise aufs genaueste verglichen werden, so daß der kritische Apparat auf das vollständigste dargestellt würde und alle Bestechungen wegfielen, so könnte das nur so geschehen, daß das N. T. Wort für Wort vorgenommen und bei jedem die Verschiedenheit der Lesart daneben gestellt würde. Da aber die recepta verworfen werden muß und keine kritische Ausgabe vorhanden ist, bei der jene Bestechungen ganz wegfallen, so könnte man nur den Text einer Handschrift zum Grunde legen, und dann den kritischen Apparat anknüpfen. Denn bei einer Handschrift seze ich die Möglichkeit der Irrungen immer

raus, bei einem durchgearbeiteten Texte nicht ſo, und bin hier
o beſtochen. Alſo man muß den Text einer Handſchrift zum
runde legen und die Abweichungen mit Bezeichnung des Ortes,
her ſie genommen ſind, als kritiſchen Apparat hinzufügen. —
n die kritiſche Aufgabe richtig zu löſen, müſſen beſſere Ausga-
n gegeben werden, in denen der Text ganz von neuem revidirt
rden iſt.

Ferner iſt zu bemerken, daß alle abſichtlichen Vergleichungen
rſchiedener Handſchriften, wie ſie in den kritiſchen Apparat ein-
gangen ſind, gar nicht für vollſtändig angeſehen werden können.
rade bei der Eigenthümlichkeit des N. T. iſt eine Ungleichför-
gkeit entſtanden, die ſonſt nicht leicht auf einem andern Gebiete
rkommen kann. Wie viele Stellen ſind nicht bloß hermeneu-
ch, ſondern auch dogmatiſch ſtreitig! So iſt's gekommen,
ß man oft nur ſolche Stellen verglichen hat, die dogmatiſches
tereſſe haben. Auf die Weiſe entſteht eine unvollſtändige Ver-
ichung und Vorſtellung von der Beſchaffenheit der Handſchriften.

Allerdings haben wir bei dem N. T. den Vortheil, daß ein-
ne Handſchriften ganz als Facſimile abgedruckt ſind. Allein
ſe Abdrücke ſind nicht Allen zugänglich und ſehr koſtbar. Schon
es großen Volumens wegen eignen ſie ſich nicht zum täglich-
n Gebrauch und bei dem eigentlichen Leſen hat man ſie nicht
r Hand.

Betrachten wir die bisher am meiſten gebrauchten Handausga-
n des N. T., ſo hat in einigen der Herausgeber ſein Urtheil vom
xte ganz geſondert. So in der Wetſteinſchen Ausgabe. Wetſtein
t, was ihm an dem hergebrachten Text fehlerhaft dünkte und
s er für Beſſeres hielt, beſonders bezeichnet. Noch weiter ging
riesbach, der was er Beſſeres aufgenommen hat, durch die Schrift
terſchieden und das Alte in den inneren Rand geſtellt hat.
er fällt die Beſtechung des Auges allerdings bis auf einen ge-
ſſen Punkt weg, aber doch nur zu Gunſten des alten Textes,
n gar keine Auctorität zum Grunde liegt. Ja ſelbſt bei Gries-
ch geht die Superſtition in Beziehung auf den gemeinen Text

Weiſe, wie dieſelben hervortreten.

Unter dieſen Verhältniſſen entſteht die Frage, was Weiſe für den neuteſtam. Text geleiſtet werden kann wir zurück auf das, was bisher über die verſchiedene niſſe, wenn eine Urſchrift da iſt und wenn nicht, beilä worden iſt, ſo müſſen wir in Beziehung auf das N. es habe von demſelben als Ganzem nie Urſchriften geg dern es ſei nur ein Aggregat ſehr verſchieden geſtaltete ten geweſen. Unter der Urſchrift des ganzen N. T. k nur verſtehen das zuerſt geſchriebene Exemplar eines ſo geſtellten N. T. Was die einzelnen Bücher der Sam trifft, ſo waren die Evangelien wol als eigene Schr Verfaſſer vorhanden, wenigſtens Matthäus, Markus u nes. Mit Lukas iſt es eine eigene Sache. Die Apoſt als zweiter Theil des Evangeliums, ſollte urſprünglich ſem ein Ganzes bilden. Aber noch vor der Zuſamm des geſammten N. T. wurden die vier Evangelien zu ſchrieben, ſo daß alſo das erſte Buch des Lukas von ten getrennt war. Welches die Urſache dieſer Getren beiden Bücher war, läßt ſich eher vermuthen, als bew wiß aber iſt, daß es lange, ehe das N. T. als Samm ſtand, Abſchriften dieſer Bücher gab. Nehmen wir die Schriften, ſo iſt die Sammlung der Pauliniſchen Brie

r nur ſagen, wahrſcheinlich geraume Zeit nach dem Tode oſtels. Nähere Beſtimmung iſt unmöglich. Sehr zu be- : iſt, daß damals noch die Urſchriften vorhanden geweſen, die Briefe des Apoſtels von den Gemeinden ſehr hochge- wurden, wie denn auch zu bezweifeln iſt, ob die Samm- :r Paul. Briefe aus Abſchriften von Urſchriften beſtand. — : unter ſolchen Umſtänden auch nur möglich, den urſprüng- Text herzuſtellen? Es fehlt der Rückweg dazu. Man kann : Allgemeinen ſagen, daß es möglich ſei, aber nie die)keit als ſolche beſtimmt wiſſen. So kann man ſich jenes icht zum Ziel ſezen. Die Thatſache vorausgeſezt, daß die hriften des N. T. eine ſo große Maſſe von Abweichungen n, kann man irgend eine Zeit nachweiſen, wo dieſe Ab- igen nicht geweſen? Man kann vielleicht auf den Zuſtand ehen, wo man ſie überſehen konnte, nicht auf den, wo) nicht waren. Schon die älteſten kirchlichen Schriftſteller, : N. T. philologiſch behandelt haben, z. B. Origenes, füh- e Menge von Abweichungen an. Da aber dieſe Anführun- ir gelegentlich ſind, ſo haben wir daran keinen ſicheren ab für die Maſſe der vorhandenen Abweichungen. Das heinlichſte iſt, daß mehr vorhanden waren, als angeführt . Alle unſere Handſchriften ſind jünger, als jene Anfüh- . So iſt es unmöglich auf einen Zeitpunkt zurückzugehen, : Abweichungen ſich noch in beſtimmte Grenzen einſchließen

bei dieſer Lage der Dinge iſt zweierlei möglich. Der kriti- erausgeber kann entweder etwas Gleichmäßiges leiſten wol- ann aber muß er ſich in ſolche beſtimmte Grenzen zurück-

Dieß hat Lachmann am beſten getroffen. Oder der sgeber kann ſich vornehmen, das Älteſte, was mit Sicher- ufzufinden iſt, zu geben. Aber in dieſem Falle würde Ungleichmäßiges und auch Unbeſtimmbares herauskommen, nan das Zeitalter unſerer Handſchriften nicht genau kennt, lbſt, wenn wir das Alter der Handſchriften genau kennten,

doch damit über das Alter und die Trefflichkeit ihres Textes noch keine ſichere Auskunft haben.

Fragen wir nun, wonach in Beziehung auf jene zweifache Art der kritiſchen Herausgabe der kritiſche Leſer zu ſtreben hat, vorausgeſezt, daß das Zurückgehen auf die Urſchrift unmöglich iſt?

Abſtrahiren wir von dem theologiſchen Intereſſe, ſo bekommt das N. T. rein als philologiſche Thatſache jener Zeit betrachtet einen ſehr untergeordneten Werth. Sofern aber das N. T. dasjenige Buch iſt, worauf immer zurückzugehen iſt, wenn es darauf ankommt, Vorſtellungen über chriſtliche Gegenſtände als urſprünglich chriſtlich darzuſtellen, ſo iſt das theologiſche Intereſſe ſo viel als möglich auszumitteln, ob das, was der Eine oder Andere anführt, ein wirklicher Gedanke des N. T. iſt. Wie nun, wenn wir bis auf die Urſchrift nicht zurückgehen können? Halten wir uns mit unſerem Intereſſe in der gegenwärtigen Zeit an der Periode der Proteſtantiſchen Kritik, ſo müſſen wir ſagen, die Vorſtellungen, die ſich theils früher, theils in der Zeit der Proteſtantiſchen Kirche gebildet haben, kommen in dieſer Beſtimmtheit im N. T. nicht vor, ſondern können nur auf indirectem Wege angeführt werden. Alle Fälle dieſer Art, wo beſtimmte dogmatiſche Intereſſen auf Stellen im N. T. zurückgehen, ſind ſo beſchaffen, daß die Vorſtellungen immer neuer als des N. T. ſind. Kann ich nun auch nicht auf die Urſchriften ſelbſt zurückgehen, aber doch auf eine Zeit, die älter iſt, als jene Vorſtellungen, ſo genügt dieß vollkommen, wenn damals, ehe die ſtreitigen Vorſtellungen entſtanden, das N. T. nur dieſes enthielt, was wir haben, und nichts anderes. Weiter können wir nicht kommen, aber für unſern Zweck iſt's genug. Denn wir ſind auf einen Punkt gekommen, wo was im N. T. ſteht auf ziemlich gleiche Weiſe in der Kirche beſtand. Die Vorſtellungen, die ſich aus ihm bekämpfen und vertheidigen, ſind ſpäter entſtanden. Der Zeitraum zwiſchen dem Texte und der Urſchrift iſt ein leerer Raum, der auf die Streitigkeiten keinen Einfluß hat, und ſo können wir uns in dieſer Beziehung damit begnügen. Giebt es ein Älteres,

as einen bedeutenden Einfluß haben kann, ſo iſt dieß in jedem
zelnen Falle eine höchſt wichtige und bedeutende Unterſuchung,
: eben auf die Conſtituirung des Textes keinen Einfluß hat.
o hat der Socinianer Crell zu beweiſen geſucht, θεοῦ ἦν ὁ
γος ſei die urſprüngliche Leſeart. Giebt man dieſer Stelle
gmatiſche Wichtigkeit, ſo iſt es eine wichtige Frage, ob die
ſeart echt iſt oder nicht. Aber indem Crell dieß zu beweiſen
cht aus der Art wie die Stelle gebraucht wird und aus den
orſtellungen die in den Schriften der älteſten Kirchenlehrer ent-
lten ſind, ſo liegt der ganze Streit jenſeits der Conſtituirung
s Textes. Es iſt dieß nur ein Ausnahmsfall, wo anderweitige
ata auf Anderes ſchließen laſſen, als die Abſchriften geben.
ieße es ſich auch durchaus beweiſen, ſo dürfte man es doch wol
icht in den Text aufnehmen, weil es ein anderes conſtituirtes
lement wäre, als der übrige Text, eine Conjectur. Überhaupt
ber ſind unter den eigentlichen Varianten nur wenige, welche
n bedeutendes dogmatiſches Intereſſe haben.

Wenn wir nun aber von dem philologiſchen Intereſſe aus-
ehen, und uns ſo auf den unmittelbar kritiſchen Standpunkt
ellen, ſo daß es uns vorzugsweiſe darauf ankommt, den Sprach-
ebrauch der einzelnen neuteſtam. Schriftſteller feſtzuſtellen, ſo
nnen wir nur zurückgehen wollen auf das was mit Sicherheit
u beſtimmen iſt. Vergeblich werden wir verſuchen, uns auf
en Standpunkt der urſprünglichen Leſer der einzelnen Schriften
u verſezen, und eben ſo vergeblich, den Standpunkt der erſten
eſer der Sammlung zu erreichen. Die Differenzen ſind älter,
ls die Sammlung. Nur annäherungsweiſe können wir auf
re Zeit zurückgehen, worüber wir ſchon kritiſche Angaben und
kunden genug aufzuweiſen haben. Aber wenn wir dann dar-
ach fragen, was zu einer beſtimmten Zeit die verbreitetſte Geſtalt
es N. T. war, ſo werden wir doch nie rein Gleichmäßiges finden,
ndern immer Verſchiedenes neben einander.

In Beziehung nun auf die zweifache Art der kritiſchen Aus-
abe des N. T., entweder einen gleichförmigen Text von einer

beſtimmten Zeit, oder den älteſten, der ſich aus dem Vorhand
nen ausmitteln läßt, darzuſtellen, fragen wir, was iſt in dem e
nen und andern Falle die Befugniß des Leſers?

Wir unterſcheiden in der Aufgabe des Leſers einmal die ei
fache hermeneutiſche Operation, dann die rein philologiſche i
Beziehung auf die geſammte neuteſtam. Sprache. Hier iſt nu
zweierlei möglich. Einmal iſt in vielen Fällen aus dem gegeb
nen Apparat zu wählen, ſofern uns der Herausgeber nur die
Freiheit gelaſſen hat. Dann aber iſt auch möglich, darüber hi
auszugehen und ſich der divinatoriſchen Kritik zu bedienen.

Denken wir uns einen Text, der in eine beſtimmte Ze
des kirchlichen Alterthums zurückführt. Wiſſen wir nun, zu d
Zeit iſt dieß in gewiſſen Regionen der Kirche am meiſten verbre
tet geweſen, jenes in andern, ſo iſt dieß ein ſehr günſtiger Fa
wenn wir annehmen können, daß ſich dieß mit einer gewiſſe
Sicherheit beſtimmen läßt. Sind wir dann befugt, aus irge
einem Intereſſe darüber hinauszugehen und divinatoriſch etwa
Anderes zu machen? Sind wir dazu befugt, ohnerachtet w
einen Text vor uns haben, der ſeines Wiſſens auch kein R
ſultat der divinatoriſchen Kritik in ſich hat, aber freilich nur ſe
nes Wiſſens?

Man hat dieſe Befugniß wegen der beſonderen kritiſch
Beſchaffenheit des N. T. geleugnet. Allerdings iſt die Maſſe u
kundlicher Subſidien bei dem N. T. größer, als bei irgend eine
claſſiſchen Schriftſteller. Allein da die größere Maſſe der Urku
den aus einer ſpäteren Zeit iſt, ſo haben wir keinen Grund, d
N. T. kritiſch anders zu behandeln, als die Profanſcribente
Dürfen wir nun bei dem N. T. divinatoriſch verfahren, ſo hab
wir zu unterſcheiden zwiſchen der einfachen hermeneutiſchen Au
gabe und der ſtreng philologiſchen. Bleiben wir bei der ei
fachen hermeneutiſchen Aufgabe ſtehen, ſo ſind Fälle denkbar, w
alles Urkundliche keinen Sinn giebt. Soll ich dann die herm
neutiſche Aufgabe ungelöſt laſſen? Das kann ich nicht, und woll
ich es auch nur zweifelhaft laſſen, was die gegebene Stelle fü

Sinn hat, ſo iſt dieß doch nicht ohne Einfluß auf das
en der ganzen Schrift. Es kann ſein, daß ich in derſel-
chrift eine andere Stelle finde, in der eine Indikation liegt,
e zweifelhafte Stelle zu verſtehen iſt. In dieſem Falle
h mit der hermeneutiſchen Löſung auskommen, ohne die
zu löſen. Das Verhältniß kann aber ein anderes ſein,
, daß ſpätere Stellen nur aus einer früheren, wo aber
nn zweifelhaft iſt oder gar keiner, verſtanden werden kann.
ſem Falle muß die kritiſche Aufgabe durchaus gelöſt werden,
ıf dem Wege der divinatoriſchen Kritik, wenn die urkund-
nichts führt. Wenn man nun die Kritik nicht als für
bſt behandelt und als eigene philologiſche Disciplin, ſo
3 leicht kommen, daß wir die Differenzen der vorhandenen
en ſo beurtheilen, daß wir eine Handſchrift, die weniger
enthält, wo der Sinn zweifelhaft iſt, für gut, eine an-
die mehr dergleichen enthält, für ſchlecht halten. Dieß iſt
n falſches Urtheil. Die leztere kann dem urſprünglichen
viel näher liegen, als die erſtere, worin das Anſtößige
rlich geändert ſein kann. So ſieht man, wie die kritiſchen
aus rein hermeneutiſchem Intereſſe täuſchen und falſch
Wo das Urkundliche eines ſolchen Textes nicht hinreicht,
t es wol, daß, wenn ſich Aushülfe auch in völlig werth-
Handſchriften findet, dieſe von den Exegeten ſchon als ur-
es Zeugniß angeführt, und dann geſagt wird, vielleicht
man ſo leſen. Allein dieß hat dann eben nur den Werth
ivinatoriſchen Operation.

ie divinatoriſche Kritik iſt alſo im N. T. in Beziehung
ie einfache hermeneutiſche Ausgabe allerdings ſtatthaft,
reilich auch wegen der beſonderen Beſchaffenheit des
an beſchränken. Dieß gilt von den eigentlichen di-

ditionen und einzelnen ſchriftlichen Aufſäzen entſtanden ſind, auf ſehr ſecundäre Weiſe aus der zweiten und dritten Hand, ſo daß das erſte Schriftliche ſchon nicht das rein Urſprüngliche mehr war in Beziehung auf viele Partieen. So können darin Ausſprüche Chriſti vorkommen, von denen wir nicht wiſſen, in welchem Zuſammenhange ſie geſprochen ſind. Wir ſind dann auch nicht im Stande, den Sinn mit voller Beſtimmtheit und in ſeinem ganzen Umfange anzugeben. Wir haben Ausſprüche, die bei allem Sententiöſen doch gar nicht auf allgemeine Weiſe erklärt werden dürfen, weil ſie in dem Falle mit andern in Widerſpruch ſtehen würden. Wie weit ſie aber zu beſchränken ſeien, kann man bei ſo mangelhaften Umgebungen nicht wiſſen. Um dieſe zu ergänzen, kann man ſeine Zuflucht nicht zur divinatoriſchen Kritik nehmen, denn was wir vor uns haben iſt nichts Falſches, ſondern nur ein Unbeſtimmtes. Hier kann allein die hiſtoriſche Kritik eintreten, welche nach der Analogie des vollſtändigeren Factums, welches vorliegt, das unvollkommene beurtheilt, und aus dem ſo conſtruirten Zuſammenhange beſtimmt, in welchem Sinne das unbeſtimmte zu nehmen ſei. — Wo der Saz grammatiſch und logiſch vollſtändig und geſchloſſen iſt und nur die Erklärungsmittel für einen einzelnen Ausdruck fehlen, da darf man nicht durch divinatoriſche Änderungen helfen wollen.

Die Operationen der divinatoriſchen Kritik dürfen freilich bei der Leſung des N. T. nicht ganz verbannt werden, obſchon man vermuthen darf, daß ihr Bedürfniß geringer iſt, als bei andern Schriften, wo ſo viel weniger Handſchriften vorhanden ſind. Aber in Beziehung auf die einfache hermeneutiſche Aufgabe darf man die divinatoriſche Kritik nur in den oben bezeichneten Grenzen ausüben.

Allein der theologiſche Leſer hat es nicht bloß jedesmal mit den einzelnen Stellen zu thun, die er vor ſich hat, auch nicht bloß mit dem einzelnen Buche, ſondern immer mit dem ganzen N. T. Dieſes umfaßt einen gewiſſen Ideenkreis, ſo daß alles für das andere Parallele oder Analogie iſt. Auch der Sprachgebrauch

n Ganzes, bei allen Differenzen durch das Hervortreten des
aismus doch so sehr ein abgeschlossenes Ganzes, daß wir
philologischem Interesse bei jeder Stelle auch auf den Werth
ben für den Sprachgebrauch des ganzen N. T. und speciell
esondern Schriftstellers zu sehen haben. Um nun in dieser
hung von allem Einzelnen den vollständigsten Gebrauch zu
en, sind wir da berechtigt, über das Urkundliche hinauszugehen,
divinatorisch zu verfahren? Es kann eine Stelle logisch und
matisch einen guten Sinn haben, auch einen christlichen, der
ruck kann auf dem Gebiete der neutestam. Sprache überhaupt
t, aber es kann etwas darin sein, was dem besondern Sprach-
uch des bestimmten Schriftstellers widerspricht. Entsteht dar-
nun schon unmittelbar die Berechtigung zu einem divinatori-
Verfahren? Nein. Ein solches Verfahren wäre ziemlich
Denn woher ist die Analogie, die man sich gebildet? Wenn
aus eben den Texten, worin es noch Differenzen, Willkühr-
iten giebt, worin die Täuschungen für das Auge noch nicht
lich vermieden sind, so muß man sagen, daß eine solche Ana-
keine Sicherheit hat, das Ursprüngliche des Schriftstellers
nthalten. Man wird auch fragen müssen, ob denn der Stel-
ür jene Analogie so viel sind, daß uns darin die constante
e des Schriftstellers gegeben ist? Haben wir alles, was er
rieben hat? Kurz wir haben nicht Hülfsmittel genug, um
htigende Analogien zu bilden aus dem, wogegen sich im
meinen nichts einwenden läßt. Die Versuche spezieller
chcharakteristik sind gut, nur muß man nicht zu viel
h darauf legen und glauben, es sei etwas festes. Wenn
nd sagt, der eine Schriftsteller sage Ἰησοῦς Χριστός, der
re Χριστὸς Ἰησοῦς u. s. w., so sind das alles Dinge, die
n Handschriften sehr variiren, wie sie dann auch so sehr in
Hand der Abschreiber lagen, daß unmöglich ist, auf die ur-
ngliche Hand des Schriftstellers selbst zurückzugehen.

Überhaupt können wir nicht berechtigt sein, im N. T. die divi-
rische Kritik vorwalten zu lassen um eines allgemeinen In-

teresses willen, weil es uns an den dazu gehörigen sichern Prämissen fehlt. Die neutest. Schriftsteller versiren fast ohne Ausnahme im Gebiet der gewöhnlichen Umgangssprache, der συνήθεια, aber eben deßwegen ist es unmöglich, die individuelle Sprachbehandlung des Einzelnen mit Sicherheit aufzustellen, weil das Geschriebene nur ein unendlich kleiner Theil des Gesprochenen ist. Selbst bei dem reichsten, dem Apostel Paulus, haben wir doch nur ein ἀποσπασμάτιον seines Mündlichen. Es läßt sich wol Manches aufstellen, daß man in einzelnen Fällen sagen kann, das klinge ganz fremd. Aber nun gar bei Schriftstellern, von denen wir so wenig haben, die Andere sprechen lassen und anführen. Kurz wir sind unter diesen Verhältnissen nicht berechtigt, im N. T. das divinatorische Verfahren anders, als für das unmittelbare hermeneutische Bedürfniß in Anwendung zu bringen.

Wir kommen nun aber bei dem Lesen des N. T. oft in den Fall, daß wir, um den Text zu bilden, zwischen verschiedenem Urkundlichen zu wählen haben. Wenn also das Urkundliche ein Mannigfaltiges von verschiedenem Werth ist, wie haben wir da zu verfahren? Die Aufgabe ist für den Leser um so größer, wenn der Herausgeber ihn nicht bestochen hat für das, was sein Resultat ist.

Es kommt dabei zweierlei in Betracht. Erstlich die Beschaffenheit der Urkunden, worin die Differenzen sind, und zweitens die Differenzen selbst. Was das erste betrifft, so ist alles, wovon wir keine Spur haben, daß es schon ehedem gelesen ist, oder was nur in späteren Handschriften sich findet ohne die Bürgschaft eines alten Textes, nicht unter das rein Urkundliche zu stellen, sondern als Resultat einer kritischen Operation anzusehen. Können wir nun behaupten, daß die Urkunden, die übrig bleiben, sich ihrem Werthe nach auf bestimmte Weise classificiren lassen, so daß vermöge der Classification einigen ein allgemeiner Vorzug vor andern gebühre, andern nur in gewissen Fällen?

Mit dieser Frage kommen wir auf das eigentliche diplomatische Gebiet der neutest. Kritik. Aber eben dieses ganze Gebiet

rch ſo viele Hypotheſen verwirrt, daß es ſchwer iſt den Ge=
nd auf eine einfache Weiſe zu behandeln nach ſo vielen
ichen Operationen, die damit gemacht ſind. Dieſe ſind eben
:machten Claſſificationen der Handſchriften, wobei verſchiedene
hümliche Geſichtspunkte und Vorliebe der Kritiker eingewirkt
. Es kommt auf eine einfache Betrachtungsweiſe an.
Dabei iſt zunächſt der Geſichtspunkt der einfachen hermeneu=
ı Aufgabe ganz zu beſeitigen, und das philologiſche Intereſſe
herrſchend. Wir denken uns den Fall, daß der Heraus=
ſo wenig als möglich uns durch ſein Urtheil beſtochen hat.
ehen wir aus von der vorliegenden Thatſache einer großen
ıe von verſchiedenen Leſearten in den Handſchriften. Hier
es nun zwei verſchiedene Geſichtspunkte, einen allgemeinen
:inen ſpeciellen. Nach dem ſpeciellen haben wir die Aufgabe,
ierſchiedenheiten ihrer Qualität nach zu taxiren, für jeden
nen Fall; nach dem allgemeinen, die Verſchiedenheiten der
ſchriften als ſolche. Es fragt ſich nun, von welchem von
ı Geſichtspunkten wir ausgehen ſollen oder wie man ſie ein=
unterzuordnen habe? Man könnte ſagen, wir haben ſo
ı Urtheil über den Werth der Handſchriften als ſolcher, daß
be nach dem Werth ihres Inhalts im Einzelnen beſtimmt
:n muß, alſo hieran allein habe man ſich zu halten. Dieß
er nur möglich bei einer kleinen Anzahl von Handſchriften,
uch nicht bedeutend von einander abweichen. Da iſt dieß
ihren das beſte und ausreichend. Allein bei einer ſo großen
e von Handſchriften, wie wir vom N. T. haben, iſt noth=
ig, um das Verfahren zu erleichtern, die Handſchriften zu
ficiren. Hat die Claſſification ein beſtimmtes Reſultat gehabt,
erden gewiſſe Handſchriften ganz beſeitigt werden können,
ſie ohne Auctorität und Werth erſcheinen. Wie aber läßt
ıer Werth der Manuſcripte taxiren?
Zuerſt giebt es gewiſſe äußere Differenzen, und zwar beſon=
zwei. Erſtlich ſind einige mit Uncialbuchſtaben, andere mit
ioſchrift geſchrieben. Dieß deutet auf einen beſtimmten Un=

terſchied der Zeit, denn die Curſivſchrift iſt ſpäter aufgekommen, und die Uncialſchrift zu gebrauchen hat man in einer gewiſſen Zeit aufgehört. Die zweite Differenz iſt die, daß es einige Handſchriften giebt, welche bloß den griechiſchen Text enthalten, andere eine lateiniſche Interlinearverſion. Dieſe Differenz bezeichnet einen Unterſchied der Gegend, denn die griechiſchlateiniſchen Manuſcripte konnten nur in Gegenden entſtehen, wo das Lateiniſche Erleichterungsmittel war, alſo im Occident.

Können wir nun ſchlechthin ſagen, die Curſivhandſchriften, weil im Allgemeinen jünger, ſeien bei Seite zu legen, und nur an die Uncialhandſchriften habe man ſich halten? Nein denn einer Curſivhandſchrift kann unmittelbar eine Uncialhandſchrift zum Grunde liegen, man würde ſich alſo in dieſem Falle durch jene Maxime wichtiger Materialien berauben. Es muß aber jenes erſt bewieſen werden. Sezen wir z. B. den Fall, daß eine Curſivhandſchrift aus dem 14ten Jahrhundert von einer Uncialhandſchrift des 6ten Jahrhunderts abgeſchrieben iſt, welche verloren gegangen iſt. Haben wir nun mehrere Handſchriften aus jener früheren Zeit und die Curſivhandſchrift bietet Leſearten, von denen ſich nicht geradezu nachweiſen läßt, daß ſie durch Irrungen entſtanden ſind, die ſich aber in keinem der älteren Dokumente finden, ſo folgt, daß ſie nicht ſehr verbreitet geweſen ſind. Auf Leſearten aber, die zu einer gewiſſen Zeit nicht ſehr verbreitet geweſen, und iſolirt erſcheinen, iſt wenig Rückſicht zu nehmen, weil wir keine Gewährleiſtung haben, ob ſie nicht gemacht ſind. Dieſer Grundſaz läßt ſich im Allgemeinen feſtſtellen.

Wie iſt es nun mit der andern Differenz? Was die Interlinearcodices betrifft, ſo iſt in ihnen die lateiniſche Verſion als exegetiſche Auctorität dazwiſchen gelegt. Nun giebt aber dieſes ein ſolches Verhältniß, daß wahrſcheinlich dem Abſchreiber das Latein geläufiger geweſen, als das Griechiſche. Solche Handſchriften werden daher leicht die Neigung haben, Lateiniſches aufzunehmen, zu latiniſiren. Darum aber darf ihnen im Allgemeinen kein geringerer Werth beigelegt werden. Nur ſo oft ſie von

andern in der Art abweichen, daß ſich die Abweichung aus dem Zuſammenſein mit dem Lateiniſchen erklärt, müſſen wir uns an die andern halten, die dann beſtimmt den Vorzug verdienen. Was aber in beiden Claſſen übereinſtimmt, iſt das am meiſten Verbreitete in geographiſcher Hinſicht. Dieſem geben wir den Vorzug, damit iſt aber noch nicht geſagt, daß eine von beiden Claſſificationen einen entſchiedenen Vorzug habe.

Man hat nun aber noch andere Claſſificationen in Vorſchlag gebracht. Findet man, daß die Handſchriften von der einen wie der andern Claſſification in gewiſſen Leſearten übereinſtimmen und abweichen, und ſtellt man ſich das Ähnliche und Verſchiedene in gewiſſen Maſſen zuſammen, ſo entſteht eine gewiſſe Phyſiognomie. Darnach hat man die Handſchriften familienweiſe claſſificirt. Dieſe Familien werden dann auch Recenſionen genannt, was freilich etwas anderes iſt, denn Recenſion iſt abſichtliche Conſtitution eines Textes nach gewiſſen Maximen. Hat man nun Grund dazu, ſolche Recenſionen anzunehmen? Wir haben von ſolchen eigentlich kritiſchen Bemühungen nicht ſoviel hiſtoriſche Nachricht, daß wir als Thatſache feſtſtellen könnten, daß Handſchriften in Maſſe darnach gemacht worden wären. Wir finden freilich ſehr zeitig kritiſche Vergleichungen, Verbeſſerungen aus Conjectur, wie namentlich von Origenes. Allein es iſt nicht nachweislich, daß nach ſeinen Verbeſſerungen Handſchriften angefertigt worden ſind. Wo wir nun noch weniger Spuren von kritiſcher Thätigkeit haben, da iſt an Recenſion gar nicht zu denken. Allein die Anſicht erhält von einer andern Seite Vorſchub.

Fragen wir, wie die Vervielfältigung vor ſich gegangen, ſo fehlt es uns zwar an beſtimmten Nachrichten, aber es wird wahrſcheinlich, daß es damit zugegangen iſt, wie mit der Sammlung der neuteſt. Bücher. Es fanden ſich in den ſogenannten Metropolen Abſchriften mehrerer Bücher des N. T., die man dann zuſammenfügte. Eben an ſolchen Centralpunkten der Kirche, wie Conſtantinopel, Alexandrien, Rom, kamen Chriſten aus verſchiedenen Gegenden in Geſchäften zuſammen und gaben ſich gegen-

ſeitig von ihren kirchlichen Verhältniſſen und Schriften Notiz. So kam die Zuſammenſchreibung des N. T. zu Stande. Von ſolchen Hauptpunkten ging nun auch die Vervielfältigung durch Abſchriften aus, und ſo bekam allmählich jede Gemeinde ein Neues Teſtament. Der Text, der von ſolchen Hauptgemeinden ausging, war weſentlich derſelbe. Waren das aber ſchon Recenſionen? Möglich, daß ſolche ausgingen von Metropolen, die zugleich einen ſcholaſtiſchen Charakter hatten, wie Alexandrien u. a. Allein wir haben keine ſichere Spur, daß dieß wirklich geſchehen wäre. Man weiß nur von der Lucianiſchen Kritik, aber auch, daß ſie gemißbilligt wurde. Von einem durchgreifenden kritiſchen Verfahren im neuteſt. Text haben wir durchaus keine Spur.

Finden wir alſo Ähnlichkeiten in den Handſchriften, ſo muß man es problematiſch laſſen, ob es zufällig iſt oder nicht, da die Ähnlichkeit nie durchgreifend iſt. Die Theorie von den Recenſionen verflicht ſich auch ſo künſtlich, muß eine Menge von Ausnahmen machen, und beruht ſo wenig auf ſicherm Fundament, daß man ſie aufgeben muß.

Haben wir nun an den oben feſtgeſtellten Maximen, die wir aus dem Charakter der Handſchriften nach ihrer chronologiſchen und geographiſchen Claſſification entnommen haben, genug, oder müſſen wir noch Regeln haben darüber, was aus mechaniſchen Irrungen entſtanden ſein kann?

Gehen wir von den Interlinearhandſchriften aus, ſo finden wir Veränderungen, welche auf ſehr analoge Weiſe entſtanden ſind. Es giebt Handſchriften, welche am Rande mehr und weniger Bemerkungen enthalten. Außerdem hat es von früh an Erklärungen des N. T. gegeben, die zum Theil mit verbreitet waren. Nun läßt ſich oft eine Schwierigkeit im Text durch eine geringe Veränderung im Text erklären oder durch Danebenſtellung eines leichten Ausdrucks am Rande. Solche Marginalien ſind oft aus Erklärungen genommen. Da iſt denn die Regel, ſolche Leſearten, eben weil ihr Urſprung ſich nachweiſen läßt, zurückzuweiſen. Allein hier ſind wir nicht mehr genau auf unſrem Gebiet,

ren, um mit ſo viel Sicherheit als der Zuſtand der läßt aus dem Vorhandenen zu wählen, und ſo einen, eit, woraus die älteſten Handſchriften ſind, verbreitet . Text zu gewinnen. Wo dann kein geſchloſſener Sinn ann die Conjectur helfen, oder auch aus ſpäteren Hand- genommen werden, was richtig zu ſein ſcheint.

bisher aufgeſtellten Regeln ſind aber, wie man ſieht, r poſitiver Natur, ſondern ſie gehen mehr auf das n alles deſſen, was einen ſchlechten, illegitimen Urſprung ſcheint. Aber ſchwerlich werden ſich immer alle Ver- iten eliminiren laſſen bis auf Eine Leſeart. Wir müſſen , das zu erkennen, was in der möglich früheſten Zeit neinſten verbreitet geweſen iſt.

bezeichneten vorher Fälle, wo man ſchwanken kann, ob : auf eine mechaniſche Irrung oder auf Abſicht zurückzu- . Dieß führt zu dem zweiten Theile der Kritik. Ehe dazu übergehen, noch einige Bemerkungen über den zuſtand der neueſt. Kritik. Dieſer iſt noch gar ſehr ı. Beſonders ſind es zwei Extreme, die man häufig — der etwas leichtfertige und doch auch wieder ällige Glaube an die Theorie von den verſchiedenen ien des neueſt. Textes. Schwerfällig, weil die ypotheſe ſo unſicher iſt, daß man die Recenſion nur

Mögen nun daraus wieder abweichende Privathandſchriften entſtanden ſein, es iſt unerweislich, daß dieſelbe aus Vergleichung von mehreren Handſchriften, die einen verſchiedenen Typus gehabt, gemacht ſind. Die öffentlichen Handſchriften nahmen gewiß nicht ſobald von den Privathandſchriften Verſchiedenheiten an. Das führt wieder auf den Charakter des am meiſten Verbreiteten zurück, und hier iſt der Hauptgegenſaz der zwiſchen den griechiſch-lateiniſchen und den rein griechiſchen Handſchriften.

Außer den Handſchriften werden als Zeugniſſe des Textes noch die Citate der Kirchenväter und die alten Überſezungen angeführt.

Wenn wir in patriſtiſchen Schriften, z. B. beſonders bei Origenes und Hieronymus, Stellen finden, wo die Rede iſt von einer Verſchiedenheit im neuteſt. Text, ſo liegt darin allerdings ein beſtimmtes Zeugniß, welches älter iſt, als die meiſten unſerer Handſchriften, und gar ſehr zu gebrauchen. Gewöhnlich meint man aber alle neuteſt. Citate in den Kirchenvätern überhaupt. Darin iſt nun zwar allerdings immer etwas, aber ſolche Citate ſind mit großer Vorſicht zu gebrauchen, weil wir nicht behaupten können, daß die Kirchenväter die Stellen des N. T. immer buchſtäblich anführen. Denken wir uns namentlich Citationen in den Homilien des Chryſoſtomus und Anderer. Da hat der Vortragende wol bei der Hauptſtelle, die er behandelte, das N. T. vor ſich gehabt, und geſprochen, wie er es in ſeinem Codex fand, andere Stellen aber frei aus dem Gedächtniß citirt. In dieſen lezteren alſo liegt kein Beweisgrund für eine verſchiedene Leſeart. Aber in Beziehung auf die Textesabſchnitte ſelbſt, welche die Kirchenväter in ihren Homilien commentiren, entſteht die Frage, ob die Abſchnitte der Schrift, welche in Handſchriften der KVV. den Homilien vorangeſtellt ſind, urſprünglich ſo von den Homileten geleſen, oder von den ſpätern Abſchreibern aus ihren eigenen Exemplaren genommen worden ſind? Iſt nun dieß ſchwer zu entſcheiden, ſo haben auch ſolche Texte keine beſtimmte Auctorität. Anders iſt es, wenn in der homiletiſchen Behandlung auf den Text zurückgegangen wird und man daraus erkennen kann, wie der Homilet in ſeinem

ber geleſen hat. Findet man alſo im kritiſchen Apparat die rchenväter citirt, ſo muß man das Citat nachſchlagen und ſehen, e es an Ort und Stelle beſchaffen iſt. Eine Ausgabe des . T., in der die von den Kirchenvätern citirten Stellen genau gegeben ſind, iſt dabei durchaus nothwendig. Griesbach iſt r lange nicht genau genug.

Was die Überſezungen betrifft, ſo iſt die Aufgabe ebenfalls r ſchwierig. Es fragt ſich, mit welcher Sicherheit kann man ließen, daß, weil z. B. in ſyriſchen oder arabiſchen Überſezun- n dieſes oder jenes Wort ſteht, der Überſezer dieſes oder jenes Griechiſchen geleſen habe? Wenn ich aus unverdächtigen tellen nachweiſen kann, daß ein beſtimmtes griechiſches Wort r durch ein beſtimmtes ſyriſches oder arabiſches wiedergegeben rd, ſo kann ich wol ſicher ſchließen. Aber Niemand hat ſich mit abgegeben, aus ſolchen Überſezungen den griechiſchen Text ſtimmt wieder herzuſtellen. So entſtände erſt die wahre Sicher- it. Man macht es in der Regel ſo, daß man bei Stellen, wo eine fferenz iſt und die Entſcheidung ſchwer, in den Überſezun- n nachſchlägt, und ſich dann an das Allgemeinübliche und ht an genau beſtimmte Analogien hält. So entſteht aber keine icherheit. In allem was grammatiſch iſt kann man von den erſezungen keinen Gebrauch machen, weil jede Sprache ihre ſondern Regeln hat. Da läßt ſich ſchwerlich ſchließen, wie der erſezer in der Urſprache geleſen, am wenigſten im N. T., wo weilen, um dem Griechiſchen ſo nahe wie möglich zu bleiben, as geſagt iſt, was der gewöhnlichen Sprache des Überſezers nicht näß iſt. Es ſind dieß alſo Quellen, wovon man in der Regel mit icherheit keinen Gebrauch machen kann. Nur dann kann man ß, wenn die Frage nicht bloß grammatiſch iſt, und es ſich um tſcheidung über verſchiedene Wörter von der Art handelt, daß s der Überſezung erkannt werden kann, ob der Text dieß oder es Wort enthalten habe, namentlich in den Fällen, wo wegen Ähnlichkeit der Zeichen Wörter in der Abſchrift verwechſelt rden ſind und die Verſchiedenheit des Sinnes in der Überſe-

zung ausgedrückt ſein müßte. Iſt aber die Verwechſelung l
das Auge eine ſehr leichte, ſo kann der Überſezer die Verwe
lung auch gemacht haben. So iſt alſo die Region, wo Ver
denheiten durch die Überſezungen mit voller Sicherheit entſch
werden können, ſehr beſchränkt.

Zweiter Theil.

tik der Fehler, die durch freie Handlung entſtanden ſind.

d alle die Fälle zu unterſuchen, wo die Abweichung dem Mechanismus der Sinne und der Vorſtellungen ınd hat, ſondern in einer freien Handlung.

ntſteht die Frage, ob und wie es möglich ſei, daß man ıe eines Andern hineinbringt, was nicht darin gelegen hat? bloßer Referent, der nichts als dieß iſt, wird es nicht ber, wenn Jemand ein beſtimmtes Intereſſe hat, kann ınmen, daß er dem Andern etwas unterſchiebt. Hat Intereſſe, Andere glauben zu machen, der Verfaſſer rift habe ſo oder ſo gedacht, ſo wird er durch Änderun= r Schrift etwas hervorzubringen ſuchen, was ſeiner Ab= ißt iſt. Dieß iſt eigentlicher Betrug, wiſſentliche Ver=

Aber ſo etwas kann man nur unter ſehr beſondern ı vorausſezen, im Allgemeinen nicht. Denken wir, daß ie abſichtliche Verfälſchung einer Schrift im Großen als ruf treibt, ſo wird ein ſolcher Änderungen vermeiden, um uf der Zuverläſſigkeit zu erhalten. Aber, wenn Jemand riftſteller anführt mit dem beſtimmten Intereſſe zu zei= derſelbe zu ſeiner Parthei oder Meinung gehört, ſo ı Intereſſe zur Verfälſchung treiben. Da iſt denn zu ıb Jemand ein ſolches beſtimmtes Intereſſe wirklich ge= nde ich dieß, ſo verliert die Stelle ihre Beweiskraft,

Uberhaupt kann die eigentliche abſichtliche Verfä
unter ganz beſondern Umſtänden vorkommen. Hat S
Handſchrift, findet am Rande Beigeſchriebenes, u
in den Text, ſo kann dieß unter Umſtänden eine abſi
fälſchung ſein. Es liegt aber dieß nicht nothwendig i
es kann eine richtige oder vermeintliche Correctur
etwas im Text ausgelaſſen und an den Rand geſchri

Mehr und weniger können wir alles von dieſer
beiden Fälle zurückführen: 1. Bringt Jemand Selbſt
den Text, es ſei von welcher Art es wolle, ſo iſt es
abſichtliche Verfälſchung. 2. Nimmt Jemand etwas a
auf, wo ihm das, was er im Text vor ſich hat, n
zu können ſcheint, ſo iſt dieß allerdings eine frei
die aber jeder Herausgeber macht, nur daß während
geber es zu bezeichnen pflegt oder doch vermag, jene
ſagt und ſagen kann, und ſich des Rechts bedient,
der Sezer. Es kann die Änderung als Verbeſſer
ſein, auch wirklich eine ſolche ſein, aber eben ſowo
Irrthum beruhen. In allen ſolchen Fällen iſt etwas
aber auf verſchiedene Weiſe.

Es kann durch das Verfahren eines Abſchreiber
etwas Fremdes in den Text hineinkommen, und d
die den vorigen ſehr verwandt ſind. Durch eine

aus dem Geleſenen vorſchwebt, er kann es als eine Bemer-
vorfinden, auch nur dafür halten und doch in den Text
hmen. Dieß ſind Änderungen aus freier Handlung. Es
ſich, in welchem Grade haben wir Urſache, dieß vorauszuſezen?
Es kommt darauf an, wie man überwiegende Gründe hat
ie Vervielfältigung zu denken. Denkt man ſich dieſe ſo,
nehrere gleichzeitig von Einem Originale mehrere Copien
n, ſo geſchieht dieß durch Dictiren. Da iſt jeder gebunden,
it mitzuhalten und keiner hat Zeit zu Überlegungen und
ungen. Nur von jenem Dictirenden könnten ſolche Ände-
n ausgehen und würden ſo in alle Abſchriften kommen, die
ibenden oder Abſchreibenden werden ſich um ſo mehr hüten,
ungen zu machen, je handwerksmäßiger ſie das Geſchäft
i und auf den Ruf der Zuverläſſigkeit etwas halten. Freie
derungen im Text laſſen ſich nur denken bei einem Ab-
er, der ſein Geſchäft nicht mechaniſch treibt, ſondern ver-
g in der Sache ſelbſt verſirt. Anfangs kann von einem
i oder einem aufmerkſamen Leſer die Veränderung auch
uf den Rand geſchrieben und nachher in den Text gekom-
ein.

So hat die Entſtehung der Fehler dieſer Art einen gewiſſen
raum. Aber ſolche Fehler der Veränderungen ſind doch
: nur ſelten und nicht ſehr verbreitet.

Es iſt keine Frage, daß das Fremde, was auf die Weiſe in
Text gekommen, ausgeſchieden werden müſſe. Die Frage
dem Urſprünglichen iſt davon unabhängig und für ſich
nd.

Man hat bei der Geneſis ſolcher Änderungen Abſichtliches
nabſichtliches zu unterſcheiden. Das erſtere ſezt allemal
Anlaß voraus; es muß ſchon Fremdes vorliegen. Mir

Verfaſſer ſelbſt gewollt. Dieſer wird das anerkennen als das Seinige, Urſprüngliche. Allein es kann der Ändernde die Stelle auch anders behandeln, als der Verfaſſer ſie behandelt haben würde. Es kann ferner Fälle geben, wo zweierlei gegeben iſt, einmal vollkommen Richtiges, ſodann etwas, was nicht beſtehen kann, möglicher Weiſe aus einer mechaniſchen Irrung entſtanden, woraus aber jenes ſich nicht erklären läßt. Da iſt aber wieder zweierlei möglich. Entweder iſt das vollkommen Richtige auch das Urſprüngliche und das durch mechaniſche Irrung Entſtandene das Spätere, oder umgekehrt, jenes die Correctur dieſes das Urſprüngliche. Um das Leztere zu vermuthen, müſſen aber beſtimmte Indicien vorhanden ſein. Daran wird es in Beziehung auf das Mechaniſche der Sprache nicht fehlen. Man hat zu manchen Zeiten anders geſchrieben als geſprochen, anders geſprochen als die Regeln des Schreibens mit ſich bringen. Sobald nun eine ſolche abweichende Form überwiegend iſt, iſt es auch möglich, daß ſie die urſprüngliche Leſeart iſt. Findet ſich das Richtige nur in einigen Handſchriften, ſo iſt's möglich, daß das Correctur iſt.

Wie es möglich iſt, daß Änderungen in eine Schrift hineinkommen aus guter Abſicht, ſo können ſie auch hineinkommen nicht ohne Abſicht, aber durch eine falſche freie Wahl, wobei dann nur ein kritiſches Faktum ſchon als vorhanden vorausgeſezt wird.

Wird eine Marginalbemerkung in den Text aufgenommen, ſo iſt das abſichtlich, wenn der Abſchreiber weiß, daß es ein Fremdes iſt, er nimmt es aber auf als Verbeſſerung. Hält dagegen der Abſchreiber das Marginale für hineingehörend, ſo iſt es unabſichtlich. Daß Änderungen der lezteren Art häufig vorkommen, ſteht feſt auf allgemeine Weiſe, ſo lange eine Schrift nur durch Abſchreiber im Einzelnen vervielfältigt worden iſt. Es iſt immer der Fall geweſen, daß fleißige Leſer ſich etwas bemerkt haben zu dem was ſie laſen. Kamen dergleichen Handſchriften in die Hände Anderer, ſo konnten ſolche Veränderungen leicht vergehen.

In welchem Falle können nun absichtliche Änderungen ent=
hen?

Wir unterscheiden dabei gute und böse Absicht. Die gute
, einen gemachten Fehler wieder gut zu machen, das Ächte
eder herzustellen. Eine solche Änderung ist eine kritische Opera=
n. Wie ist dieser Fall zu behandeln? Verschieden, je nachdem
n sich auf den einfachen hermeneutischen oder den allgemeinen
ilologischen Standpunkt stellt.

Hat ein Schriftsteller sich nicht genau grammatisch ausge=
ückt, oder einen unangemessenen Ausdruck gebraucht, ein An=
rer aber hat das verbessert, so können wir dieß für die hermeneuti=
e Aufgabe recipiren als Verbesserung. Wir können sagen, der
rfasser habe wol nur das Schlechtere gewählt, weil ihm nichts
sseres zur Hand war, die Verbesserung hat also den eigentlichen
inn des Verfassers getroffen.

Anders von dem allgemeinen philologischen Standpunkte.
on diesem aus müssen wir die Hand des Verfassers in voll=
ndigster Reinheit und Ursprünglichkeit zu erhalten suchen; sonst
ziehen wir uns die Materialien zu einem bestimmten Urtheil
er den Schriftsteller und die Sprachbehandlung seiner Zeit und
gend. Es kann sich ergeben, daß das, was geändert, schein=
verbessert worden ist, keine grammatische Irrung, sondern
rachgebrauch der Zeit und Gegend ist.

Was nun die Änderung aus böser Absicht betrifft, so ist
eutend zu unterscheiden. Es kann sehr bestimmte Tendenzen
en, die nicht böse gegen den Verfasser gemeint sind, aber auch
he, die dieß sind.

Es kann Jemand die Aussagen und Ausdrücke eines Schrift=
lers verändern, wenn er glaubt Besseres zu wissen, als der
tor. Bei historischen Gegenständen läßt sich dieß recht gut
ken. So wie ich weiß, der Irrthum war nicht ein momen=
es Verfahren, sondern die bestimmte Auffassungsweise des
tors, so geschieht die Änderung aus keiner guten Absicht gegen
Autor. Das Werk wird alterirt und das Ursprüngliche nicht

denn es wird dem Verfaſſer untergeſchoben, was ſein W
Willen nicht war. Es iſt ein Unrecht gegen den Verfaſſer,
Abſicht iſt auch nicht bös gegen ihn, ſondern gut für d

Zulezt läßt ſich denken, daß Jemand eine Veränderu
um auf den Schriftſteller zu bringen, was er nicht get
eines Irrthums zu zeihen, den er nicht begangen. Unt
Bedingungen läßt ſich dieß ſagen? Die Indicatione
ſehr klar ſein. Nur unter der Vorausſezung eines pe
Partheiverhältniſſes und unter der Bedingung, daß der
nicht mehr reclamiren kann, aber doch noch nicht ſo
daß die Änderung in ſeiner Schrift nicht Einfluß habe
Solche Fälle kommen aber ſehr ſelten vor. Wir wol
fingiren. Tertullian z. B. hat gegen den Marcion g
Seine Schrift iſt eine Partheiſchrift. Wenn er nun of
von Marcion anführt, und wir wiſſen, daß er denſelbe
oft falſch aufgefaßt hat, ſo war, da Marcion einen Ke
hatte, nicht mehr reclamiren konnte, auch die Sache in
Anregung war, leicht möglich, daß Tertullian des Mann
verdrehete und ihm unterſchob, woran dieſer gar nich
hatte. Nur unter ſolchen Umſtänden kann ſo etwas vorko

Dagegen kann die pia fraus der Verfälſchung a
Abſicht bei gewiſſen Claſſen von Schriften ſehr leicht vo
Man hat dabei das Intereſſe, eine Schrift, einen Sc

Unmittelbar iſt dieß ſchwer zu denken. Denn gehen wir auf die Zeit zurück, wo ein Werk durch Handſchrift vervielfältigt wurde, ſo müſſen wir eine Vervielfältigung im Einzelnen und eine im Ganzen unterſcheiden. Leztere war ein eigentliches Gewerbe, das von dem Intereſſe am Gegenſtande ganz abgelöſt war. Da läßt ſich alſo dergleichen abſichtliche Verfälſchung, Betrug — nicht denken. Die Vervielfältigung im Einzelnen war nur zum Privatgebrauch, und konnte in der Regel keine Rückwirkung auf die öffentliche haben. So iſt alſo für abſichtlichen Betrug bei Verfälſchung einer Schrift faſt gar kein Raum, und es gehörten offenbar ganz beſondere Umſtände dazu, wenn wahrſcheinlich werden ſoll, daß dergleichen geſchehen ſei.

Bei der Vervielfältigung im Einzelnen zum Privatgebrauch können dergleichen Veränderungen vorkommen. Aber dieſe konnten erſt in der zweiten Hand wirkliche Änderungen des Textes werden, wenn aus zum Privatgebrauch gemachten Handſchriften mit Bemerkungen die Schrift vervielfältigt wurde zu allgemeinem Gebrauch.

Wie ſteht es nun in dieſer Hinſicht mit dem Neuen Teſtamente?

Eine Menge von Griesbachs kritiſchen Regeln in den Prolegomenen gründen ſich auf die Vorausſezung abſichtlicher Änderungen. Z. B. wenn er ſagt, von zwei Leſearten, von denen die eine einen erbaulichen Gehalt hat, die andere nicht, iſt dieſe andere vorzuziehen, eben ſo, wenn die eine beſtimmter rechtgläubig iſt als die andere. Dieſe Regeln beruhen darauf, daß man denkt, daß, wenn eine von beiden Leſearten falſch ſein ſollte, keine von beiden nur auf mechaniſche Irrungen zurückzuführen ſei. Allerdings hat es an ſich betrachtet Wahrheit, daß ein Abſchreiber in eine Stelle eher Nachdruck für den aſcetiſchen Gebrauch habe hineinlegen, als herausbringen wollen. Aber ich kann nicht eher darüber entſcheiden, als bis ausgemacht iſt, daß die Differenz der Leſearten nicht durch mechaniſche Irrungen hat entſtehen können. Es fragt ſich aber, ob es wahrſcheinlich ſei, daß ein Abſchreiber ſolche abſichtliche Änderungen gemacht habe? Bei einer Vervielfältigung im Großen müßte die abſichtliche Änderung von dem ausgegangen

ſein, der die Vervielfältigung leitete. Aber es konnte kein Intereſſe für ihn haben, die Änderung in fremde Exemplare zu bringen, wenn auch in ſein eigenes. Das größere Intereſſe für den Abſchreiber, der mit Abſchriften ein Gewerbe trieb, war, ſeinen Credit zu erhalten durch zuverläſſige Abſchriften. Der Einzelne, der die Änderung in ſeinem Exemplare machte, was konnte der mit ſeinem einen Exemplare bewirken? Es wäre eine Abſicht auf unbeſtimmten Erfolg geweſen, da an eine verbreitete Bekanntſchaft ſeiner Änderung vielleicht erſt ſpät zu denken war. So weiß man nicht recht, wie man ſich eine ſolche pia fraus zu denken habe. Daſſelbe muß man ſagen von den abſichtlichen Verfälſchungen durch Orthodoxie oder Heterodoxie. Die Abſchreiber waren als ſolche gar nicht in die kirchlichen Streitigkeiten verflochten. Wer in den Streit verflochten war, konnte ſagen, ich leſe ſo und dieß ließ ſich denken. Aber daß das ſollte in das Gewerbe der Vervielfältigung durch Abſchriften gekommen ſein, iſt nicht gut denkbar. Denn bei der Art, wie man früh anfing, die theol. Streitpunkte zu behandeln, kam es wenig darauf an, wie eine einzelne Stelle geleſen wurde. Man hatte eine ganz andere Art zu argumentiren, als jezt. Für dieſe fand man immer Stellen, ohne daß man nöthig hatte, in eine beſtimmte Stelle die entſprechenden Ausdrücke hineinzubringen. Dazu kommt, daß das Meiſte dieſer Art ſich recht gut aus mechaniſchen Irrungen erklären läßt. Wo beide Arten von Veränderungen möglich ſind, muß man die Erklärung aus mechaniſchen Irrungen immer zuerſt verſuchen, weil ſich dieſe überwiegend aufdringt.

Eine andere Regel Griesbachs iſt die, daß, wenn von zwei Leſearten die eine einen leichten richtigen Sinn giebt, die andere auf den erſten Anblick einen ſchweren oder falſchen, der ſich aber genauer betrachtet, rechtfertigt, die leztere vorzuziehen ſei. Da denkt man ſich alſo nachdenkende Abſchreiber. Wenn keine andere Erklärung der Änderung als durch Abſicht möglich iſt, ſo iſt die Regel allerdings richtig, es müßte denn eine abſichtliche Änderung gegen den Verfaſſer der Schrift angenommen werden. Aber

wie ſelten ſteht die Sache ſo, daß der Fall gar nicht aus allerhand mechaniſchen Irrungen zu erklären wäre!

Die Griesbachſchen Prolegomenen haben die verſchiedenen Momente und Fälle gar nicht ſo gehörig unterſchieden. Es muß allemal zuerſt die Frage entſchieden werden, was im Allgemeinen möglicher iſt, eine abſichtliche Änderung oder eine mechaniſche Irrung. Wenn nun das leztere immer näher liegt, ſo iſt das darauf bezügliche Verfahren immer voranzuſchicken und hierauf das andere, welches ſich auf abſichtliche Veränderungen bezieht, zu baſiren. So kommen alſo die Kanones von Griesbach immer in die lezte Reihe des Wahrſcheinlichen.

Ziehen wir nun zu Rathe, was oben über das Verhältniß geſagt iſt, in welches ein Herausgeber des N. T. den Leſer zum Texte ſtellen ſolle, ſo iſt feſtgeſtellt worden, daß der Herausgeber keinen willkührlichen Text geben dürfe, ſondern einen ſolchen, der ſoweit man zurückgehen kann der in der Kirche am meiſten verbreitete war. Wenn nun der Leſer im Fall iſt, Verſchiedenes wählen zu müſſen, ſo darf er auch nicht außer dieſem Verbreiteten etwas aufnehmen, ſonſt kommt er auf etwas im Privatgebrauch Entſtandenes, alſo gerade abſichtlich Gemachtes. Wenn es in den Commentarien wol heißt, dieſes oder jenes Wort hätte nicht ſollen aus dem Text geworfen werden, weil es in dieſer oder jener Handſchrift fehle, denn es giebt einen ganz guten Sinn, ſo iſt dieß völlig unkritiſch. Denn was heißt das im N. T. ein Wort aus dem Text herauswerfen? Der Text, den man meint, iſt der zuſammengeworfene receptus, den man erſt ganz auseinander werfen muß, um einen Text zu erhalten. Ein wirklicher Text iſt nur der einer einzelnen Handſchrift; da kann man ſagen, ich werfe hinaus, indem man aus demſelben die Urſchrift herzuſtellen ſucht. Geht man nicht von einer einzelnen Handſchrift aus, ſo iſt eben die Aufgabe, erſt einen Text zu machen. Und nun die Maxime, was einen guten Sinn gebe, ſei beizubehalten, oder wiſſenſchaftlicher, man habe kein Recht, etwas nicht in den Text aufzunehmen, weil es in ſolchen Quellen, die wir als Text an-

nehmen könnten, fehle, denn es stehe doch irgendwo und gebe einen guten Sinn, — was soll man dazu sagen? Also irgendwo macht man keinen Text! Es kommt ja weder bei der einfachen hermeneutischen Aufgabe, noch auf dem allgemeinen philologischen Standpunkte darauf an, ob ein guter Sinn da ist, sondern den ursprünglichen Text herzustellen. Daher können Regeln, wie die aus Griesbach erwähnten, nicht eher in das Urtheil eintreten, als bis das Verhältniß der vorhandenen verschiedenen Lesearten diplomatisch bestimmt, und ausgemacht ist, daß zwischen den verschiedenen Lesearten nicht aus dem Gesichtspunkt der mechanischen Irrungen entschieden werden kann.

Griesbach stellt auch den Kanon auf, daß überall die schwierigere und dunklere der leichteren und klareren Lesart vorzuziehen sei, eben so das Ungewöhnliche dem Gewöhnlichen, das Härtere dem Weichen. Dieser Kanon sezt ebenfalls wieder absichtliche Änderung voraus. Unter dieser Voraussezung ist's ganz richtig, der dunklern Lesart den Vorzug zu geben. Aber was das Ungewöhnliche betrifft, so kann dieß gerade das Falsche sein, weil es durch mechanische Irrung entstanden sein kann. Erst wenn es mit dieser Erklärung nicht mehr gehen will, darf ich eine absichtliche Änderung vermuthen.

Ferner sagt Griesbach, die kürzere Lesart sei der längeren vorzuziehen, wenn es, wie er hinzusezt, jener nicht an allen Zeugnissen fehle. Diese Regel sezt wieder absichtliche Änderungen voraus. Vergleichen wir aber damit einen andern Kanon, wonach die Abweichung, oder bestimmter die kürzere Lesart, welche durch Irrung des Auges bei Ähnlichkeit einiger Sylben entstanden, zu verwerfen ist, so entsteht ein Conflict zwischen den beiden Regeln. Während also der Eine sagt, die kürzere Lesart ist vorzuziehen, sagt der Andere, sie ist verwerflich, weil sie durch mechanische Irrung entstanden ist. Wie ist der Conflict zu lösen? Weil die Erklärung aus einer mechanischen Irrung im Allgemeinen den Vorzug verdient, so ist die kürzere Lesart verwerflich, wenn es der längeren nicht an allen guten Zeugnissen fehlt. Ich kann mir aber dieselbe Regel noch mit einer andern in Conflict denken. Ich

ſoll nach der obigen Regel die kürzere Leſeart vorziehen, aber die längere enthält etwas, wodurch von der Stelle ein heterodoxer Schein abgewendet wird. Sie wäre alſo die orthodoxere. Da ziehe ich die kürzere vor, aber aus einem ganz andern Grunde. Es kann indeß auch etwas weggelaſſen ſein, weil es einen heterodoxen Sinn gäbe. Soweit wäre alſo die Auslaſſung, weil ſie aus einem orthodoxen Motif entſtanden wäre, zu verwerfen, und die längere Leſeart vorzuziehen. Eben ſo kann es ſein in Beziehung auf das Aſcetiſche. Aus dem allen aber folgt, daß man erſt eine Rangordnung zwiſchen den beiden Vorausſezungen und ſomit zwiſchen den Regeln ſelbſt feſtſtellen müßte.

Was hat die Präſumtion für ſich öfter vorzukommen, mechaniſche Irrungen, oder direkte oder indirekt abſichtliche Änderungen?

Die erſteren ſind faſt unvermeidlich geweſen. Die indirekt abſichtlichen Änderungen können nur aus dem Privatgebrauch hervorgehen und können nicht allgemein gedacht werden. Die direkt abſichtlichen Änderungen ſind die ſeltenſten.

Man denkt ſich gewöhnlich, daß die leztern beſonders häufig in den kirchlichen Streigkeiten geſchehen ſeien. Aber dieſe gehören einer Zeit an, wo es ſchon eine Menge von Abweichungen im N. T. gab. Und was hätte einer gewinnen können durch Verfälſchung ſeines Exemplars? Andere hätten es, wenn er ſich darauf berufen, gar nicht anerkannt. Oder hätte er hoffen ſollen, eine verderbliche Saat für eine künftige Ernte zu ſäen, die er gar nicht mehr hätte erleben können?

Es giebt freilich Beiſpiele von abſichtlicher Verfälſchung. Die ſind aber anderer Art und gehen weiter, als was wir bisher behandelt haben. So giebt man dem Marcion ſchuld, er habe nicht nur den neuteſt. Kanon einer beſtimmten Theorie gemäß zugeſtuzt, ſondern auch die einzelnen Schriften darnach zurechtgemacht, namentlich viel daraus weggeſchnitten. Das wäre freilich eins der ſtärkſten Exempel. Aber wie ſteht es damit? Um die Anſchuldigung zu beweiſen, müßten alle Differenzen eine beſtimmte Phyſiognomie haben und ſich aus ſeinen Principien er-

klären laſſen. Iſt dieß möglich? Es iſt eine unrichtige Behauptung, daß Marcion den ganzen Kanon des N. T., wie wir ihn haben, gekannt habe. Sein Kanon gehört in die Bildungszeit des neuteſt. Kanons und konnte wol nach den Verhältniſſen der Zeit nicht anders ſein. Lieſt man Tertullian und Epiphanius gegen Marcion, ſo bleibt man ſchwankend, ob das Evangelium des Marcion das des Lukas geweſen, oder nur ein ſehr ähnliches. Selbſt die Hahnſche Unterſuchung giebt noch keine Gewißheit, daß Marcion wirklich unſern Lukas vor ſich gehabt und daß alles Abweichende ſein Werk ſei. Die Differenzen, welche Tertullian ihm alle als abſichtlich zuſchreibt, ſind nicht alle von der Art, daß ſie ſich aus ſeinen Ideen ableiten laſſen. Was ſich aber nicht als abſichtliche Änderung aus Marcions perſönlicher Anſicht erklären läßt, iſt auch überhaupt nicht als abſichtliche Änderung anzuſehen. Wir wiſſen nicht, wie in dieſer Beziehung ſein Text ausgeſehen, und ſo wie man Zuſäze hat, die zweifelhaft ſind, ſo wird auch alles Übrige zweifelhaft.

Bei Marcion handelt es ſich übrigens um den Text eines einzigen Mannes. Das iſt aber etwas anderes, als wenn man allgemein aufſtellt, daß von Orthodoxen und Heterodoxen abſichtliche Änderungen gemacht ſeien. Dieß iſt um ſo unwahrſcheinlicher, als die kirchlichen Streitigkeiten gar nicht auf dem Boden verſirten, daß ſie durch eine einzelne Schriftſtelle zu entſcheiden wären. Man ſieht dieß beſonders aus den Arianiſchen Streitigkeiten. Ein bedeutender Theil des Abendlandes war Arianiſch. Hätte nun dieſe Doctrin nöthig gehabt, den Text zu ändern, ſo müßte ja in den occidentaliſchen Texten eine Menge Verfälſchungen der Art vorhanden ſein, was aber gar nicht der Fall iſt. Es drehete ſich aber in den Streitigkeiten überhaupt nicht um die Leſeart, ſondern um die Exegeſe.

Liegt die Sache nun gar ſo, daß eine Stelle auf zweierlei Art anzuſehen iſt, nemlich ſo, daß die eine Leſeart als Beweis für eine beſtimmte Lehre anzuſehen iſt, die andere nicht, ſo habe ich gleiches Recht zu ſagen, die eine Partei hat zu Gunſten ihrer

Lehre geändert, und, die andere hat dieſelbe Stelle durch Entſtellung den Gegnern zum Beweiſe untauglich gemacht. Alſo muß ich mich nothwendig nach andern Entſcheidungsgründen umſehen. Steht feſt, daß das Eine nur in einzelnen Handſchriften ſich findet, das Andere das allgemein Verbreitete iſt, ſo hat jenes gar kein Recht angeführt zu werden, für welche Seite es auch ſtreiten möge.

Es giebt aber viele Fälle, wo auf indirekte Weiſe etwas in den Text gekommen, was vorher, urſprünglich nicht darin war. Aber dieſe Fälle ſind ſehr verſchiedener Art. Es kann Richtiges an die Stelle des Unrichtigen in den Text kommen; es können Correcturen über die Zeilen oder an den Rand geſchrieben werden und durch ſpätere Handſchriften in den Text kommen; es kann Ausgelaſſenes an den Rand geſchrieben werden, oder auch eine erklärende Gloſſe, und das eine wie das andere nachher in den Text kommen. Was hier Princip für die Wahl iſt, müßte eben ſo Princip für die Conjectur ſein. Das Faktum ſteht feſt, daß in mehreren Handſchriften Stellen in den Text gekommen ſind, die in andern nur Marginalien waren. Beſonders gilt dieß von den Evangelien, die ſo viele Parallelen haben und doch abweichend ſind. Ein fleißiger Leſer ſchrieb z. B. bei der kürzeren Erzählung an den Rand, was die längere Parallele mehr hat. So erſcheint dann wol in ſpäteren Handſchriften die kürzere der längeren aſſimilirt. Wenn ältere oder gleich alte Handſchriften das Kürzere bezeugen, ſo ſcheint der Fall klar zu ſein. Aber kann es nicht Aſſimilationen gegeben haben, welche älter ſind, als unſer Text, älter, als unſere Zeugniſſe? Dieß iſt eine Möglichkeit, aber wir haben keinen Grund über unſern älteſten weit verbreiteten Text hinauszugehen. Aber es können erklärende Anmerkungen in den Text gekommen ſein, und in allen Handſchriften ſtehen. Enthalten ſie etwas, was dem beſtimmten Zuſammenhange nicht entſpricht, was den Principien der pſychologiſchen Exegeſe widerſpricht, ſo können wir ſagen, hier iſt ein ſpäterer Zuſaz, wenn auch alle Handſchriften ihn haben, aber dieß iſt immer nur ein

exegetiſches Urtheil, zu einer kritiſchen Ausſcheidung aus dem Text fehlt es uns an allen Zeugniſſen.

Wir können alſo als Reſultat für die neuteſt. Kritik feſtſtellen: Überall wo eine Verſchiedenheit obwaltet, verſchiedene Texte gegeben ſind, iſt die Aufgabe zunächſt die, die Entſtehungsweiſe der Verſchiedenheit zu erklären. Darin liegt immer zugleich die Entſcheidung. Die Erklärung aus mechaniſchen Irrungen iſt immer das Erſte, was verſucht werden muß. Ergiebt ſich ſo eine Entſcheidung, ſo iſt dieſe vorläufig als die richtige anzuſehen. Vorläufig, denn es können ſich im Zuſammenhange Indicien ergeben, die für die anderweitige Entſtehung oder Verſchiedenheit ſprechen. Ergiebt ſich aber eine ſolche Entſcheidung nicht, ſo entſteht freilich die Wahrſcheinlichkeit einer urſprünglich abſichtlichen Änderung. Dieß muß aber immer das Lezte bleiben. Müſſen wir alle Leſearten bis auf Eine verwerfen und dieſe giebt entweder keinen logiſch und grammatiſch geſchloſſenen Sinn oder keinen im Zuſammenhange, ſo müſſen wir dann ſagen, dieß ſei die, aus welcher wir alle Entſtellungen oder etwaige ſpätere Änderungen weggenommen, aber doch nicht das, was der Verfaſſer ſelber geſchrieben habe. Da muß denn auf andere Weiſe geſucht werden, die Urſchrift herzuſtellen, wobei es einerlei iſt, ob man die Hülfe aus irgend einem Winkel des kritiſchen Apparats nimmt, oder durch Conjectur gewinnt. Beides iſt gleich ungewiß in kritiſcher Hinſicht.

Auf dem Gebiete der claſſiſchen Litteratur ſcheint ſich die Sache anders zu ſtellen, wiewol wir nie ein anderes Princip zugeben können. Der Unterſchied iſt nur der, daß wir von den meiſten claſſiſchen Schriftſtellern nur wenig Handſchriften haben, vom N. T. eine Menge. Wir ſind alſo dort mehr in dem Fall, unſre Zuflucht zur Conjectur zu nehmen, als bei dem N. T. Bei den claſſiſchen Schriftſtellen kann man nun ſagen, die Conjectur ſolle nur vorläufig ſein, denn es können ſich immer noch Handſchriften finden, die das Richtige geben. Oft ſchon ſind ſo Conjecturen durch ſpäter gefundene Handſchriften beſtätigt worden.

Während man nun hier hoffen kann, beſſere Handſchriften zu finden und in dieſen Beſſeres, haben wir bei dem N. T. die Hoffnung nicht. Wenn nun, wie ſchon bemerkt, auch bei dem N. T. ungeachtet des großen handſchriftlichen Apparats die Conjectur doch zuläſſig, ja nothwendig iſt, ſo iſt keine Verſchiedenheit der kritiſchen Principien, ſondern nur eine Verſchiedenheit der Lage der Dinge auf den beiden Gebieten.

Es entſteht nun die Frage, wo im N. T. die Grenze ſei zwiſchen den beiden auseinander gehaltenen Claſſen von Handſchriften, von deren einer wir ſagten, daß ihre Beſtätigung nicht mehr Gewicht habe, als die Conjectur?

Dieß führt ins Gebiet der Diplomatik oder der Kunſt, den Werth der Handſchriften zu ſchäzen. Wir haben ſchon oben zwiſchen Uncial- und Curſivhandſchriften unterſchieden. Gewöhnlich ſind die lezteren jünger, aber nicht immer. Es giebt keine ſcharfen Grenzen. Genau kann man nur unterſcheiden Uncialhandſchriften aus einer Zeit, wo man noch gar nicht curſiv ſchrieb, und Curſivhandſchriften aus einer Zeit, wo man nicht mehr mit Uncialen ſchrieb. Leztere ſind in dieſem Falle beſtimmt jünger. Wie ſteht es aber um die gleichzeitigen? Die Curſivſchrift iſt der Schnelligkeit wegen erfunden. Alſo hat die Uncialhandſchrift für ſich die Präſumtion der größeren Sorgfalt, welche ſchon in dem Entſchluſſe liegt, ſie zu gebrauchen. Und da die Zeichen ſich beſtimmter ſondern, ſo iſt auch ein Verſehen leicher zu entdecken. Allerdings ſind aus der Uncialſchrift die mechaniſchen Irrungen nicht zu verbannen, es laſſen ſich Regeln über die Verwechſelung der Zeichen aufſtellen, woraus eben die mechaniſchen Irrungen entſtanden ſind, und dieſe Regeln hat man ſich wol zu merken. Aber wäre eben ſo häufig aus der Curſivſchrift wie aus der Uncialſchrift abgeſchrieben worden, ſo würde die Zahl der mechaniſchen Irrungen beiweiten größer ſein.

Wie ſind nun zu gleicher Zeit Handſchriften beiderlei Art entſtanden? Wer mehr Zeit und Koſten aufwenden konnte, auch mehr auf die Sache hielt, machte oder erwarb Uncialhandſchriften.

Außerdem waren die Curſivhandſchriften mehr für den Privatgebrauch, die Uncialhandſchriften für den öffentlichen. Auch deßhalb haben die lezteren mehr Präſumtion für ſich.

Aber es iſt nicht bloß auf das Alter der Handſchriften zu ſehen, ſondern auch auf das Vaterland. Hier kommt denn, wie ſchon bemerkt, der Unterſchied der rein griechiſchen und griechiſchlateiniſchen in Betracht. Was ſich in den Handſchriften der ältern Zeit und in griechiſchen wie lateiniſchgriechiſchen findet, das iſt eine mit möglichſter Vollkommenheit bezeugte Leſeart.

In dem textus receptus finden wir eine Menge der beſtbezeugten Leſearten nicht. Unter dieſen ſind freilich viele nicht von großer Wichtigkeit, ſie enthalten oft nur eine Eigenthümlichkeit der grammatiſchen Form. Aber oft kann man auch die beſtbezeugte Leſeart nicht ſo laſſen. Schlechtere Handſchriften geben Beſſeres dem Sinne nach. Aber jenes iſt doch das Sichere, das Spätere wahrſcheinlich Correctur, die in den ſpäteren Handſchriften oft ſehr leichtfertig gemacht iſt. Man muß ſich deßhalb an das beglaubigt Alte, Verbreitete halten, und wenn es keinen Sinn giebt, die Conjectur darauf bauen. Man bauet aber die Conjecturalkritik hierauf viel ſicherer, als auf den ſpäteren Text.

Laſſen ſich für die Conjecturalkritik Regeln geben? Nein, keine poſitiven Regeln, ſondern nur Cautelen. Poſitive Regeln aber ſo wenig, als es für das Erfinden eine Kunſtlehre giebt. Die Conjectur iſt Sache des durch Übung gebildeten Talents.

Läßt ſich das Urſprüngliche, was geſucht wird, durch Conjectur aus einer ſchwierigen Stelle allein herausbringen, oder muß man Anderes zu Hülfe nehmen? Schon die Frage führt auf das analoge Gebiet der hermeneutiſchen Operationen. Hier ſoll man aus den Umgebungen den ſchwierigen Punkt zu verſtehen ſuchen. Dieſe Umgebungen reichen oft hin, oft nicht. So gerade in der Kritik. Bisweilen braucht man nichts zu Hülfe zu nehmen und erräth aus der Stelle ſelbſt, was der Sinn ſein muß. Da gilt es denn aber, den entſprechenden Text zu finden, woraus ſich die Entſtehung des Vorliegenden am leichteſten er-

Dieß iſt die rechte kritiſche Probe. Dieſe Aufgabe ſcheint in Beziehung auf den ungeheuren kritiſchen Apparat des . unendlich, wenn ſie ſo gefaßt wird, aus der Conjectur alle renzen zu erklären. Die Handſchriften liegen Jahrhunderte nander und die Differenz iſt oft erſt durch eine lange Reihe Falſchem entſtanden, die wir vollſtändig gar nicht verfolgen en. In dieſem Umfange kann alſo die Aufgabe nicht geſtellt en. Sie muß getheilt werden.

Das Erſte iſt, die Probe in Beziehung auf die beſtbezeugten rten zu machen. Beſteht eine Conjectur dieſe Probe nicht, ſie nur eine vorläufige für das hermeneutiſche Bedürfniß, möglich, daß noch Beſſeres gefunden werde. Wird aber Probe geleiſtet, ſo kann man weiter gehen. Zunächſt würde die übrigen verſchiedenen Leſearten nach Alter und Urſprung amenſtellen. Schon hieraus ergeben ſich vielleicht Erklärun- der ſpäteren aus den früheren. Je nachdem nun dieſe Ope- n gelänge, würde die Conjectur am vollſtändigſten bewieſen Aber wenn man auch den kritiſchen Apparat aufs ſorgfältigſte amenſtellte und behandelte, eine ununterbrochene Stufenleiter, s zu dem älteſten Text zurückführte, könnten wir doch für kein zes Buch des N. T. aufſtellen. Wir werden immer auf Lücken n. Daher muß man ſich begnügen, wenn man den am t bezeugten Text aus dem, was man als das Urſprüngliche uthen möchte, erklären kann. Der Grundſaz iſt feſtzuhalten, man auch da, wo man das Urſprüngliche zum Behuf der eneutiſchen Operation machen muß, nur von dem, was als Älteſte vorhanden iſt, ausgehen dürfe. Was auf die Weiſe ht, hat ſeinen Werth durch die kunſtmäßige kritiſche Opera- , aber als Auctorität iſt es nie anzuſehen.

Für dieſe divinatoriſche Kritik giebt es, wie geſagt, nur Cau- , keine Regeln. Aber welches ſind dieſe Cautelen?

Zuerſt iſt hinzuweiſen auf die Analogie der divinatoriſchen ation mit der hermeneutiſchen. Wie hier die nächſte Umge- , oder auch die weitere, und analoge Parallelſtellen auf den

rechten Sinn führen, ſo kann auch für die kritiſche Conjectur zunächſt die Stelle ſelbſt Indicationen enthalten, wie zu ergänzen ſei, wenn der Fehler im Text ein ſolcher iſt, daß die grammatiſche oder logiſche Einheit das einzig Gefährdete iſt. Es kann freilich Stellen geben, wo dieß das Übel nur zu ſein ſcheint, es aber nicht iſt. Dann wird ſo viel klar, daß die grammatiſche Ergänzung oder Zurechtſtellung der hermeneutiſchen Operation nicht genügt. Daraus entſteht denn die Aufgabe, das gewonnene Reſultat aufzuheben, und die Stelle von einer andern Seite anzuſehen.

Nehmen wir nun hieraus die Cautelen, wonach der Fund zu prüfen iſt, ſo iſt die erſte dieſe, daß die Conjectur der hermeneutiſchen Operation genügen müſſe. Außer dem, daß die Conjectur zu dem Vorhandenen in dem Verhältniſſe ſtehen muß, daß ſich die vorhandenen Differenzen daraus herleiten laſſen, muß ſie auch in den Sinn und Zuſammenhang der Stelle paſſen, ſonſt kann ſie die rechte nicht ſein. Beides muß möglichſt zuſammentreffen, denn es iſt davon auszugehen, daß der Verfaſſer geſchrieben hat, was im Zuſammenhange nothwendig war, und daß der Fehler aus mechaniſcher Irrung entſtanden iſt.

Es ſind aber Fälle denkbar, wo beides einander nicht entſpricht, man kann aus dem Gefundenen wohl die Differenzen alle unmittelbar erklären, aber es genügt der hermeneutiſchen Operation nicht vollkommen, und eben ſo umgekehrt. Welchem von beiden Momenten iſt dann das Übergewicht zu geben, um das weitere Verfahren zu leiten? Dann iſt freilich vorauszuſezen, daß das Reſultat nicht auf die vollkommenſte Weiſe entſtanden ſei. Aber einfach und allgemein iſt die Frage nicht zu löſen. Es kommt alles auf die Lage der Sache an. Je vollſtändiger die Succeſſion der Documente iſt, um ſo vollkommener muß ſich alles Vorhandene aus dem Gefundenen erklären laſſen; iſt aber die Succeſſion ſehr unterbrochen, ſo kann auch nichts ſo Vollſtändiges gefordert werden. Hat man ſehr alte und ſehr neue Handſchriften, die ganz Verſchiedenes geben, ſo kann die Aufgabe nicht ſo geſtellt werden; alle Hypotheſen zur Erklärung der Entſtehung

hiedenheit helfen nichts, weil die Mittelglieder fehlen. kann dann die Aufgabe sein, etwas zu finden, was dem ıhang der Rede entſpricht.

hier tritt nun eine andere Cautel ein. Das Gefundene t nur in der Sprache überhaupt, ſondern im Sprach- des Verfaſſers gegeben ſein. Kann ich dieß nicht nach- o iſt die Conjectur unſicher, und, im Fall das Gegen- findet, gerade zu unrichtig. Es giebt gewiſſe Wendun- Ausdrücke, die zu einer beſtimmten Zeit nur in der Poe- einem beſtimmten Gebiet der Proſa üblich ſind. Nimmt ıus für ein anderes Gebiet eine Emendation, ſo iſt ıtig. Je vollſtändiger die Nachweiſung des entſpre- Sprachgebrauchs iſt, deſto mehr kann ſich die Conjectur achen. Hier zeigt ſich die Abhängigkeit der philologiſchen en unter einander. Es liegt darin eine Begrenzung der in der Löſung der Aufgabe. Denn die Kenntniß des ›brauchs erlangen wir doch nur auf demſelben Wege, ›urch kritiſche Operationen. Werden viele verdorbene ur Nachweiſung des Sprachgebrauchs angeführt, ſo kann ntſtehen; jene müſſen erſt feſtgeſtellt werden. So zeigt die vollkommene Gewißheit der Emendation nur ein Werk ſt. Sie kann wo und wann ſie entſteht vollkommenen nden, aber man muß abwarten, ob ſie ſich bei erweiter- lniß der Sprache und Urkunden beſtätigt.

den wir dieß auf das N. T. beſonders an, ſo iſt hier lliche Schwierigkeit, daß der neuteſt. Sprachgebrauch beſtimmen iſt. Einmal iſt uns die Beſchaffenheit der Texte auf ſehr üble Weiſe aus den Augen gerückt. Die ruckten Editionen ſind voll von Correcturen in Beziehung rammatiſchen Formen und die Orthographie. Das iſt e Grundlage, wovon man ausgeht. Es ſoll nicht be- verden, daß alle unregelmäßigen Formen z. B. der Ba- ı und anderer Handſchriften zur Zeit der Apoſtel geſchrie- geſprochen wurden. Aber wenn es darauf ankommt, aus

dem Vorhandenen eine richtige kritiſche Operation zu bilden, ſo muß ich dieß auch vollſtändig vor mir haben, ich muß ſelbſt die Schriftzüge kennen, um Verwechſelungen und dergleichen erklären zu können. Es kann alſo viel Falſches gemacht werden, wenn man nur auf den gedruckten Text zurückgeht. Sodann aber kann man das neuteſt. Sprachgebiet ſo wenig genau beſtimmen. Man hat in dieſer Hinſicht zwei Richtungen verfolgt. Beide zu einem einſtimmigen Reſultat zu bringen, iſt noch nicht gelungen, und eben deßhalb auch nicht, das neuteſt. Sprachgebiet genau zu fixiren. Die eine Richtung geht von dem Individuellen in der neuteſt. Sammlung aus. Allein wegen des geringen Umfangs deſſen, was man von den Meiſten hat, und wegen der problematiſchen Identität iſt hier eine unauflösliche Aufgabe. Die andere Richtung iſt die nach dem Gemeinſamen. Dieß hat nun eine zweifache Beziehung, die eine auf die griechiſche Sprache, wie ſie damals anderwärts beſtand, die andere auf das Helleniſtiſche. Doch iſt auch hier ſchwer zu einem genügenden Reſultate zu gelangen. Wollte man z. B. behaupten, was Philo und Joſephus geſchrieben gehöre unmittelbar dem neuteſt. Sprachgebiete an, ſo wäre das nicht zu rechtfertigen. Eben ſo, wenn man ſagen wollte, was dem Macedoniſchen Sprachgebiete angehöre, ſei unmittelbar auch das neuteſtamentliche. Da iſt alſo eine Unſicherheit nach beiden Seiten und des Feſtſtehenden noch wenig. Nach obiger Regel müßte man bei den neuteſt. Schriftſtellern ſtehen bleiben, aber da iſt der Umfang deſſen, woraus Bewährung herzunehmen iſt, zu beſchränkt. So müſſen wir ſagen, daß die divinatoriſche Kritik im N. T. weit unſicherer iſt, als im Gebiet der claſſiſchen Litteratur.

In Beziehung auf die Aufgabe, aus dem Gefundenen das Vorhandene zu erklären, ſtehen wir ſcheinbar mit dem N. T. beſſer, weil wir von dem handſchriftlich älteſten Text eine große Succeſſion von Dokumenten haben, Handſchriften aus allen Jahrhunderten. Aber wenn wir nun auch den gehörig bezeugten älteſten Text haben, ſo iſt die Aufgabe nicht leichter, denn die

Lücke zwiſchen dem Älteſten und Urſprünglichen bleibt und iſt nicht auszufüllen, und man kann gar nicht die Forderung ſtellen, in allen Fällen das älteſte Vorhandene aus dem Gefundenen zu erklären. Es gab ja eigentlich gar keine Urſchriften des ganzen N. T., die Sammlung war ſchon Abſchrift. Dazu kommt, daß die urſprüngliche Vervielfältigung nur aus religiöſem Intereſſe, ohne alles philologiſche geſchah. Zu der Zeit, wo die philologiſche Tendenz ſich zu regen begann, beſtand die Sammlung ſchon ziemlich in der Geſtalt, in der wir ſie haben. Kurz das Sammeln und Zuſammenſchreiben geſchah ohne alle philologiſche Aufſicht, und nur mit mechaniſcher Treue. Vom A. T. rühmt man die Genauigkeit und Sorgfalt, welche man auf die Abſchriften und deren Collation gewendet, und mit der man die Abweichungen bemerkt hat. Können wir dieß auch vom N. T. rühmen? Nein. Die Verhältniſſe waren ganz andere bei dem A. T., und doch iſt es dem nicht entgangen, eine Menge von Abweichungen zu haben. Jene Genauigkeit beim A. T. beſchränkte ſich auf die zum öffentlichen Gebrauch beſtimmten Synagogenrollen. Die erſte Vervielfältigung des N. T. geſchah zum Privatgebrauch. Dazu kommt, daß bei der Entſtehung deſſen, was der Sammlung vorausgehen mußte, alles zufällig und gelegentlich war. Wie ſind z. B. die Abſchriften der einzelnen apoſtoliſchen Briefe zu andern Gemeinden gekommen? Offenbar durch Einzelne zufällig und gelegentlich. Nachher mag mehr Genauigkeit entſtanden ſein, das urſprüngliche Verfahren war keineswegs von der Art. Alſo kann im N. T. weit weniger davon die Rede ſein, das Urſprüngliche herzuſtellen, als bei den claſſiſchen Schriften. Hier war die Vervielfältigung vom Anfang an mehr regelmäßig und von philologiſchem Intereſſe geleitet. Wäre auch im N. T. die Nothwendigkeit häufiger, dem Text durch divinatoriſche Kritik zu Hülfe zu kommen, die Löſung hätte doch nie den Grad der Sicherheit, wie auf dem claſſiſchen Gebiet. Es giebt allerdings im N. T. Stellen, welche durch das Vorhandene nicht zu heilen ſind, und die Zahl derſelben wird größer, wenn man auf den älteſten Text

zurückgeht, weil die ſpäteren Handſchriften ſchon Emendationen aufgenommen haben. Allein jene Stellen ſind größtentheils von der Art, daß ſie das weſentliche Intereſſe und die Dignität des N. T. nicht affiziren. Sollte wirklich eine kirchliche Lehre auf einer verdächtigen Stelle beruhen, ſo wäre das ein Übel, welches mit Sicherheit nicht zu heilen wäre. Allein das iſt wol nie der Fall, denn ſelbſt in einzelnen Stellen, wo es ſein könnte, möchte wol für die kirchliche Lehre wenig entſchieden werden, wenn man ſo oder ſo lieſt.

Vorausgeſezt, daß das angegebene Verfahren das richtige ſei, und daß es verhältnißmäßig wenig Stellen gebe, welche die Hülfe der divinatoriſchen Kritik erfordern, um den Sinn richtig zu beſtimmen, wiefern liegt es jedem Theologen ob, ſich mit der neuteſt. Kritik zu befaſſen?

Dieſe Frage läßt ſich verſchieden beantworten. Hält man für zuläſſig, ſich unter eine Auctorität zu begeben, ſo ſcheint es, als könne man ſich der Sache gänzlich entſchlagen. Allein es kommt doch gar ſehr darauf an, ob man dieſe oder jene Auctorität wählt. Will man ſich nun bei dieſer Wahl nicht wieder unter eine Auctorität begeben, ſo muß man doch ſelbſt ein Urtheil haben. Es mag Manchem zuträglicher ſcheinen, eine gute Wahl zu treffen, als ſelbſt an die Sache zu gehen. Allein in der evangeliſchen Kirche werden wir doch ſchwerlich zugeben, daß nur Wenigen jenes Geſchäft obliege, ſobald wir das Princip feſthalten, daß der Theolog in ſeiner Praxis überwiegend mit dem Grundtext, nicht mit der Überſezung zu thun habe. Hiernach muß Jedem obliegen, ſich um das, was er vor ſich hat, wiefern es der Text iſt oder nicht, zu bekümmern. Dieß gilt nicht allein von beſtimmten dogmatiſch wichtigen Stellen.

Allein es iſt nicht genug, eine Aufgabe allgemein zu ſtellen, es kommt auch darauf an, ob die Mittel zu ihrer Löſung vorhanden ſind. Man muß dem Theologen nachweiſen, daß die

ſeiner Hand ſeien, und daß der Aufwand von Zeit einem richtigen Verhältniſſe ſtehe.

liegt die Sache zu unſrer Zeit? Was haben wir für l, uns von der Herrſchaft der recepta zu befreien? lusgaben, die auf irgend eine Weiſe kritiſch ſind, (die ſche freilich ausgenommen, obwohl ſie, zwar kritiſch ge-) ſelbſt, doch ſo lange der Apparat fehlt nicht kritiſch verden kann, weil der Leſer ſie nicht kritiſch für ſich auchen kann,) haben bisher die recepta zum Grund ɔſt Griesbach. Will man nun eine Vorſtellung vom ıes Textes haben, ſo muß man auch bei Griesbach ſein den krit. Apparat haben. Das Erſte, was da wahr- iſt, wieweit ſich die recepta von den älteſten Hand- :r beiden Hauptfamilien entfernt hat. Hat man dieſe hauung gewonnen, ſo wird man die Achtung vor je- ſchon hinlänglich verlieren. Aber vollſtändig kann man ıoch nicht überzeugen, wenn man auch bei Seite ſezt, sherige Apparat noch auf ſehr unvollſtändigen Vergle- eruht, denn auch bei Griesbach iſt niemals der Stand vollſtändig und klar dargeſtellt. Durch die Art, wie den Apparat im Verhältniß zum Text eingerichtet hat [1]), ſtetige Vergleichung unmöglich. Eine ſolche aber iſt ɜ. Freilich würde, wenn die Vergleichung ſtets möglich ſein ſollte, die Maſſe des kritiſchen Apparats größer ıſſen, wodurch denn das Verfahren ſehr erſchwert wer- . Aber es läßt ſich eine beſſere Einrichtung des Appa- n, ſo daß alle Handſchriften, die gar keine Auctorität ggelaſſen, und die Vergleichung nur auf die wirklichen :n beſchränkt würde. Indem ſo die unnüze Maſſe ver- würde es möglich ſein, den Zuſtand des ganzen Textes : zu bringen und bei jeder Stelle zu ſehen, wie ſich a zu dem bezeugten Text verhält. Auf die Weiſe lie-

. S. 305 f.

nicht verleitet würde für Quellen zu halten, was k

Die gewöhnlichen Handausgaben des Textes sin in der Kritik gar nicht zu gebrauchen. Nur die Gr dazu geeignet. Wie nun diese? Man muß einzeln Textes kritisch genau durcharbeiten. Zu dem Ende sich zuerst aus den Griesbachschen Prolegomenen un steinschen mit den Handschriften bekannt, welche als ritäten anzusehen sind. Man abstrahire dabei ganz componirten und gebrechlichen Griesbachschen Theorie sich allein an die Uncialen. Wenn auch unter den schriften solche sind, welche mit jenen gleiches Alte sind sie doch nicht von dem Belang, um deßwegen ren complicirter zu machen. Hat man sich nun m cialen genau bekannt gemacht, ihrem Alter, Ursprun schaffenheit, dann muß man in dem Abschnitt, der arbeiten will, alle Stellen in dem kritischen Appara wo mehrere zusammen angeführt sind. Dabei ist al ten, daß, wo Griesbach für eine Lesart keine dergl ritat anführt, darum die übrigen nicht genannten für die recepta sind. Dann lege man sich die Fr das, wofür wirkliche Zeugen sind, und die recepta

icht ſehen. Dann iſt vorläufig die Hypotheſe aufzu-
i die recepta Correctur iſt oder eine andere uns unbe-
elle hat, und daß dasjenige, was der kritiſche Apparat
in Fehler iſt. Aber eine Zuſammenſtellung der Fehler,
notoriſch als ſolche in den Handſchriften finden, iſt
vollſtändig aus den kritiſchen Apparaten zu entnehmen,
rgleichung der Handſchriften noch ſehr unvollkommen iſt.
dieſe Übung, Leſearten in Beziehung auf ihre Gene-
leichen, bildet ſich eine Anſchauung von den Subſidien
ſchaffenheit des Textes. Und damit iſt man im Stande,
Fällen, wo der wirklich bezeugte alte Text die divinato-
k erfordert, dieſe nach den obigen Regeln auszuüben.
nan einen Apparat wie den Griesbachſchen vor ſich, ſo
doch auch auf die Varianten ſeine Aufmerkſamkeit len-
von geringeren Auctoritäten dargeboten werden. Man
ſehen, wiefern ſie ſolche Löſungen ſind, die den Regeln
ı, immer aber darf man ſie nur als Erzeugniſſe der
hen Kritik anſehen.
man vorausſezen darf, daß jeder Theolog eine ge-
hnung an das claſſiſche Alterthum hat, ſo kennt er von
ie Operationen der divinatoriſchen Kritik. Aber um
. T. üben zu können, muß eine fleißige Leſung des
ukommen, eine wachſende Bekanntſchaft mit den Ei-
keiten deſſelben. In dieſer Hinſicht giebt es verſchie-
mittel für die eigentliche hermeneutiſche Operation, die
Einfluß auf das Gebiet der Kritik ausüben können.
die Sammlungen, worin der Sprachgebrauch alter
r mit dem neuteſt. verglichen wird. Rechnet man ab,
ſt Analogien aufgeſtellt ſind, die keine ſind, denn der-
ird immer vorkommen, wo geſucht wird, ſo gewinnt
ıs allerdings eine gewiſſe Analogie für das divinatori-
ren im N. T. Wollte man ſich dabei immer nur an
Analogien halten, ſo würde man oft nur ein reines
t ausſprechen müſſen. Hat man ſich aber auf die

rechte Weiſe das Gebiet der Analogien erweitert, ſo kann man daraus Hülfe nehmen. Denn es kann Fälle geben, wo der urſprüngliche Text dem claſſiſchen Gebiete näher liegt, das Unzuverläſſige dagegen dem neuteſt. Sprachgebrauch.

Geſezt nun, man machte Verſuche, Stellen, welche durch urkundliche Kritik nicht zu heilen ſind, durch die divinatoriſche herzuſtellen, wie weit geht der Gebrauch der Vermuthung?

Die eigenthümliche normale Dignität des N. T. ſchreibt dabei ganz beſondere Grenzen vor, macht ausgezeichnete Vorſicht nothwendig. Es iſt, wie ſchon geſagt, von ſolchen Emendationen immer nur ein negativer, kein poſitiver Gebrauch zu machen, und gar nicht der Fall, daß, wie man oft gedacht hat, mit der Art, den Text einiger Stellen zu conſtituiren, gewiſſe Lehren ſtehen oder fallen. Man kann nicht vorausſezen, daß Vorſtellungen, die ſich erſt in theologiſchen Streitigkeiten gebildet, ſchon ſo im N. T. enthalten ſein ſollten. Dann wären ſie ja auch in das allgemein chriſtliche Bewußtſein übergegangen, und die entgegengeſezten hätten ſich dann gar nicht können geltend machen. Nur der Fall kann vorkommen, daß ich ſage, wenn ich die Stelle ſo leſe, ſo kann ich ſie als Zeugniß gebrauchen für die und die dogmatiſche Vorſtellung, wenn aber ſo, dann nicht. Aber nicht werde ich ſie dann dagegen anführen können. Der eigentliche Werth der verſchiedenen Leſearten in Beziehung auf den dogmatiſchen Gebrauch iſt nur der, daß die eine einen beſtimmten Gebrauch zuläßt, die andere nicht. Übrigens aber kann nie eine weſentliche Lehre auf einer einzelnen Stelle beruhen. Was gar keinen Halt hätte, als in der Art, wie eine einzelne iſolirte Stelle geleſen würde, könnte doch nicht weſentlicher Gegenſtand des chriſtlichen Glaubens ſein. Dadurch wird der Werth der divinatoriſchen Kritik freilich beſchränkt, aber wir können ihr uns um ſo zuverſichtlicher hingeben, da es niemals dieſe eine Stelle iſt, welche dem dogmatiſchen Intereſſe weſentlich nüzen oder ſchaden wird.

Ein wichtiger Punkt, der nicht außer Acht zu laſſen iſt, iſt

›aß wenige von den Handſchriften, die vorzüglich in Betracht
ıen, vollſtändig ſind. Die meiſten haben Lücken oder erſtrecken
nur über einzelne Theile des Textes. Beachtet man das
, ſo entſtehen leicht falſche Vorſtellungen. Findet man z. B.
›riesbach Handſchriften für eine Abweichung von der recepta
ührt, ſo ſchließt man leicht fehl, daß die nicht genannten
›ie recepta ſeien. Will man eine Stelle kritiſch gründlich
arbeiten, ſo muß man ſich vor Augen bringen, welche Hand-
ten da ſind und welche nicht. Man notire ſich zur Bequem-
it in ſeinem N. T. auf jeder Seite, was für Handſchriften
nd und was für Lücken.

Die Uncialhandſchriften ſelbſt ſind nicht von gleichem Werth.
Werth derſelben muß genau beſtimmt werden, damit man
›ei einer ſo zuſammengeſezten Operation nur auf das von
ezeichnetem Werth beſchränke. Ein Hauptpunkt der Werth-
nmung iſt das Alter. Vergleiche darüber das Obige. Aber
›äre kein richtiges Verfahren, die Stimmen der werthvollen
zu zählen, noch weniger, denen den Vorzug zu geben, wel-
ım wenigſten Abnormitäten haben. Es giebt in den Hand-
ten Fälle, wo man, indem der Text hermeneutiſch ungenü-
erſcheint, doch leicht ermitteln kann, daß eine mechaniſche
ng zum Grunde liegt. Kommt ſo etwas oft vor, ſo iſt das
ch ein Beweis, daß der Abſchreiber ungenau geweſen. Das
enn die ſchwache Seite der Handſchrift, und in dieſer Bezie-
ı hat ſie wenig Auctorität. Aber in jedem andern Betracht
ı ſie den größten Werth haben, indem ſie einen ſehr alten
: enthält. Hat eine Handſchrift beſondere grammatiſche For-
, wie z. B. Cod. B., ſo giebt ihr das einen vorzüglichen
th, denn es beweiſt, daß keine willkührlichen Änderungen,
›och dieſe Formen zuerſt betroffen haben würden, in ihr vor-
›mmen ſind; dann aber auch, weil bei der Beurtheilung von
erungen, denen mechaniſche Fehler zum Grunde liegen, viel
uf ankommt, welche Zeichen da geſtanden. Handſchriften,
he jene corrigirt haben, bringen andere Zeichen hinein, und

machen die Beurtheilung unmöglich, wie jene entſtanden. So haben alſo jene Handſchriften mit beſondern grammatiſchen Formen beſonderen Werth, und der kritiſche Apparat ſollte ſie immer mit anführen. Weiß man, zu der Zeit, aus der eine beſtimmte Handſchrift iſt, haben ſolche Abnormitäten ſtatt gefunden, und die Handſchrift hat ſie nicht, ſo entſteht der Verdacht, daß der Abſchreiber, der in dieſem Falle grammatiſch verfahren iſt, auch in andern willkührlich gehandelt, und ſo verſchwindet die Hülfe, aus den Zeichen, ihrer Ähnlichkeit u. ſ. w. die mechaniſchen Irrungen zu erklären, ganz und gar.

Zu dem allen aber gehören, wenn die Aufgabe vollkommen gelöſt werden ſoll, ſchwierige und zuſammengeſezte Operationen, paläographiſche Kenntniſſe u. ſ. w. Es kann daher auch nicht die volle kritiſche Aufgabe als allgemeine Aufgabe für alle Theologen angeſehen werden. Aber betrachten wir als die Aufgabe des Theologen das vollkommene hermeneutiſche Verſtändniß, ſo liegt doch ſchon darin, daß der Leſer und Ausleger ſich wenigſtens nicht überall auf den Herausgeber verlaſſen darf. Dazu kommt, daß in der Kritik etwas Allgemeines liegt, und daß wir auf jedem Gebiete des Leſens und Hörens beſtändig in einer kritiſchen Operation begriffen ſind. Somit kann ſich Niemand davon ganz entbinden wollen. Man muß nur die Aufgabe ihrem Nuzen und Zeitaufwande nach richtig behandeln.

Scheiden wir in der Aufgabe von einander, was jedem Theologen zugemuthet werden kann, und was eine beſondere Virtuoſität erfordert, und beſtimmen das Erſte, ſo werden wir dabei von einem Minimum ausgehen müſſen. Gehen wir von der Löſung der hermeneutiſchen Aufgabe aus. Darf ſich der Theolog auf das Urtheil irgend einer kritiſchen Auctorität verlaſſen, wenn es darauf ankommt, den Zuſtand des Textes für die Auflöſung der hermeneutiſchen Aufgabe zu unterſuchen? Es giebt Fälle, welche gerade am meiſten von kritiſcher Virtuoſität abhängen. Da werden wir die Frage nicht verneinen dürfen. Aber ſchwerlich wird es viele Fälle geben, wo die kritiſchen Auctoritäten, die ich als

erkenne, befrage, unter ſich einig ſind. Um zu entſchei-
ıß jeder Principien der Entſcheidung für ſich ſelbſt haben.
iſt nun da zu ſehen? Es kommen hier zwei Punkte in
. Der erſte iſt, daß man wiſſen muß, ob das kritiſche
)as Eine oder Andere durch andere Rückſichten, z. B. Par-
hten, benachtheiligt iſt oder nicht. Alſo man muß die
:n der verſchiedenen Kritik kennen. Iſt dieß beſeitigt, ſo
) ferner, welchem Kritiker ſoll man am meiſten vertrauen?
alſo eigenes Urtheil über den Werth der kritiſchen Arbei-
ıs Unerläßliches. Dieß iſt unmöglich ohne Kenntniß ihrer
:n. Wer aber darüber urtheilen will, muß ſelbſt wieder
cipien der Kritik im Großen und Ganzen kennen. Zu
de muß ſich jeder Theolog ſchon vorher um das Kritiſche
ert haben, nicht erſt an der Stelle, wo die hermeneutiſche
)n es erfordert. Darnach hat er zu beurtheilen, worin
einzelnen Kritiker zu trauen hat und worin nicht. Um
hodiſch zu treiben, mache man ſich eine Claſſification der
äten, denen man folgt. Das Weſentliche dabei wäre Folgendes.
i der Leſung des N. T. zur Löſung der hermeneutiſchen
iſt das Nächſte die Hülfe der Commentatoren. Die Com-
ſind zwar eigentlich exegetiſcher Art, aber ſie kommen
in den Fall, die verſchiedenen Leſearten zu beurtheilen.
ın nun einen Commentar, von dem man glaubt, daß man
ſein kritiſches Urtheil verlaſſen kann, ſo hat man nicht
die kritiſche Operation ſelbſt zu machen, aber die Grund-
ıes kritiſchen Verfahrens muß man kennen und ihn da-
urtheilen und claſſificiren. Sagt ein Commentator, ich
ıich ganz an Griesbach, ſo hat er eben gar kein eigenes
Beruft er ſich aber bald auf dieſe, bald auf jene kriti-
ctorität, oder er entſcheidet für ſich ſelbſt ohne Auctorität,
er in beiden Fällen ein eigenes Urtheil, iſt kritiſch, und
i wiſſen, welchen Principien er folgt. So haben wir alſo
aſſe, die ſich ſelbſt als Kritiker darſtellenden Commentato-
)ie zweite Claſſe iſt dann die der eigentlichen kritiſchen Her-

werden. Von dem Verfahren derſelben muß jeder ein
eigene Anſchauung haben. Wetſtein und Griesbach h
gewiſſe Verwandtſchaft mit einander, ſo daß der leztere
erſteren eigentlich beruht. Beide haben den gemeinſchaftli
ler, daß ſie den vulgären Text zum Grunde gelegt habe
ſtein hat denſelben unverändert, und nur durch Zeichen u
Text die andern Leſearten mit ihren Auctoritäten angefü
iſt bei ihm das Auge für die recepta beſtochen und n
daher um ſo mehr auf die Abweichungen und deren Au
unter dem Text zurückſehen. Aber es iſt um ſo mehr
ſchen, daß ſich jeder mit dem Werke genauer bekann
da es außerdem reich iſt an Obſervationen von Analo
den griechiſchen und jüdiſchen Schriftſtellern, die leztere
mer als bei Lightfoot und Schöttgen.

Bengel hat die recepta verlaſſen, und einen eige
conſtituirt. So hat er die Beſtechung des Auges durch
mieden, aber nie Bürgſchaft gegeben, woher er das hat,
im Text lieſt. Aber wer jezt bei der Conſtitution des T
die recepta keine Rückſicht nehmen will, der hat meh
mittel, die Leſer von ſeinem Verfahren zu unterrichten,
gel zu ſeiner Zeit. Bengel hat von ſeinem Verfahren
ſchaft gegeben in ſeinem apparatus criticus, auch in ſein
mon. Es iſt wünſchenswerth, daß ſich jeder damit bekan

edenkt man, daß in der neueren Zeit die modificirte re-
des Griesbachschen Textes und der Bengelsche Text sich
iste Auctorität verschafft haben, so daß sie in den meisten
en repetirt sind, so erscheint es als ganz nothwendig, daß
ch ein Urtheil darüber verschaffe. Geht man nun auf
rfahren der Kritiker prüfend ein, so wird man sich auch
so viel Bekanntschaft mit den bedeutendsten Handschriften
. verschaffen und so viel kritisches Urtheil sich erwerben,
n überall wo es nöthig ist selbstständig entscheiden kann.
i Grade aber wird man finden, daß jeder von ihnen ge-
t und keinem vollkommen zu vertrauen ist. So muß also
n so mehr die kritischen Operationen selbst machen.
as bei einem solchen Verfahren nebenbei sich von selbst
. ist daß man die deutsche Übersezung ganz vergißt. So
an diese noch im Sinne hat, giebt es keine Selbstständig-
Gebrauch des N. T. Das determinirende Bewußtsein der-
t immer das zu corrigirende, es rückt die wahren Analo-
s den Augen und verleitet zu falschen.
e allgemeine Aufgabe nun, sich ein eigenes kritisches Ur-
verschaffen, beschränkt sich auf das Nothwendige zum
er hermeneutischen Aufgabe. Aber die Arbeiten dazu sind
orübungen zur kritischen Virtuosität, und es giebt dabei Ver-
gen genug, über jenes nothwendige Minimum hinaus-
Nur daß größere Neigung und Anlage den Einen wei-
t als den Andern, — worin sich dann eben schon die
tät kund thut.
der Bildung des kritischen Urtheils können alle kritischen
Vorübungen sein, nicht bloß die Übung im N. T. Auch
rn Schriftstellern, und selbst im gewöhnlichen Leben können
n Übungen gemacht werden.
liegt im Charakter des Philologischen, daß die kritische
überall hin begleitend ist, und so liegt sie auch im
r des Theologischen.
rin liegt der Unterschied zwischen dem Leser, der sich zum

Behuf der hermeneutiſchen Operation den Text geſtaltet, und dem kritiſchen Herausgeber des Textes? —

Es giebt einen beſtimmten Unterſchied zwiſchen dem Reſultat der diplomatiſchen und der divinatoriſchen Kritik. Bei der diplomatiſchen Kritik ſind beide auf dem allgemeinen philologiſchen Standpunkt, ſie wollen beide das Urſprüngliche wo möglich ermitteln. In Beziehung auf die divinatoriſche Kritik ſind beide im Dienſte der hermeneutiſchen Operation. Dieſe nöthigt zu ergänzen und zwiſchen Verſchiedenem zu wählen. Soll die Löſung der Aufgabe ihren richtigen Gang gehen, ſo darf das Reſultat der diplomatiſchen mit dem Reſultat der divinatoriſchen Kritik nicht verwechſelt werden. Der Leſer geht aus von dem diplomatiſch Ermittelten, und das Divinatoriſche macht ſich jeder ſelbſt, und fördert ſich jeder nach ſeiner Art und Überzeugung in Beziehung auf die hermeneutiſche Operation. Daher wird es immer mehr Grundſaz der Herausgeber werden, die Reſultate der divinatoriſchen Kritik nicht in den wirklichen Text aufzunehmen. Außer demſelben können ſie mitgetheilt werden. Es giebt zwiſchen ſtrenger Darſtellung des Textes und Mittheilung hermeneutiſcher Operation ein Mittleres, Commentare mit Text und Texte mit einem Commentar verbunden. Iſt im erſteren Falle der Commentar die Hauptſache und die Mittheilung des Textes nur ein Hülfsmittel für den Leſer, ſo darf doch auch ſelbſt in dieſem Falle der Text nur rein diplomatiſch gegeben werden; wird dies Reſultat der divinatoriſchen Kritik in den Text mit aufgenommen, ſo entſteht Beſtechung, wenn auch nachher im Commentar Rechenſchaft davon gegeben wird. Iſt der Text Hauptſache und der Commentar nur Nebenſache, ſo iſt um ſo nothwendiger, den Text rein diplomatiſch mitzutheilen.

Es iſt oben geſagt worden, daß mechaniſche Irrungen eher anzunehmen ſeien, als abſichtliche Änderungen. Es giebt nun Fälle zuſammengeſezter Art. Denkt man ſich zwei Leſearten, eine längere und kürzere. Nach Griesbachs Kanon iſt die kürzere vorzuziehen, jene immer ein Zuſaz. Nach unſrem Kanon verſuchen wir zuerſt, ob ſich die Erſcheinung aus einer mechaniſchen Irrung

lasse. Finde ich zwei gleiche Anfänge oder zwei gleiche
:n, so entsteht die Möglichkeit einer Auslassung aus mecha=
Irrung, und die längere Lesart verdient den Vorzug.
ı aber ein Zusaz, eine Exegese, zufällig dieselbe Gestal=
ben; ja es wird eine Exegese meistentheils in der gram=
ı Bildung mit dem Texte übereinstimmen, so daß von
eiche Endungen entstehen. Wie da? Weil beide Fälle
ot möglich sind, so muß man auch beides überall im
aben. So entsteht eine Wahrscheinlichkeitsrechnung. Ist
scheinlich, daß die längere Lesart ein Zusaz sei? Dazu
e Veranlassung gesucht werden. Oder ist die kürzere feh=

Dazu muß die Möglichkeit eines Abirrens des Auges
inlich gemacht werden. Die Abirrung wird um so wahr=
er, wenn beide Enden ziemlich nahe aneinander stehen,
rschied der längeren und kürzeren Lesart gering ist, oder
n Ende unmittelbar unter dem andern steht in der dar=
enden Zeile. Dazu aber gehört eine genaue Kenntniß
dschriften.

den synoptischen Evangelien steht die Sache eigenthümlich

Da giebt es Übertragungen aus dem einen in das an=
e nicht gut unmittelbar beim Abschreiben entstanden sein

Denn daß ein Abschreiber solche Einschaltungen aus dem
niß sollte gemacht haben, ist, wenn er das Abschreiben
häft trieb, nicht wahrscheinlich. Aber indirect als Mar=
ierkungen des Lesers können sie entstanden sein. Hier
o eine längere Lesart in einem Evangelium etwas aus
ndern enthält, ist die Wahrscheinlichkeit für die kürzere.
ı könnte für die längere eine Wahrscheinlichkeit entstehen,
ufälliger Weise auch eine Abirrung des Auges zu den=
:. Diese Wahrscheinlichkeit würde aber wieder vermindert,
ie Differenz zwischen der längeren und kürzeren bedeu=
:re.

i der eigenthümlichen Beschaffenheit des N. T. müssen
h in den didaktischen Büchern die Möglichkeit zugeben,

daß Zuſäze gemacht ſind als Erklärungen und Vervollſtändigungen dem Begriffe nach. Denn es giebt auch in den didaktiſchen Schriften ſolche Parallelen, weil immer ein beſtimmter Kreis von Vorſtellungen behandelt wird, worin oft dieſelben Elemente ſich wiederholen, nur anders ausgedrückt. So konnten alſo bei der einen andere ähnliche Stellen beigeſchrieben werden. Man muß daher auch in den didaktiſchen Büchern bei der Differenz der längeren und kürzeren Leſeart, nächſtdem daß man ſie aus mechaniſchen Irrungen zu erklären ſucht, darnach ſehen, ob nicht etwas den Charakter eines Gloſſems hat. Darin liegt denn aber kein abſichtliches Verändernwollen des Textes, ſondern es iſt ſpäter in den Text hineingebracht, was urſprünglich nicht hineingehörte.

Hieran knüpft ſich eine andere Aufgabe der Kritik.

Ebenfalls durch einzelne Worte, geringe Veränderungen oder Verſchiedenheiten entſteht Gewißheit oder Ungewißheit über den Verfaſſer einer Schrift. Es fragt ſich, wie ſteht es mit dieſer Aufgabe, welche eine ganz andere zu ſein ſcheint?

Die Frage, ob der Brief an die Hebräer Pauliniſch ſei oder nicht, iſt keine kritiſche Frage in unſrem Sinn. Denn es giebt keinen Text, der dazu Veranlaſſung gäbe, keine Handſchrift, welche den Namen des Apoſtels in der Überſchrift trüge oder im Text vorkommen ließe. Von dieſem Standpunkte iſt der Brief ein anonymer, und die Aufgabe, den Verfaſſer zu ermitteln, eine Aufgabe der hiſtoriſchen Kritik, mit der wir es hier nicht zu thun haben. Eben ſo iſt es mit der Frage, ob der zweite Brief Petri echt ſei, und mit der, ob das Evangelium des Matthäus ein Werk des Apoſtels ſei oder nicht. Was das leztere betrifft, ſo giebt es keine Überſchrift, welche dem Namen den Titel eines Apoſtels beilegte. Hier iſt eben ſo wenig eine kritiſche Frage in unſrem Sinne, wie bei dem dritten Evangelium und der Apoſtelgeſchichte, ob dieſe von dem Lukas herrühre, der den Apoſtel Paulus begleitete.

Wie muß die Sache ſtehen, wenn dergleichen eine eigentlich kritiſche Frage werden ſoll?

Der nächſtliegende Fall iſt der, wenn die Handſchriften Verſchiedenes über den Verfaſſer behaupten. Dann iſt zu entſcheiden, wie bei Leſearten. Hier iſt aber ein großer Unterſchied, ob die Behauptung in der Schrift ſelbſt oder außerhalb gemacht iſt. Wenn außerhalb, ſo iſt ungewiß, ob die Überſchrift ein Theil der Schrift in der erſten Ausgabe iſt oder nicht. Iſt das erſtere ausgemacht, ſo iſt die Frage wie alle kritiſchen Fragen zu entſcheiden. Iſt dagegen wahrſcheinlich, daß die Überſchrift ſpäter iſt, ſo iſt die Beurtheilung eine von der Schrift ſelbſt zu ſondernde Aufgabe. Iſt die Überſchrift ein bloßes Urtheil oder hat ſie Auctoritäten für ſich? Sobald die Frage ſich ſo wendet, daß gefragt wird, ob die Überſchrift als ein bloßes Urtheil angeſehen werden kann, ſo hört ſie auf eine kritiſche zu ſein und gehört der hiſtoriſchen Kritik an.

Allein kann denn jene Frage nicht auf eine andere Weiſe eine kritiſche werden?

Haben wir eine Schrift, welche ſich in ihr ſelbſt als Schrift eines gewiſſen Verfaſſers ausgiebt, es iſt auch ſonſt kein Streit darüber, im Leſen aber ſtoßen wir auf ſolche Stellen, die uns ſchwer wird als Worte des Verfaſſers zu denken, ſo entſtehen Zweifel, indem wir uns in der hermeneutiſchen Operation, die wir auf jene Vorausſezung gründen, geſtört fühlen. Da kommt es darauf an, von dem Intereſſe der hermeneutiſchen Operation aus über das Diplomatiſche zu entſcheiden, ob es das Urſprüngliche iſt oder nicht. Somit aber treten wir auf unſer Gebiet. Nur von dieſem Geſichtspunkt aus können wir die Sache erfaſſen. Das philologiſche Gebiet iſt überall da, wo Schwierigkeiten oder Störungen in der hermeneutiſchen Operation zu heben oder diplomatiſche Entſcheidungen zu geben ſind.

Wie aber entſtehen nun ſolche Zweifel, und wie gelangen wir zur Entſcheidung? Wir müſſen die Endpunkte aufſuchen,

Sache ausgemacht. Es entſteht dann nur die Frag
Schrift jenem Verfaſſer hat beigelegt werden können.

Betrachten wir die Sache auf eine allgemeinere
haben wir zuerſt zu unterſuchen, ob nicht zwiſchen
wir zulezt abgehandelt, und dem, womit wir jezt zu
wollen, eine Lücke ſei.

Die Anwendbarkeit der Regel, daß mechaniſch
immer zuerſt wahrſcheinlich ſind, beſchränkt ſich, wi
merkt iſt, auf einen gewiſſen Umfang, ein gewiſſes
Differenzen. Es kommen aber Fälle vor, wo Differ
Auslaſſungen oder Zuſäze in einem viel größeren Maaße
Dieß ſcheinen wir ausgelaſſen zu haben. Denn di
daſſelbe, als wenn die Rede iſt von einer eigenen Sc
dem angehört, dem ſie beigelegt wird oder nicht. I
wirklich eine Lücke? Wir haben oben geſagt, es mi
Fällen, wo Differenzen ſind, neben der Möglichkeit d
ſchen Irrung auch das andere gedacht werden, ob ſie
leicht durch eine bewußte Handlung entſtanden ſeien.
ſich entſcheiden, ob ein Zuſaz der Schrift urſprüngli
oder ob die Auslaſſung das Urſprüngliche ſei? Man
auf die hermeneutiſche Operation Rückſicht nehmen,
beide Fälle ſezen. Man ſeze alſo, der Zuſaz ſei ächt.
dann für die hermeneutiſche Operation nichts Störend

Anſicht. Schwebt das Diplomatiſche, ſo muß man die Wahrſcheinlichkeitsrechnung eintreten laſſen, indem man von beiden Vorausſezungen ausgeht. Stellt man dann die Reſultate beider Vorausſezungen in ihren Momenten zuſammen, ſo wird wol eins überwiegend klar werden. Oft aber wird es auch ſchwebend bleiben und dann nimmt der Eine dieß der Andere jenes.

Geſezt z. B. die Unechtheit von 1 Joh. 5, 7. wäre diplomatiſch nicht entſchieden, ſo könnte man ungewiß ſein, ob nicht etwas fehle, wenn man die Stelle auslaſſe, ſo ſehr erſcheint ſie der Form nach angepaßt. Betrachte ich ſie aber materiell, ihrem Inhalte und Zuſammenhange nach, ſo erſcheint ſie allerdings als ein überflüſſiger Zuſaz. So ſchwankt das Urtheil, ſo lange das Diplomatiſche ſchwankt.

Es bedürfen aber alle ſolche größeren Stellen durchaus keiner andern Regeln, ſondern ſind ganz nach den früher aufgeſtellten zu behandeln.

Gehen wir nun auf das neue Thema, über die Ächtheit oder Unächtheit einer Schrift zu entſcheiden, wieder zurück und genauer ein.

Wenn eine Schrift lange Zeit hindurch immer für die Schrift eines beſtimmten Verfaſſers gehalten worden iſt, und es entſtehen erſt ſpäter Zweifel, ſo wird durch dieſes Späterkommen der Zweifel ſelbſt nicht beeinträchtigt, ſondern nur das folgt daraus, daß die hermeneutiſche Operation früher nicht mit ſolcher Genauigkeit und Vollkommenheit gemacht worden iſt.

Unterſcheiden wir nun die verſchiedenen weſentlichen Fälle. Der erſte iſt der, daß in einer Schrift eine Stelle vorkommt, die mit der Vorſtellung von dem Verfaſſer, die mich bisher beleitet hat, in Widerſpruch ſteht, wo ich alſo gehemmt werde. Es iſt in der Stelle die Rede von einer Thatſache, von der der Verfaſſer nach ſeinen Lebensverhältniſſen durchaus keine Notiz haben, wovon er alſo auch unmöglich reden konnte. Eine einzige Stelle der Art iſt ein vollkommener Beweis für die Unächtheit

der Schrift, wofern jene Unmöglichkeit wirklich da iſt, und dieſe iſt da, wenn die Stelle wirklich der Schrift angehört. So entſteht alſo die Frage, ob die Stelle der Schrift urſprünglich angehört, oder ein Zuſaz von anderwärts her. Wenn diplomatiſch gar nichts dieſen Zweifel beſtätigt, ſo iſt noch denkbar, daß die Stelle in den Text gekommen ſei vor allen den Abſchriften die wir haben. Wird dieß wahrſcheinlich, ſo verliert die Stelle alle ihre Beweiskraft. Hier kommen wir auf einen Punkt, wo wir die Richtigkeit eines gewiſſen kritiſchen Verfahrens beurtheilen können. Man ſagt oft, es gebe Fälle, wo jeder einzelne Verdachtsgrund nichts beweiſe, aber mehrere zuſammen einen vollen Beweis geben. Dieſe Regel billigt wol jeder mit ſeinem Gefühl, unterwirft man ſie aber dem Calcul, ſo ſcheint ſie falſch. Indeſſen gehen wir von unſrer Poſition aus' ſo rechtfertigt ſie ſich doch. Wir haben geſagt, die Beweiskraft einer Zweifel erregenden Stelle werde in dem Grade geſchwächt, nicht aufgehoben, in welchem die Wahrſcheinlichkeit entſteht, daß ſie ſpäterer Zuſaz ſei. Denke ich mir aber ſechs ſolcher Stellen, ſo ſind das eben ſo viel Gründe, und jeder von ihnen wäre allein hinreichend, wenn nicht jedem inwohnte, was eine entgegengeſezte Möglichkeit giebt. Es fragt ſich alſo, was iſt überwiegend wahrſcheinlicher, die Wiederholung ſolcher beweiſenden Stellen, oder die Interpolation derſelben? Offenbar nimmt die Wahrſcheinlichkeit der Interpolation in dem Grade ab, in welchem viele falſche Stellen vorkommen. Denn dazu würde eine Gedankenloſigkeit gehören, die gar nicht ſehr wahrſcheinlich iſt. Unter ſolchen Verhältniſſen hat alſo jene Regel ihre vollkommene Richtigkeit.

Der bezeichnete Fall iſt hergenommen aus dem Gebiet der hiſtoriſchen Interpretation. Dazu gehört als Apparat die möglichſt genaue Kenntniß der Lebensverhältniſſe des Verfaſſers. Ähnliches aber bietet die pſychologiſche Interpretation dar. Wenn ich in einer Schrift auf einen Gedanken ſtoße, der mit der Denkweiſe ihres Verfaſſers nicht übereinſtimmt, ſo werde ich dadurch

alls gehemmt in der Vorausſezung, in der ich bisher geleſen

Wie im vorigen Falle angenommen werden mußte, daß Verfaſſer von der fraglichen Thatſache durchaus keine Notiz konnte, ſo muß ich auch hier annehmen, der Verfaſſer habe inem ganzen Leben nie ſo gedacht. Darin liegt eine Bekung des Falles. Denn es giebt wenig Gegenſtände, wor- der Menſch nicht ſeine Meinung änderte. Aber der Fall iſt derſelbe, wie bei dem Hiſtoriſchen, nur daß hier die Betung des Widerſpruchs ſchwieriger iſt, nicht bloß weil innere nkenverhältniſſe ſchwerer nachzuweiſen ſind als äußere Thatſ, ſondern auch weil die Interpretation der Gedanken an chwerer iſt. Kann ich mir denken, daß eine ſolche Stelle iſt, ſo iſt's damit, wie im obigen Falle; je mehr ſolcher chtigen Stellen vorkommen, deſto wahrſcheinlicher wird, daß rſprünglich zur Schrift gehören und dieſe unächt iſt.

Dieß ſind die weſentlichen Anwendungen der allgemeinen tel auf den beiden Hauptgebieten der Interpretation.

Daſſelbe kann nun eintreten in Beziehung auf die Sprache nalogen Duplicität.

Kommt ein Wort vor, welches wo und wann der Verfaſſer b, nicht in Gebrauch war, das Wort iſt aber diplomatiſch , und nicht aus einer mechaniſchen Irrung entſtanden, ſo s ein ſchlagendes Moment gegen die Ächtheit der Schrift. n eben der vollſtändige Beweis daß das Wort in jener Zeit vorkommen könne, iſt ſehr ſchwierig. Der andere Fall wäre daß Ausdrücke, Wendungen vorkommen, welche zwar nicht rhalb des Sprachgebiets des Verfaſſers liegen, aber außerhalb r Eigenthümlichkeit. Wenn dann dafür in ſeinen übrigen iften keine Analogie zu finden iſt, vielmehr zahlreiche dage- ſo daß man für dieſelben Begriffe ſolenne andere Ausdrücke t, ſo kann eine einzige Stelle genügen zur Begründung des achts. Allein dazu gehört eine ſehr ins Einzelne und Indi- lle gehende vollſtändige Sprachkenntniß. Hier läßt ſich nun Gang in ſolcher Unterſuchung genauer bezeichnen. Es kann

Fälle geben, wo eine einzige Stelle für den vertrauten Kenner des Verfaſſers vollkommen entſcheidend iſt, aber Andern nur als ein einzelner Verdachtsgrund erſcheint. Da muß der Kritiker mehreres aufſuchen, um ſeine Gewißheit Andern mitzutheilen, und ſo entſteht denn ein durchgängiges kritiſches Verfahren, die ganze Schrift wird darauf angeſehen. Bleibt es nun bloß bei der einen Stelle, und werden auch bei einer abſichtlichen Vergleichung nicht mehrere gefunden, ſo iſt die Beweiskraft der einen allerdings geſchwächt. Man wird dann verſuchen, ſie auch anders zu erklären, ja ſich ſogar mit einer unwahrſcheinlicheren Erklärung begnügen. Es entſteht aber die Frage, wie kann die Thatſache entſtanden ſein, daß die Schrift einem Verfaſſer beigelegt wird, dem ſie nicht gehört? Die Schrift kann als abſichtlicher Betrug entſtanden ſein, indem der Verfaſſer ſelbſt ſie ſo eingerichtet, daß ſie für die Schrift des angeblichen Verfaſſers gehalten werden ſollte. Dieſer Fall aber läßt ſich ſelten annehmen, weil die Verhältniſſe, unter denen ſich das durchführen ließe, ſehr complicirt ſind. So lange der angebliche Verfaſſer lebt, wird es einem andern nicht leicht gelingen, eine Schrift auf jenes Namen zu verbreiten. Eine ſolche Schrift müßte ſich bis zu einer beſtimmten Zeit von dem Lebenskreiſe des angeblichen Verfaſſers fern halten. Dieß iſt an ſich nicht wahrſcheinlich. Und je mehr eine ſolche Schrift das Anſehen hat zu dem Lebenskreiſe des erdichteten Verfaſſers zu gehören, deſto weniger iſt der Verdacht des Betruges anwendbar. Wahrſcheinlich iſt dann, daß die Beilegung der Schrift auf einem falſchen Urtheil beruht. Wo eine Schrift anonym erſchien, war ein ſolches falſches Urtheil leicht möglich. Dieß ging in die Schrift über, und die ſpäteren Abſchreiber konnten ſie ſchon gewiß als Schrift jenes Verfaſſers ausgeben in der Überſchrift, nicht aus mechaniſcher Irrung, ſondern abſichtlich und bewußt, aber nicht aus Betrug. Sobald man zu ſolchen Vorausſezungen geführt wird, muß man ſie auf dieſen Fall zurückführen und eins von beiden nachweiſen und darnach von Anfang an die kritiſche Operation einrichten. Wo die

Sache ſchwebt, muß man von beidem ausgehen und eine Wahrſcheinlichkeitsrechnung eintreten laſſen.

Wenn wir die Thatſache, daß ein Werk einem Verfaſſer fälſchlich zugeſchrieben worden iſt, im Allgemeinen betrachten, ſo wird die Veranlaſſung dazu, wenn es abſichtlich und ernſtlich geſchehen ſein ſoll, ſehr ſpeziell ſein müſſen. Es muß, wenn man ſich beruhigen ſoll, auf wahrſcheinliche Weiſe angegeben werden, wie Jemand dazu gekommen iſt. Die Thatſache kann durch die zweite Hand entſtehen, alſo eigentlich nicht abſichtlich, wenn eine Schrift anonym iſt, und Jemand das Urtheil fällt, ſie ſei von dem oder dem, und dieß Urtheil nachher in die Schrift ſelbſt übergeht. Hier laſſen ſich mehrere Fälle unterſcheiden. Der häufigſte Fall iſt der, daß eine ſolche Schrift nicht einzeln, ſondern in einer Sammlung ſich befindet. So wie eine ſolche Thatſach vorgekommen iſt, entſteht Verdacht gegen die ganze Sammlung. Was folgt daraus, wenn einzelne Theile einer ſolchen Sammlung einem Verfaſſer mit Unrecht beigelegt werden? Zunächſt fragt ſich, wie iſt die Sammlung entſtanden? Heut zu Tage iſt's gewöhnlich, daß die Schriftſteller ihre einzelnen Schriften ſelbſt ſammeln. Da hat denn die Sammlung dieſelbe Authenticität, wie jede einzelne Schrift. Ganz anders aber, wenn Andere die Sammlung veranſtalten. Da können ſolche Fehler vorkommen, doch nur in Beziehung auf anonyme Schriften. Lebt der Verfaſſer noch, ſo iſt's ſeine Sache, zu widerſprechen. Thut er es nicht, ſo kann das als ſchweigende Gewährleiſtung angeſehen werden. Wird die Sammlung erſt nach dem Tode des Schriftſtellers gemacht, ſo kann um ſo leichter geſchehen, daß einzelne anonyme Schriften, die man bei ſeinen Lebzeiten ihm zugeſchrieben hatte, ohne daß er Proteſt dagegen eingelegt, fälſchlich mit aufgenommen werden. Wird die Sammlung lange nach dem Tode des Verfaſſers veranſtaltet, ſo iſt die Möglichkeit noch größer. In dieſem Falle iſt zwiſchen dem Sammelnden und dem Zeitalter des Verfaſſers kein genauer Zuſammenhang mehr. Da iſt denn die Regel, daß, ſobald ſolch ein Verdacht entſteht, die

ganze Sammlung als verdächtig erſcheinen, und jede einzelne Schrift ſich anders als dadurch, daß ſie in der Sammlung ſteht, rechtfertigen muß. Im Alterthum finden wir faſt überall in den operibus omnibus falſche Werke. Auf der andern Seite aber entſtehen oft Zweifel, die näher betrachtet keinen Grund haben. Dieſer unſichere Gang der Kritik fordert eine beſtimmte Regel. Dem Bisherigen zu Folge kann man feſtſtellen, daß eine Sammlung, ſobald notoriſch iſt, daß ſie nicht von dem Verfaſſer ſelbſt iſt, keine Authentie hat; ferner, daß, wenn ſie noch zur Zeit ſeiner Zeitgenoſſen gemacht iſt, dieſe den Verfaſſer in dem Grade vertreten, als der Sammlung öffentliche Aufmerkſamkeit geſchenkt worden iſt; endlich daß, wenn ſie ſpäter gemacht iſt, ſie gar keine urſprüngliche Sicherheit und nur in ſofern Auctorität hat, als wir dem Sammler richtiges Urtheil und die relative Unmöglichkeit ſich zu irren zuſchreiben können. Auf die Weiſe erſcheint die Präſumtion, daß ein Werk des Alterthums dem wirklich zugehört, dem es zugeſchrieben wird, ſehr verringert.

Wenn ein Werk aus älterer Zeit einem Schriftſteller zugeſchrieben wird, ſo iſt freilich zunächſt das Auge beſtochen und damit auch das Urtheil eben durch den der Schrift oder Sammlung vorgeſezten Namen. Von dieſer Beſtechung muß man ſich im Leſen der Schrift zu befreien ſuchen. Eben ſo aber kann auch ein ſchon vorhandener Verdacht mein Urtheil beſtechen. So entſteht ein zweifaches Verfahren, zwei einander entgegengeſezte, gleich einſeitige Maximen. Die Anhänger der einen werden von den Andern die Auctoritätsgläubigen genannt, welche alles feſthalten was überliefert iſt und ſo vieles wirklich Verdächtige übergehen. Die entgegengeſezten ſind die Hyperkritiſchen, von denen die Andern ſagen, daß ſie, weil ſie nur darauf ausgehen, Verdachtsgründe zu finden, alles ruhige und einfache Studium aufheben. Es iſt eben ſo ſchwer, dieſer Duplicität auszuweichen, als ein Mittleres zwiſchen beiden Richtungen aufzuſtellen. Allerdings hat der Gegenſaz ſein Nachtheiliges, denn ſo lange Streit iſt auf dieſem Gebiet, kann die hermeneutiſche Operation nicht ruhig fort-

ſchreiten. Es fragt ſich aber, ob das ganze Verfahren nur in Beziehung auf die hermeneutiſche Operation zu betrachten iſt, oder ob es für ſich ſelbſt Werth hat? Geht man von der Beziehung auf die hermeneutiſche Operation aus, ſo folgt, daß man den kritiſchen Streit nicht führen dürfe über Dinge, welche für die hermeneutiſche Operation keinen Werth haben, und ſodann, daß man die hermeneutiſche Löſung nicht eher aufhalten dürfe, als bis die Verdachtsgründe einen gewiſſen Grad von Beſtimmtheit erreicht haben. Dadurch wird allerdings das kritiſche Verfahren zurückgedrängt und auf eine ſpätere Zeit verwieſen. Dagegen aber erhebt ſich wiederum das allgemeine philologiſche Intereſſe. Denn wenn eine Schrift hermeneutiſch auch noch ſo unbedeutend iſt, ſo iſt ſie doch, wenn der beſtimmte Kreis und die Zeit, der ſie angehört, nachgewieſen iſt, eben für dieſen Kreis und dieſe Zeit ein Sprachdokument. Kann das freilich nicht nachgewieſen werden, ſo iſt auch das philologiſche Intereſſe null. Man ſieht aber, wie verſchieden ſich das Intereſſe abſtuft, wenn man von dem allgemeinen philologiſchen Standpunkt ausgeht. So giebt es in der Sammlung der Platoniſchen Werke mehrere, von denen wahrſcheinlich gemacht worden iſt, daß ſie nicht Platoniſch ſind, aber doch der unmittelbaren Schule des Sokrates angehören. An und für ſich verliert für den allgemeinen philologiſchen Standpunkt die Frage dadurch an Intereſſe, weil jene Werke doch in das Gebiet des Atticismus jener Zeit gehören. In dieſer Hinſicht iſt ihr Werth nur mit geringer Differenz beſtimmt. Wir können wol ſagen, Platon war ein ganz anderer Virtuos in Beziehung auf die Sprache, als jeder andere Sokratiſche Schüler. Allein dieß würde ſich doch mehr auf den Styl, als auf die Sprache beziehen. Hingegen für den, der mit der Geſchichte der Philoſophie zu thun hat, wird die Frage auch ſo von Wichtigkeit ſein. Er erkennt darin eine beſondere Lehre, die neben der Platoniſchen aus der Sokratiſchen Schule hervorgegangen iſt. So ſtuft ſich das Intereſſe verſchieden ab, je nachdem ſich der Geſichtspunkt ſtellt.

Aus dem allen aber ergiebt ſich, daß die Regel nicht allein vom Standpunkte der hermeneutiſchen Operation, ſondern auch des allgemeinen philologiſchen Intereſſes aufzuſtellen iſt.

Der Fall der Sammlung führt uns unmittelbarer, als wenn wir eine Schrift einzeln betrachten, auf die Frage, wie Schriften den poſitiven Beweis führen können, daß ſie dem oder dem Verfaſſer wirklich angehören? Einzeln nemlich hat eine Schrift urſprünglich nichts, worin ſie Verdacht darböte, in der Sammlung aber, unter den angeführten Umſtänden, iſt dieß leicht möglich.

Wir haben geſagt, iſt eine Sammlung von dem Verfaſſer ſelbſt oder bei ſeinen Lebzeiten gemacht, ſo braucht ſie keinen Beweis zu führen. Hier tritt zuerſt hervor der Beweis durch Zeugniſſe, wenn aus unbezweifelten Schriften der Zeitgenoſſen oder andern beſtimmten Nachrichten nachgewieſen werden kann, daß die Zeitgenoſſen die Schrift ſchon beſtimmt dem Verfaſſer zugeſchrieben haben. Dieſer Beweis iſt aber nur dann vollſtändig, wenn ein ſolcher Zuſammenhang wirklich nachgewieſen werden kann, wenn die Schriften aus einer Zeit ſind, wo wir eine zuſammenhängende Litteratur haben. Wo wir nur wenig Fragmente von Sprache und Litteratur haben, iſt dieſer Beweis unmöglich. Aber es giebt noch eine andere Beweisführung, welche ſich an jene erſte anſchließt, die durch Analogie. Habe ich einige ſichere Schriften deſſelben Verfaſſers, und die vollſtändigſte Erinnerung daran erregt in mir beim Leſen einer andern, die ihm in der Sammlung beigelegt wird, gar keinen Verdacht, ſo hat dieſelbe allerdings die Präſumtion für ſich, ihm anzugehören. Aber dieſer Beweis hat nicht die Sicherheit, welche der erſte hat, denn die Richtigkeit des Urtheils hängt hier gar ſehr von der Beſchaffenheit des Urtheilenden ab. Hiernach wird man in einer größeren Sammlung Werke der erſten und zweiten Claſſe unterſcheiden können, ſolche, welche durch Zeugniſſe ſicher dokumentirt ſind, und ſolche, für welche Urtheile von ſolchen, denen man ein richtiges Verfahren zutrauen kann, angeführt werden können. Bei den lezteren iſt aber ſchon Unterwerfung unter eine Auctorität.

Wenn wir aber weiter gehend finden, daß die, auf deren Auctorität die zweite Claſſe gegründet iſt, in Beziehung auf andere Werke ſagen, es ſind hier zwar keine Verdachtsgründe, aber wir hätten dieſelben auch ungeſtört fortleſen können, wenn wir ſie als von einem Andern herrührend genommen hätten, nichts hätte uns gerade an den beſtimmten Verfaſſer erinnert, ſo ſind dieß zweideutige Schriften, welche auch ihren Beweis werden führen müſſen. So wie wir einen geringeren Grad von Vollkommenheit in der Sprache, in Gedanken und Ausführung, oder dieß und jenes weniger Übereinſtimmende finden, aber doch auf der andern Seite ſagen können, die Schrift könne doch von demſelben Verfaſſer herrühren, unter der Vorausſezung, daß er ſich in dieſer oder jener Beziehung vernachläſſigt habe, ſo bleibt Ungewißheit.

Dieß ſind die Geſeze des kritiſchen Verfahrens in Betreff der Sammlungen. Betrachtet man das Reſultat, ſo iſt ſchon durch jenes Verfahren eine ſo bedeutende Säuberung auf dem Gebiete der alten Litteratur entſtanden, daß ſowohl das allgemeine philologiſche Intereſſe als das Intereſſe der realen Disciplinen auf viel feſterem Boden beruhet, als früher. Es iſt auch ſehr gut, daß jene beiden Maximen neben einander beſtehen. Denn hätte nur die eine, die auctoritätsgläubige, gegolten, ſo würden noch eine Menge Irrthümer herrſchen. Die entgegengeſezte Maxime allein herrſchend würde in die ganze Sache eine Willkühr gebracht haben, wodurch die Reſultate noch weit unſicherer geworden ſein würden, als ſie jezt ſind durch die Reaction der andern Maxime. Denn dieſe nöthigt zu einer Strenge in der Beweisführung, und bewirkt, daß man ſich weniger ſchnell dem Einfluſſe einzelner Momente hingiebt, und alles berückſichtigt, was ſich von der entgegengeſezten Seite anführen läßt.

Betrachten wir die Aufgabe von einer andern Seite, ſo entſteht die Frage, ob und was für ein Intereſſe es habe zu wiſſen, von wem eine Schrift herrühre?

Bei einer Sammlung von Schriften die Einem Verfaſſer angehören, hat jene Frage großes Intereſſe. Gehört eine Schrift

dem Verfaſſer an, ſo wird dadurch die Totalvorſtellung von demſelben näher beſtimmt, das Bild von ſeinem Leben, ſeiner Art, vervollſtändigt. Wird dagegen eine einzelne Schrift einem Verfaſſer beigelegt, von dem nichts anderes vorhanden iſt, ſo kann es ganz gleichgültig ſein, ob er dieſer oder jener iſt. Es iſt genug, das Zeitalter und den Kreis, worin die Schrift entſtanden iſt, zu wiſſen. Es können aber auch bei einer einzelnen Schrift Umſtände, Beziehungen eintreten, wo auch für jene Frage wieder Intereſſe entſteht. Habe ich z. B. eine philoſophiſche Schrift, deren Verfaſſer ich gar nicht oder nur zweifelhaft kenne, es ſind auch gar keine weiteren Beſtimmungen vorhanden, ſo kann es mir oft ganz gleichgültig ſein, ob ihr Verfaſſer Simon oder Cebes iſt, weiß ich aber der eine von dieſen hat mit dem, der andere mit jenem Sokratiker in näherer Verbindung geſtanden, und es ſind das Männer von großer Bedeutung, welche die Lehre des Sokrates auf verſchiedene Weiſe entwickelt haben, ſo iſt ihre Perſönlichkeit wichtig, denn ihre Gedanken werden in das Gebiet der einen oder andern Schule gehören, und alſo die genauere Kenntniß von ihnen dazu beitragen, den Begriff von jener Schule zu vervollſtändigen. Eben ſo hat es ein Intereſſe, den Verfaſſer eines hiſtoriſchen Werkes zu kennen, weil es hier darauf ankommt, zu wiſſen, wie der Referent zu den Begebenheiten geſtanden. Wird ſie einem Manne zugeſchrieben, von dem ich weiß, daß er zu der Zeit und in der Gegend der Begebenheiten gelebt hat, ſo hat die Schrift eine Auctorität, die ſie nicht haben würde, wenn ein anderer aus ſpäter Zeit und aus einer andern Gegend ihr Verfaſſer wäre. Weiß ich dagegen von des Verfaſſers Verhältniſſen zu den Begebenheiten nichts Näheres, ſo iſt mir auch ſein Name gleichgültig. So iſt alſo dieß Intereſſe jener Frage ſehr verſchieden. Aber noch eins iſt zu merken. In dem Maaße, in welchem die Kenntniß von der ganzen Region, in welche eine Schrift gehört, noch nicht vollendet iſt, kann man auch das Intereſſe jener Frage noch nicht beſtimmen. In einem ſehr durchgearbeiteten Litteraturgebiet muß man das Intereſſe der Frage beſtimmen

können. Aber in jenem erſten Falle bleibt ein unbedingtes Intereſſe, weil, um nichts zu vernachläſſigen, das größte anzunehmen iſt.

Auf dem Gebiete der claſſiſchen Litteratur laſſen ſich alle dieſe Differenzen finden. Es giebt hier Schriften, bei denen es im hohen Grade gleichgültig iſt, wer ihr Verfaſſer iſt, und die nur wichtig ſind als Sprachdenkmale einer gewiſſen Zeit und Gegend. Die Schrift ſelbſt ergiebt dann, auf welcher Stufe ihr Verfaſſer geſtanden, ſowohl was die Sprache als den Inhalt betrifft. Die Perſönlichkeit iſt dabei gleichgültig. Je mehr aber die Perſönlichkeit in Sprache und Gegenſtand verflochten iſt, deſto mehr wächſt das Intereſſe der Frage.

Was nun das Neue Teſtament betrifft, ſo ſind hier die kritiſchen Aufgaben dieſer Art theils aus alter Zeit überliefert, theils neu entſtanden, manche ſind ſchon entſchieden und wieder zweifelhaft gemacht worden. Wir haben hier eine weitläufige Geſchichte der kritiſchen Beſtrebungen.

Für einen römiſchkatholiſchen Theologen haben alle jene kritiſchen Fragen kein Intereſſe, denn der Kanon iſt ein Werk der Kirche, und wie er in derſelben überliefert iſt, ſo hat er auch denſelben Werth und dieſelbe Auctorität der Unfehlbarkeit, wie die Tradition der Lehre. Es iſt für den katholiſchen Theologen gleichgültig, ob er ſagt, daraus, daß der zweite Brief Petri aufgenommen iſt, folgt, daß er ein Brief Petri ſei, oder ob er ſagt, die Kirche hat den Brief aufgenommen, ohne ſich zu bekümmern, ob er ein Werk des Petrus ſei oder nicht. Der Brief hat auf jeden Fall kanoniſches Anſehen, und da iſt die kritiſche Frage ohne Intereſſe.

Dieſe Anſicht liegt aber ganz außer unſerm Standpunkte, weil wir in der Kritik keine Auctorität der Kirche gelten laſſen können. Freilich iſt der Kanon überliefert, ohne daß wir wiſſen, wie er gerade ſo geworden. Aber wenn wir es auch wüßten, könnten wir ihn doch nicht ohne Prüfung annehmen. Denn da

dem Verfaſſer an, ſo wird dadurch die Totalvorſtellung von demſelben näher beſtimmt, das Bild von ſeinem Leben, ſeiner Art, vervollſtändigt. Wird dagegen eine einzelne Schrift einem Verfaſſer beigelegt, von dem nichts anderes vorhanden iſt, ſo kann es ganz gleichgültig ſein, ob er dieſer oder jener iſt. Es iſt genug, das Zeitalter und den Kreis, worin die Schrift entſtanden iſt, zu wiſſen. Es können aber auch bei einer einzelnen Schrift Umſtände, Beziehungen eintreten, wo auch für jene Frage wieder Intereſſe entſteht. Habe ich z. B. eine philoſophiſche Schrift, deren Verfaſſer ich gar nicht oder nur zweifelhaft kenne, es ſind auch gar keine weiteren Beſtimmungen vorhanden, ſo kann es mir oft ganz gleichgültig ſein, ob ihr Verfaſſer Simon oder Cebes iſt, weiß ich aber der eine von dieſen hat mit dem, der andere mit jenem Sokratiker in näherer Verbindung geſtanden, und es ſind das Männer von großer Bedeutung, welche die Lehre des Sokrates auf verſchiedene Weiſe entwickelt haben, ſo iſt ihre Perſönlichkeit wichtig, denn ihre Gedanken werden in das Gebiet der einen oder andern Schule gehören, und alſo die genauere Kenntniß von ihnen dazu beitragen, den Begriff von jener Schule zu vervollſtändigen. Eben ſo hat es ein Intereſſe, den Verfaſſer eines hiſtoriſchen Werkes zu kennen, weil es hier darauf ankommt, zu wiſſen, wie der Referent zu den Begebenheiten geſtanden. Wird ſie einem Manne zugeſchrieben, von dem ich weiß, daß er zu der Zeit und in der Gegend der Begebenheiten gelebt hat, ſo hat die Schrift eine Auctorität, die ſie nicht haben würde, wenn ein anderer aus ſpäter Zeit und aus einer andern Gegend ihr Verfaſſer wäre. Weiß ich dagegen von des Verfaſſers Verhältniſſen zu den Begebenheiten nichts Näheres, ſo iſt mir auch ſein Name gleichgültig. So iſt alſo dieß Intereſſe jener Frage ſehr verſchieden. Aber noch eins iſt zu merken. In dem Maaße, in welchem die Kenntniß von der ganzen Region, in welche eine Schrift gehört, noch nicht vollendet iſt, kann man auch das Intereſſe jener Frage noch nicht beſtimmen. In einem ſehr durchgearbeiteten Litteraturgebiet muß man das Intereſſe der Frage beſtimmen

nnen. Aber in jenem erſten Falle bleibt ein unbedingtes Inreſſe, weil, um nichts zu vernachläſſigen, das größte anzuhmen iſt.

Auf dem Gebiete der claſſiſchen Litteratur laſſen ſich alle eſe Differenzen finden. Es giebt hier Schriften, bei denen es i hohen Grade gleichgültig iſt, wer ihr Verfaſſer iſt, und die ir wichtig ſind als Sprachdenkmale einer gewiſſen Zeit und egend. Die Schrift ſelbſt ergiebt dann, auf welcher Stufe ihr erfaſſer geſtanden, ſowohl was die Sprache als den Inhalt beifft. Die Perſönlichkeit iſt dabei gleichgültig. Je mehr aber e Perſönlichkeit in Sprache und Gegenſtand verflochten iſt, ſto mehr wächſt das Intereſſe der Frage.

Was nun das Neue Teſtament betrifft, ſo ſind hier die krichen Aufgaben dieſer Art theils aus alter Zeit überliefert, theils u entſtanden, manche ſind ſchon entſchieden und wieder zweihaft gemacht worden. Wir haben hier eine weitläufige Gechichte der kritiſchen Beſtrebungen.

Für einen römiſchkatholiſchen Theologen haben alle jene krichen Fragen kein Intereſſe, denn der Kanon iſt ein Werk der irche, und wie er in derſelben überliefert iſt, ſo hat er auch nſelben Werth und dieſelbe Auctorität der Unfehlbarkeit, wie e Tradition der Lehre. Es iſt für den katholiſchen Theologen richgültig, ob er ſagt, daraus, daß der zweite Brief Petri aufnommen iſt, folgt, daß er ein Brief Petri ſei, oder ob er ſagt, e Kirche hat den Brief aufgenommen, ohne ſich zu bekümmern, er ein Werk des Petrus ſei oder nicht. Der Brief hat auf en Fall kanoniſches Anſehen, und da iſt die kritiſche Frage ohne tereſſe.

Dieſe Anſicht liegt aber ganz außer unſerm Standpunkte, ll wir in der Kritik keine Auctorität der Kirche gelten laſſen nnen. Freilich iſt der Kanon überliefert, ohne daß wir wiſſen, e er gerade ſo geworden. Aber wenn wir es auch wüßten, nnten wir ihn doch nicht ohne Prüfung annehmen. Denn da

man nach gewiſſen Regeln zu Werke gehen mußte, als man ihn geſtaltete, ſo fragt ſich, ob die Subſumtion richtig geweſen.

Fragen wir nun, was hat für uns Proteſtanten die Frage nach dem Verfaſſer jeder Schrift des N. T. für ein Intereſſe, ſo iſt die Frage gar nicht auf einfache Weiſe zu beantworten. Das Intereſſe iſt ſehr verſchieden.

Das N. T. iſt eine Sammlung, aber nicht der Werke Eines Verfaſſers. Es iſt alſo die obige Regel, wobei die Sammlung der Schriften Eines Mannes vorausgeſezt wurde, bei dem N. T. nicht ohne Weiteres anwendbar. Wir müſſen unterſcheiden. Das N. T. iſt zum Theil eine Sammlung von Sammlungen, theils eine Sammlung von einzelnen Schriften differenter Verfaſſer. Jeder Theil iſt beſonders zu betrachten.

Wir haben im N. T. eine Sammlung, welche früher den Namen ὁ ἀπόστολος führte. Das iſt die Sammlung der Pauliniſchen Briefe, aber jezt vollſtändiger, als in früherer Zeit. Entſtehen nun kritiſche Fragen aus dem Gebiet der Paul. Briefe, ſo haben wir den oben erörterten Fall der Sammlung. Fragen wir aber, ob der Verfaſſer des Briefs Jakobi einer von den Männern dieſes Namens iſt, die im N. T. vorkommen, welcher von dieſen, oder ob überhaupt ein anderer, ſo hat dieſe Frage an und für ſich kein Intereſſe, weil wir von keinem von dieſen etwas anderes haben, und die Handlungen, welche von dem einen oder andern erzählt werden, mit jenem Briefe in keiner weſentlichen Verbindung ſtehen. Aber anders geſtellt gewinnt die Frage gleich ein größeres Intereſſe. Fragen wir nemlich, ob der Verfaſſer einer der im N. T. erwähnten Jakobus iſt, alſo ein Mann aus dem apoſtoliſchen Zeitalter, ein unmittelbarer Zeitgenoſſe der Apoſtel, ein Apoſtel ſelbſt, oder ob er ein ſpäterer ſei, — ſo hat eben dieß Intereſſe zu wiſſen. Die Zeitdifferenz iſt freilich in dieſem Falle ziemlich begrenzt. Dabei könnte die Perſönlichkeit nur noch bis auf einen gewiſſen Punkt gleichgültig ſein. Eben ſo mit dem Judas. Indeſſen ſcheint ſich von einer andern Seite die Sache zu ändern, wenn der Inhalt dieſer Briefe von der

Art wäre, daß unſere Vorſtellung von dem Ideenkreiſe im apoſtoliſchen Zeitalter weſentlich anders beſtimmt würde, je nachdem der Verfaſſer dieſer oder jener iſt. Enthielten jene Schriften etwas, was die andern apoſtoliſchen Schriften nicht enthalten, Abweichendes aber nicht Widerſprechendes, ſo wäre die Frage natürlich von großer Wichtigkeit. Schrieb ein Apoſtel rein als Einzelner, außer Verkehr mit den andern, iſolirt, ſo verliert die Frage wieder an Intereſſe, weil man von ihm auf jenen Kreis, auf den es uns eigentlich ankommt, nicht zurückſchließen kann. Das Intereſſe wäre dann eigentlich nur das an der bloßen Perſönlichkeit. Wenn in einer Schrift, welche zur Zeit der Apoſtel geſchrieben und aus ihrem gemeinſamen Leben hervorgegangen wäre, gleichwol ſuperſtitiöſe und judaiſirende Vorſtellungen vorkämen, denen in andern Briefen widerſprochen wird, ſo iſt hier nicht das Intereſſe an der Perſönlichkeit ſelbſt, ſondern an gewiſſen Relationen derſelben; es wäre intereſſant zu wiſſen, ob dergleichen Vorſtellungen im Kreiſe der Apoſtel ohne Widerſpruch gegolten, alſo gewiſſermaßen als die ihrigen angeſehen werden dürften oder nicht.

Wie zerfallen nun in Beziehung auf das alles die kritiſchen Fragen der Art im N. T.?

Es iſt eine alte Streitfrage, ob der zweite und dritte Brief des Johannes von dem Apoſtel Johannes und der zweite Petriniſche Brief von dem Apoſtel Petrus verfaßt ſeien. Die Frage iſt in Hinſicht der Perſönlichkeit von geringem Intereſſe. Der zweite und dritte Joh. Brief ſind von ſo geringem Umfange, daß es weder in Beziehung auf die Sprache noch auf den Inhalt bedeutend ſein kann, ob ſie zu den übrigen Schriften des Apoſtels hinzukommen oder nicht. Sind das Evangelium und der erſte Brief ächt, und es findet ſich in den beiden kleinen Briefen Widerſprechendes damit in Gedanken und Sprache, ſo ſchließen wir, daß ſie nicht von Johannes ſind. Aber findet ſich nichts dergleichen, ſo iſt zu unbedeutend was ſie uns von Johannes geben, wenn ſie ächt ſind, und nicht geben, wenn ſie unächt ſind.

Sehen wir den erſten Brief Petri als ächt an, ſo haben

wir, wenn es auch der zweite wäre, eine Petriniſche Briefſammlung. Aber die Sammlung beſtände eben nur aus dieſen beiden, und da der zweite ſtreitig iſt, ſo können wir keine urſprüngliche Sammlung annehmen, und müſſen den erſten Brief ſelbſtſtändig behandeln, weil nur was aus ihm herrührt, nicht was aus der Sammlung herrühren kann, für den zweiten entſcheidet.

Anders bei den Pauliniſchen Briefen. Da iſt der Zweifel nicht alt. Man wußte wol, daß die Paſtoralbriefe nicht im Kanon des Marcion ſtanden, aber man bezweifelte ſie nicht und ſagte, Marcion habe ſie aus häretiſchem Intereſſe ausgelaſſen. Aber die Frage nach der Ächtheit dieſer Briefe hat ein bedeutendes perſönliches Intereſſe. Ihr Inhalt hängt mit den Thatſachen im Leben des Apoſtels zuſammen; es entſtehen Räthſel darin, wenn man ſie ihm zuſchreibt, und fallen weg, wenn man ſie ihm nicht zuſchreibt.

Was die Evangelien betrifft, ſo könnte man, was das Johanneiſche betrifft, ſagen, es ſei gleichgültig, ob ſein Verfaſſer Johannes geheißen oder nicht. Aber es handelt ſich hier nicht von der Perſönlichkeit allein, ſondern auch über die Zeit und Verhältniſſe des Verfaſſers zu den Begebenheiten. Nach Bretſchneiders Probabilien wäre das Evangelium an einem den Begebenheiten ganz fremden Orte und in ſpäterer Zeit entſtanden. Die entgegengeſezte Anſicht behauptet, daß die Relation von einem Augenzeugen herrühre. Hier iſt alſo ein hiſtoriſches Intereſſe in Beziehung auf die Art, wie die Begebenheiten bezeugt ſind. Dieß Intereſſe wird noch erhöhet durch das Verhältniß des Evangeliums zu den drei erſten, daß es anderes erzählt, als dieſe, und vieles ausläßt, was dieſe haben.

Markus und Lukas ſind uns unbekannte Perſonen. Wir wiſſen nur, daß ſie zu dem unmittelbaren und nächſten Zeugenkreiſe des Lebens Jeſu nicht gehören. Da iſt's denn auch gleichgültig, ob ſie die im N. T. erwähnten Perſonen des Namens ſind oder andere deſſelben Namens. Selbſt die Frage nach der Zeit der Entſtehung iſt hier nicht ſo bedeutend. Anders iſt es, wenn man

n der Identität des Verfaſſers der Apoſtelgeſchichte und des
angeliums des Lukas redet, aber die bezweifelt Niemand, un-
chtet der merkwürdigen Trennung beider Bücher im N. T.

Von ganz anderem Intereſſe iſt die Frage über den Mat-
ius, aber die Frage iſt genau genommen auch erſt neu. Fragt
n, iſt das Evangelium von dem Apoſtel des Namens, ſo
nmt dabei auf die bloße Perſönlichkeit wenig an, obwohl auch
Punkt nicht ganz leer iſt, weil von ihm beſtimmte Thatſachen
ählt werden. Aber die Hauptſache iſt, ob Matthäus der Apo-
iſt. Wenn dieß iſt, dann iſt das Verhältniß des Matthäus
b Johannes zu den Begebenheiten weſentlich daſſelbe. Dieß
von bedeutendem Einfluß auf die Art, wie die Differenzen
der behandelt werden. Hält Jemand das Evangelium des
tthäus für das Werk des Apoſtels, das Johanneiſche aber
t, ſo iſt Matthäus Norm für den Johannes, und alles was
er mit jenem Widerſprechendes hat, kommt auf Rechnung der
chtheit des Johanneiſchen Evangeliums. Sagt man umge-
t, ſo entſteht auch das umgekehrte Verhältniß. Werden beide
Werke von Apoſteln angeſehen, ſo ſind ihre Differenzen un-
gleichbar. So iſt alſo hier die kritiſche Frage von großem
tereſſe in Beziehung auf die Ausmittlung der Thatſachen aus
verſchiedenen Relationen. Auf die Weiſe finden wir im N. T.
verſchiedenen Grade von kritiſchem Intereſſe, und die verſchie-
n kritiſchen Fragen nach dem Verfaſſer beiſammen, und jede
nach ihrer Art und Bedeutung entſchieden werden.

Fragen wir nun, ſind dieſe kritiſchen Fragen im N. T. auf
lbe Weiſe zu löſen, wie wir oben im Allgemeinen feſtgeſtellt
n, oder giebt es für die neuteſt. Schriften in dieſer Hinſicht
ndere Regeln?

Wir fanden früher ſchon auf dem Gebiete der Hermeneutik
ähnliche Frage, aber als eine alte Streitfrage, nicht als eine
e, welche für uns auf dem natürlichen Wege der Unterſu-
g entſtand. Für die conſequente Theorie der katholiſchen
he exiſtirt die kritiſche Frage gar nicht. Für uns in der evan-

Auf diese beiden Fälle läßt sich die Sache immer zuru
Eine Thatsache auszumitteln, kann es im neutest. Geb
andern Regeln geben, als auf andern Gebieten.

Es kann bei der Ausmittlung von Thatsachen n
zwei Elemente Entscheidung herbeigeführt werden. E
durch Auctoritäten. Sind diese vollständig und übe
mend, so ist die Frage auch vollständig entschieden. E
sie nicht zusammen, enthalten einige Contraindikationer
die Frage unentschieden. Sodann durch Analogie
man aus dem Sprachgebrauch und dem Gedankenverhält
und wider die Identität des Verfassers entscheidet. Gieb
für beide eine andere Beurtheilung auf dem neutest. Ge
auf jedem andern?

Es giebt allerdings hier Auctoritäten von anderer
anderwärts. Dieß liegt in der Natur der kanonischen
Diese haben ihre eigenthümliche Dignität, weil wir ih
fassern eine eigenthümliche Auctorität zuschreiben, aber
auf dem Gebiet ihres eigenthümlichen Berufs.

Wenn in neutest. Schriften Alttestamentisches citirt
bestimmte Weise, etwa aus Jesaias, aus einer Region,
der Kritiker weiß, daß sie später ist und keine Weissagur
da Jemand sagen wollen, weil Paulus jenen anführe, s
kritische Operation vergeblich? Wol Niemand jezt noch.

neuteſt. Schriften, welche als authentiſch feſtſtehen, citirt würden, ſo wäre das freilich etwas anders. Allein da würde die Auctorität nicht als eine apoſtoliſche gelten, ſondern nur als die Auctorität eines ſolchen, der beſtimmt wiſſen konnte, wie es ſich mit der Sache verhalte. Dieß iſt nun freilich nicht der Fall. Dieß kann uns alſo nicht zu Statten kommen, und es würde auch dadurch keine Sonderung des neuteſt. Gebietes entſtehen.

Wollte nun gar Jemand den Kirchenvätern eine ganz eigenthümliche Auctorität beilegen, ſo wäre das wol für einen katholiſchen Theologen, nicht aber für uns, wie ſich von ſelbſt verſteht. Jener aber, wenn er conſequent iſt, bedarf dieſer Auctorität gar nicht. Wir ſehen die Zeugniſſe der Kirchenväter als Urtheile an, die erſt geprüft werden müſſen.

Die kritiſchen Regeln ſind alſo dieſelben, wie auf jedem andern litterariſchen Gebiete.

Es giebt in Beziehung auf die neuteſt. Bücher Fragen, welche denen auf dem Gebiet der eigentlichen philologiſchen Kritik ſehr verwandt ſind, nicht aber hieher gehören. Dieſe müſſen wir ausſondern. Dahin gehört die complicirte Frage über die Geneſis der ſynoptiſchen Evangelien. Die philologiſche Kritik als ſolche hat mit der Geneſis eines Buches nichts zu ſchaffen, ſie kann nur auf die Erſcheinung des Buches zurückgehen. Giebt es aber in jenen Schriften Stellen, welche bei der urſprünglichen Erſcheinung nicht dazu gehört haben, ſo liegt das auf unſrem Gebiete. Da kommt es auf Auctoritäten und Analogien an. Fragt man dagegen, ſind einzelne Theile der ſynoptiſchen Evangelien ſchon früher vorhanden geweſen, ſind dieſelben aus fortwährender Erinnerung oder früher geſammelten Materialien entſtanden, ſind ſie ganz oder theilweiſe Zuſammenſtellungen von vorhanden geweſenen, ausgearbeiteten Materialien, — ſo ſind das Fragen, die nicht auf unſer Gebiet gehören; es ſind Aufgaben eigenthümlicher Art, die nicht viel ihres Gleichen haben, wofür es aber doch auf dem claſſiſchen Gebiete Analogien giebt, wie z. B. die bekannte Homeriſche Frage. Wohin gehören dieſe

und ähnliche Fragen, wenn doch nicht auf das Gebiet der philologiſchen Kritik? Sie gehören der hiſtoriſchen Kritik an. Dieſe hat es recht eigentlich mit der Ermittlung von Thatſachen zu thun.

Die Sache kommt nun ſo zu ſtehen. Die philologiſche Kritik führt zurück bis auf das anerkannte öffentliche Daſein dieſer Schriften, ſo weit ſie kann. Auf das abgeſonderte Daſein einzelner Schriften kann ſie uns eigentlich nicht zurückführen. Denn wir haben nur Fragmente von der Geſchichte der einzelnen Bücher. Das Reſultat fehlt ganz. Wir haben die Sammlung des N. T., wiſſen aber nicht, wie ſie entſtanden iſt. Das N. T. iſt nicht immer ſo geweſen, das wiſſen wir. Wir haben darüber einzelne Data. Wie aber aus jenen Differenzen die jezige Einheit gewonnen worden iſt, darüber fehlt der hiſtoriſche Zuſammenhang in den Zeugniſſen. Es giebt noch Abſchriften des N. T. welche den unvollſtändigen Zuſtand bezeugen, wie z. B. die Peſchito. Aber wir können die Lücke dadurch nicht ausfüllen. Fragt ma nweiter zurückgehend nach der Entſtehung der einzelnen Schriften, ſo iſt dieſe Frage wiederum nicht ſo vereinzelt, daß ſie ſich nur auf die ſynoptiſchen Evangelien bezöge. Es fragt ſich auch, wie die einzelnen Briefe entſtanden ſind. Dieß iſt auch eine rein hiſtoriſche Frage. So hat ſich in dieſer Beziehung ein Gebiet von Aufgaben gebildet und zwar nicht im N. T. allein, was wir von dem der eigentlichen philologiſchen Kritik ſondern müſſen, es iſt das Gebiet der hiſtoriſchen Kritik.

Dieſe iſt die Kunſt, eine Thatſache zu reſtituiren, ſo daß ſie gleichſam vor unſren Augen geſchieht. Und zwar gilt es da, die Thatſache entweder aus mangelhaften Zeugniſſen oder aus nicht übereinſtimmenden zu reſtituiren, alſo auf dem Wege der Ergänzung in dem einen oder auf dem Wege der Ausgleichung in dem andern Falle. Beide Aufgaben kommen vor. Nehmen wir z. B. die Homeriſche Frage. Laſſen wir es auch ganz unentſchieden, ob zu der Zeit, wo der Dichter gelebt haben ſoll, er des Schreibens habe kundig ſein und ſeine Werke ſelbſt ſchriftlich habe abfaſſen können, ſo werden wir doch mit Recht behaupten, daß ſie von

unkte aus nicht durch die Schrift allein haben verviel-
ıd verbreitet werden können. So wird also die Verbrei-
'elben durch mündliche Überlieferung größer gewesen sein.
aber konnten sie nicht als Ein Ganzes überliefert wer-
ıs ist von selbst klar. So wie man aber an eine Zer-
denkt, so ist es nothwendig, eine vollständige und un-
ge Überlieferung anzunehmen. Das führt auf das Posi-
r einzelnen Überlieferung einzelner Theile, als Factum,
also aus mangelhaften Nachrichten ergänzt werden muß.
die Aufgabe. Eben so die Aufgabe der Ausgleichung
renten Zeugnissen. Diese kommt beständig und überall
:r Geschichte, und das ist die eigentliche Aufgabe der hi-
Kritik. Wir haben diese Aufgabe von der eigentlichen
ıtischen Operation gesondert. Dieß ist auch nothwendig.
n muß sich immer bewußt bleiben, daß die hermeneu-
fgabe nicht gelöst werden kann ohne die Operation der
n Kritik. Die unmittelbar hermeneutische Aufgabe ist
›enn ich weiß, wie der Geschichtschreiber die Thatsachen
t hat. Aber wenn ich ihn gebrauchen will als historisches
, entsteht die Aufgabe der historischen Kritik.

N. T. entsteht die Aufgabe der Ausgleichung wie der
ıg in Beziehung auf alles, was darin geschichtlich ist.
iese doppelte Aufgabe z. B. bei der Geschichte Jesu Christi
Evangelien vorhanden. Wollen wir uns dagegen das
der Ausbreitung des Christenthumes außerhalb der Zeit,
ie Apostelgeschicht umfaßt, deutlich machen, so ist die
die Thatsache durch Ergänzung vollständig zu ermitteln.
änzung besteht darin, zwischen zwei getrennten historischen
:n auf wahrscheinliche Weise die Mitte auszufüllen.
ıfgabe schließt sich unmittelbar an die hermeneutische Auf-

den synoptischen Evangelien ist die Aufgabe ganz eigener
:il sie hier die hermeneutische Operation selbst afficirt.
n verschiedenen Hypothesen über das synoptische Verhält-

niß giebt es auch ſolche, welche der Einheit jedes einzelnen Evangeliums bis auf einen gewiſſen Grad aufheben. Findet man es wahrſcheinlich, daß die Evangelien aus ſchon vorhandenen ſchriftlichen und mündlichen Überlieferungen ſo entſtanden ſind, daß Verſchiedene auf verſchiedene Weiſe ein Ganzes daraus gemacht haben, ſo fragt ſich, ob der Verfaſſer die ſchriftlich vorhandenen Elemente aufgenommen, wie ſie waren, oder ob er ſie in ſeiner eigenen Schreibweiſe überarbeitet gegeben habe? Wird das erſtere wahrſcheinlich gemacht, ſo hört die Einheit der Schrift für das allgemeine philologiſche Intereſſe auf und die hermeneutiſche Aufgabe muß auf andere Weiſe gelöſt werden. Die Schrift bildet dann nicht mehr Ein Gebiet von Analogien des Sprachgebrauchs; ihr Gebrauch wenigſtens wird ſehr unſicher. Dieß iſt alſo eine ſehr zuſammengeſezte Aufgabe, die in keinem Litteraturgebiet völlig ihres Gleichen hat. Es iſt aber gewiß nicht gleichgültig, ob und wie dieſe Aufgabe gelöſt wird, ſchon darum nicht, weil die hermeneutiſche Operation unmittelbar dadurch afficirt wird. Ja die Sache ſelbſt iſt auch anders. Soll die hermeneutiſche Aufgabe ſo vollſtändig als möglich gelöſt werden, ſo iſt zu wünſchen, daß jeder Evangeliſt das Ganze auf ſeine Weiſe bearbeitet haben möge, um eine Einheit in Beziehung auf die Sprache zu haben. Bedenken wir aber, daß viele Reden Chriſti darin ſind, welche eine ganz eigene Auctorität haben, ſo werden wir wünſchen, dieſe Reden vollkommen ſo zu haben, wie Chriſtus ſie urſprünglich geſprochen. So entſtehen zwei entgegengeſezte Intereſſen. Es kommt aber nicht darauf an, was wir wünſchen, ſondern zu ermitteln, wie die Sache ſich wirklich verhält, um den Grad der Zuverläſſigkeit zu beſtimmen, mit der die Reden Chriſti überliefert ſind. Ungelöſt darf dieſe Aufgabe nicht bleiben, es fehlt ſonſt Weſentliches für den Gebrauch des N. T. in Beziehung auf ſeine vollkommene Sicherheit.

Liegen denn aber jene Aufgaben wirklich vor? Dieß klingt ſonderbar. Aber es gab eine Zeit, wo die Aufgaben noch nicht vorhanden waren. Wir müſſen alſo erſt fragen, ob ſie mit Recht

aufgeſtellt ſind oder nicht; dann erſt können wir die Methoden angeben, um der Löſung derſelben ſo nahe als möglich zu kommen.

Die eigentlich zur hiſtoriſchen Kritik des N. T. gehörigen Fragen werden gewöhnlich in der Einleitung ins N. T. abgehandelt. Dieß iſt nun eine Wiſſenſchaft, die gar keine Grenzen hat, in die man werfen kann, was man will. Da iſt auch von einem Zurückgehen auf Principien gar nicht die Rede, ſondern man behandelt die Sachen nach Maaßgabe des jedesmaligen Zuſtandes. Es fragt ſich aber, giebt es keine ſolche Principien?

Wenn wir die Aufgaben ſo faſſen, wie ſie in jener Disciplin vorzukommen pflegen, ſo iſt es auf Ermittlung der Thatſache aus mangelhaften und widerſprechenden Indicien oder Zeugniſſen abgeſehen. Da iſt keine andere Methode, als was ſich jedem nach ſeiner Beſonderheit als das Wahrſcheinlichſte darſtellt. Bleibt man dabei ſtehen, ſo erhält man nur Ohngefähres. Man wird ſich der Wahrheit bald nähern, bald ſich mehr von ihr entfernen. Und ſo wird wünſchenswerth, daß man auf feſtes Objectives zurückgehen könne.

Wenn die Grenze zwiſchen der philologiſchen und hiſtoriſchen Kritik ſo feſtgeſtellt würde, daß die erſte immer auf Dokumente, als das Früheſte oder rückwärts gerechnet auf das Lezte zurückgeht, und was darüber hinausliegt, aus ihrem Gebiete ausſchließt, ſo iſt nach dieſer Seite hin dieſes Lezte der Anfang für die Aufgabe der hiſtoriſchen Kritik. Fragen wir nun, kann es zur Wiederherſtellung einer Thatſache, mit der es ſo ſteht, eine beſtimmte Methode geben, ſo iſt die Frage ſo gleichſam ohne alles Fundament, iſolirt und ſchwebt in der Luft. Gehen wir aber davon aus, daß die Thatſache ein Einzelnes iſt in einem Ganzen, ſo fragt ſich, iſt dieſes Ganze nur ein bloßes Aggregat von ſolchen Einzelheiten oder etwas anderes? Wollte man das erſtere behaupten, ſo würde man alle Geſchichte aufheben. Denn das würde heißen, jeder geſchichtliche Moment ſei in der Zeitreihe etwas rein Zufälliges. Wollen wir nicht alle Geſchichte in leeren Schein auflöſen, ſo muß ſich ſelbſt das Einzelne als etwas für

das Urtheil auffaſſen laſſen. Jeder Geſammtzuſtand muß nun Einheit ſein und jede Thatſache muß ſich im Zuſammenhange begreifen laſſen. Es wird alſo darauf ankommen, wie weit man den Geſammtzuſtand wird auffaſſen können.

Was die Frage über die Entſtehung der ſynoptiſchen Evangelien betrifft, ſo wird das Nächſte ſein, ſich den Geſammtzuſtand, in den jene Thatſache gehört, gehörig vorzuſtellen. Allein da entſteht gleich wieder eine Unbeſtimmtheit in der Aufgabe, weil wir die Zeit nicht genau angeben können, worin die Evangelien entſtanden ſind. Wir wiſſen nur, daß ſie ſich zu einer beſtimmten Zeit vorfinden und jeder in dem jezigen Zuſtande. Wie lange ſie vorher da geweſen, wiſſen wir nicht. Bleiben wir bei den früheſten Dokumenten der Thatſache ſtehen, ſo finden wir die Evangelien nie einzeln erwähnt, auch kein einzelnes Vorkommen derſelben, ſondern alle vier immer zuſammen. Anzunehmen, ſie ſeien Theile eines Ganzen und zuſammen gefertigt, iſt unſtatthaft. Sie ſind alſo gewiß einzeln da geweſen. Da haben wir aber eine geſchichtliche Lücke. Denn über ihr einzelnes Daſein wiſſen wir nichts. Die erſte Aufgabe iſt alſo die, eben ſo von dem erſten Anfange an einen Punkt zu finden in der Zeit, welcher der Entſtehung der Schriften am nächſten liegt, und eben ſo, wie jener Punkt, wo ſie zuſammen vorkommen, dokumentirt iſt. So haben wir die Unbeſtimmtheit in gewiſſe Grenzen eingeſchloſſen. Wir fangen mit dem Leben Chriſti an. Dabei iſt das Schlimme, daß die Nachricht davon eben in dieſen Büchern ſteht. Indeſſen iſt das Daſein der Perſon Chriſti auch ohne das hinlänglich bezeugt, nemlich durch die andern neuteſt. Bücher, welche doch urſprünglich unabhängig von jenen entſtanden ſind, man müßte denn annehmen, daß auch dieſe als Theile eines Ganzen gemacht wären, das ganze N. T. alſo ein Gemachtes und ſomit ein großer Betrug. Nun haben wir aber als bezeugt eine von unſrer Sammlung abgeſonderte, den Kanon des Marcion. Und wiewohl derſelbe ein etwas anderer iſt, ſo liegt doch in ihm eine zur Begründung der hiſtoriſchen Erſcheinung gewiſſe Thatſache. Wenn

wir nun davon ausgehend weiter hinabſteigen, um bezeugte Thatſachen zu haben, die älter ſind, als unſere Evangelien, ſo finden wir eine merkwürdige Thatſache. Offenbar ſind mehrere Briefe des N. T. zur Zeit des Kaiſers Nero geſchrieben. Nun iſt es eine Thatſache, daß viele behauptet haben, Matthäus ſei im 48. Jahre unſerer Zeitrechnung geſchrieben. Verbinden wir dieſe Thatſachen, ſo entſteht der merkwürdige Schluß, daß das Evangelium des Matthäus unter dieſer Vorausſezung bedeutend älter ſein würde, als jene Briefe. In den Briefen des Paulus aber giebt es keine Spur, daß der Apoſtel eine Schrift von dieſem Umfange und Inhalt gekannt habe. Iſt nun wol wahrſcheinlich, daß beides wirklich ſo zuſammen geweſen? Wir haben uns den Geſammtzuſtand aus gewiſſen Elementen zuſammengeſezt zu denken, von denen das eine eine bezeugte Thatſache, das andere eine Hypotheſe iſt. An dieſem Beiſpiele können wir uns die Principien der hiſtoriſchen Kritik vollſtändig entwickeln. Haben wir aus einem Geſammtzuſtande mehrere Punkte, ſo fragt ſich, können wir dieſe als Einheit zuſammendenken oder nicht? Läßt es ſich zuſammendenken, daß Paulus in ſeiner Geſammtthätigkeit und eine ſolche Schrift geraume Zeit vorhanden war, ohne daß ſich von ihr in den Pauliniſchen Briefen eine Notiz fände, ſo iſt jene Hypotheſe, daß das Matthäusevangelium im Jahre 48 geſchrieben ſei, möglich. Kann ich das nicht, ſo fällt die Hypotheſe. So ſieht man, wie man zu Werke gehen muß. Unter welchen Vorausſezungen ließen ſich wol jene beiden Punkte zuſammendenken? Könnte man zeigen, Paulus könne recht gut ohne Notiz von jenem Evangelium geweſen ſein, oder daß er in ſeinen Briefen jene Notiz nicht zu zeigen nöthig gehabt, ſo wären beide Punkte zuſammen denkbar. Nun aber unterliegt die Chronologie des Apoſtels Paulus ſehr vielen Zweifeln, die Frage, in welchen Zeitpunkt ſeiner Wirkſamkeit ſeine Briefe fallen, iſt im Allgemeinen noch nicht vollſtändig beantwortet. Dennoch ſcheint es uns unmöglich, daß er von jenem Evangelium keine Notiz gehabt haben ſollte. Nach jener Hypotheſe ſoll das Evangelium in Paläſtina

geſchrieben ſein, das war nicht der Wirkungskreis des Paulus, allein er ſtand doch mit jenen Gegenden ſehr in Zuſammenhang, ſo daß, wenn es nicht abſichtlich verborgen gehalten wurde, er Notiz davon haben mußte. Das aber iſt nicht denkbar, daß es für Chriſten geſchrieben, um die Thatſachen des Evangeliums zu fixiren, in Jeruſalem verborgen und dem eigentlich allein litterariſchen Apoſtel unbekannt geblieben ſein ſollte. Wie iſt aber nun der andere Fall, daß Paulus Notiz davon gehabt, in ſeinen Briefen aber nur nicht erwähnt haben könne? Um dieß zu entſcheiden, müßte man ſich wieder Punkte angeben, aus denen ein Geſammtzuſtand zuſammengeſezt wäre, worin die Entſcheidungsmomente lägen. Wäre die Kirche damals voller Evangelien geweſen, ſo wäre es auch für Paulus nicht nothwendig geweſen, davon zu reden. Allein man ſoll nach jener Hypotheſe ſich das Evangelium des Matthäus als das früheſte und eine Zeitlang einzige denken. Aber vielleicht hatte er eben in ſeiner Art zu wirken nicht nöthig auf das Buch Rückſicht zu nehmen? Das kann man wol nicht ſagen, denn wenn es das einzige Evangelium war und Paulus ſtand an der Spize eines großen Kreiſes von Gemeinden, deren Zuſammenhang mit Paläſtina er zu vermitteln hatte, ſo war ſeine Pflicht, es zu verbreiten. Ferner hatte er in ſeinen Briefen, vornehmlich den notoriſch ſpäteren, da wo er von dem gemeinſamen Leben der Chriſten redet, namentlich auch von ihren Verſammlungen, Pflicht und Gelegenheit genug, das Buch anzuführen. So wäre die Ewähnung des Buches ein Theil ſeiner Pflichterfüllung geweſen. Wenn er von der Auferſtehung Chriſti redet, ſich darauf als eine Thatſache beruft, hätte er ſich da nicht auf eine Schrift berufen ſollen, die ſeine Pflicht war bekannt zu machen? In dem Maaße alſo, in welchem wir einen ſolchen Geſammtzuſtand mit jener Hypotheſe nicht zuſammenzudenken vermögen, muß dieſelbe fallen, da über des Apoſtels Verhältniß und Wirkungskreis kein Zweifel ſein kann.

Das ganze Verfahren der Kritik in dieſem Stücke muß immer darauf beruhen, in Beziehung auf eine ſtreitige Frage einen Ge-

mtzuſtand zu conſtruiren, worin man feſte Punkte hat, nach
n man das Zweifelhafte beurtheilen kann, ſofern es ſich mit
Ganzen in Einheit denken läßt oder nicht.

Gewöhnlich nun glaubte man bisher und auch wol noch
genug gethan zu haben, wenn man eine einzelne Möglichkeit
gewieſen. Allein das Einzelne ſchwebt ohne Conſtruction des
ammtzuſammenhanges in der Luft. So iſt es in dem Streit
: die Ächtheit des erſten Briefes an den Timotheus gegangen.
hrend ich dabei davon ausging, den Geſammtzuſtand, der ge-
n ſein müßte, wenn der Brief von Paulus geſchrieben ſein
e, darzulegen und darnach die einzelnen Umſtände zu beurthei-
. ſtellte der jüngere Planck dem Einzelnen andere Einzelheiten
egen, ohne ſie in einen Geſammtzuſtand zu bringen. So
einander entgegen das Verfahren, welches von der Vorſtel-
reiner Zufälligkeit ausgeht, und die einzig richtige Maxime,
Einzelne aus einem Geſammtzuſtande zu erklären und es
einen eben ſo haltbaren Geſammtzuſtand zurückzuführen.

Betrachten wir nun das Verhältniß der ſynoptiſchen Evan-
en, ſo fragt ſich, in welchem Geſammtzuſtande hat ein ſol-
entſtehen können? Sezen wir die Hypotheſe, daß das älteſte
ngelium des Matthäus Markus, und beide Lukas benuzt habe, ſo iſt
Frage, welcher Geſammtzuſtand zu denken ſei, worin das habe ge-
hen können. Wie müſſen die Zuſtände der Chriſtenheit geweſen
, wenn, nachdem Matthäus geſchrieben war, hinreichender Grund
Bedürfniß geweſen ſein ſoll, das Evangelium des Markus
ſchreiben? Wie iſt die Differenz zwiſchen beiden zu faſſen?
r ſie von der Art und ſo der Mühe werth, um ein ſolches
ch zu ſchreiben? Wie verhalten ſich beide Verfaſſer in Bezie-
g auf ihre Lokalität zu einander? Konnte das Evangelium
Matthäus nicht dahin kommen, wo Markus ſchrieb, und
ieb dieſer eben deswegen das ſeine? Nimmt man nun dazu,
zwiſchen den drei erſten Evangelien nur ein ſehr geringer
raum angenommen wird, ſo fragen wir, wie der Zuſtand
Kirche geweſen ſein müſſe, daß die drei Evangelien ſo kurz

hintereinander entſtehen konnten? Entweder ungeheure Mangelhaftigkeit an Communication oder ungeheure Luſt zum Schreiben müßte man annehmen. Beides aber ſtimmt nicht mit dem, was wir ſonſt von der damaligen Zeit wiſſen. Der Mangel an Zuſammenhang unter den Gemeinden war nicht mehr ſo groß, und das Schreiben hat erſt ſpäter zugenommen. So können wir uns alſo jene Hypotheſe nicht denken ohne die Einheit des Bildes von der Zeit zu zerſtören und offenkundige Elemente abzuleugnen. Wir müſſen ſie alſo ſtreichen und eine beſſere ſuchen.

Alles Bisherige iſt nur Maxime der Beurtheilung, nicht der Erfindung. Wäre es nicht beſſer, daß ſolche unhaltbare Hypotheſen gar nicht entſtanden wären? Ganz gewiß. Wie kann man aber auf das Richtige kommen? Nur dadurch, daß man von Oben herunterſteigt, und von dem erſten Anfange ab in genauer Entwicklung der chriſtlichen Zuſtände bleibt. Was iſt uns nun in Betreff des ſynoptiſchen Problems gegeben, was wir bezeugt wiſſen? Wir können nur annehmen, daß einzelne mündliche und ſchriftliche Relationen aus dem Leben Chriſti vor der Zeit unſrer Evangelien vorhanden geweſen und unſere Evangelien Producte davon ſind, daß keins auf das andere unmittelbar Beziehung gehabt, endlich, daß ihre Abfaſſung herunter zu rücken ſei in eine Zeit, wo ein ſolches Zuſammenſchreiben in den chriſtlichen Zuſtänden ſelbſt begründet erſcheint.

Faſſen wir noch einmal kurz zuſammen, worin die einzig richtige Methode der hiſtoriſchen Kritik beſteht. Kommt es auf Ausmittlung einer Thatſache an, von der allemal mehrere einzelne Momente gegeben ſein müſſen, ſo iſt eine Entſcheidung nur möglich, wenn man einen feſten Punkt hat, von dem man ausgehen kann, und auf der andern Seite einen, der aus dem Zuſammenhange mit dem, was zu erklären iſt, hervorgegangen iſt. Zwiſchen dieſen beiden bekannten Endpunkten liegt die ſtreitige Thatſache. Es muß einen gehörig bezeugten Geſammtzuſtand geben, gleichſam als Ort der Thatſache, einen frühern und einen ſpäteren, dieſſeits und jenſeits der Thatſache. Laſſen ſich ver-

ebene Anſichten denken, ſo iſt die Probe eine doppelte, nemlich, ſich die verſchiedenen bekannten Momente erklären laſſen zu- mmen mit dem bezeugten früheren Geſammtzuſtande, ſo daß klar d, wie die Thatſache daraus hervorgegangen, ſodann aber h, ob ſich der andere Endpunkt und der dazu gehörige Geſammt- tand als aus der ermittelten Thatſache hervorgegangen erklären e. Stimmt beides zuſammen, ſo iſt das eine Entſcheidung, ſie nur irgend möglich iſt. Sobald freilich neue Elemente Thatſache zum Vorſchein kommen, muß die Unterſuchung er- ert werden. Dieſe Methode beruht eben darauf, daß jede tſache als Theil eines zuſammenhängenden geſchichtlichen Gan- angeſehen wird. Hat man daher ganz genaue Punkte zu ſelben Ganzen, ſo ſind ſie als zur Thatſache ſelbſt gehörig etrachten. Um ſo beſtimmter kann dann die Entſcheidung ſein.

Im N. T. wird dieſe Methode immer noch zu wenig ange- det. Dieß hängt aber zuſammen mit der Behandlungsart eigentlichen kritiſchen Aufgabe, mit dem immer noch vorhan- en, ganz unwiſſenſchaftlichen Reſpect vor der receptа, wo die ſchlechteſte Überlieferung ganz ohne Urtheil annimmt. t iſt die Frage über die Ächtheit der neuteſt. Schriften be- delt worden? Wie iſt hier die Stellung des Kritikers? Es eine hinlänglich bezeugte Thatſache, daß gewiſſe Theile des teſt. Kanons zu einer gewiſſen Zeit noch in einem großen ile der Kirche für unächt gehalten worden ſind. Die ſpätere tſache iſt, daß der Kanon in der chriſtlichen Kirche ſo über- timmend ſich findet, wie er nur werden konnte, nachdem jene riften als ächt anerkannt worden ſind. Wir können noch Duplicität unterſcheiden, an die man damals freilich nicht te, nämlich das Intereſſe an den Urhebern der Schriften, ſo- ſie Apoſtel waren, und an den Schriften ſelbſt, ſofern ſie niſch waren. Das unterſchied man damals nicht, wie man den zweiten Brief des Petrus nicht aufgenommen haben de, wenn man ihn nicht für ächt gehalten hätte. Aber die ere bezeugte Thatſache iſt, daß auch die früher bezweifelten

im Beſiz ſeien, den Angreifenden aber obläge, der
führen. Hier iſt das Urtheil durch die Überlieferun
bei dem Text das Auge beſtochen. Man führt d
Verjährung da ein, wo es ſich von keinem Rechte,
der Wahrheit handelt. Das iſt ein heilloſer Reſpect
lieferung und ein katholiſches Verfahren. Denn das
Reſpects iſt das Geſpenſt der erſcheinenden Kirche.
ſich davon nicht losgemacht, iſt keine wiſſenſchaftliche
möglich.

Worauf führt es, daß nur die Angreifenden de
leiſten haben? Die Vertheidigung wird dann ſo
man, ſtatt auf die Geſammtzuſtände zurückzugehen,
Momente anführt, ohne zu zeigen, daß dieſe ſich
menreimen. Wie ſoll es ſein? Es kommt darauf a
eigentlich zu erklären iſt. Es iſt die Thatſache zu e
diejenige Parthey, welche die zweifelhaften Schriften
die herrſchende geworden. Das Frühere iſt, daß
von Einigen anerkannt wurden, von Andern nicht.
Wahrſcheinlichſte zu berechnen bei der Betrachtung
und Späteren. Behandeln wir die beiden Meinun
Leſearten, und fragen wir, welche iſt wahrſcheinli

maaßregeln dagegen? Offenbar das erſte nach dem Geſammtzuſtande der alten Kirche. Alſo diejenigen, welche jenes Verlangen hatten, werden weniger beſondere Gründe nöthig gehabt haben, die Zweifelnden deſto mehr. So lange nicht andere Entſcheidungsgründe ſich zeigen, müſſen wir ſagen, daß die Zweifelnden beſſere Gründe gehabt haben, als die Annehmenden. So war alſo die allgemeine Annahme ſolcher Schriften nur die Folge der vorherrſchenden Neigung. Dazu kommt der Gegenſaz zwiſchen den Orthodoxen und Katholiſchen auf der einen Seite, und den Häretikern auf der andern. Darin liegen in gewiſſer Beziehung Contraindikationen. Die Conſolidirung der Kirche war in der katholiſchen Kirche die herrſchende Richtung, und dieſe ſtand mit dem Verlangen, ein Corpus von heiligen Schriften zu conſolidiren, in Verbindung. Damit war das Beſtreben verbunden, möglichſt das Häretiſche zu vermeiden. Es giebt häretiſche Schriften, die in vielen Gemeinden gebraucht wurden und gleich den zweifelhaften Anſpruch machten, in den Kanon aufgenommen zu werden. Aber man ſchied ſie aus. So iſt der ſpätere Geſammtzuſtand das Reſultat von dem Verlangen einer jeden Gemeinde alles zu haben, was irgend in einer andern Gemeinde als heilig gegolten. Dieß Verlangen hat in allen Fällen geſiegt, wo in dem Zweifelhaften nichts Häretiſches war; es hat nicht geſiegt, wo Häretiſches war. So iſt der Hergang der Sache. Aber man hat ſie damals nicht aus den rechten Gründen betrachtet, ſondern mehr eigentlich als einen Tauſch. Damit die Einen fahren ließen, was von katholiſcher Seite als häretiſch erſchien, ſo nahmen die Andern an, was zweifelhaft war, ohne häretiſch zu ſein. Nun kommt die Frage ſo zu ſtehen, daß ſie aus inneren Gründen entſchieden werden muß. Was hatten die Zweifelnden für Gründe, und was für welche die Annehmenden? Das Bezweifeln ſezt eine kritiſche Richtung voraus, die Annahme nicht. Könnten wir Fakta beibringen, um auszumitteln, woher die zweifelhaften Schriften zuerſt gekommen, und wie ſie ſich ſo verbreitet haben, ſo könnten wir den Beweis aus wirklich bezeugten Thatſachen

führen, so lange das nicht ist, können wir nur aus inneren Gründen den Beweis führen, nach der bezeichneten Methode, das Einzelne nur in Beziehung auf den Gesammtzustand zu behandeln.

Die kritischen Untersuchungen haben im N. T. noch ein anderes Hinderniß. Wenn wir die Momente, aus denen die herrschenden Vorstellungen vertheidigt zu werden pflegen, genauer betrachten, so finden wir, daß vieles als Zeugniß angesehen wird, was nur Meinung gewesen. So wird die zweite Gefangenschaft des Apostels Paulus von Vielen für eine bezeugte Thatsache gehalten. Allein bei genauerer Untersuchung fehlt es an allem Zeugniß dafür. Gäbe es Zeugnisse, so müßte man auch angeben können, was der Apostel nach der in der Apostelgeschichte erzählten Gefangenschaft gethan. Es giebt freilich spätere Nachrichten darüber, aber sie haben keine bezeugende Kraft. Wie die Ansicht der Alten von der zweiten Gefangenschaft entstanden sein möge aus der Voraussezung der Inspiration der heiligen Schrift, dieß haben wir schon oben in der Hermeneutik zu erklären gesucht [1]).

Noch ein Anderes kommt hier in Betracht, wo man recht sehen kann, wie es der Kritik geht, wenn man ihr nicht freies Feld läßt. Sie arbeitet dann nur gegen sich selbst.

Es waren gegen manche Pauliniſche Briefe Zweifel erhoben worden, weil man sagte, es kämen Punkte darin vor, die sich aus dem bekannten Gesammtzustande, aus dem Leben des Apostels nicht erklären lassen. Wenn aber nur die Apostelgeschichte nichts davon sagt, so ist das kein Grund, denn diese hat geschichtliche Lücken. Wenn aber gegen bestimmte Nachrichten Contraindikationen in des Apostels Schriften vorkommen, so sind diese eben nicht aus jenem Gesammtzustande zu begreifen, sie können daraus nicht hervorgegangen sein. Da war die Befreiung des Apostels aus der ersten Gefangenschaft ein sehr bequemes Auskunftsmittel; sie sollte alle Contraindikationen aufheben. Allein da alle positive Zeugnisse dafür fehlen, auch die Erklärung der ganzen Sache aus

[1]) S. 247.

der Inſpirationstheorie der Alten ſehr nahe liegt, ſo kann man aus einer ſo gar nicht bezeugten Thatſache keine Argumentation geſtatten. Man hüte ſich bloße Meinungen der Alten für Wahrheiten zu halten! Oft haben wir eben nur Tradition von Meinungen ohne alle wirkliche Geſchichte. Da ſei man vorſichtig!

Wir werden vielleicht nicht dahin kommen, alle Fragen in Beziehung auf einzelne Bücher und den ganzen Complex des N. T. vollſtändig zu entſcheiden. Denn es giebt Aufgaben, wo wir nicht Punkte genug haben, um zu einem feſten Urtheile zu kommen. Da muß vieles ungewiß bleiben und ſtreitig. Aber durch die richtige Methode, die wir angegeben haben, befreien wir uns wenigſtens von falſchen Präventionen und machen und erhalten den Boden der Unterſuchung rein. Daß Momente von Wichtigkeit, die wir noch nicht kennen, noch ſollten entdeckt werden, iſt ſehr unwahrſcheinlich. Es müßten das Schriften ſein aus dem Zeitraume, der am wenigſten hiſtoriſch ausgefüllt iſt, oder ſolche, welche ſichere Nachrichten von demſelben erhielten. Daß ſolche noch gefunden werden ſollten, iſt ſehr unwahrſcheinlich. Aber darum müſſen wir dennoch auf alles Streitige die richtige Methode anwenden. Dazu ſoll dieſe Vorleſung ein Beitrag ſein, aber nur in der Kürze, ſo daß auf die einzelnen neuteſtamentlichen Bücher die Anwendung zu machen und die aufgeſtellten Principien weiter auszubilden überlaſſen bleibt.

Druckfehler.

Seite	26	Zeile	9	v. o.	statt strenge Bestimmung des Seins auf das Denken	lies strenge Bestimmung des Denkens durch das Sein.
—	48	—	4	—	statt zu jener Einheit . .	lies von jener Einheit.
—	72	—	3	—	— verbindende	— verbundene.
—	84	—	9	—	— kommt vorzüglich . .	— kommt es vorzüglich.
—	118	Anmk.	—	—	§. 8.	— § 6
—	120	Z.	5	v. u.	— daß ein=	— daß einzelne.
—	129	—	2	v. o.	— sondern	— sodann.
—	141	—	1	—	— Evangelium . . .	— Evangelium des Johannes.
—	142	—	2	—	— verfährt	— behandelt.
—	146	—	5	—	— Also ein	— Also kein.
—	151	—	22	—	— Die Elementen . .	— Die Elemente.
—	176	—	9	—	— Eulerts	— Eulers.
—	206	—	19	—	— die Hauptgedanken .	— den Hauptgedanken.
—	210	—	15	—	— Dann	— Denn.
—	212	—	25	—	— der Impulse . . .	— dem Impulse.
—	244	—	10	—	— ohne daß dabei der Punkt	— ohne daß der Punkt.
—	269	—	2	—	— ganz genommen . .	— ganz in dem Sinne genommen.
—	272	—	26	—	— subsummiren . . .	— subsumiren.
—	303	—	3	—	— und jedes	— und zwar.
—	304	—	15	—	— ihrer Ausgaben . .	— ihren Ausgaben.
—	320	—	2	—	— dieselbe	— dieselben.
—	378	—	1	—	— der Einheit	— die Einheit.

Göttingen,
gedruckt in der Dieterichschen Universitäts-Buchdruckerei.

Friedrich Schleiermacher's

sämmtliche Werke.

Erste Abtheilung.

Zur Theologie.

Achter Band.

Berlin,
bei G. Reimer.
1845.

Einleitung

ins

ıeue Teſtament.

aus Schleiermacher's handſchriftlichem Nachlaſſe
und nachgeſchriebenen Vorleſungen,

mit einer Vorrede

von

Dr. Friedrich Lücke,

herausgegeben

von

G. Wolde,
Repetenten an der theol. Facultät in Göttingen.

Berlin,
bei G. Reimer.
1845.

Vorrede.

Zu den mir zugefallenen Theilen des litterariſchen Nachlaſſes von Schleiermacher gehörten von Anfang an ſeine Vorleſungen über die Einleitung in das Neue Teſtament.

Wenn Viele der Geſammtausgabe der Schleiermacherſchen Schriften ſchnelleren Fortgang und baldige Vollendung wünſchen, ſo theile ich eben ſo ſehr dieſen Wunſch, als ich meinen Schuldantheil an der Verzögerung offen bekenne. Aber gewiß befinden ſich viele meiner Mitarbeiter mit mir im gleichen Falle, daß je mehr die eigene Lebensaufgabe unabweisbare eigene litterariſche Arbeiten und Studien herbeyführt, deſto mehr Zeit und Kraft für fremde Arbeiten fehlen. In dieſer Lage mußte mir die Bereitwilligkeit meines lieben Freundes, des Herrn Repetenten Wolde hieſelbſt, auf meine Bitte die Herausgabe der vorliegenden Vorleſungen mit meinem Beyrath übernehmen zu wollen, beſonders willkommen ſeyn, um ſo mehr, da ich wußte, daß die Arbeit von ihm nicht nur früher, ſondern bey größerer Muße und Luſt auch um vieles beſſer gethan werden würde, als mir möglich geweſen wäre. Ich trete der Beſcheidenheit meines jungen Freundes nicht zu nahe, wenn ich den Leſern verſichere, daß ſie aus ſeiner Hand eine wohlüberlegte, geſchickt und gewiſſenhaft ausgeführte Arbeit bekommen. Von ſeinem Verfahren hat er ſelbſt in dem

nachstehenden Vorwort Rechenschaft gegeben. Mir liegt ob, zur näheren Orientirung der Leser über das Werk selbst einiges hinzuzufügen.

Niemand wird in diesen Vorlesungen ein Werk der Gegenwart im engeren Sinne erwarten. Wenn der Strom der theologischen Litteratur auch langsamer ginge, als er geht, so könnte doch ein Werk, welches vor länger als zehn Jahren geschaffen ist, jetzt nicht mehr als ein gegenwärtiges gelten, so daß es den gegenwärtigen Verhältnissen und Bedürfnissen durchaus entspräche. Wer weiß aber nicht, wie gerade auf dem besonderen theologischen Gebiete, welchem dieses Werk angehört, der Fluß der Litteratur trotz aller Stauungen fast jählings strömt, jedes Jahr, ja fast jeder Tag Neues bringt, so daß, was vor zehn Jahren noch lebendig war und galt, jetzt schon wie veraltet und vergangen erscheint? Es ist ganz in der Ordnung, wenn weder von den modernen progressistischen noch moderantistischen und schlechthin reactionären Bewegungen oder — Stillständen etwas in diesen Vorlesungen verlautet. Von vielem, was wir in der Kritik des Neuen Testamentes in dem letzten Jahrzehend erlebt haben, so rechts, wie links, hat Schleiermacher, so viel Prophetisches er sonst in sich hatte, wohl kaum eine Ahnung gehabt. Wer also nur das als gegenwärtig lebendig schätzt, was aus den neuesten Bewegungen selbst hervorgegangen ist, für den haben diese Vorlesungen allerdings nichts gegenwärtiges. Auch können sie, obwohl zunächst für den Jugendunterricht bestimmt und eingerichtet, doch auf keine Weise den Nutzen eines sogenannten Lehrbuches gewähren. Die Kunst, ein solches zu schreiben oder in Vorlesungen zu sprechen, ist eine sehr noth-

ndige Kunſt. Aber Schleiermacher war darauf von Natur
en nicht eingerichtet und hat ſie auch nie geübt.

Wenn wir nun gleichwohl dieſen Vorleſungen mehr Ge-
nwart, als Vergangenheit zuſchreiben, und ſie heilſam und
tzlich für die Gegenwart nennen, ſo möchten wir vorerſt
ran erinnern, daß, wenn die theologiſche Litteratur der
eit einem ſtrömenden Fluſſe gleicht, doch in jedem Augen-
ick darin die Quellen gegenwärtig ſind, woraus der Fluß
ſammenfließt. Wir ſagen nicht zu viel, wenn wir Schlei-
nacher in der Theologie überhaupt, insbeſondere aber auf
m Gebiete der neuteſtamentlichen Kritik zu den Quellengei-
rn der Gegenwart rechnen. Seine kritiſchen Schriften über
n erſten Brief an den Timotheus und die Schriften des Lukas,
wie ſeine kritiſchen Arbeiten auf dem Gebiete der claſſi-
en Litteratur, beweiſen, daß die litterariſche Kritik überhaupt
ſeinen eigenthümlichen Gaben gehörte, und er, wie in Allem,
zu er Gabe und Beruf empfangen hatte, ſo auch auf
ſem Gebiete ſchöpferiſch, neubildend, quellenartig war.
olche epochemachende Geiſter behalten, auch wenn ihre
chſte Periode abgelaufen iſt, immerfort ihre Wirkſamkeit
d Geltung. Die Vorleſungen haben in dieſer Beziehung
n beſondern Werth, daß ſie die ganze Energie, Richtung
d Methode Schleiermachers in der Kritik des N. T., ſeine
tiſche Geſammtanſchauung von dem neuteſt. Kanon erſt
ht an das Licht treten laſſen. Wem alſo daran liegt, aus
n vollſtändigen Acten ſich über den kritiſchen Proceß der
il. Schrift in der Gegenwart zu unterrichten, und die ei-
ntlich treibenden Geiſter darin zu erkennen, zu unterſcheiden
d zu prüfen, und wer außerdem das Intereſſe hat, ſich
n Schleiermachers ganzer geiſtiger Perſönlichkeit, ſo wie

von ſeiner Bedeutung für die geſammte gegenwärtige theologiſche Litteratur ein deutliches, richtiges Bild zu machen, dem dürfen dieſe Vorleſungen nicht entſtehen. Es war unſrem geliebten Freunde und Meiſter nicht vergönnt, die Kritik des neuteſt. Kanons nach ſeiner Art vollſtändig auszuarbeiten und ſo der Nachwelt ein vollendetes Werk zu hinterlaſſen. Wie ſeine Vorleſungen überhaupt, ſo ſind auch dieſe eben nur ſeine lautgewordenen Studien, ſuchende Verſuche in freyeſter Art, ohne Abgeſchloſſenheit des Inhalts, ohne Vollendung der Form. Aber bey dem allen führen ſeine ſämmtlichen Vorleſungen, ſelbſt da, wo er weniger zu Hauſe war, wie z. B. in der Kirchengeſchichte, Goldkörner in Menge mit ſich, welche leicht zu erkennen ſind. In den hier mitgetheilten, welche eine Wiſſenſchaft betreffen, in der er ſich ſchon früh einheimiſch gemacht hatte, wird man mehr, als einzelne Körner, man wird ganze, reiche Goldadern finden. Abgeſehen von der leichten, immer friſchen, heiteren Art der Behandlung eines an ſich mehr trocknen Stoffes, ſo wie von den gelegentlichen Winken und Urtheilen z. B. über den Werth und die Bedeutung der Akademiſchen Vorträge, u. a. m., rechnen wir zu dem Goldgeäder, welches ſich ganz durchzieht, die Energie, mit welcher er die einzelnen Momente der kritiſchen Unterſuchungen zuſammenzufaſſen und auf ihren Quellpunct zu concentriren weiß, ferner den feinen, ſcharfen Blick in die Eigenthümlichkeiten der neuteſtamentlichen Litteratur, ſodann aber ganz vorzüglich den unverzagten Muth, womit er die kritiſchen Probleme ergreift und keinen verſtändigen Zweifel ſcheuet, ſowie die Beſonnenheit und Beſcheidenheit, welche nirgends täppiſch zugreift, nirgends den Knoten, weder aus Unglauben noch aus Überglauben, durchhauet, welche eben

ſo gut weiß, was man nicht wiſſen, als was man wiſſen kann, den hiſtoriſchen Grund und Boden feſthält, und ſich ſelbſt da, wo Zweifeln, Bedenken und Vermuthen am rechten Orte iſt, von aller bodenloſen Zweifel- und Hypotheſenſucht frey hält. Je mehr unſere Zeit gerade auf dieſem theologiſchen Gebiete an den krankhaften Extremen des Fortſchritts und der Hemmung leidet, an Zaghaftigkeit und Tollkühnheit links und rechts, — deſto mehr glauben wir ein gutes Recht zu haben, das gegenwärtige Werk auch als ein der Gegenwart vielfach heilſames und erquickliches zu empfehlen.

Zum Schluß noch ein Wort über das Verhältniß dieſer Vorleſungen zu der in der letzten Zeit vielfach angeregten Frage über die wiſſenſchaftliche Form der ſogen. Einleitung. Schleiermacher, indem er die Einleitung ganz in ihrer gegenwärtigen praktiſchen Geſtalt nimmt, ſagt von ihr, ſie eigene ſich nicht, als Wiſſenſchaft angeſehen zu werden. In der That kann ſie das auch nicht, ſo lange ſie in dem Kreiſe der exegetiſchen Theorie und Praxis eben nur als das Füllſtück der Hermeneutik und Kritik betrachtet wird, welches aufnehmen ſoll, was dieſe übrig laſſen. Hiermit aber werden gewiß Viele nicht zufrieden ſeyn, am wenigſten mein verehrter Freund, Herr Profeſſor Hupfeld in Halle, welcher jüngſt in ſeiner ſehr lehrreichen Schrift über Begriff und Methode der ſogen. bibliſchen Einleitung [1]) mit großem Recht den Verſuch gemacht hat, der Einleitung eine wiſſenſchaftliche, und zwar theologiſch wiſſenſchaftliche Form zu geben. In Wahrheit iſt auch nicht einzuſehen, warum ein ſo vielbelaubter und wich-

1) Marburg 1844. 8.

Library of the
UNION THEOLOGICAL SEMINARY
New York

tiger Zweig des theologiſchen Wiſſens, wie dieſer, nicht eben ſo gut, wie die Hermeneutik, eine beſtimmte wiſſenſchaftliche Form haben ſollte. Nachdem ſich die hermeneutiſchen Theile der Einleitung emancipirt und eine wiſſenſchaftliche Form gewonnen haben, muß auch, was zurückbleibt, eine ſolche annehmen können, oder es iſt eben kein wiſſenſchaftlicher Stoff, was es doch iſt. — Herr Prof. Hupfeld nun giebt der Einleitung nach Abzug der Hermeneutik und Kritik, die auch Schleiermacher beyde ablöſ't, den Namen und die Geſtalt einer Geſchichte der heiligen Schriften Alten und Neuen Teſtaments, oder der bibliſchen Litteratur. Indem ſie dadurch, ſo zu ſagen, auf ihren Taufnamen, den ihr Richard Simon, ihr Vater, einſt bey ihrer Geburt gegeben hat, zurückgeführt wird, ſcheint ſie damit auch ihre urſprüngliche wiſſenſchaftliche Würde und Geſtalt wieder zu gewinnen. Aber geht man einmahl auf Richard Simon zurück, ſo ſollte man auch den vollen Namen und Begriff, den er dem Inhalt der ſogen. Einleitung gegeben, wieder geltend machen. Er nennt ſie nicht bloß Histoire, ſondern Histoire critique du V. et N. T., gewiß nicht, um den kritiſchen Character ſeiner hiſtoriſchen Forſchung und Darſtellung, der ſich von ſelbſt verſteht, auszudrücken, ſondern, wie aus Hist. critique d. V. T. liv. 1. ch. 1. hervorgeht, in Beziehung auf den kritiſchen Zweck derſelben. Iſt aber die Kritik der heiligen Bücher der eigentliche, weſentlich wiſſenſchaftliche Zweck ihrer Geſchichte, ſo liegt auch die wiſſenſchaftliche Form nicht in dem Begriff der Geſchichte, ſondern der Kritik. Der Zweck der Kritik giebt der Einleitung ihre allgemeine wiſſenſchaftliche Form und weſentliche Beziehung auf die Exegeſe, als philologiſche Kunſt. Der beſondere theologiſche

Charakter derſelben liegt in der Idee des heil. Schriftkanons. Als ſolcher, nicht als irgend eine litterariſche oder ſprachliche Erſcheinung haben die Schriften des A. und N. T. ihre eigenthümliche theologiſche Bedeutung. Wie aus der ſchon durch die Apologetik gegebenen Idee des Kanons die Kritik deſſelben, als Bedingung einer wahren theologiſchen Auslegung, nothwendig folgt, ſo ergiebt ſich aus der Aufgabe der Kritik des Kanons die Inhalt- und Formbeſtimmung der Wiſſenſchaft. Die Kritik des Kanons aber, als eines hiſtoriſchen Factums, hat die wahre Geſchichte des Kanons zu ihrer Vorausſetzung oder vielmehr zu ihrem ſtofflichen Inhalte. So kann man die Wiſſenſchaft ſchlechthin die Kritik des Kanons (critica sacra) nennen, welche zuſammengeordnet und gleicher Würde mit der Hermeneutik unmittelbar die exegetiſche Kunſt begründet [1]). Hat nun Schleiermacher zwar auch die Kritik beſonders geſetzt und mit der Hermeneutik zuſammengeordnet, aber jene nur in dem engeren Sinne der Theorie der bloßen Texteskritik, die Kritik des Kanons aber als ſolchen der ſogenannten Einleitung überlaſſen, ſo hat er durch dieſe Zerſtückelung der critica sacra, und durch die bloß praktiſche Beziehung der Einleitung auf die Exegeſe die wiſſenſchaftliche Organiſation derſelben allerdings nicht gefördert. Aber indem er ſich doch in der Einleitung in der That vorzugsweiſe mit der Kritik des Kanons, nicht bloß als einer litterariſchen Sammlung, ſondern zugleich als einer theologi-

1) Vgl. meine ausführlichere Erörterung hierüber in der Recenſion von Schotts Isagoge historico-critica in libr. N. T. und De Wettes Lehrbuch der hiſt. krit. Einleitung, Gött. Gel. Anz. 1832. S. 1787—1799.

ſchen geſchichtlichen Grundlage beſchäftigt, und die betreffenden Unterſuchungen hiernach ſehr methodiſch behandelt, giebt er Anregungen und Winke genug zu einer über ihn hinausgehenden ſtrengeren wiſſenſchaftlichen Geſtaltung der Einleitung, und ſeine Vorleſungen werden in dieſer Beziehung nicht ohne fördernden Einfluß ſeyn auf die immer richtigere Löſung des von Herrn Profeſſor Hupfeld ſo kräftig angeregten Problems.

Göttingen, den 17. November 1844.

Dr. Lücke.

Vorwort des Herausgebers.

Die Beſchäftigung mit dieſem Theile von Schleiermacher's tterariſchem Nachlaſſe war dem Herausgeber eben ſo lehr- eich, wie erfreulich, und das dadurch veranlaßte ſorgfältigere ingehn in den Geiſt dieſer Unterſuchungen mußte die Arbeit er Herausgabe zu einer ſehr belohnenden machen. Sie war uch, wenngleich immerhin mit nicht geringen Schwierigkeiten erknüpft, doch wegen der Beſchaffenheit des vorliegenden Naterials bei weitem einfacher, als ſie bei der Behandlung er frühern Bände geweſen ſein muß. Die Mannigfaltigkeit es zu Combinirenden war nemlich nicht ſo groß, weil chleiermacher die Vorleſung über Einleitung ins neue Te- ament nur zweimal gehalten hat, im Sommer 1829 und n Winter 1831/32, wöchentlich 5 Stunden. Es lagen nun on Schleiermacher's eigner Hand etwa 10 Bogen Manu- ript vor, welche theils zerſtreute Collectaneen enthalten, eils aber den Entwurf zu der 1829 gehaltenen Vorle- ng. Dieſen Entwurf aber bei der Herausgabe zum Grunde legen, erſchien nicht thunlich, weil er ſehr ungleichmäßig faßt war, oft ausführlicher, oft aber nur die kurze Angabe ffen enthaltend, was in der betreffenden Stunde berührt erden ſollte. Es war allerdings auch ein nach dieſer erſten orleſung nachgeſchriebenes Heft da, aber nur unvollſtändig

ſchen geſchichtlichen Grundlage beſchäftigt, und die betreffenden Unterſuchungen hiernach ſehr methodiſch behandelt, giebt er Anregungen und Winke genug zu einer über ihn hinausgehenden ſtrengeren wiſſenſchaftlichen Geſtaltung der Einleitung, und ſeine Vorleſungen werden in dieſer Beziehung nicht ohne fördernden Einfluß ſeyn auf die immer richtigere Löſung des von Herrn Profeſſor Hupfeld ſo kräftig angeregten Problems.

Göttingen, den 17. November 1844.

Dr. Lücke.

Vorwort des Herausgebers.

Die Beſchäftigung mit dieſem Theile von Schleiermacher's terariſchem Nachlaſſe war dem Herausgeber eben ſo lehr- ich, wie erfreulich, und das dadurch veranlaßte ſorgfältigere ingehn in den Geiſt dieſer Unterſuchungen mußte die Arbeit r Herausgabe zu einer ſehr belohnenden machen. Sie war ich, wenngleich immerhin mit nicht geringen Schwierigkeiten rknüpft, doch wegen der Beſchaffenheit des vorliegenden laterials bei weitem einfacher, als ſie bei der Behandlung r frühern Bände geweſen ſein muß. Die Mannigfaltigkeit s zu Combinirenden war nemlich nicht ſo groß, weil chleiermacher die Vorleſung über Einleitung ins neue Te- ment nur zweimal gehalten hat, im Sommer 1829 und Winter 1831/32, wöchentlich 5 Stunden. Es lagen nun n Schleiermacher's eigner Hand etwa 10 Bogen Manu- ipt vor, welche theils zerſtreute Collectaneen enthalten, ils aber den Entwurf zu der 1829 gehaltenen Vorle- ng. Dieſen Entwurf aber bei der Herausgabe zum Grunde legen, erſchien nicht thunlich, weil er ſehr ungleichmäßig faßt war, oft ausführlicher, oft aber nur die kurze Angabe ſen enthaltend, was in der betreffenden Stunde berührt rden ſollte. Es war allerdings auch ein nach dieſer erſten rleſung nachgeſchriebenes Heft da, aber nur unvollſtändig

verfaßt. Die zweite Vorlesung aber war in Anordnung und Ausführung schon so unabhängig von jenem ersten Entwurf gehalten, daß sie nicht unmittelbar zur Ergänzung desselben dienen konnte. Es erschien daher am zweckmäßigsten, diese letzte Vorlesung von 1831/32 aus drei nachgeschriebenen Heften, von denen zwei sehr sorgfältig und vollständig geschrieben sind, zu reproduciren, da ohnehin die Fülle und Lebendigkeit der Schleiermacher'schen Methode sich im mündlichen Vortrage besonders entfaltete. Es waren allerdings, da Schleiermacher so sehr rasch gesprochen hat, auch in diesen Heften oft sehr auffallende Differenzen und Unrichtigkeiten; dessenungeachtet glaube ich durch Combination des Verschiedenen und durch Vergleichung mit dem Entwurf von Schleiermacher's eigner Hand und durch Zuratheziehn des anderweitig von ihm über die betreffenden Gegenstände Geschriebenen mit einiger Sicherheit den wirklichen Text der zuletzt gehaltenen Vorlesung gegeben zu haben, mit den Abkürzungen etwa, welche durch den Unterschied des Anhörens und des Lesens einer Vorlesung unumgänglich schienen.

Das eben Bezeichnete bildet also den Text des vorliegenden Buches. Als Anmerkungen erscheinen unter demselben diejenigen Stellen des eignen Entwurfs Schleiermachers, welche entweder bestimmter und vollständiger sind, als das $2\frac{1}{2}$ Jahr später Vorgetragene, oder eine von der spätern verschiedene Ansicht enthalten. Dies ist überall durch „Erster Entwurf" bezeichnet. Unter der Rubrik „Erste Vorlesung" findet sich an einzelnen Orten das, was aus dem 1829 nachgeschriebenen Hefte genommen ist. Außerdem aber hat der Herausgeber zur Bequemlichkeit der Leser Noten mit Citaten über das im Texte Berührte hinzugefügt, theils zur Verglei-

chung des hier Gegebenen mit dem von Schleiermacher anderwärts über dieſelben Gegenſtände Geſagten, theils aus der heiligen Schrift und den Kirchenvätern. An einigen Stellen, namentlich im erſten Theil, wo Schleiermacher eine eigenthümliche Exegeſe betreffender Stellen der Kirchenväter giebt, ſind dieſelben zur Erleichterung der augenblicklichen Vergleichung in den Noten abgedruckt. Es ergiebt ſich, daß die beigebrachten Citate nicht immer bloß zur Beſtätigung des im Text Geſagten dienen, ſondern an einzelnen Stellen auch einen möglichen Einwurf gegen daſſelbe zu enthalten ſcheinen mögen. Von eigner Anſicht jedoch hat, wie es ſich von ſelbſt verſteht, der Herausgeber Nichts eingemiſcht. Eben ſo wenig konnte es ſeine Aufgabe ſein, auf die betreffende Litteratur, namentlich auf das ſpäter als 1831 Erſchienene hinzuweiſen; wie denn auch Schleiermacher ſelbſt in vieler Beziehung immer auf De Wette's Handbuch ſich beruft.

Die Haupteintheilung des Ganzen war von Schleiermacher ſelbſt angedeutet. Dagegen wurde die ſpeciellere in Paragraphen vom Herausgeber gemacht, und weil ſie keine ſtrenge Sonderung der Materien bezeichnet, ſondern nur Einſchnitte im Fortgang der Rede, ſo ſind auch keine Ueberſchriften darüber geſetzt, ſondern nur Columnentitel zur ungefähren Angabe des auf jeder Seite Behandelten. Hierauf bezieht ſich auch das voraufgeſtellte Inhaltsverzeichniß.

Das aus Schleiermacher's erſtem Entwurfe Mitgetheilte iſt buchſtäblich gegeben; dagegen hat ſich im Texte ſelbſt der Herausgeber ſeiner eignen Orthographie bedient. Um den daraus allerdings entſpringenden Nachtheil, daß zweierlei Orthographie im Buche vorkommt, zu vermeiden, hätte Herausgeber wohl die Schleiermacher'ſche Schreibweiſe überall

nachbilden mögen; allein dieſe ganze Sache erſchien ihm doch zu unweſentlich, um ſich hierin einen, wenn auch nur geringen, Zwang anzulegen.

Zum letzten Paragraphen (über den litterariſchen Zuſammenhang des neuen Teſtaments) iſt noch zu bemerken, daß nur ein Heft bis hierher reichte; daß alſo das darin Gegebene nicht mit gleicher Sicherheit im Einzelnen verfaßt iſt.

Möchte es mir gelungen ſein, meine Abſicht, dieſe intereſſante Vorleſung Schleiermacher's treu wiederzugeben und zugleich die Lectüre möglichſt leicht und bequem zu machen, wenn auch nur einigermaßen erreicht zu haben.

Göttingen, d. 10. Nov. 1844.

G. Wolde.

Inhaltsverzeichniß.

Vorbemerkungen. Begriff, Inhalt, Methode der Einleitung ins neue Teſtament.

Seite

§. 1. Begränzung der Aufgabe . . . . . 1.

§. 2. Andere theologiſche Diſciplinen, zwiſchen denen die Einleitung ſteht . . . . . 2.

§. 3. Was für die Einleitung zu thun übrig bleibt . . . . . 4.

§. 4. Aufgabe der Einl., uns in die Stelle der urſprünglichen Leſer der neuteſt. Schriften zu verſetzen. Analogie der Prolegomena zu einem Schriftſteller . . . . . 6.

§. 5. Weſentliche Theile der Einleitung ins N. T. . . . . 9.

§. 6. Standpunct der Unterſuchung. Extreme des falſchen Poſitivismus und Skepticismus . . . . . 11.

§. 7. Gränzen der Möglichkeit einer Löſung der Aufgabe. Nähere Beſtimmung deſſen, was in den allgemeinen und was in den ſpeciellen Theil gehört . . . . . 14.

§. 8. Ueber den ganzen Umfang der Sache und die Behandlungsweiſe. Allgemein theologiſches Bedürfniß und das der Fachgelehrten. Mündlicher Vortrag und ſchriftliche Behandlung. Aufgabe der academiſchen Vorträge in jetziger Zeit. Benutzung der vorhandenen Litteratur . . . . . 18.

§. 9. Trennung der Einl. ins N. T. von der ins A. T. Verhältniß des A. T. zum N. T. überhaupt . . . . . 25.

§. 10. Reihenfolge der Unterſuchungen. Stellung der materiellen Seite der Einleitung . . . . . 29.

Erster Theil. Allgemeine Einleitung ins neue Testament.

Erstes Capitel. Geschichte des Canons.

Seite

§. 11. Methode der Untersuchung. Jetzige Uebereinstimmung der ganzen Kirche über den neutestamentlichen Canon . . . . . 32.

§. 12. Zeugnisse des Cyrill von Jerusalem und des Augustin. 33.

§. 13. Folgerungen daraus. — Verordnung der Laodiceischen Synode über den Canon . . . . . 40.

§. 14. Zeugniß des Eusebius von Cäsarea. (Canon. apost. u. constit. apost. Rufin. Athanasius. Hieronymus. Gregor v. Naz.) . . . . . 42.

§. 15. Das Muratorische Fragment . . . . . 51.

§. 16. Doppelte Sammlung: εὐαγγέλιον und ἀποστολικόν, und Sammlung des ganzen N. T.'s. (Gregorius Thaumat., Origenes, Clemens Alex., epist. ad Diogn., Tertullian) . . . . . 55.

§. 17. Alte Uebersetzungen: Itala und Peschito . . . . . 62.

§. 18. Canon des Marcion . . . . . 64.

§. 19. Folgerungen auf die Principien bei der Sammlung: Theologisches und ascetisches Interesse und Transaction zwischen beiden . . . . . 66.

§. 20. Tatian und Justin. (Tatian's und Marcion's Änderungen der Schrift. Katholische, speculative und protestantische Maxime). Unkunde über die erste Genesis einer Sammlung neutest. Schriften . . . . . 68.

§. 21. Vermuthungen über die Art des Bekanntwerdens und der Zusammenstellung der neut. Schriften. Der Canon als Werk der Kirche und der göttlichen Providenz . . . . . 73.

Zweites Capitel. Von dem Verhältnisse unsers neutestamentlichen Textes zu dem ursprünglichen.

§. 22. Ursprüngliche Sprache und Schreibart des neuen Testaments. 75.

§. 23. Schriftzeichen. Uncialschrift. Stichometrie. Interpunction. Absetzen der einzelnen Wörter . . . . . 79.

§. 24. Κεφάλαια, τίτλοι. Leseabschnitte. Capitel und Verse; Schädlichkeit derselben . . . . . 82.

§. 25. Unterschriften, äußere und innere Ueberschriften. Ueber Pseu-

Seite

donymität der Verfasser. Bedeutung von εὐαγγέλιον und κατά in den Ueberschriften . . . . . 83.

§. 26. Differenzen im Text selbst. Clemens Alex., Origenes, Marcion. Lucian und Hesychius . . . . . 92.

§. 27. Gegenwärtiger Bestand unsers handschriftlichen Textes. Die wichtigsten Codices . . . . . 96.

§. 28. Natürliche Geschichte des Textes . . . . . 100.

§. 29. Hypothesen über das Verhältniß der Handschriften zu einander: Hug, Griesbach. Ueber den Gebrauch alter Uebersetzungen und der Citationen von Kirchenvätern in der Textescritik. Matthäi und Scholz . . . . . 102.

§. 30. Resultat der Geschichte des handschriftlichen Textes . . . 108.

§. 31. Gedruckter Text. Complutensische und Erasmische Ausgaben. Beza. Recepta. Walton, Fell, Gregorius, Mill, Küster. Bengel, Wetstein, Bowyer. Ueber critische Conjecturen. Griesbach, Schulz, Matthäi, Scholz. Handausgaben, Knapp, Lachmann. Capitel und Verse . . . . . 111.

Zweiter Theil. Specielle Einleitung in die einzelnen Theile des neuen Testaments.

§. 32. Einleitung . . . . . 119.

Erstes Capitel. Die paulinischen Briefe.

§. 33. Bewährung der paulinischen Briefe durch die Apostelgeschichte. (Ueber Reden historischer Personen und Unterschiebung von Briefen) . . . . . 120.

§. 34. Notizen über Person und Verhältnisse des Paulus. Seine Herkunft und Bildung, Bekehrung, Namen . . . . . 122.

§. 35. Absolute und comparative Chronologie des Lebens Pauli. I. Data zur absoluten Chronologie: Aretas, Gallio, Felix, Festus, Aquila. II. Comparative Chronologie, Gal. 2, 1., zweite Gefangenschaft Pauli . . . . . 125.

§. 36. Zeitfolge der Briefe selbst: Eintheilung der Wirksamkeit Pauli in 3 Perioden. Galat., Tit., 1. Thess., 1. u. 2. Cor., Röm., Ephes., Phil., Col., Philem., 2. Tim., 1. Tim., 2. Thess. Fehlen der Pastoralbriefe bei Marcion . . . . . 129.

§. 37. Classification der Briefe nach ihrem Inhalte. Bestimm-

Seite

ter Impuls und günstige Gelegenheit zum Schreiben. Circularschreiben. Didactischer und gnomischer Theil . . . . 133.
§. 38. Ueber verlorene Briefe des Paulus. Col. 4, 16. 1. Cor. 5, 9. 137.
§. 39. Aeußere Zeugnisse für die Aechtheit der einzelnen paul. Briefe. 138.
§. 40. Innere Merkmale der Authentie. Principien darüber. Anknüpfung an die Apostelgeschichte . . . . . 142.
§. 41. Der Galaterbrief . . . . . 144.
§. 42. Character des Paulus als Merkmal der Aechtheit seiner Briefe. Kern von ächten paul. Briefen, bestehend aus Röm., Gal., 1. Thess., 1. u. 2. Cor. . . . . 146.
§. 43. Die beiden Thessalonicherbriefe . . . . . 150.
§. 44. Die beiden Corintherbriefe . . . . . 153.
§. 45. Der Römerbrief . . . . . 156.
§. 46. Pauli Gefangenschaft. Der Philipperbrief . . . . . 160.
§. 47. Der Colosserbrief und der an Philemon . . . . . 161.
§. 48. Der Epheserbrief . . . . . 163.
§. 49. Der zweite Brief an Timotheus . . . . . 166.
§. 50. Der Brief an Titus und der erste an Timotheus . . 168.
§. 51. Uebersicht der verschiedenen Bewährtheit der paul. Briefe in geschichtlicher Beziehung. Die drei Pastoralbriefe, Endresultat darüber . . . . . 170.
§. 52. Vergleichung des Inhalts der Briefe mit der Persönlichkeit Pauli. Verhältniß zu seiner Bildung vor seiner Bekehrung. 176.
§. 53. Zusammenfassende Betrachtung der paulinischen Lehre: seine Ansicht vom Verhältnisse des Gesetzes zum Christenthum. Eigenthümliche Lehren des Paulus; Symbolisirung der Auferstehung Christi, 1. Cor. 15, 4—8., Wiederkunft Christi und allgemeine Auferstehung, 1. Cor. 15, 24—28., Stufen höherer Geister, Genugthuungslehre. Nöthige Vorsicht bei Auslegung paulinischer Stellen. Verschiedene Schätzung des Paulus in der Kirche . . . . . 181.
§. 54. Sprache der paulinischen Briefe; abweichender Character des Epheserbriefs und der Pastoralbriefe. Abstufungen der Unächtheit . . . . . 192.
§. 55. Uebergang zum Folgenden . . . . . 195.

Zweites Capitel. Die vier Evangelien.

§. 56. Ausscheidung der vier canonischen aus den vielen häretischen Evangelien . . . . . 195.

Seite

57. Nachrichten über uncanonische Evangelien. Ursachen, warum sie für häretisch gehalten wurden. Verwandtschaft vieler derselben mit Matthäus . . . . . 197.

58. Alter der Anerkennung der vier Evangelien. Vorbemerkungen: über Citationen, über das Amt der Evangelisten, Gegenstände der evangelistischen Erzählung, Vermischung von Aechtem und Falschem, abweichender Character des Johannesevangeliums. 204.

59. Zeugnisse von früherer Anerkennung der vier canon. Evangelien: Clemens Alex., Celsus, Irenäus, Tatian, Justin, Marcion . . . . . 209.

60. Ueber die Benennung der Evangelien . . . . . 216.

61. Uebergang vom mündlichen Vortrage der Evangelisten zur schriftlichen Abfassung: Unterschied zwischen Biographie und einzelnen Erzählungen, zwischen Johannes und den Synoptikern; verschiedenes Alter beider Arten; Beschreibung der mündlichen Erzählungsweise und Uebergang derselben zur schriftlichen . . . . . 217.

62. Hypothese von einem Urevangelium . . . . . 224.

63. Möglicher Einfluß der Apostel auf die evangelistische Erzählung und auf die Evangelienschreibung. Verschiedene Beglaubigung des Materials . . . . . 228.

64. Ueber Zeit und Gegend der Abfassung der Evangelien. Vorhandensein einzelner schriftlicher Aufsätze . . . . . 230.

65. Die Gieseler'sche Hypothese . . . . . 233.

66. Zusammenfassung der bisherigen Betrachtungen und Resultat daraus. Galiläischer und jerusalemischer Cyclus von Erzählungen aus dem Leben Jesu. Ueber Joh. 3, 24. 235.

67. Aelteste Spuren von der Entstehung unsrer Evangelien: Prolog des Lucas, Zeugniß des Papias . . . . . 238.

68. Verhältniß unsrer Evangelien κατὰ Ματθαῖον und κατὰ Μάρκον zu den von Papias angeführten Schriften des Matthäus und Marcus. Unser Ev. Matth. kann nicht von einem Apostel, unser Ev. Marc. nicht unter unmittelbarer Mitwirkung des Petrus verfaßt sein . . . . . 244.

69. Verhältniß unsrer drei synopt. Evangelien zu einander. Beschränkung der Aufnahme von Erzählungen durch ein gewisses nothwendiges Maaß des Umfangs des Buchs. Erklärung der Verwandtschaft unsrer Evangelien daraus, daß gewisse Erzäh-

Seite

lungen ihrer Natur nach von jedem Verfaſſer aufgenommen werden mußten . . . . . 251.

§. 70. Betrachtung der drei verwandten Evangelien nach den einzelnen Erzählungen. 1. Die galiläiſchen Elemente. Verbindung derſelben zwei Erzählungen in allen drei Evangelien: Taufe Chriſti und Verſuchung, Heilung eines Gichtbrüchigen und Berufung des Matthäus, Aehrenausraufen und verdorrete Hand, Sturm auf dem Meer und Dämoniſcher bei den Gadarenern, Tochter des Jairus und blutflüſſige Frau, Nachfrage des Herodes und Speiſung, Zeugniß der Jünger und Verklärung nebſt Heilung des Mondſüchtigen. Reden im galiläiſchen Abſchnitte . . . . . 254.

§. 71. Geburts- und Kindheitsgeſchichte Chriſti. Einzelne Erzählungen, welche die 3 Evangelien gemeinſchaftlich, aber in verſchiedener Ordnung haben: über Johannes d. Täufer, Berufung der beiden Brüderpaare, Heilung der Schwiegermutter Petri und des Knechts eines Hauptmanns. Nicht gemeinſchaftliche galiläiſche Erzählungen: die Enthauptung des Johannes, d. cananäiſche Weib und die Speiſung der 4000 bei Matthäus und Marcus; die Geſchichte vom Stater nur bei Matthäus; der Beſeſſene in der Schule bei Luc. und Marc., der Jüngling zu Nain und die ſalbende Sünderinn nur bei Lucas; der Taubſtumme und der Blinde bei Bethſaida nur bei Marcus. Erzählungen, die Matthäus aus einer ſpätern Reiſezeit in die galiläiſche zieht. Reſultat . . 263.

§. 72. II. Der Reiſeabſchnitt. Ungleichmäßigkeit der 3 Evangelien hierin; eigenthümliche Erzählungen des Lucas in dieſem Abſchnitte; früheres ſelbſtſtändiges Vorhandenſein von Luc. 9, 51—19, 48. . . . . 273.

§. 73. Züge aus den zwei erſten Abſchnitten, die Johannes hat, und die bei den Synoptikern fehlen: erſte Bekanntſchaft einiger Apoſtel mit Chriſto, Hochzeit zu Cana, erſte Tempelreinigung, Heilung am Teich Bethesda, Heilung des Blindgeborenen, Samariterinn, Zeugniß des Täufers von Chriſto, Erweckung des Lazarus . . . . . 277.

§. 74. III. Vom Einzuge Chriſti in Jeruſalem bis zu ſeinem Tode. 1. Freie Wirkſamkeit Chriſti in Jeruſalem. Größere Uebereinſtimmung der Evangeliſten

Seite

in diesem Abschnitt. Einzug Christi und Frage des Synedriums nach seiner Vollmacht. Feigenbaum bei Matth. und Marcus. Weinen Christi bei Lucas. Verfängliche Fragen. Reden gegen die Pharis. bei Matthäus. Opfer der Wittwe bei Luc. u. Marcus. Reden beim letzten Hinausgehn aus dem Tempel. Längere Reden bei Matthäus. Bethanisches Mahl bei Matth. u. Marcus. Verrath des Judas, Passah, Abendmahl, Garten am Oelberg . . . . . 284.

§. 75. 2. Die Leidensgeschichte. Natürliche Gründe der Widersprüche in derselben. Verläugnung Petri, über die Zeit der Verurtheilung Christi vor dem Synedrium, Pilatus (Reue des Judas bei Matth., Abführung Christi zu Herodes bei Lucas). Kreuzigung. Erdbeben und Erscheinung Verstorbener bei Matth. Begräbniß. Versiegelung des Grabes bei Matth. . . . . 291.

§. 76. IV. Der Auferstehungsabschnitt. Gründe der Verschiedenheit. Glaubwürdigkeit. Manifestationen Christi in Judäa und in Galiläa, erstre bei Lucas und Marc., letztere bei Matth., beide bei Johannes. Vorzug des Johannes vor Matthäus. Ergänzung, die Lucas in der Apostelgeschichte giebt . . . . . 295.

§. 77. Ueber das Didactische in den synopt. Evangelien, Erklärung der Uebereinstimmung im Einzelnen, z. B. in alttestam. Citaten . . . . . 302.

§. 78. Resultat in Beziehung auf Matthäus und Lucas . . . . 305.

§. 79. Ueber Marcus; ob er die beiden andern vor sich gehabt habe? Gründe dafür und dagegen. Verhältniß zum Zeugniß des Papias. Eigenthümlicher Character des Marcusevangeliums. Ansicht, daß es die Grundlage der beiden andern sei. Resultat . . . . . 306.

Das Evangelium des Johannes.

§. 80. Zweifel gegen die Aechtheit; falsche Voraussetzungen, worauf sie beruhn. Ob Johannes die andern 3 Evangelien habe ergänzen wollen? Sein Evangelium als das πνευματικόν . 315.

§. 81. Totaleindruck des joh. Evangeliums. Pragmatischer Character desselben, 1. im Zeitraum vor dem letzten Aufenthalt Christi in Jerusalem: Joh. d. Täufer, erste Jünger Christi, Cana, Eifersucht der Jünger des Johannes,

Seite

Christus verläßt Judäa, Samariterinn, Ausbruch des Unwillens in Jerusalem, falsche Erwartungen des Volks, Laubhüttenfest, Versuche der Pharisäer gegen Christus, sein Weichen nach Peräa; Erweckung des Lazarus; Einzug in Jerusalem. — Das apologetische Element hauptsächlich in den Reden, Unterschied von den Reden bei den Synoptikern. — Prüfung dessen, was als Ergänzung oder Berichtigung der andern Evv. erscheint . . . . . 318.

§. 82. 2. Letzter Aufenthalt Christi in Jerus.; Reden Christi in diesem Zeitraum bei Johannes und bei Matthäus; Nichterwähnung des Osterlamms und Abendmahls bei Joh.; kein Kampf in Gethsemane; Verhör bei Hannas; Auferstehungsgeschichte. Ueber Joh. 21. . . . . 326.

§. 83. Werth und Zweck des Evang. Joh. — Widerlegung einzelner Zweifelsgründe gegen die Aechtheit desselben: Der Prolog, geographische und historische Schwierigkeiten, Sychar, Bethesda, οἱ Ἰουδαῖοι als Name der Gegner Christi, ἑορτή, Joh. 18, 13. Positive Beweise für die Abfassung durch einen Apostel: Taufe der Jünger bei Christi Lebzeiten und Aufenthalt desselben in Judäa . . . . . 332.

§. 84. Ueber Ort und Zeit der Abfassung des joh. Evangeliums: Zeugnisse der Kirche über dies Ev., über κατά in dessen Ueberschrift, Folgerungen aus dem spätern Hinzufügen von Cap. 21. und Cap. 21, 24. . . . . 340.

Drittes Capitel. Die Apostelgeschichte.

§. 85. Trennung der Apostelgeschichte vom Evangelium des Lucas, gemeinschaftlicher Character beider. Ueber den Namen des Verfassers. Gebrauch der ersten Person des Plurals. Wiederholung derselben Erzählungen . . . . . 344.

§. 86. Anzeichen, daß die Apostelgeschichte aus einzelnen Erzählungen zusammengesetzt ist: Differenzen in den verschiedenen Erzählungen derselben Begebenheit; Stellen, wo eine neue Erzählung zu beginnen scheint, ohne von der vorhergehenden zu wissen. Scheinbare Spuren einer zusammenhängenden Geschichtsschreibung. Zwei Hauptmassen, eine aus Jerusalem, die andere von den Reisen der Apostel. Spuren, daß nicht immer ein Augenzeuge erzählt . . . . . 351.

Seite

37. Entstehung der einzelnen Nachrichten in der Apostelgeschichte, Verschiedenheit von den Evangelien. Gemeindeurkunden. Reisejournale. Wahrscheinliche Zusammenstellung nach dem jüdischen Kriege. Mangel eines Schlusses. Zweck der Apostelgeschichte. Resultat . . . . . 360.

38. Verhältniß der Acta zu den pauliniſchen Briefen. Widersprüche zwiſchen denſelben. Widersprüche mit Joſephus . . . . 367.

39. Ueber die Reden in der Apostelgeschichte; ob Lucas ſie ſelbſt gemacht; Act. 1, 19. 4, 24; Rede des Petrus bei Cornelius, des Stephanus, des Paulus in Antiochien, in Athen, in Jeruſalem, vor Agrippa. Angebliche Gleichheit der Sprache in den Reden . . . . . 371.

40. Spuren von Ineinanderarbeitung der einzelnen Quellen durch den Verfaſſer des Ganzen. Citate nach den LXX. in den Reden . . . . . 376.

Viertes Capitel. Die katholiſchen Briefe.

41. Urſprung und Bedeutung der Benennung. Ungleichartigkeit der einzelnen katholiſchen Briefe . . . . . 379.

42. Die drei johanneiſchen Briefe. Ungleiche Canonicität derſelben . . . . . 384.

43. Der erſte Brief des Johannes. Gleichheit der Sprache deſſelben mit der des Evang. Joh. Zweifel gegen die Aechtheit des Briefs. Briefliche Form. Leſer und Abfaſſungszeit. Verhältniß zum Evangelium . . . . . 385.

44. Inhalt und Gedankengang von 1. Joh. Es ſcheint ein Abſchiedsſchreiben zu ſein, und mehr für helleniſche als jüdiſche Chriſten. Anſpielungen auf Keime von Gnoſticismus. Nichterwähnung des Briefs bei Polycarp; Zeugniß des Papias . 391.

45. Der zweite und dritte Brief des Johannes. Zweifel gegen ihre Aechtheit . . . . . 397.

46. Der erſte Brief Petri. Schwierigkeit ſeiner Adreſſe. Zweifel gegen die Abfaſſung durch Petrus. Pauliniſcher Character der Sprache. Gründe für die Aechtheit des Briefs. 400.

47. Der zweite Brief Petri. Alte Zweifel gegen ſeine Aechtheit. Uebereinſtimmung mit dem Briefe des Judas; letzterer erſcheint als der urſprüngliche. Hypotheſen zur Erklärung des Verhältniſſes zwiſchen beiden Briefen. Andere Zeichen der Unächtheit von 2. Petr. . . . . 408.

Seite

§. 98. Der Brief des Judas. Ueber den Verfasser; über Zeit und Ort der Abfassung . . . . . 414.

§. 99. Der Brief des Jacobus. Alte Zeugnisse über denselben. Ueber den Verfasser, die Leser, die Zeit, den Inhalt des Briefs. Hypothese, daß ein Späterer ihn im Namen des Jacobus geschrieben habe . . . . . 417.

§. 100. Uebersicht der canonischen Dignität der sieben katholischen Briefe. Eigenthümliche Lehren derselben. Begriff des Canons überhaupt . . . . . 429.

Fünftes Capitel. Der Hebräerbrief.

§. 101. Verhältniß des Hebräerbriefs zum Canon; kirchliche Zeugnisse über denselben . . . . . 431.

§. 102. Adresse, Form, Inhalt, Stil und ganze Anlage des Briefs. Gründe gegen Paulus sowohl, als auch gegen Barnabas als Verfasser . . . . . 435.

§. 103. Vermuthungen über den Verfasser des Hebräerbriefs. Ob er nach Jerusalem gerichtet sein könne. Hypothesen über die Leser. Ueber Apollos als Verfasser . . . . . 440.

§. 104. Werth des Briefs, sein Verhältniß zum Ebionitismus. Seine Lehre von den Lapsis . . . . . 446.

Sechstes Capitel. Die Apocalypse.

§. 105. Ueber die Einheit der Apocalypse. Alte Nachrichten über das Buch . . . . . 449.

§. 106. Ueber exegetische Resultate aus der Apocalypse: Eingang, Construction, Cap. 4—11., Stellen, aus denen man auf die Abfassungszeit schließt, einzelne unabhängige Stücke im letzten Theil, Wiederkunft Christi, Beziehung auf römische Geschichte, das Buch, die Thiergestalten, die Zahlen, Anfang und Schluß, Zusammensetzung, Form der Visionen. 451.

§. 107. Ueber den religiösen Gehalt der Apocalypse . . . . . 464.

§. 108. Ueber den apostolischen Ursprung derselben. Zeugnisse der Kirche, Gegner des Buchs . . . . . 466.

§. 109. Verhältniß der Apocalypse zum Canon. Ueber Johannes Presbyter als Verfasser . . . . . 470.

§. 110. Zusammenstellung aller neutestamentlichen Bücher in Beziehung auf den Begriff des Canons 471

Seite

ritter Theil. Von dem litterarischen Zusammenhange und den Quellen des neuen Testaments.

111. Allgemeine Gesichtspuncte hierüber: Das N. T. als Theil der jüdischen Litteratur. Einfluß der Nationallitteratur auf das N. T. nach Form und Materie. Palästinische und alexandrinische Litteratur. Vorstellungen, die das N. T. als bekannt voraussetzt. Eigenthümlich christliche Vorstellungen: Christus, Versöhnung, Reich Gottes. Unabhängigkeit des Christenthums von früher vorhandenen Vorstellungen . 474.

Vorbemerkungen.

Begriff, Inhalt, Methode der Einleitung ins neue Teſtament.

§. 1.

Bei der Frage, was denn die Einleitung in das Studium des neuen Teſtaments ſei, findet ſich, daß man ihre Gränzen enger und weiter ſtecken kann. Man hat alſo keinen ſichern Boden, ehe man nicht eine Regel aufgeſtellt hat, die ſich bei der Behandlung derſelben durchführen läßt. Es iſt der Sache unangemeſſen, wenn man dem in ihr zuſammengetragenen Materiale den Namen einer Einleitungswiſſenſchaft gegeben hat; als Wiſſenſchaft angeſehn zu werden, eignet ſie ſich nicht [1]).

Suchen wir die Analogie in andern Fällen. Nimmt man einen Schriftſteller zur Hand, ſo kommt es darauf an, in welcher Nähe oder Ferne von ihm der Leſer ſteht; und je nachdem ſich dies verhält, wird er zur Sache ſchreiten können oder nicht. Iſt die Schrift in andrer Sprache geſchrieben, ſo muß der Leſer ſie erſt inne haben. Bei dem Studium einer fremden Sprache hält man ſich an die Bücherſprache. Aber nicht alle Schriftſteller halten ſich daran; manche ſind voll Idiotismen und Archaismen.

---

1) Vergl. Schleiermacher's kurze Darſtell. d. theol. Stud. 2te Ausg. §. 123: „jenes Mancherlei, welches man Einleitung ins N. Teſt. zu nennen pflegt.“ §. 144 „in der lezteren, die überhaupt wol einer Umgeſtaltung bedürfte, wird noch manches vermißt, was doch hieher gehört, weil man es zur Leſung des neuen Teſtamentes mitbringen muß.“

Liegen dieſe erforderlichen Sprachkenntniſſe alſo nicht in dem Gebiete des gewöhnlichen Studiums, ſo muß man andre Hülfsmittel nehmen, Wörterbücher, Gloſſarien zu einzelnen Schriften. Das ſind Notizen, von denen Jeder erwarten kann, daß ſie leicht zu haben ſind, die aber keine beſondere Wiſſenſchaft bilden. — Iſt der Schriftſteller ein gleichzeitiger mit dem Leſer, ſo mag letzterer eine Bekanntſchaft mit dem Kreiſe, in welchem erſterer verſirt, wohl haben, und kann gleich zur Leſung ſchreiten. Gehört dagegen der Schriftſteller einer frühern Zeit an, ſo muß der Leſer eine Kenntniß der Geſchichte dieſer Zeit haben. Niemand wird aber ſagen, daß dieſe Kenntniß etwas ſei, was als Einleitung zur Lectüre muß erworben werden; denn wer ein Intereſſe an dem Schriftſteller nimmt, wird auch ein Intereſſe an der Zeit deſſelben haben.

Hieraus können wir die vorläufige Begränzung unſerer Aufgabe ſtellen: daß in Beziehung auf das neue Teſtament alles, was einer beſondern theologiſchen oder andern Wiſſenſchaft angehört, nicht in das Gebiet dieſer Einleitung zu ziehen iſt, ſondern vorausgeſetzt wird, daß es an ſeinem Ort als Wiſſenſchaft erworben werde oder worden ſei.

§. 2.

Dieſe Begränzung iſt noch keine beſtimmte, denn es frägt ſich, was als theologiſche Diſciplin zu jeder Zeit und in jedem Studienkreiſe ausgebildet iſt. Wenden wir uns hierbei gleich an das neue Teſtament ſelbſt. Was kann das neue Teſtament fordern, ehe das Studium deſſelben beginnt, und was iſt davon unter uns ſchon als theol. Diſciplin ausgebildet?

Das neue Teſtament, wie es vor uns liegt, iſt griechiſch. Da die hypothetiſchen Urſchriften nicht mehr exiſtiren, ſo iſt auf keine andere mögliche Grundſprache Rückſicht zu nehmen, ſondern in Bezug auf unſer Studium iſt das Griechiſche die Urſprache. Aber das Griechiſche des neuen Teſtaments iſt nicht durchaus das der Bücherſprache aus dem Kreiſe unſers claſſiſchen Studiums, ſondern hat ſeine Eigenthümlichkeiten. Dieſe ſind, was das rein

Materiale, *Lexicalische* betrifft, in den besondern neutestamentlichen Wörterbüchern verarbeitet; die Kenntniß desselben ist also nicht in unsre Einleitung aufzunehmen. Ebenso ist es mit dem Formellen, dem *Grammatischen*.

Soll das Studium des neuen Testaments auf wissenschaftliche Art getrieben werden, so muß auch das Verständniß auf kunstmäßige Weise herbeigeführt werden. Jeder wissenschaftliche Leser desselben muß also mit bestimmten allgemeinen Regeln der Auslegungskunst bekannt sein. Dies wäre eine allgemein philologische Disciplin, die *Hermeneutik*; die also ebenfalls vorausgesetzt wird und nicht in unsre Einleitung gehört.

Aber wir müssen zugestehn, daß es außer den *allgemeinen* Regeln der Hermeneutik noch *besondre* giebt, die verschieden sind für verschiedene Gattungen von Schriften; man darf z. B. bei dichterischer und bei ungebundener Rede nicht dieselben Regeln der Auslegung anwenden. Dasselbe gilt bei den verschiedenen Gattungen in Hinsicht auf den Gegenstand: ein philosophischer Schriftsteller muß nach dem Maaß einer viel größern Genauigkeit im Gebrauch der Ausdrücke beurtheilt werden, als wer in der Weise freier Gedankengestaltung schreibt. So wird es für einzelne Formen der Darstellung ebenso andre Anwendungen der allgemeinen Regeln geben. Es ist nun offenbar, daß die ersten Versuche, eine Theorie der Auslegungskunst aufzustellen, einerseits aus dem Interesse für die Bibelkunde, andrerseits aus dem Interesse für die römische Gesetzgebung ausgegangen sind; denn solche Studien entstehn nie durch das Interesse der allgemeinen Wissenschaftlichkeit, sondern sie kommen in Beziehung auf besondere Bedürfnisse zum Vorschein. Da war natürlich, daß anfänglich allgemeine Gesetze der Auslegung und specielle auf Beobachtung gegründete Regeln mit einander verwechselt wurden. Nach und nach ging eine genauere Sonderung vor. Es giebt schon Lehrbücher, die bei den allgemeinen Principien stehn bleiben; die Hermeneutik hat also schon angefangen, nicht ohne Erfolg als allgemein philologische Wissenschaft behandelt zu werden. Die

Special-Hermeneutik des neuen Testaments ist häufig als besondere Anwendung jener allgemeinen Regeln bearbeitet worden. Diese fällt also auch aus unsrer Einleitung heraus, und wird bei der Lesung vorausgesetzt.

Wenn von einem alten Schriftsteller die Rede ist, so kann das Studium desselben nicht auf gründliche Weise betrieben werden, wenn man nicht die Frage zu beantworten weiß, ob und in welchem Maaße das, was man als sein Werk vor sich hat, noch dasselbe ist, als was er es niedergeschrieben hat. Denn zu jenen Zeiten, wo die Werke nur durch Abschreiben vervielfältigt werden konnten, waren sie einer Menge Veränderungen unterworfen. Da ist die Aufgabe, wo solche Mannigfaltigkeiten vor uns liegen, auszumitteln, was die ursprüngliche Hand des Schriftstellers sein möge. Dies Geschäft kann nicht instinctmäßig, sondern muß kunstmäßig betrieben werden. So ist man bedacht gewesen, das, was ursprünglich nur die glückliche Entdeckungsgabe geübter und gewandter Philologen geleistet hat, in eine Theorie zu bringen. Dies ist die wissenschaftliche Disciplin, die wir Critik nennen im engern Sinn, wie sie sich auf die Richtigkeit des Textes bezieht. Wer das neue Testament wissenschaftlich studirt, muß jene ebenfalls inne haben. Aber auch hier giebt es eine Special-Critik des neuen Testaments, die als Wissenschaft schon behandelt ist und deßhalb vorausgesetzt wird; ihre Regeln gehören also nicht in unsre Einleitung.

§. 3.

Wem aber auch die bisher erwähnten Kenntnisse zu Gebote stehn, dem bleibt doch, ehe er zum Studium des neuen Testaments schreiten kann, noch viel übrig, was sich nicht auf eine ausgearbeitete Disciplin zurückführen läßt, und was doch einem unabhängigen und freien Studium des neuen Testaments vorausgehn muß. Wollte man sich auf die Commentatoren verlassen, so wäre unsre Einleitung überflüssig. Aber es ist eines protestantischen Theologen nicht würdig, abhängig zu sein; er muß

ſich in den Stand ſetzen, ſein Urtheil überall ſelbſt zu rechtfertigen [1]).

Zunächſt beachten wir, daß das neue Teſtament kein einzelnes Buch iſt, ſondern eine Sammlung von Büchern. Dies verändert ſchon die Aufgabe auf bedeutende Weiſe und zieht ganz neue Gegenſtände mit hinein. Aber auch, wenn wir vorläufig davon abſtrahiren und uns gegenüber jedes einzelne neuteſtamentliche Buch für ſich denken, ſo finden wir, daß es noch Gegenſtände giebt, die in die Diſciplinen, auf welche wir bisher gekommen, ſich nicht verweiſen laſſen. Wir knüpfen hierbei einerſeits an die Geſchichte an, in deren Gebiete die neuteſtamentlichen Bücher liegen, andrerſeits an das, was den neuteſtamentlichen Text betrifft.

1. Die neuteſtamentlichen Schriftſteller verſiren in ſolchen Einzelnheiten, die in dem Gebiete der Geſchichtskunde nicht mehr eigentlich liegen, die zu ſpeciell ſind, als daß ſie in der Geſchichte können vollſtändig in Ordnung gebracht ſein. Denken wir an das Land, in welchem Chriſtus und ſeine urſprünglichen Jünger gelebt haben, ſo müſſen wir die Data zunächſt aus der jüdiſchen Geſchichte nehmen. Aber wenn alle Einzelnheiten ausgemittelt werden ſollen von damaligen bürgerlichen Verhältniſſen, von geographiſcher Lage, von dem genauen Wechſel politiſcher Poſitionen: ſo kann man nicht verlangen, daß in irgend einem geſchichtlichen Studium, welches eine wiſſenſchaftliche Tendenz hat, alle dieſe ſollen gegeben ſein.

Nun hat es ein großer Theil der neuteſtamentlichen Schriften ſeinem Inhalte nach mit Gedanken zu thun. Dieſe ſind religiöſe und ſittliche. Wollen wir da die Regeln der Auslegungskunſt richtig anwenden, ſo müſſen wir vorher wiſſen, welcher der

1) Erſte Vorleſung: Wir kommen bei dieſen Betrachtungen auf einen ſchweren Gegenſatz; auf der einen Seite iſt die Gefahr, ſein eignes Urtheil zu verlieren, auf der andern wieder die, nur auf ſeine eignen zwei Augen reducirt zu ſein.

Complexus der Gedanken war, worin die Schriftſteller verſirten, was davon national war, was einem beſondern Kreiſe angehörig, und was aus dem Verhältniſſe, woraus das Chriſtenthum entſtand, aus dem Verhältniſſe der Jünger zu Chriſto, zu erklären iſt.

Alles dies könnte wohl in einer beſondern Diſciplin behandelt ſein, wenn der Gegenſtand außer ſeiner Beziehung auf das neue Teſtament ein hinreichendes wiſſenſchaftliches Intereſſe hätte. In einer jüdiſchen Geſchichte, die es im innern Sinn ſein ſollte (jüdiſche Sitten- und Culturgeſchichte), müßte das alles vorkommen; wenn nur Quellen genug vorhanden wären, um es als eine wirklich hiſtoriſche Diſciplin zuſammenzuſtellen. Gewiſſermaßen iſt dies in den jüdiſchen Alterthümern geſchehn. So müſſen wir ſagen: wenn das auf hinreichende Weiſe geſchehn iſt, ſo kann auch das aus dem Gebiet unſrer Einleitung fallen. Allein hierin findet ſich noch ein Schwanken; jüdiſche Alterthümer auf ſolche für das Studium des neuen Teſtaments ausreichende Weiſe behandelt haben wir noch nicht. Darum ſind die Einleitungen hierin nicht gleich; die Einen rechnen dieſe Gegenſtände dazu, die Andern nicht.

2. Was nun den Text des neuen Teſtaments betrifft, ſo reichen wir mit dem nicht aus, was als wiſſenſchaftliche Diſciplin unter dem Namen Critik behandelt iſt. Die Regeln ſind aufgeſtellt; aber um ſie anzuwenden, müſſen wir den status causae erſt kennen, der durch die Regeln nicht gegeben iſt. Daher muß eine Geſchichte des Textes des neuen Teſtaments vorausgeſetzt werden, wenn die Regeln der Critik auf richtige Weiſe angewendet werden ſollen.

§. 4.

Um einen Geſichtspunct zu finden, aus welchem ſich vielleicht zuſammenſtellen läßt, was zu unſrer Aufgabe gehören muß, können wir uns einer Fiction bedienen. Wir denken uns die urſprünglichen Leſer irgend einer der Zeit nach bedeutend entfernten Schrift. Wenn wir diejenigen unterſcheiden, auf welche der Verfaſſer be-

ſonders Rückſicht genommen, ſo müſſen wir ſagen: jede Schrift muß ſo eingerichtet ſein, daß ſie von denen vollkommen verſtanden werden kann, für welche ſie urſprünglich beſtimmt iſt; auf Andre braucht der Schriftſteller in ſeiner Compoſition nicht Rückſicht zu nehmen. Spätere Leſer müſſen ſich denen gleichſtellen, die der Verfaſſer im Auge gehabt; und in dem Maaße, als ſie dies können, wird die Sache für ſie zugänglich und verſtändlich ſein. Hieraus entſteht die Aufgabe, uns möglichſt in die Stelle der urſprünglichen Leſer zu ſetzen, für welche die neuteſtamentlichen Verfaſſer geſchrieben haben.

Es iſt offenbar, daß die beiden Diſciplinen, deren wir erwähnt haben, Auslegungskunſt und Critik, bei den urſprünglichen Leſern auch müſſen vorausgeſetzt werden; obgleich dies beim erſten Anblick nicht ſo ſcheint. Wir ſind gewohnt, zu denken, daß die Auslegungskunſt als ſolche nur bei Schriften in fremder Sprache oder aus ſehr früher Zeit in Anwendung komme. Aber daß wir doch auch unter gleichzeitigen und vaterländiſchen Schriftſtellern leichte und ſchwere unterſcheiden, führt uns auf die Nothwendigkeit eines kunſtmäßigen Verfahrens, das von einer feſten Baſis ausgeht. Dieſe kann in nichts Anderem beſtehn, als in den Principien, welche in der Auslegung zum Grunde gelegt werden. Selbſt bei dem herumtappenden Verfahren aufs Gerathewohl unterſcheiden wir doch ein mehr oder weniger glückliches; und bei dem erſtern liegt ein Bewußtſein der Principien zum Grunde, wenn es dieſe ſich auch nicht zur Klarheit gebracht hat. Die Auslegungskunſt iſt alſo von ganz allgemeiner Anwendung; ſie iſt ſogar bei der mündlichen Rede nothwendig. — Mit der Critik hat es eine ähnliche Bewandtniß. Bei einem gleichzeitigen Werke aus unſrer Sprache können wir einen größern oder geringern Fleiß in der richtigen mechaniſchen Darſtellung unterſcheiden. Wenn das abſolute Maximum nicht vorhanden iſt, ſo werden Fehler gegen den Willen des Schriftſtellers ſich eingeſchlichen haben, die durch die mechaniſche Operation entſtehen. Dies erfordert die Anwendung der Critik, die faſt immer bewußtlos ge-

schieht; aber wir werden immer auf Regeln zurückgehn können, wenn wir uns auch ihrer nicht in der Anwendung bewußt werden.

Ein Anderes ist es nun mit dem, was für den spätern Leser nur aus der Kenntniß der Geschichte hervorgeht; das ist für den Gleichzeitigen das, was er erlebt. Aber auch in dieser Beziehung stoßen bisweilen dem gleichzeitigen Leser Schwierigkeiten auf, weil das Bewußtsein der Gegenwart nicht leicht bei einem Leser vollständig dasselbe ist, wie bei dem Schriftsteller. So ist es z. B. mit den Anspielungen. Es giebt hier also auch Ergänzungen, die sich der Einzelne verschaffen muß, wenn er zur vollen Kenntniß der Gegenwart des Schriftstellers gelangen will.

Dies führt auf eine Analogie. Es ist sehr gewöhnlich, wenn ein alter Schriftsteller aufs neue herausgegeben wird, daß man ihm Prolegomena vorsetzt. Die Absicht davon ist keine andre, als den gegenwärtigen Leser in die Stellung des ursprünglichen zu bringen; also die geschichtlichen Einzelnheiten zusammenzustellen, welche man zum Verständniß haben muß. Man wird bekannt gemacht mit den Lebensverhältnissen des Verfassers, welche der Abfassung der Schrift vorausgingen, und mit lauter Puncten, die zu jenem Bewußtsein gehören, von welchem aus der Schriftsteller geschrieben hat, und welches für den ursprünglichen Leser dasselbe kann gewesen sein. Dasselbe ist der Fall, wenn Schriften, die für einen bestimmten kleinern Kreis geschrieben sind, für einen größern zugänglich gemacht werden sollen, z. B. durch Uebersetzungen.

Hierauf können wir nun unsre ganze Aufgabe zurückführen: die Einleitung ins neue Testament soll Nichts enthalten, als was in obigen Fällen in die Prolegomena irgend eines Werkes gehört. Das Critische wird dabei seinen natürlichen Platz finden; denn ein critischer Herausgeber eines Werkes wird seine Ansichten von dem thatsächlichen Verhältnisse des Textes mittheilen müssen, um die Art zu rechtfertigen, wie er die Regeln der Critik angewandt

at. — Hiervon können wir also als von einem bestimmten)uncte ausgehn [1]).

§. 5.

Fragen wir: aus was für wesentlichen Theilen muß nun ie Einleitung ins neue Testament bestehn? so kommen wir auf en Punct zurück, daß es eine Sammlung mehrerer Schriften verschiedener Verfasser ist. Dadurch wird die Aufgabe chwieriger und zusammengesetzter.

Es ist zunächst zu untersuchen, was zu dem Inhalt von Prolegomenen hinzukommt, wenn nicht von einem einzelnen Werke, sondern von einer Sammlung von Werken desselben Schriftstellers die Rede ist. Dabei muß man, wegen vorhande- ier nicht seltener Thatsachen dieser Art, unterscheiden, ob die Sammlung zu Lebzeiten des Schriftstellers gemacht ist, oder nach-)er. Ist Ersteres nicht nachzuweisen, so ist die Möglichkeit vor- anden, daß Fremdes hineingekommen ist; was schon bei den Klassikern in Betracht kommt. — Sehn wir nun als ausgemacht an, daß die Sammlung rein sei, so kommt hinzu, daß die Schriften ihre Prolegomena erhalten. Da kann man nun entwe- der jeder einzelnen Schrift ihr Prolegomenon geben, oder man kann alles, was jede Schrift betrifft, in allgemeine Prolegomena zusammenfassen, oder aber man kann theilen und das Gemein- schaftliche in eine allgemeine Einleitung bringen und das Eigen- thümliche in eine besondre. — Dazu kommt aber auch ein Neues: es muß Rechenschaft gegeben werden über das Verhältniß dieser einzelnen Schriften gegen einander. Man würde nemlich offenbar zu vielerlei Mißverständnissen verleitet werden, wenn man bei

---

1) Erster Entwurf: Notizen welche zwischen Hermeneutik und ausüben- der Exegese müssen erworben werden als Bedingung um die Regel der ersten anzuwenden. — Sämmtlich abzuleiten aus der Aufgabe bei allen alten Schriften sich möglichst in die Stelle der ursprünglichen Le- ser zu setzen.

Schriften desselben Verfassers mit den spätesten anfangen wollte, da dann eine Menge von Angaben zum Verständnisse fehlen können, welche in den frühern enthalten sind. Da die ursprünglichen Leser, in deren Zustand wir uns stellen wollen, die frühesten Schriften zuerst gehabt haben, so müssen wir auch die frühern als solche erkennen, um daraus die spätern zu verstehn.

Das neue Testament ist aber eine Sammlung von Schriften verschiedener Verfasser. Hier entsteht für die erste Idee unserer Prolegomena eine bedeutende Schwierigkeit; es fragt sich nemlich, ob wir uns den ursprünglichen Lesern der Sammlung oder denen der einzelnen Schriften gleichzustellen suchen sollen. Man sieht leicht, daß das Erstere nicht hinreicht, um so weniger, je weiter die Zeit der Sammlung von der Zeit des Erscheinens der einzelnen Schriften selbst entfernt ist; denn die Leser der Sammlung waren nicht mehr die, welche sich die Verfasser ursprünglich dachten; sie hatten selbst schon die Aufgabe, sich den ursprünglichen Lesern der einzelnen Schriften gleichzustellen. Auf das Letztere müssen wir auch ausgehn.

Nun ist offenbar, daß wir uns in dieser Beziehung nicht in gleichem Verhältnisse zu den einzelnen Theilen einer solchen Sammlung befinden, sondern daß verschiedene und eigenthümliche Schwierigkeiten in einzelnen Fällen sein können. Eine noch größere Differenz entsteht, wenn von den einzelnen Auctoren einige bekannt sind, andere nicht; noch mehr, wenn die Leser von einigen Schriften bekannt sind, von andern aber unbekannt. So entsteht für das neue Testament die Nothwendigkeit von Prolegomenen zu den einzelnen Büchern; womit aber nicht die von allgemeinen Prolegomenen aufgehoben wird.

Für die Beschaffenheit und Geschichte des Textes entsteht hier dieselbe Differenz. Es fragt sich, ob wir genug haben, wenn wir die Geschichte des Textes der Sammlung, seitdem sie als solche bestand, erforschen, oder ob wir weiter zurückgehn und fragen müssen, wie sich die Texte der einzelnen Schriften, als die Sammlung entstand, zu den Autographis der Verfasser verhalten

aben. Wir haben nicht alles, was wir zum vollen Verständ-
iſſe gebrauchen, wenn wir nur den urſprünglichen Text der
Sammlung haben; aber wir müſſen zugleich ſagen, daß das
ine ein Ziel iſt, von dem man eher ſehn kann, daß es bis auf
nen gewiſſen Grad kann erreicht werden, das Andre aber ein
lches, deſſen wir uns gänzlich entſchlagen müſſen; wir können
ns in Beziehung auf das ganze Leben, die Zeitgegenwart, eher
n den Zuſtand der urſprünglichen Leſer verſetzen, als den ur-
rünglichen Text uns herſtellen, den jene gehabt [1]).

§. 6.

In der chriſtlichen Kirche und Theologie hat es nie an Sol-
en gefehlt, die da meinten, man mache ſich unnütze Sorgen
m das neue Teſtament, da es ein beſondres Werk des göttli-
en Geiſtes und ein beſondrer Gegenſtand der göttlichen Vorſe-
ung ſei; und wer das Chriſtenthum als ſeinen Glauben aufſtelle,
ürfe nur von dieſer Vorausſetzung ausgehn und aller Forſchung
ch entſchlagen; er müſſe alſo annehmen, daß wir gewiß den ur-
rünglichen Text des neuen Teſtaments haben, denn ſonſt könne
s nicht die ſichre Grundlage unſers Glaubens ſein. — Dies

1) Erſt. Entw.: Entwicklung der hieher gehörigen Aufgaben aus der Hauptpoſition 1. Unterſuchungen über die Entſtehung des Kanons um ſo gut oder beſſer als die urſprünglichen Leſer zu wiſſen, woher die Samlung gekommen und zu welchem Ende ſie gemacht iſt. 2. Geſchichte des Textes um zu wiſſen wie weit wir bei den notoriſchen Verſchiedenheiten uns die Samlung ſo wieder herſtellen können wie die urſprünglichen Leſer ſie gehabt. Dazu gehört a. die Kenntniß von der Beſchaffenheit der Handſchriften. b. die Kenntniß von den alten Ueberſezungen. 3. Ob der Text der Samlung auch der Text der urſprünglichen einzelnen Schriften iſt. Dazu a. die Frage nach der antecanoniſchen Kritik. b. Nach der Grundſprache der einzelnen Bücher, alſo in den beſondern Theil gehörig. 4. Authentie der einzelnen Bücher. Ob ſie die unbeſtimten Namen beſtimt hatten. Ob die angezweifelten von Petrus und Johannes herrühren.

Library of the
UNION THEOLOGICAL SEMINARY
New York

war gut zu einer Zeit, da man von den Mannigfaltigkeiten, unter denen ſich der neuteſtamentliche Text darſtellt, wenig oder Nichts wußte. Hernach nahm dieſe Anſicht eine andre Wendung, nachdem die bedeutenden Differenzen in den Handſchriften nachgewieſen waren; man ſagte dann, die göttliche Vorſehung habe ſich darauf beſchränkt, daß alle ſolche Verſchiedenheiten geringfügige Dinge betreffen, um die man ſich wenig zu kümmern habe; die Vorſehung habe darüber gewacht, daß alles, was in genauer Beziehung zu unſerm chriſtlichen Glauben ſteht, unverſehrt erhalten ſei. Dieſe Behauptung iſt immer noch eine ſolche, die man eben deßwegen ſchwerlich in eine wiſſenſchaftliche Betrachtung aufnehmen kann, weil ſie den Gegenſtand für eine ſolche zerſtört; denn geht die Einheit der wiſſenſchaftlichen Forſchung verloren, ſo iſt die ganze Wiſſenſchaft ein leeres Fachwerk. So müſſen auch in der neuteſtamentlichen Critik Stellen, welche wenig, und Stellen, welche genau mit dem eigentlichen Gehalte zuſammenhängen, gleichen Werth haben und unter denſelben Regeln der Critik ſtehn. Wenn man nicht von dem Einen die Anwendung auf das Andre machen kann, ſo exiſtirt die neuteſtamentliche Critik gar nicht. — Nicht anders iſt die Sache, wenn wir auf andere hierher gehörige Gegenſtände ſehn. Wenn Zweifel erregt ſind, ob der zweite Brief Petri von Petrus, ob die Apocalypſe von Johannes verfaßt ſei, ſo haben manche Theologen von jenen Principien aus geſagt, ſolche Fragen dürfen nicht erhoben werden, weil dieſe Schriften unter dieſen Titeln im neuen Teſtamente ſtehn. Aber wenn ſich nachweiſen läßt, daß von Anfang an Zweifel ſtattgefunden hat, ſo hätte die göttliche Vorſehung, wenn ſie auf eine wunderbare Art mitwirken wollte, ihren Zweck doch nicht erreicht; alſo muß man auch die Möglichkeit annehmen, daß bei der Entſcheidung ſolcher Zweifel Alles ſeinen natürlichen Gang gegangen iſt; da muß alſo wieder eine Einſchränkung jenes Princips gemacht werden. — Glaubt man aber, durch jene Theorien die Sache ohne Weiteres abmachen zu können, ſo müſſen wir, wie die katholiſche Kirche, darauf zurückkommen, daß ein Text als gegeben

da ſei, und man alles Andre wenig zu beachten habe. Da wäre denn einerlei, ob dies der Text der Vulgata oder der unſrer Recepta wäre. So wie man aber für die Conſtituirung des Textes kein abſolutes Wunder annehmen will, ſo wird man doch nur auf eine willkürliche Beſtimmung zurückkommen: die Kirche hat es ſo gemacht, und darum iſt es richtig. Da wir aber eine ſolche Auctorität der Kirche nicht anerkennen, ſo muß die Geſchichte des Canons und Textes, da es einmal eine ſolche giebt, in eine wiſſenſchaftliche Unterſuchung hineingeführt werden [1]).

Wenn wir den Gang der hierher gehörenden Unterſuchung und ihren gegenwärtigen Zuſtand in unſrer proteſtantiſchen und beſonders der deutſchen Kirche betrachten, ſo finden wir zwei entgegengeſetzte Tendenzen. Die eine iſt, möglichſt in den Zuſtand zurückzukehren, welcher ſtattfand, ehe dieſe Gegenſtände in wiſſenſchaftliche Unterſuchung gezogen wurden. Dies iſt durchaus ein unwiſſenſchaftliches Verfahren; denn ſo wie einmal Etwas geſchichtlich zweifelhaft gemacht iſt, ſo bleibt Nichts übrig, als zu unterſuchen, ob und wie der Streit zu Ende gebracht werden kann; ergiebt ſich das Gegentheil, ſo muß es ein ſtreitiger Gegenſtand bleiben, beiderlei Gründe müſſen erwogen und Jedem ſein freies Urtheil geſtattet werden. Die entgegengeſetzte Tendenz hat das Anſehn eines ſkeptiſchen Verfahrens; aber wir müſſen vorſichtig ſein und nicht ſogleich unſern Tadel über dieſe ſkeptiſche Weiſe, bloß etwa, weil ſie ſkeptiſch iſt, ausſprechen. Wenn Jemand ſagt: da es hier Gegenſtände giebt, die früher nicht auf dieſelbe Art unterſucht ſind, wie jetzt, der gegenwärtige Zuſtand der Dinge aber aus einer Zeit herrührt, wo die Unterſuchung nicht angefangen hatte, ſo iſt der gegenwärtige Zuſtand ſelbſt zweifelhaft: ſo iſt dies im gewiſſen Sinne vom neuteſtamentlichen Text und Canon wahr. In der ſo ausgeſprochenen Maxime liegt Nichts, als die vernachläſſigte Unterſuchung wieder aufzunehmen;

1) Vergl. Schleierm. üb. d. Schriften des Lucas S. XIII ff. und Sendſchr. üb. 1 Tim. S. 6 ff.

keineswegs liegt dem ein unwissenschaftliches zerstörendes Streben zum Grunde, sondern es ist das Anerkennen, daß das, was lange Zeit gegolten, — als unbegründet betrachtet — untersucht und begründet werden müsse. Allerdings hat sich aber diese Maxime oft so gestaltet, daß sie einerseits zu einer unbeschränkten Hypothesensucht geworden ist, die aber das nicht leistet, was von solchem Bewußtsein des gegenwärtigen Zustands nöthig wäre, andrerseits aber die Richtung nimmt, daß alles, was lange unbegründet gegolten hat, nun nicht nur für unbegründet, sondern für falsch erklärt wird. Dieser positive Skepticismus ist eben so unwissenschaftlich, als jenes oben erwähnte Verfahren. Dies sind die beiden Extreme, zwischen denen sich die Untersuchung halten muß [1]).

§. 7.

Da das neue Testament eine Sammlung von einzelnen Schriften verschiedener Verfasser ist, und da in verschiedenen Fällen nicht möglich ist, uns in die Stelle der ursprünglichen Leser der einzelnen Schriften zu setzen, in mancher Beziehung aber dies eine nothwendige Aufgabe ist: so ist ein zweifaches Verfahren nothwendig, eins, was sich auf das bezieht, worin wir bei der Sammlung stehn bleiben müssen, das andre, was sich auf die einzelnen Bücher unmittelbar bezieht. Da aber die Unmöglichkeit, über die Gränzen der Sammlung zu dringen, nicht absolut, sondern relativ ist, d. h. da sich Wahrscheinlichkeiten auffinden lassen, so wird in dieser Beziehung geschehn müssen, daß wir die einzelnen Fragen genau stellen, damit wir zum Be-

1) Erst. Entw.: Seitdem diese Gegenstände (nach der Zeit der Barbarei) wieder behandelt werden, findet man zwei entgegengesezte Richtungen 1. ein Zurückkehren wollen zur Unwissenheit, welches aber consequent darauf führt Kanon und Auslegung sich von der Kirche der barbarischen Zeit geben zu lassen, 2. eine skeptisirende Hypothesensucht. Hauptzweck zwischen diesen beiden durchzuführen.

wußtſein kommen, in wiefern und auf welche Weiſe ſie ſich beantworten laſſen, oder nicht.

Fragen wir, ob wir bei den urſprünglichen Leſern den ganzen geiſtigen Lebensgehalt, von welchem ſie ausgingen, als einen gemeinſchaftlichen anſehn ſollen, welcher für die ganze Sammlung derſelbe iſt, oder ob er zu dem gerechnet werden ſoll, was für jede einzelne Schrift beſonders betrachtet werden muß: ſo kommt es darauf an, in wiefern es eine und dieſelbe Gegenwart geweſen, von welcher die Schriftſteller ausgingen. Werden die Differenzen bedeutend, ſo iſt es beſſer, dieſen Gegenſtand ins Einzelne zu verweiſen. Dies iſt nicht leicht zu entſcheiden, und deßhalb verſchiedenes Verfahren möglich. Es giebt mehrere neuteſtamentliche Schriften, von deren Verfaſſern man die Individualität nicht kennt; müßte man annehmen, daß ſie unter ganz andern Verhältniſſen gelebt und geſchrieben hätten, als die übrigen, ſo müßten wir ſie von den andern trennen, doch müßte ſich dies in den Schriften ſelbſt kund geben, wenn es von Bedeutung wäre.

Alle nun haben doch im Intereſſe des Chriſtenthums geſchrieben, und ihre Schriften tragen alle den Character, aus den erſten Zeiten des Chriſtenthums zu ſein. Wie dies ſeine geſchichtliche Stellung da einnehmen mußte, wo vorher Judenthum und Heidenthum geherrſcht hatte, ſo iſt der gemeinſchaftliche Boden überall die Beziehung des Chriſtenthums auf den gegebenen damaligen Religionszuſtand; in ſofern kann alles, was in dieſes Gebiet hineinſchlägt, als ein Gemeinſames behandelt werden. Zugleich aber haben in einzelnen Fällen beſondre Verhältniſſe zwiſchen den Schriftſtellern und ihren Leſern ſtattgehabt, und die Schriften verſiren in dieſen Beziehungen. Wenn nun einzelne Schriften an die Chriſtenheit überhaupt gerichtet ſind, andre hingegen nur an beſtimmte Kreiſe oder gar Perſonen: ſo findet in dieſer Beziehung eine bedeutende Differenz Statt, und es gehört dies in die Aufgabe, welche für die einzelnen Schriften beſonders behandelt wird.

Auf dieſe Weiſe kommen wir dahin, daß wir die Haupt-

puncte unsrer Untersuchung übersehn und eine bestimmte Eintheilung machen können. Letztre machen wir im Allgemeinen so, daß wir als die größte Sonderung ansehn, was sich auf das neue Testament als Einheit, und was sich auf die einzelnen Bücher insbesondere bezieht. Wir unterscheiden also die allgemeine Einleitung ins neue Testament und die besondre Einleitung in die einzelnen Bücher.

1. In die allgemeine Einleitung gehören dem Obigen nach folgende Haupttheile:

a. Die Untersuchung über die Sammlung als solche, d. h. die Geschichte des neutestamentlichen Canons. Hier ist die Hauptaufgabe, daß wir, so viel möglich, uns in die Stelle derer setzen, welche die ursprünglichen Zeugen von der Entstehung der Sammlung waren und sie mit der Kenntniß der Art, wie sie entstand, vor sich hatten. Wir haben es daher hier nicht mit der Gesammtheit der damaligen Leser des neuen Testaments zu thun, sondern nur mit denen, die ihrem Studium desselben einen wissenschaftlichen Character geben wollten. Doch ist die Aufgabe noch nicht ganz gefaßt, wenn wir uns jenen gleichstellen wollen; denn da wir richtigere Principien der Critik und geschichtlichen Untersuchung haben, so müssen wir in der richtigen Bestimmung dieses Verhältnisses weiter zu kommen suchen, als die Besten aus den Zeiten, wo der Canon so war, wie er jetzt ist.

b. Die Geschichte des Textes in der Sammlung als solcher. Das Wichtigste hierbei ist die Frage: ob wir Ursache haben, zu denken, daß zu der Zeit, als die Sammlung entstand, eine allgemeine Uebereinstimmung des Textes vorhanden war, oder nicht. Nehmen wir die Uebereinstimmung an, so muß die Critik suchen, ihn so wieder herzustelleu, wie er damals war. Müssen wir aber gleich sagen, daß der Text damals schon nicht mehr derselbe war, so ist die Aufgabe, die ursprüngliche Differenz, so weit es geht, wieder herzustellen.

Außer diesen beiden Hauptpuncten der allgemeinen Einleitung ist noch der materielle Punct übrig: die Ausmittlung des

gemeinsamen Bewußtseins zwischen Verfassern und Lesern, ihrer Vorstellungen und des gemeinschaftlichen Lebensgehaltes, von dem sie ausgingen. Hier kommen wir auf einen Punct, der es schwierig macht, das Verfahren richtig zu stellen, und der sich in einer andern Beziehung bei dem besondern Theil wiederholt, nemlich, daß wir wenig andre Mittel haben, jenes zu bestimmen, als gerade das neue Testament selbst. Aber das, was nur durch das neue Testament erfahren werden kann, gehört nicht in die Einleitung; das ist Resultat des Studiums selbst, ich würde also den Andern das Resultat meines Studiums aufdrängen, wenn ich es in die Einleitung aufnähme. Dies ist ein Punct, worüber man nicht allgemein die richtige Maxime festhält, denn wir finden immer manches, was wir nur aus der Gesammtheit der neutestamentlichen Schriften oder aus der einzelnen Schrift selbst wissen, von der die Rede ist, in die Einleitung aufgenommen. Dadurch bindet sich der, welcher sich daran hält, in voraus an etwas, was für ihn noch unbegründet ist. Es kann allerdings Erleichterung geben, wenn man das in voraus zusammenfaßt, was aus dem neuen Testament selbst hervorgeht; doch muß es von allem geschieden werden, was anderswoher seine Begründung hat, damit so jener Nachtheil aufgehoben wird. Eigentlich also gehört nur das hierher, was wir durch andre Schriften von dem Gesammtzustand der damaligen Zeit wissen.

2. Bei der Einleitung in die einzelnen Bücher wollen wir zuerst fragen, was in Beziehung auf die Puncte zu thun ist, bei denen wir gesagt haben, es sei nicht zu erwarten, daß wir über die Zeit der Sammlung hinaus zu der Zeit der ursprünglichen Abfassung zu dringen vermögen. Es fragt sich, in wiefern wir Ursache haben, anzunehmen, daß das Buch, wie es in der Sammlung ist, dasselbe sei, wie es ursprünglich als ein einzelnes aus der Hand des Verfassers gekommen ist. Es scheint zwar, als ob sich darüber Nichts sagen läßt; aber kommen wir zur Sache selbst, so werden wir sehn, daß viele Fragen entstehen, die nur, wenn man sie aus diesem Gesichtspuncte faßt, ihre eigentliche Bedeutung bekommen.

Zweitens gehört hierher alles, was das besondere Verhältniß des Verfassers zu seinem Publicum betrifft, insofern dies andre Elemente in sich schließt, als die, welche in der allgemeinen Einleitung zur Sprache kommen mußten [1]).

§. 8.

Es ist offenbar, daß man einen großen Unterschied machen muß zwischen dem, was einem jeden Theologen in seinem Berufe in der Kirche für das richtige Schriftverständniß nothwendig ist, und dem, was nur für die ist, welche sich der wissenschaftlichen Theologie im Allgemeinen oder in besondern einzelnen Fächern widmen wollen. Dieser Unterschied geht bei jeder positiven Wissenschaft durch alle Disciplinen hindurch. Denn wo eine practische Aufgabe ist, da unterscheidet sich immer dies beides: eine einseitige Richtung auf einen Theil der Aufgabe, die in Be-

---

1) Erst. Entw.: Wir müssen aber auch wissen, von welcher Vorstellung ihrer Leser die Schriftsteller ausgegangen sind. Dies ist verschieden bei denen an einen bestimmten Kreis gerichteten Schriften. Hier ist dies das Postulat der Localkenntnisse und gehört zum besondern Theil. Aber wieder wenig was man nicht erst aus diesen Schriften selbst nehmen müßte; und das schließe ich natürlich von der Einleitung aus. Bei den an das Publicum überhaupt gerichteten kommt es also an auf den damaligen Gesammtzustand. Diese Kenntnisse haben sich aber zu einer besondern Disciplin als christliche Archäologie gestaltet und gehören also nicht hieher. Nun ist also noch übrig die innre Seite, nämlich das Gebiet der religiösen Vorstellungs- und Lebensweise der damaligen Zeit. Auf den ersten Anfang der Verkündigung führen uns nur die historischen Schriften zurück, und diese sezen also Anknüpfungspunkte voraus in jüdischen und heidnischen Vorstellungen. Dazu finden wir Elemente in der jüdischen und Neuplatonischen wenngleich etwas spätern Theologie. Die didaktischen sezen schon das christliche in der Entwicklung begriffen, aber dieser sowol als der Reinigung bedürftig. Hier wieder wenig außerhalb des neuen Testaments selbst. Nur Ein Buch kommt dem andern zu Hülfe. In so fern zur Einleitung gehörig.

ehung auf dieſen eine Virtuoſität anſtrebt, und eine Theilnahme
r dem Ganzen, die alſo in keinem einzelnen Theile eine Mei-
erſchaft anſtreben kann. Dieſer Unterſchied muß in allen theo-
giſchen Diſciplinen gemacht werden, und gilt auch von unſrer
inleitung.

So wird z. B. die Geſchichte des Textes eine ganz andre
nterſuchung für den critiſchen Herausgeber des neuen Teſtaments
in, als für den, welcher in einem einzelnen Falle ſich ein Ur-
eil über die Beſchaffenheit des Textes an einer beſtimmten Stelle
erſchaffen will. Letzterer wird in der Unterſuchung irgendwo ſtehn
eiben müſſen und, was allgemein anerkannt iſt, gelten laſſen;
er Erſterer muß auf die Gründe davon zurückgehn. — Ebenſo
t es mit den andern Puncten, wo es zunächſt für die unmittel-
re Ausübung darauf ankommt, ob alle Beſtandtheile des neuen
eſtaments für den normalen Gebrauch als vollkommen gleich
geſehn werden können, oder ob man beſſer thut, an einige vor-
gsweiſe ſich zu halten; es kommt darauf an, ſich ein allgemei-
es Urtheil ſelbſt zu bilden, ob und was für eine Auctorität der
egenwärtige Beſtand des neuen Teſtaments für ſich habe. Aber
ie Unterſuchung ſelbſt in allen ihren einzelnen Elementen zu ver-
olgen und weiter zu führen, auszumitteln, wie der Canon in
ewiſſer Zeit in gewiſſen Gegenden beſchaffen geweſen: das ſind
ufgaben, die nur dem gebühren, der ſich dieſem Theil der hiſto-
ſchen Critik beſonders widmen will. Von faſt allen Handbüchern
er Einleitung kann man ſagen, daß ſie ihre Aufgabe in dieſer
Beziehung nicht feſt genug geſtellt haben. Man findet in dieſen
Puncten eine Ausführlichkeit, die über die allgemeinen Bedürf-
iſſe hinausgeht, doch aber dem nicht genügen kann, der die ge-
hichtliche Critik zu ſeinem Hauptgeſchäft machen will. Dies fin-
et ſeine Entſchuldigung in der Art, wie dieſe Handbücher entſtan-
en ſind; ſie ſind größtentheils das Reſultat von Vorleſungen,
nd dabei kommt es ſehr auf den gerade ſtattfindenden theologi-
hen Zuſtand an. Setzt man voraus, daß die Theologen bei dem
uſtand ihrer Univerſitätszeit ſtehen bleiben, ſo müſſen dieſe Puncte,

so weit es die Zeit erlaubt, ausführlich behandelt werden; die Unverhältnißmäßigkeit erklärt sich daraus, ob man sich in einzelnen Theilen auf andre Vorträge, die ausführlicher gehalten werden, berufen konnte oder nicht. Dieselbe Unverhältnißmäßigkeit kommt wieder bei Ausgaben von einzelnen Theilen des neuen Testaments, die ebenfalls das Resultat von Vorträgen sind, wobei Prolegomena gegeben werden. — So sind wir in dieser Beziehung in einem Schwanken zwischen dem, was die eigne Beschäftigung der Studirenden mit der theologischen Litteratur leisten soll, worauf wir uns verlassen müssen, und dem, was wir uns als Gesichtskreis für die einzelnen Vorträge stecken sollen. Das hängt damit zusammen, daß, seitdem die theologischen Facultäten als Theile der allgemeinen Wissenschaft bestehen, das Verhältniß sich bedeutend geändert hat zwischen dem, was durch mündliche Vorträge, und dem, was auf anderm Wege geleistet werden soll. Dies betrifft besonders unsern Gegenstand, der in einer großen Zahl von Büchern sehr ausführlich behandelt ist, deren jedes seinen eigenthümlichen Character hat, so daß sie theils in Beziehung auf jene Ungleichmäßigkeit der einzelnen Theile der Untersuchung, theils in Richtung und theologischen Principien einander ergänzen und ihre Einseitigkeiten aufheben. Daher kann man sagen, daß sich Jeder diese Kenntnisse ohne mündliche Anleitung verschaffen kann; so daß man die Vorträge für überflüssig halten sollte.

Wenn wir überlegen, wie diese Vorträge sich besonders auf das Studium des neuen Testaments selbst beziehen, was auf Universitäten durch exegetische Vorträge angeregt wird: so verhält es sich mit den letztern so, wie mit den erstern. Es giebt so viele Commentare über das neue Testament, von den verschiedensten Gesichtspuncten und von verschiedener Ausführlichkeit, so daß man sagen könnte, daß mündliche Vorträge vollkommen überflüssig seien. Es liegt nun hier der Unterschied zwischen dem, was mündliche Vorträge leisten sollen und dem, was durch das Studium der Commentare gewonnen werden kann, so klar vor Augen, daß

wir dadurch eine Anſicht für unſern Gegenſtand gewinnen können.

In der Natur eines Commentars liegt, daß zunächſt das Reſultat der Unterſuchung gegeben wird; bei größrer Ausführlichkeit kommt eine Begründung hinzu, die ſich auf die Erklärungen rechtfertigend bezieht, und wobei außerdem die Meinungen Andrer erwähnt und gegen die Anſicht des Verfaſſers gehörig abgewogen werden. Dies kann vollkommen hinreichend ſein ſowohl für den, der nur in einzelnen Fällen ein ihn befriedigendes Reſultat haben will, als auch für den, der ſich ſelbſt ſchon eine beſtimmte Methode gebildet hat, unabhängig ſich ſelbſt eine Meinung zu geſtalten. Aber fragen wir: wie kommt Jemand dazu, ſich eine eigne Methode der Auslegung zu bilden? ſo werden wir auf die Auslegungs*kunſt* als ſolche zurückgewieſen. Aber es iſt ein bedeutender Unterſchied zwiſchen dem Beſitz dieſer allgemeinen Principien und einer Sicherheit und Gleichförmigkeit in der *Anwendung* derſelben auf gegebenes Einzelnes. Die mündlichen Vorträge ſind alſo Nichts, wenn ſie denſelben Weg gehn, wie die gedruckten Commentare; aber ſie können viel ſein, wenn ſie die Richtung nehmen, daß ſie nicht die Reſultate vortragen, ſondern daß ſie die Methode in ihrer lebendigen Bewegung durch ein gegebenes Ganzes ausführen, alſo damit das Princip der Auslegungskunſt. Sie verlieren aber gerade dann ihren Zweck, wenn ſie gedruckt erſcheinen.

Mit den einleitenden Vorträgen hat es dieſelbe Bewandtniß. Wenn es bloß auf Reſultate ankommt, ſo haben wir Hülfsmittel genug; und wenn die mündlichen Vorträge daſſelbe wären, d. h. ein ungedrucktes Handbuch, wie oben geſagt, ſo ſind ſie von keinem eigenthümlichen Werthe. Aber ſieht man vielmehr auf die Art, wie man zu den Reſultaten gelangt, und ſtellt alſo in den mündlichen Vorträgen dar, wie ſich für den allgemeinen Zweck der richtigen Behandlung des neuen Teſtaments die einzelnen Aufgaben ſtellen, und wie man zu den Hülfsmitteln für ihre Löſung kommt: dann hat der mündliche Vortrag etwas Eigenes und

liefert etwas, was nicht als ein ſolches Handbuch, wie die ſchon vorhandenen, gebraucht werden könnte. — Nicht zu läugnen iſt, daß, ſeitdem die öffentlichen Univerſitäten beſtehn, durch die Verbreitung der Wiſſenſchaft in Werken das Verhältniß der mündlichen Vorträge zu dem Ziel des Studiums ein andres geworden iſt, als es war, da noch der Beſitz der Bücher ſchwieriger war und da die Reſultate in Büchern noch nicht gegeben waren. Da waren die Vorträge die einzigen Hülfsmittel und die Saat, aus der die theologiſche Litteratur hervorgeſchoſſen iſt. Jetzt, da die gedruckten Hülfsmittel ſo verbreitet ſind, ſollte weit mehr erreicht werden, als die bloße Mittheilung der Reſultate; Vorträge ſollten die jungen Theologen zugleich in den Stand ſetzen, von den gedruckten Hülfsmitteln einen zweckmäßigen Gebrauch zu machen. Dies wäre noch weit leichter zu erreichen durch ein näheres Verhältniß zwiſchen Lehrer und Studirenden in den Seminarien. Aber dies iſt noch nicht vorhanden. Jetzt aber muß der Lehrer das zu erſetzen ſuchen: er muß gleichſam vor den Augen der Studirenden arbeiten, und dieſe müſſen zuſehn, wie viel ſie ſich von ſeiner Verfahrungsweiſe aneignen und wie ſie ſich daraus eine eigne Methode bilden können. — Und ſo wird es auch in dieſen Vorträgen jetzt meine Richtung ſein, nur den Geiſt der Unterſuchungen und die Art und Weiſe, wie ſie dem beſondern Gegenſtande gemäß zu führen ſind, anzuregen, und die Reſultate allerdings ſo mitzutheilen, wie ſie ſich einer beſtimmten Methode zufolge geſtalten. — Die Gegenſtände einer Einleitung in das neue Teſtament ſind von der Art, daß man ſagen muß: es liegt etwas Einſchläferndes, ja Gefährliches darin, wenn man über alle hier zu behandelnden Gegenſtände feſte Reſultate aufſtellt. Es wird mehr für die Ausbildung des wiſſenſchaftlichen Characters gewonnen, wenn dies nicht geſchieht, ſondern nur die Urſachen zur Anſchauung kommen, warum die Gegenſtände noch nicht beſtimmter ausgemittelt ſind oder nicht ausgemittelt werden können [1]).

1) Erſt. Entw.: Glaubensbekenntniß über den Werth der mündlichen

Was die vorhandenen Hülfsmittel auf diesem Gebiete betrifft, so ist die Frage, wie viel davon und auf welche Weise hier mitzutheilen nöthig ist. Die theologische Litteratur ist selbst für sich ein weitschichtiger Gegenstand, und es ist nicht möglich, ein Theologe zu werden ohne Kenntniß derselben. Hierzu giebt es aber auch eine Menge von Hülfsmitteln: Werke über theologische Litteratur im Allgemeinen oder über bestimmte Fächer. — Je weiter nun das Studium fortgeschritten, desto mehr ist vorauszusetzen, daß Jeder eine gewisse Bekanntschaft mit der Litteratur der Theologie hat; solche Vorträge hingegen, die nahe am Anfange desselben liegen, haben am wenigsten Recht zu dieser Voraussetzung. Auf manchen Universitäten werden auch noch immer besondere Vorträge über die theologische Litteratur gehalten, und da könnte man fragen, wann sie am zweckmäßigsten gegeben werden, am Anfange des Studiums oder am Ende. Allerdings so wie wir denken, daß das Studium doch wesentlich ein Selbststudium sein soll, aber in der Wissenschaft doch Nichts gethan werden kann ohne Kenntniß des Vorhandenen: so scheint es freilich, daß ohne alle Kenntniß der Litteratur solches Studium nicht angefangen werden kann, und da scheint es natürlich, auf diesem ersten Stadium des Universitätsstudiums entweder vorauszusetzen, daß Jeder sich in den Besitz einer allgemeinen Kenntniß der Litteratur setze, oder, wenn das nicht, durch die Vorträge bei jeder einzelnen Disciplin darauf hinzuleiten. So wie jedoch über eine theologische Disciplin schon Werke vorhanden sind, die sie in einer gewissen Ausführlichkeit behandeln, so wird in diesen das Nothwendige von der Litteratur gegeben sein; denn ein Schriftsteller wird dabei nicht ohne Citationen auskommen; so daß in jedem Werke dieser Art die Litteratur mit enthalten ist. Daher eine ausführliche Ueber-

---

Vorträge. Sie sind nur noch wichtig wo es darauf ankommt, daß man die Resultate entstehn sieht und wo man sie in diesem Sinne einrichtet. Die jezigen entgegengesezten Richtungen machen sie bei dieser Disciplin noch wünschenswerth.

ſicht derſelben als Einleitung mitzutheilen, von wenigem Nutzen iſt. Es wäre zwar gut, wenn es ſich thun ließe, die Hauptwerke gleich alle vor das Auge zu bringen und die einzelnen zu characteriſiren und die Cautelen, mit welchen jedes zu gebrauchen iſt, an die Hand zu geben. Aber das kann ebenſo von ſelbſt geſchehn durch den Gebrauch, der in den Vorträgen ſelbſt von ihnen gemacht wird, wenn man in den einzelnen Theilen auf dieſes oder jenes verweiſ't oder verſchiedene Anſichten anführt, wobei man den Einen oder den Andern als Gewährsmann nennt. Und was ſo an ſeiner Stelle geſagt iſt, wird auch unmittelbarer aufgefaßt, wogegen eine bloße Aufzählung der Litteratur ein todter Buchſtabe bleibt [1]).

---

1) Erſt. Entw.: Litteratur. Faſt ganz in der deutſch proteſtantiſchen Kirche. — Ueber den Gegenſaz einer katholiſirenden und einer abſolut freien Richtung. Beide durch den Gegenſaz geſchärft; dabei dringt auf der einen Seite ein ein antiwiſſenſchaftlicher Sinn auf der andern ein antikirchlicher. Nach dieſer entgegengeſezten Richtung die Geſinnung der Gelehrten zu qualificiren iſt nur Sache des Privaturtheils. Kurze Würdigung von Michaelis, Eichhorn, Bertholdt, Hänlein, Schmidt, De Wette. Warum ich den lezten nicht zum Grunde gelegt. Ueber Hug.

Erſt. Vorleſ. Seit Richard Simon iſt faſt Alles ausſchließlich in den Händen deutſcher Theologen geweſen. Das älteſte bedeutende Deutſche, was die Bahn gebrochen hat, iſt Semler's Abhandlung von freier Unterſuchung des Canons. Es kam hauptſächlich darauf an, dieſe Freiheit herzuſtellen, denn in mehreren ſymboliſchen Büchern findet ſich die Aufzählung der neuteſtamentlichen Schriften als kirchlicher Artikel oder Glaubensartikel. Dadurch ſcheint alle Unterſuchung ſchon in voraus verhindert, u. ſ. w.

Michaelis Einleitung ins N. T. iſt ein Buch, auf das man noch immer in vielen Puncten zurückgehn muß. Es herrſcht darin eine reſpectable Geſinnung, rein theologiſches Intereſſe und freie Forſchung.

Eichhorn's Einleitung zeichnet ſich aus durch die von ihm entwickelte Hypotheſe des Urevangeliums und durch ausgedehnte Zweifel über die Authentie einiger didactiſcher Schriften. Es herrſcht darin eine gewiſſe Willkür.

Bertholdt behandelt altes und neues Teſtament gemeinſchaftlich. Dar-

§. 9.

Es ist die überwiegend herrschende Methode, die Einleitung das alte und die in das neue Testament abgesondert von einander zu behandeln; Andre haben das Entgegengesetzte gethan. s lassen sich zwei entgegengesetzte Motive dafür denken:

1. Daß beides zusammen die Bibel ausmacht, und daß man aubt, ihrer Auctorität zuwider zu handeln, wenn man's trennt. — Wenn man damit behaupten will, daß das alte Testament zum hristenthum dasselbe Verhältniß, wie das neue, habe: so müs- n wir uns sehr bestimmt gegen dieses Motiv erklären. Als hristen dürfen wir nicht verwechseln, was der Zeit der Verhei- ung und was der Zeit der Erfüllung angehört, und müssen uns

---

auf lege ich am wenigsten Werth. Er zeichnet sich durch eigensinnige Willkür und Breite des Vortrags aus.

Hänlein's Einleit. ins N. T. nähert sich keinem Extreme und enthält im Einzelnen hübsche Untersuchungen, und ist für den Anfänger ein brauchbares Buch.

Schmidt's Einl. ins N. T. ist ein compendiarisch eingerichtetes Buch, worin interessante Untersuchungen mehr angeregt, als durchgeführt sind; ist sehr zu empfehlen durch seinen anregenden Geist.

De Wette's Einl. ins A. u. N. T. sagt mir am meisten zu. Doch hielt mich Manches ab, sie hier zum Grunde zu legen, wovon eins ist, daß die Einleitung ins A. T. damit verbunden ist. Bei De Wette ist vorzüglich mit großer Freiheit ausgesprochen, was als gewiß anzusehn ist, und worüber noch Zweifel obwalten und was noch Gegenstand der Untersuchung bleiben muß. In gewissen Puncten giebt er keine bestimmte Auskunft. Dies ist ganz vortrefflich, da es deutlich zeigt, daß einige Elemente noch nicht so ausgemittelt sind, daß man mit Sicherheit entscheiden kann. Dabei ist ein großer litterärischer Apparat, der sehr belohnend ist, da der Verfasser sein Urtheil einmischt.

Hug's Einleit. ins N. T. ist mit großer Freimüthigkeit geschrieben und sogar einem protestantischen Theologen gewidmet; doch ist eine Neigung unverkennbar, Etwas geltend zu machen; was auf einer dem Geist der katholischen Kirche angemessenen Schätzung beruht; der Verfasser hat sich noch nicht ganz von den beschränkenden Principien seiner Kirche frei gemacht. Daher ist sein Buch mit Vorsicht zu gebrauchen.

an die Richtung halten, die das neue Teſtament ſelbſt genommen hat, welches, indem es in Chriſto die Erfüllung der göttlichen Verheißungen zuſammenfaßt, von ſelbſt feſtſtellt, daß in dem, was von Chriſto ausgeht, nur erſt das Licht des göttlichen Rathſchluſſes iſt, alles Frühere nur Andeutung; es iſt der weſentliche Unterſchied zwiſchen dem Reiche Gottes, wie es von Chriſto und ſeinen Jüngern verkündigt ward, und zwiſchen der Ausſicht auf ein ſolches Reich, welche fragmentariſch früher eröffnet war. Will man eigenthümliche Lehren des Chriſtenthums aus dem alten Teſtament erweiſen, ſo abolirt man damit dieſen Unterſchied zwiſchen den Zeiten der Verheißung und Ahnung und denen der Erfüllung. Betrachten wir dies hiſtoriſch, ſo iſt der Unterſchied einleuchtend. So wie es die Chriſten mit Juden zu thun hatten, ſo war natürlich, daß ſie aus dem alten Teſtament zu erweiſen ſuchten, daß die Weiſſagungen der Propheten in Chriſto ihre Erfüllung hätten; dies konnte nur den Grund haben, den Widerſpruch aufzuheben zwiſchen dem, was bis jetzt ihr Haltpunct war, und dem, was ihnen nun dargeboten wurde. Ferner wurde in den chriſtlichen Verſammlungen nach Art der Synagogen das alte Teſtament geleſen und über daſſelbe gelehrt; daher haben wir auch eine Menge von Homilien über die altteſtamentlichen Bücher. Dies war Nichts, als die hiſtoriſche Anknüpfung der chriſtlichen Verſammlungen an das, was die jüdiſche Uebung gab; daran reihte ſich erſt allmählig Leſung und Commentation der neuteſtamentlichen Bücher, wie dieſe bekannt und geſammelt wurden. So lange man an das alte Teſtament gewieſen war und doch Chriſtliches vortragen wollte, ſo war natürlich, daß man auf alle Weiſe den Uebergang ſuchte von dem, was geleſen wurde, zum chriſtlichen Vortrag; da kam eine gekünſtelte, allegoriſirende Auslegung in Uebung. Aber man darf nicht denken, daß die chriſtlichen Väter und Lehrer dies ſo gemeint hätten, als ob ſie die chriſtliche Wahrheit aus dem alten Teſtament ſchöpften. Nachdem wir aber an den neuteſtamentlichen Canon, als an die erſten Ausſprüche und Zeugniſſe des chriſtlichen Glaubens von ſich ſelbſt,

gewieſen ſind und jener geſchichtliche Zuſammenhang mit dem Judenthume in den Hintergrund getreten iſt, ſo können wir jene dogmatiſche Maxime nicht billigen. Entweder kann ein Satz nur aus dem alten Teſtament nachgewieſen werden und nicht auch aus dem neuen: dann müßte man zweifeln, ob es ein chriſtlicher ſei; oder es kann ein Satz aus dem neuen Teſtament bewährt werden: dann iſt dies genug. Wollte man den neuteſtamentlichen Stellen mehr Feſtigkeit durch die altteſtamentlichen geben, ſo geſchähe dadurch der Selbſtſtändigkeit des chriſtlichen Glaubens Abbruch. Daraus folgt aber nicht, daß die Bibel ſoll entzwei geſchnitten werden; denn ſie iſt ein geſchichtliches Reſultat; es iſt ein ſo altes Factum, daß die Kirche beide Theile zuſammengefaßt hat, daß keine Urſache iſt, dies aufzuheben, da die nachtheiligen Folgen, die daraus entſtehn können, ſich auf andre Weiſe beſeitigen laſſen. — Aber wenn man die Bibel ganz als Eins betrachtet und in derſelben geſchichtliche und Lehrbücher ſcheidet und die geſchichtliche Abtheilung mit den altteſtamentlichen Geſchichtsbüchern anfängt und dann die neuteſtamentlichen folgen läßt, und ebenſo es mit den Lehrbüchern macht: ſo iſt dies etwas ganz Verfehltes; denn der Zuſammenhang zwiſchen den Geſchichtsbüchern und den prophetiſchen und übrigen heiligen Büchern des alten Teſtaments iſt höchſt genau, aber ein Zuſammenhang zwiſchen den altteſtamentlichen und den neuteſtamentlichen Geſchichtsbüchern exiſtirt nicht, und eben ſo wenig zwiſchen den beiderſeitigen Lehrbüchern, außer da, wo hin und wieder einzelne Stellen aus jenen in dieſen angeführt werden. Aus jenem Verfahren kann alſo nur ſchiefe und unrichtige Anſicht der Sache entſtehn.

2. Nun läßt ſich zu einem ſolchen Verfahren auch noch der andre Grund denken: in einer entgegengeſetzten Richtung das neue Teſtament in eine Linie mit dem alten zu ſtellen. Nemlich vom alten Teſtament würde von dieſem Geſichtspuncte zugegeben, daß es nur unvollkommne Andeutungen von dem enthält, was von der Erſcheinung Chriſti aus geſchehn ſollte, daß in der Art und Weiſe, wie der altteſtamentliche Canon entſtanden iſt, eine Menge

Zweifel über die dabei zu Grunde liegende Meinung und über die Zeit der Entstehung sich vorbringen lassen, und daß da Vieles in Dunkelheit und Unsicherheit liegt; wobei die Abschließung der Sammlung rein als Product des Zufalls erscheint. Stellt man nun das neue Testament damit auf gleiche Linie, so wird die Vorstellung befördert, daß in ihm auch nur Andeutungen enthalten wären von dem, wozu die Menschen durch das Christenthum gebracht werden sollen, von einem weit höhern Zustande als der christliche jetzt ist, so daß man das neue Testament auch nur als ein Product einer unvollständigen Ahnung ansieht. Dies ist die Lehre von der Perfectibilität des Christenthums, welche viele Theologen aufstellen, daß sich aus dem Christenthum auch etwas Vollkommneres entwickeln könne und müsse. Dieser Ansicht würde jenes Verfahren angemessen sein.

Da nun das Erscheinen der beiden Theile der Bibel geschichtlich kein zusammenhängendes Factum ist, da eine solche Vereinigung den einen oder den andern Nachtheil natürlich nach sich zieht, und wenn man sich von beiden entfernt hält, kein Grund zu solcher Behandlungsweise da ist: so ist der geschichtlichen Natur der Sache angemessen, wenn man beides gänzlich von einander trennt[1]). Die Praxis ist darüber jetzt so einstimmig, daß die alte Methode sich nicht wieder wird geltend machen können, wenngleich man in einer biblischen Dogmatik Alttestamentliches und Neutestamentliches in ein Ganzes vereinigt und nachher freilich einen Gegensatz macht zwischen biblischer und kirchlicher Dogmatik. Darin liegt eine Analogie zu jenem Verfahren.

---

1) Erster Entwurf: Ueber die Behandlungsweise in Verbindung mit dem alten Testament. Entweder Christus ist überflüssig, wenn das alte Testament soll christliche Lehre enthalten oder man muß auch profanes mit hinein nehmen, wenn das alte Testament nur gebraucht wird wegen einer Kunst, christliches aus unchristlichem zu entwickeln.

§. 10.

Wir werden unſer Geſchäft ſo führen, daß wir das Allgemeine, was ſich auf das neue Teſtament als Ganzes bezieht, voranſtellen, und dann die beſondre Einleitung in die einzelnen Schriften folgen laſſen. Ein umgekehrtes Verfahren iſt zwar möglich und auch angewendet worden; aber es hat manche Unbequemlichkeiten. Es ſcheint freilich geſchichtlicher zu ſein, weil die einzelnen Bücher eher da waren als die Sammlung; aber dann müßte man auch die einzelnen Bücher zeitgemäß ordnen; dies iſt aber theils nicht möglich, theils würde es nur durch ſolche Vergleichung zu Stande zu bringen ſein, die bei jedem einzelnen Buche die andern alle vorausſetzt. Es ſcheint auch das andre Verfahren ſogar das einzig geſchichtliche zu ſein. Wir müſſen nemlich von uns an rückwärts gehn und ſagen: jetzt iſt uns das neue Teſtament ſo gegeben; wie lange iſt es ſo? Wenn wir ſo gleichſam die Geneſis der Sammlung verfolgen, ſo gelangen wir von ihr auf die einzelnen Schriften. — Auch wenn wir auf die Unterabtheilungen ſehn, die wir früher angegeben haben, ſo kann es darin ein verſchiedenes Verfahren geben. Es iſt möglich, damit anzufangen, daß man die Nachrichten über die einzelnen Bücher ſammelt; aber wenn wir zur Geſchichte des Textes kommen, ſo läßt ſich dies nicht anwenden, weil wir vom Texte, welcher der Sammlung vorangegangen iſt, Nichts wiſſen. — Außerdem iſt es ſchwer wenn man mit der Einleitung in die einzelnen Bücher anfängt, eine Menge Wiederholungen zu vermeiden, vor denen man bei unſerm Verfahren ſicher iſt.

Zur allgemeinen Einleitung gehört alſo dann: 1. die Unterſuchung über den Canon, über ſeine Allgemeinheit und über ſeine Entſtehung, 2. die Geſchichte des neuteſtamentlichen Textes. — In die beſondere Einleitung nehmen wir alles dasjenige in Beziehung auf die einzelnen Bücher, was in die Prolegomena zu einem Schriftſteller gehört, mit Ausnahme deſſen, was ſchon im allgemeinen Theile verhandelt iſt, und deſſen, was man nur aus dem Buche ſelbſt wiſſen kann, denn das muß man erſt durch die In-

terpretation erfahren; wogegen aber das Licht, welches andre neutestamentliche Bücher auf ein einzelnes werfen, mit in die Einleitung gehört, ausgenommen in so fern nur von einzelnen Stellen die Rede ist, nicht von der Totalität des Buchs. — Es würde dann noch die Frage sein, wie man bei dieser einzelnen Einleitung verfahren will: ob man die Bücher ganz isoliren und, weil man dann eine Reihenfolge haben muß, diese auswählen, chronologisch oder nach Verwandtschaft des Inhalts oder nach der Reihenfolge des Canons in seinem jetzigen Bestande, oder ob man doch gewisse Abtheilungen machen und nach diesen eine gemeinschaftliche Betrachtung mehrerer Bücher anstellen will, ehe man ins Einzelne geht. Hierzu giebt es mehrere Veranlassungen. Einmal sind mehrere Bücher von *demselben* Verfasser, und es fragt sich, ob nicht zweckmäßig derselbe Schriftsteller im Ganzen behandelt werden muß. Bei den pauliniſchen Briefen hat dies keine Schwierigkeit; da sind auch die Schriften alle von *einer* Art, der didactiſchen; ähnlich ist es mit Lucas, dessen beide Schriften hiſtoriſch sind, nur fragt sich, ob es nicht Nachtheil bringt, das Evangelium des Lucas von den andern Evangelien zu trennen. In Beziehung auf Johannes ist es schwieriger, von dem wir ein Evangelium und Briefe haben; dazu sind letztre nicht von gleicher canoniſcher Auctorität und gleicher Gewißheit ihres Verfaſſers. Fängt man mit der besondern Einleitung an, so sieht man, daß kein Grund zu einem Verfahren in dieser Hinsicht angegeben werden kann. Erst wenn die allgemeine Einleitung vorangegangen ist, hat man Resultate, nach denen man sich hierüber entscheiden kann.

Die Frage, ob einzelne Bücher den Verfaſſern angehören, denen sie beigelegt werden, muß man wohl von der andern unterscheiden, ob sie in den Canon auf gleiche oder ungleiche Weise gehören. Die *canoniſche* Beſchaffenheit der Schrift bleibt dieselbe, ungeachtet nachgewiesen wird, daß sie nicht von dem Verfaſſer ist, dem man sie zuſchrieb. Die Verwechselung beider Fragen ist oft ein Verfahren der Kirche gewesen.

Von einem Puncte ist besonders zweifelhaft, wohin er zu stellen sei, dies ist die materielle Seite der Einleitung, nemlich die Aufgabe, uns in den Kreis der Kenntnisse und Denkungsweise zu versetzen, welche die neutestamentlichen Schriftsteller bei den Lesern voraussetzen konnten. Betrachten wir das neue Testament als Product des christlichen Glaubens und nehmen an, die neutestamentlichen Schriftsteller haben nur auf diesen ihren Bezug genommen, so ist keine Frage, daß diese Materie als eine ungetheilte in der allgemeinen Einleitung muß behandelt werden. Aber so wie wir denken müssen: der eine Schriftsteller hat einen ganz andern Kreis von Lesern in einem ganz andern Vorstellungszustand vor sich gehabt, als andre, und es giebt hierin bestimmte Differenzen: so ist es nöthig, die Materie zu theilen, und zweckmäßiger, sie in der einzelnen Einleitung zu behandeln. So war ein bedeutender Unterschied zwischen Juden- und Heidenchristen; jene hatten ganz andre Vorstellungen, als das Christenthum zu ihnen kam, als diese; so mußte auch das neue Princip bei ihnen ganz andre Resultate bilden. Kann man annehmen, es giebt neutestamentliche Schriften, die allein auf Judenchristen, andre, die allein auf Heidenchristen Rücksicht nehmen: dann würde zweckmäßig sein, beides zu trennen. So kann man einen andern Durchschnitt zwischen palästinensischen und hellenischen Juden machen; giebt es nun neutestamentliche Schriften, welche allein an palästinensische Judenchristen gerichtet sind, und andre, die an Judenchristen in der διασπορά, wo Juden- und Heidenchristen gemischt waren: dann müßte man ebenso beides trennen.

Erſter Theil.

Allgemeine Einleitung ins neue Teſtament.

Erſtes Capitel.

Geſchichte des Canons.

§. 11.

Bei der Unterſuchung über den Canon kommt es darauf an, zu wiſſen, wie und in welchem Sinne und von welchen Geſichtspuncten aus dieſe Sammlung von Schriften zu Stande gebracht iſt. Der Ausdruck Canon ſelbſt, deſſen man ſich überwiegend bedient, beſagt eigentlich über die Geſichtspuncte, aus welchen dieſe Bücher zuſammengeſtellt ſind, Nichts. Zweierlei kommt beſonders in Frage, und man hat häufig darüber geſtritten, welches die urſprüngliche Anſicht geweſen: ob die Sammlung die Bücher habe aufnehmen ſollen, welche beſtimmt waren, in der Kirche öffentlich vorgeleſen zu werden; oder die, welche für inſpirirte Schriften gehalten wurden. Es iſt hierbei nothwendig, auf die einzelnen Zeugen zu ſehn, die von beſondrer Wichtigkeit in dieſer Sache ſind. Dabei ſcheint es am zweckmäßigſten zu ſein, allmählig rückwärts zu gehn, erſt die ſpätern Zeugniſſe zu vernehmen, von dieſen aber auf die ältern Spuren zurückzuſchreiten. Dies iſt deßwegen beſonders wichtig, weil man eine Baſis für die folgenden Unterſuchungen nur hat, wenn man etwas allgemein Anerkanntes findet.

Gegenwärtig iſt die neuteſtamentliche Sammlung faſt in der ganzen Chriſtenheit dieſelbe; nur in einzelnen morgenländiſchen

Gemeinden giebt es Ausnahmen, welche anzuführen überflüſſig iſt. Mit dem alten Teſtamente iſt es nicht ſo, da die proteſtantiſche Kirche nicht, wie die katholiſche, die apocryphiſchen Bücher mit zum Canon rechnet. Der neuteſtamentliche Canon dagegen iſt derſelbe geblieben, ungeachtet Luther von einigen Büchern weit geringer dachte, als von den andern, was ihn jedoch nicht bewog, ſie aus dem Canon zu ſtoßen.

§. 12.

Gehen wir nun weiter rückwärts, ſo müſſen wir eine Reihe von Jahrhunderten durchwandern, in denen man ſich mit dieſem Gegenſtande gar nicht beſchäftigte. Wir bleiben bei der Zeit ſtehn, wo der gegenwärtige Canon im Ganzen feſtgeſtellt ſcheint, wo aber noch Differenzen bekannt waren und Regeln gegeben wurden, ſie zu löſen. Hier ſind zunächſt zwei Zeugniſſe zu nennen, aus der griechiſchen und lateiniſchen Kirche; erſteres iſt um etwas älter, doch iſt die Differenz nicht ſo groß, daß man ſie in Rechnung bringen müßte.

Erſteres iſt eine Stelle aus Cyrillus von Jeruſalem, Catech. IV. 33—36, [1]) worin er ſeinem Schüler die Anweiſung giebt, wo

1) Vergl. Cyrill. Hieros. ed. Toutlée 1763 pag. 67—69. *Ταῦτα δὲ διδάσκουσιν ἡμᾶς αἱ θεόπνευστοι γραφαὶ τῆς παλαιᾶς τε καὶ καινῆς διαθήκης . . . . . Καὶ φιλομαθῶς ἐπίγνωθι, καὶ παρὰ τῆς Ἐκκλησίας, ποῖαι μέν εἰσιν αἱ τῆς παλαιᾶς διαθήκης βίβλοι, ποῖαι δὲ τῆς καινῆς, καί μοι μηδὲν τῶν ἀποκρύφων ἀναγίνωσκε· ὁ γὰρ τὰ παρὰ πᾶσιν ὁμολογούμενα μὴ εἰδὼς, τί περὶ τὰ ἀμφιβαλλόμενα ταλαιπωρεῖς μάτην; ἀναγίνωσκε τὰς θείας γραφὰς, τὰς εἴκοσι δύο βίβλους τῆς παλαιᾶς διαθήκης ταύτας, τὰς ὑπὸ τῶν ἑβδομήκοντα δύο ἑρμηνευτῶν ἑρμηνευθείσας . . . . . πρὸς δὲ τὰ ἀπόκρυφα μηδὲν ἶχε κοινόν. ταύτας μόνας μελέτα σπουδαίως, ἃς ἐν καὶ Ἐκκλησίᾳ μετὰ παῤῥησίας ἀναγινώσκομεν. πολύ σου φρονιμώτεροι καὶ εὐλαβέστεροι ἦσαν οἱ ἀπόστολοι, καὶ οἱ ἀρχαῖοι ἐπίσκοποι, οἱ τῆς ἐκκλησίας προστάται, οἱ ταύτας παραδόντες . . . . . Τῆς δὲ καινῆς διαθήκης, τὰ τέσσαρα μόνα εὐαγγέλια· τὰ δὲ λοιπὰ ψευδεπίγραφα καὶ βλαβερὰ τυγχάνει. Ἔγραψαν καὶ Μανιχαῖοι κατὰ Θωμᾶν εὐαγγέλιον, ὅπερ, εὐωδίᾳ τῆς εὐαγγελικῆς*

er die Beſtätigung für die vorgetragenen Lehren finden ſoll. Da wird vom Canon gehandelt: *αἱ θεόπνευστοι γραφαὶ τῆς παλαιᾶς τε καὶ καινῆς διαθήκης.* Zum N. T. rechnet er unſre 4 Evangelien, und ſagt dann: *τὰ δὲ λοιπὰ* (sc. *εὐαγγ.*) *ψευδεπίγραφα καὶ βλαβερὰ τυγχάνει*, ſie gehörten nicht den Schriftſtellern an, denen ſie zugeſchrieben wurden. In der allgemeinen Bezeichnung der canoniſchen Schriften entſpricht *θεόπνευστος* nicht unſerm „eingegeben"; mehr dem lateiniſchen inspiratus; da iſt alſo von einem beſondern göttlichen Einfluſſe die Rede. Wenn die übrigen Evangelien als „ſchädlich" bezeichnet werden, ſo müſſen wir dieß auf den Zweck beziehn, auf welchen der Verfaſſer ſeinen Schüler hinweiſ't, nemlich die Beſtätigung ſeiner Lehre zu finden; ſchädlich ſind alſo die, welche dieſe Lehre wankend machen. Es gab alſo einen Unterſchied von ächter und falſcher Lehre, und die Bücher wurden darnach unterſchieden: die zur Beſtätigung der ächten Lehre dienten, waren *θεόπνευστοι*, die entgegengeſetzten *βλαβεραί*, welche zugleich *ψευδεπίγραφοι* waren. Dieſe beiden Merkmale treffen alſo zuſammen; nie aber die entgegengeſetzten. Man könnte aber fragen: wenn nun die andern Evangelien wirklich von den Apoſteln herrührten, denen ſie zugeſchrieben wurden, aber doch falſche Lehre enthalten hätten, was würde dann geſchehn ſein? Man würde die Möglichkeit nicht zugegeben haben, d. h. wenn man eine ſichere Tradition darüber gehabt hätte, daß eine Schrift von einem Apoſtel herrührte, ſo würde man die darin vorgetragenen Lehren in die ächte Lehre aufgenommen haben. Aus jener

---

*προσωνυμίας ἐπικεχρωσμένον, διαφθείρει τὰς ψυχὰς τῶν ἁπλουστέρων. Λέγου δὲ καὶ τὰς Πράξεις τῶν δώδεκα ἀποστόλων· πρὸς τούτοις δὲ καὶ τὰς ἑπτὰ, Ἰακώβου, καὶ Πέτρου, Ἰωάννου, καὶ Ἰούδα καθολικὰς ἐπιστολάς· ἐπισφράγισμα δὲ τῶν πάντων, καὶ μαθητῶν τὸ τελευταῖον, τὰς Παύλου δεκατέσσαρας ἐπιστολάς. Τὰ δὲ λοιπὰ πάντα, ἔξω *) κείσθω ἐν δευτέρῳ. καὶ ὅσα μὲν ἐν ἐκκλησίαις μὴ ἀναγινώσκεται, ταῦτα μηδὲ κατὰ σεαυτὸν ἀναγίνωσκε, καθὼς ἤκουσας.*

*) Vox ἔξω non habetur in codd. nonnullis.

Stelle könnten wir auch ſchließen, daß die Sammlung ſchon damals ihre Titel: παλαιά und καινὴ διαθήκη gehabt habe. Aber dies wäre zu viel geſchloſſen; es ſind nur die Titel der beiden Inſtitutionen.

Die Ausdrücke, deren ſich der Verfaſſer in Beziehung auf die Behandlung der Bücher bedient, knüpfen ſich natürlich an den Zweck an; er ſagt: ἀναγίνωσκε und δέχου; das Aufnehmen bezieht ſich auf das Leſen: nimm ſie mit auf unter die Bücher, die du leſen willſt. — Nachdem er nun die canoniſchen Bücher aufgeſtellt hat, fährt er fort: τὰ δὲ λοιπὰ πάντα, womit er doch offenbar chriſtliche Schriften meint, die jenen ähnlich ſind, ἔξω κείσθω ἐν δευτέρῳ, in einem zweiten Ort oder Volumen; er giebt alſo doch ein ſolches δεύτερον zu. Es fragt ſich, ob in dieſes δεύτερον die βλαβερά kommen ſollten? Das iſt ſchwer zu glauben; die λοιπά müſſen alſo eine Mittelgattung ausmachen. Er fährt fort: καὶ ὅσα μὲν ἐν ἐκκλησίαις μὴ ἀναγινώσκεται, ταῦτα μηδὲ κατὰ σεαυτὸν ἀνάγινωσκε. Hier ſieht man ganz deutlich einen Unterſchied zwiſchen denjenigen Schriften, die zur erſten Claſſe gehörten, und denen, die zur zweiten, die aber doch in öffentlichen kirchlichen Verſammlungen geleſen wurden. Hieraus ſehn wir, daß, was unſer Canon iſt, nicht dadurch beſtimmt wurde, ob Bücher in den Kirchen vorgeleſen wurden, oder nicht; es ſind mehr vorgeleſen worden. Nun fragt ſich, ob dieſen vorgeleſenen, aber nicht in die erſte Claſſe geſetzten, doch das Prädicat θεόπνευστοι zugehörte? Dies müſſen wir verneinen, weil nur die zur παλαιά und καινὴ διαθήκη gehörigen dort aufgeführten Bücher ſo genannt werden; aber man wird doch nicht ſolche geleſen haben, die mit dieſen in Widerſpruch ſtanden. Hier ſehen wir alſo, daß ein gewiſſes Maaß der Lehre zum Grunde gelegt wird, wornach beſtimmt wurde, welche Schriften in der Kirche vorgeleſen wurden; dies war der größere Kreis, und es gab in dieſem wieder einen engern Kreis, nemlich Schriften, welche die Oekonomie des alten und neuen Bundes ausmachten.

Die θεόπνευστοι γραφαὶ τῆς καινῆς διαθήκης, die Cy-

rill aufführt, ſind: die 4 Evang., die πράξεις τῶν ἀποστόλων, die ἑπτὰ καθολικαὶ und die 14 pauliniſchen Briefe, worunter alſo auch der Hebräerbrief.

Das zweite Zeugniß iſt bei Auguſtin, de doct. christ. lib. II. 12. 13. [1]). Hier iſt die Hauptbezeichnung divinae scripturae, aber dieſe werden eingetheilt in canonicae und ceterae. Hier haben wir alſo einen beſtimmten Ausdruck für die engere Sammlung, aber nicht, daß ſie von der διαθήκη genannt wurden. Nun rühmt er denjenigen, welcher möchte alle göttlichen Schriften geleſen haben, dumtaxat eas, quae appellantur canonicae; denn

1) Vergl. August. oper. ed. Bened. Tom. III. P. 1. pag. 18. Erit divinarum scripturarum sollertissimus indagator, qui primo totas legerit, notasque habuerit, et si nondum intellectu, jam tamen lectione, dumtaxat eas, quae appellantur canonicae. Nam ceteras securius leget fide veritatis instructus, ne praeoccupent imbecillem animum, et periculosis mendaciis atque phantasmatis eludentes praejudicent aliquid contra sanam intelligentiam. In canonicis autem scripturis ecclesiarum catholicarum quamplurium auctoritatem sequatur, inter quas sane illae sint, quae apostolicas sedes habere et epistolas accipere meruerunt. Tenebit igitur hunc modum in scripturis canonicis, ut eas, quae ab omnibus accipiuntur ecclesiis catholicis, praeponat eis, quas quaedam non accipiunt; in eis vero, quae non accipiuntur ab omnibus, praeponat eas, quas plures gravioresque accipiunt, eis quas pauciores minorisque auctoritatis ecclesiae tenent. Si autem alias invenerit a pluribus, alias a gravioribus haberi, quamquam hoc facile invenire non possit, aequalis tamen auctoritatis eas habendas puto. — Totus autem canon scripturarum, in quo istam considerationem versandam dicimus, his libris continetur: . . . . . His quadraginta quatuor libris testamenti veteris terminatur auctoritas: novi autem, quatuor libris evangelii, secundum Matthaeum, sec. Marcum, sec. Lucam, sec. Johannem: quatuordecim epistolis Pauli apostoli, ad Rom., ad Corinth. duabus, ad Gal., ad Ephes., ad Philipp., ad Thessal. duabus, ad Colossenses, ad Timotheum duabus, ad Titum, ad Philemonem, ad Hebraeos; Petri duabus; tribus Johannis; una Judae et una Jacobi; Actibus Apostolorum libro uno, et Apocalypsi Johannis libro uno.

die übrigen ſollte nicht Jeder gleich leſen, denn ſie könnten leicht imbecillem animum praeoccupare, d. h. offenbar mit unrichtigen Vorſtellungen, welche ſchwer wieder ausgerottet werden. Da haben wir alſo wieder jene Unterſcheidung, aber ſo, daß die andern auch divinae scripturae genannt werden, natürlich im weitern Sinn, alſo chriſtlichen Inhalts; denn es wäre ganz ungrammatiſch, wenn Auguſtin ceterae ſagt, nur das Subſtantiv scripturae hinzuzunehmen, nicht das Ganze: divinae scripturae; es liegt auch im Zuſammenhange, weil ſonſt eine ganze Menge anderer in dieſe Claſſe kommen könnten. — Nun finden wir eine Anweiſung, wie die canoniſchen Schriften zu unterſcheiden ſind; man ſoll dabei befolgen auctoritatem ecclesiarum catholicarum quamplurium, d. h. was die meiſten katholiſchen Gemeinden in ihrem Canon haben, ſoll man für canoniſch halten. Katholiſche Gemeinden ſind ſolche, welche nicht in Verdacht von irrigen Lehren ſind; da iſt alſo wieder ein Bezug auf ein gewiſſes Maaß richtiger Lehre. Es ſcheint zwar, Auguſtin habe noch einen andern Geſichtspunct gehabt, denn er ſetzt hinzu, unter dieſen Gemeinden müßten vorzüglich die ſein, welche werth geachtet ſind, von Apoſteln geſtiftet zu ſein und Briefe von Apoſteln empfangen zu haben. Aber dies iſt nicht im Widerſpruch mit der obigen Erklärung von katholiſchen Gemeinden; Auguſtin denkt ſich, man könne eine Menge ganz rechtgläubiger Gemeinden zuſammenbringen, aber ſie könnten ganz unbekannt und abgelegen ſein, die Nichts entſcheiden könnten; nur die, welche von Apoſteln geſtiftet ſind oder von ihnen Briefe empfangen haben, haben Auctorität in dieſer Beziehung. Wir ſehen: auf einen andern Grund einer Auctorität der Gemeinden, daß ſie etwa Metropolitankirchen waren, darauf giebt er gar Nichts, ſondern nur auf ihren apoſtoliſchen Urſprung, weil ſie dann die Vorausſetzung für ſich hatten, die ächte apoſtoliſche Lehre bewahrt zu haben. Nun ſagt er weiter, daß derjenige, welcher ſeine Auswahl mache, die Schriften, welche von allen katholiſchen Gemeinden angenommen ſind, denen vorziehn ſolle, welche von einigen nicht angenommen werden; unter dieſen aber

müſſen die, welche von mehreren Gemeinden angenommen ſind, denen vorgezogen werden, die nur wenige Gemeinden annehmen, doch müſſen wenige bedeutende Gemeinden eben ſo viel Auctorität haben, wie mehrere unbedeutende. Hier ſieht man in der Sache ſelbſt ein Schwanken.

Wenn wir nun dieſes lateiniſche Zeugniß mit jenem griechiſchen vergleichen, ſo können wir ſagen: die ceterae des Auguſtin werden dieſelben ſein, wie die ἐν δευτέρῳ κείμεναι des Cyrill, denn beide ſind ſolche, die auch in den Gemeinden öffentlich geleſen wurden; aber das ganze Verfahren iſt bei beiden doch ein ganz verſchiedenes. Auguſtin giebt gar kein ſo ſtrenges Verbot des Leſens von ſolchen Schriften, die nur eine partielle Auctorität in der Kirche hatten, ſondern er macht nur eine Abſtufung in dieſer Auctorität. Daraus aber dürfen wir nicht ſchließen, daß er in dieſer Beziehung einen weitern Geſichtspunct hatte, als Cyrill, ſondern daß er eine weitre Sonderung in der Praxis zwiſchen den Schriften vor ſich hatte, welche bei Cyrill βλαβεραί heißen; welche denn auch aus den katholiſchen Gemeinden verbannt waren. Ueber die Frage, ob nun die Theopneuſtie, ein Wort, das ſehr verſchieden gefaßt werden kann, auch eine weſentliche Vorausſetzung bei den Schriften war, die er canonicae nennt, giebt er uns keinen Aufſchluß, denn der Ausdruck divinae scripturae iſt von weiterm Umfang. Und es zeigt ſich nicht, daß als Scheidungsgrund für irgend eine Stufe die Theopneuſtie aufgeſtellt wurde; denn wenn man ſagt, die apoſtoliſchen Gemeinden, auf die er hinweiſ't, würden keine Schriften aufgenommen haben, welche dieſes Merkmal der Theopneuſtie nicht an ſich getragen: ſo iſt dies doch zu viel geſchloſſen, denn daraus folgt nur, daß die Schriften mit der apoſtoliſchen Lehre übereinſtimmten, aber noch nicht, daß ſie auch von Gott eingegeben waren.

Der Inhalt der Sammlung iſt nicht ganz derſelbe, wie bei Cyrill, bei dem die Apocalypſe nicht mit aufgenommen war, die wir bei Auguſtin finden. Auch die Ordnung iſt nicht dieſelbe; auf die 4 Evangelien folgen bei ihm die 14 pauliniſchen Briefe,

von denen der Hebräerbrief der letzte iſt, dann die katholiſchen, die Acta und die Apocalypſe.

Wenn wir dies recht zuſammennehmen und fragen, wie es damals um den Canon geſtanden hat, ſo müſſen wir ſagen: es läßt ſich aus dieſer Stelle des Auguſtin nicht geradehin und mit Gewißheit ſchließen, daß manche Kirchen damals noch einen andern Canon gehabt haben; er könnte nur haben beſchreiben wollen, wie der Canon entſtanden ſei. Aber wahrſcheinlicher iſt doch, daß eine allgemeine Uebereinſtimmung darüber noch nicht ſtattfand und daß in Beziehung darauf Auguſtin die Regeln angegeben hat. Eine ſo beſtimmte Scheidung, wie die bei Cyrill zwiſchen den Schriften, die er zuerſt nennt und denen, von welchen er ſagt: ἔξω κείσθω ἐν δευτέρῳ, finden wir bei Auguſtin nicht auf dieſelbe Weiſe. Allerdings was er canonicae scripturae nennt, iſt die erſte Ordnung Cyrill's; aber für die zweite hat er keine Bezeichnung, nach welcher ſie noch von andern geſondert werden; er nennt ſie ceterae, die aber doch noch divinae ſind; dieſe ceterae divinae ſtehen alſo andern von katholiſchen Gemeinden nicht angenommenen entgegen und entſprechen den ἐν δευτέρῳ κειμέναις des Cyrill.

Darüber aber, welchen Maaßſtab die Gemeinden, auf die ſich Auguſtin beruft, angelegt haben, geht nichts Genaueres hervor. Unter den canoniſchen Schriften ſind auch nicht-apoſtoliſche, wie Lucas und Marcus; es läßt ſich alſo nicht ein bloß äußeres Merkmal denken, wornach man in den angeſehenſten Gemeinden verfahren hätte. Da bleibt nichts Andres übrig, als das Verhältniß der einzelnen Schriften zu dem, was damals als ächte Lehre galt. Da iſt es möglich, daß manche Bücher, die nicht geringere Auctorität hatten, als die canoniſchen, nicht aufgenommen wurden. Cyrill rechnet das Evangelium des Thomas unter die falſch überſchriebenen und ſchädlichen; es ſei von den Manichäern verfaßt. Dies kann aber leicht nur eine Conjectur geweſen ſein. Manichäiſche Lehrer mögen Stellen aus dieſer Schrift angeführt

haben; man konnte ſie nicht widerlegen, und machte daher die Schrift ſelbſt verdächtig. Das iſt der natürliche Hergang [1]).

Fragen wir nun, wo die Schriften ſind, welche Cyrill ἐν δευτέρῳ hinlegt und Auguſtin ceterae scripturae divinae nennt, ſo finden wir, daß ein Theil davon noch übrig iſt und den ſogenannten codex pseudepigraphus des N. T's. bildet; da iſt das evangelium infantiae, evang. Jacobi u. a. m.

§. 13.

Da wir aus dieſen Zeugniſſen geſehn haben, daß es nicht dieſelben Gränzen waren, in welchen die canoniſchen Schriften und diejenigen, welche in den Kirchen öffentlich geleſen wurden, zuſammengefaßt waren, indem Cyrill ja dies aufs beſtimmteſte unterſcheidet: ſo geht hieraus ſchon hervor, daß die übrigen Schriften zwar geſammelt worden ſind, daß aber ein Unterſchied gemacht wurde zwiſchen denen, welche geleſen wurden und welche nicht. Es giebt hierin eine Analogie mit dem Codex des alten Teſtaments; es wird nemlich geſagt, daß die Schrift des Jeſus Sirach und die Weisheit Salomon's nicht in den Canon gehörten; aber doch ſoll die Jugend darnach unterrichtet und ihr daraus vorgeleſen werden [2]). Aber man achtete ſie nicht geeignet, in den Kirchen geleſen zu werden, wahrſcheinlich, weil man dieſe moraliſchen Einzelnheiten nicht in eine Reihe mit dem Geſetz und den prophetiſchen Stücken des A. T. ſtellen wollte. — Wir müſſen nun niemals vergeſſen, daß zu jener Zeit der Beſitz von Büchern eine gewiſſe Wohlhabenheit vorausſetzte, und wenige Gemeindeglieder im Stande waren, ſich bibliſche Bücher anzuſchaffen; alle chriſtli-

---

1) Vergl. Cyrill. op. pag. 107. *Τοῦ Μάνη μαθηταὶ τρεῖς γεγόνασι, Θωμᾶς καὶ Βαδδᾶς καὶ Ἑρμᾶς. Μηδεὶς ἀναγινωσκέτω τὸ κατὰ Θωμᾶν εὐαγγέλιον· οὐ γάρ ἐστιν ἑνὸς τῶν δώδεκα ἀποστόλων, ἀλλ' ἑνὸς τῶν κακῶν τριῶν τοῦ Μάνη μαθητῶν.*

2) Vergl. Athanas. epist. fest. (I. 963); Synops. script. sacr. (Opp. Athan. II. 128); Hieronym. Praefat. in libros Salomonis (I. 939.).

chen Schriften konnten alſo nur in Archiven der Gemeinden aufbewahrt und vor dem Untergang geſichert werden. Später finden wir, daß Schriften chriſtlicher Lehrer ſpäterer Zeit in den Gemeinden vorgeleſen wurden; aber dieſe Vorleſungen vertraten die Stelle der homiletiſchen Vorträge, wie dies auch in den Synagogen der Fall war. In den chriſtlichen Gemeinden hatte ſich von Anfang an der homiletiſche Vortrag als ein weſentlicher eingeſtellt, um die Anwendung altteſtamentlicher Stellen auf Chriſtum zu zeigen. Wenn nun kein dazu Befähigter da war, was bei der abnehmenden Bildung im 5ten und 6ten Jahrhundert leicht möglich war, ſo wurden Schriften berühmter Lehrer vorgeleſen; dies hängt aber damit zuſammen, daß die Vorleſung der frühern nichtcanoniſchen Bücher immer mehr in Abnahme gekommen war.

Ein andres, der Zeit nach nicht völlig feſtzuſtellendes, aber merkwürdiges Zeugniß iſt im 59ſten und 60ſten Canon der Laodiceiſchen Synode aus dem Anfange der zweiten Hälfte des 4ten Jahrhunderts. Es finden ſich hier Beſtimmungen der Synode über die öffentlichen Vorleſungen in den Kirchen, aus denen wir ſehn, daß die Vorleſung der nichtcanoniſchen Bücher ſchon in Abnahme gekommen ſein mußte, denn ſie wird hier ausdrücklich verboten. *Οὐ δεῖ ἰδιωτικοὺς ψαλμοὺς λέγεσθαι ἐν τῇ ἐκκλησίᾳ*, das heißt wahrſcheinlich, Pſalmen, welche Privatmänner zu Verfaſſern hatten [1]); *οὐδὲ ἀκανόνιστα βιβλία, ἀλλὰ μόνα τὰ κανονικὰ τῆς καινῆς καὶ παλαιᾶς διαθήκης*. Da waren alſo ſowohl die apocryphiſchen Bücher des alten Teſtaments ausgeſchloſſen, als auch das ganze *δεύτερον* des Cyrill und die ceterae des Auguſtin. Wenn wir übrigens hier die Umſtände näher berückſichtigen, ſo können wir aus dieſem Canon nicht viel ſchließen, denn dieſe Synode kann nur Lehrer und Aelteſte von ſolchen Gemeinden umfaßt haben, zu denen kein apoſtoliſcher Sitz und keine Gemeinde von einer größeren Auctorität gehörte, ſondern

1) Erſt. Entw. Pſalmen von Privatverfaſſern (wol nicht immer Laien) in wie es ſcheint häufigem Gebrauch. (Aehnlich in der ſyriſchen Kirche)

nur unbedeutende Städte. Da war es wohl natürlich, daß keine bedeutendere Sammlung von andern als canoniſchen Schriften vorhanden war; darum braucht man unter den ἀκανονίστοις auch nicht eine ſolche Sammlung zu verſtehn, wie das δεύτερον des Cyrill; ſondern es gab wohl nur vereinzelte ſolche Schriften, wie die idiotiſchen Pſalmen; und die Vorſteher der Gemeinden mochten ſich kein Urtheil über die Auctorität von deren Verfaſſern zutrauen. Der 60ſte Canon giebt nun ein Verzeichniß der canoniſchen Schriften; beim A. T. wird unſer jetziger Canon erwähnt ohne die Apocryphen, auch ohne die Maccabäerbücher; der neuteſtamentliche Canon führt auf: die 4 Evangelien, die Apoſtelgeſchichte, die 7 katholiſchen Briefe und 14 pauliniſche; aber nicht die Apocalypſe. Da haben wir alſo ganz denſelben Canon, wie bei Cyrill.

Aber dieſer 60ſte Laod. Canon iſt von manchen Critikern, Spittler an der Spitze, angefochten und als ein ſpäterer Zuſatz erklärt worden. Wir können uns auf die Gründe hier nicht einlaſſen. Wenn man davon ausgeht, daß dieſer Canon unächt ſei, ſo muß man annehmen, daß damals in jener Gegend kein Zweifel darüber geweſen ſei, welche Bücher canoniſch ſeien. Dieſe Vorausſetzung iſt nun keineswegs richtig; indeß könnte ſie für jene Gegenden dadurch geſtützt werden, daß eben dieſe Kirchenprovinz ſo abgelegen von dem allgemeinen Verkehr mit den andern geweſen ſei [1]).

§. 14.

Gehen wir weiter zurück, ſo kommen wir auf Euſebius von Cäſarea, in deſſen Kirchengeſchichte es mehrere Stellen über den Canon giebt. In allen dieſen Stellen (im 2. 3. u. 6. Buche ſeiner hist. eccl.) iſt nicht davon die Rede, daß er den Canon ſeiner eignen Kirche aufführe, auch keineswegs, daß er einen eignen Canon mache; ſondern was er vorträgt, ſind nur

1) Erſt. Entw.: ſeine Aechtheit wol ohne hinreichenden Grund bezweifelt.

critische Untersuchungen und Urtheile. Nun hat man außerdem häufig den Fehler begangen, daß man sich an die Hauptstelle ausschließlich gehalten hat, da man doch die Ausdrücke darin nicht recht verstehn kann, wenn man nicht die andern Stellen vergleicht. Es kommen bei Eusebius so mancherlei eigenthümliche Ausdrücke vor, daß man dabei sehr vorsichtig sein muß. Lib. II. c. 23. sagt er vom Brief des Jacobus: *νοθεύεται*, er werde für unächt erklärt. Wir verstehn unter einer unächten Schrift die, welche den Namen des Verfassers mit Unrecht trägt; und dies ist dort allerdings auch die Meinung, aber Eusebius führt immer mit an, daß wenige von den Alten dieses Briefs erwähnt haben; und dasselbe sei auch der Fall mit dem Briefe des Judas, der auch zu den *λεγομέναις καθολικαῖς* gehöre [1]). Lib. III. c. 3. sagt er von dem 1sten Brief des Petrus: dieser sei *ἐνδιάθηκος*, welcher Ausdruck offenbar in Beziehung auf die Sammlung dasselbe bedeutet, was bei Augustin scripturae canonicae und im Can. Laod. *κανονικά*. Dagegen vom 2ten Brief des Petrus und allen übrigen dem Petrus zugeschriebenen Schriften sagt Eusebius: *οὐδ' ὅλως ἐν καθολικοῖς παραδεδομένα*, sie seien nicht in den katholischen Gemeinden überliefert, weil kein kirchlicher Schriftsteller Zeugnisse daraus gebrauche [2]). Dies ist ein Hauptpunct bei Eusebius, auf

---

1) Vergl. Eus. h. e. ed. Heinich. l. II. c. 23. .... *Ἰάκωβον, οὗ ἡ πρώτη τῶν ὀνομαζομένων καθολικῶν ἐπιστολῶν εἶναι λέγεται. Ἰστέον δὲ ὡς νοθεύεται μέν· οὐ πολλοὶ γοῦν τῶν παλαιῶν αὐτῆς ἐμνημόνευσαν, ὡς οὐδὲ τῆς λεγομένης Ἰούδα, μιᾶς καὶ αὐτῆς οὔσης τῶν ἑπτὰ λεγομένων καθολικῶν. Ὅμως δὲ ἴσμεν καὶ ταύτας μετὰ τῶν λοιπῶν ἐν πλείσταις δεδημοσιευμένας ἐκκλησίαις.*

2) L. III. c. 3. *Πέτρου ἐπιστολὴ μία ἡ λεγομένη αὐτοῦ προτέρα, ἀνωμολόγηται· ταύτῃ δὲ καὶ οἱ πάλαι πρεσβύτεροι ὡς ἀναμφιλέκτῳ ἐν τοῖς σφῶν αὐτῶν κατακέχρηνται συγγράμμασι. Τὴν δὲ φερομένην αὐτοῦ δευτέραν, οὐκ ἐνδιάθηκον μὲν εἶναι παρειλήφαμεν. Ὅμως δὲ πολλοῖς χρήσιμος φανεῖσα, μετὰ τῶν ἄλλων ἐσπουδάσθη γραφῶν. Τό γε μὴν τῶν ἐπικεκλημένων αὐτοῦ πράξεων, καὶ τὸ κατ' αὐτὸν ὠνομασμένον εὐαγγέλιον, τό τε λεγόμενον αὐτοῦ κήρυγμα, καὶ τὴν καλουμένην ἀπο-*

den er sich häufig bezieht, und worin er sich von Augustin unterscheidet. Eusebius fragt, ob angesehne Lehrer sich der Zeugnisse aus einem Buche bedient haben, während Augustin sich auf das Urtheil bedeutender Gemeinden beruft. Letzteres ist das Spätere; denn das Urtheil der Gemeinden ist wesentlich durch das angesehner Lehrer bestimmt, und so erklärt sich jenes Spätere aus diesem Früheren.

L. VI. c. 13. sagt Eusebius, daß Clemens von Alexandrien in seinen *Στρωματεῖς* Zeugnisse gebraucht habe *ἀπὸ τῶν ἀντιλεγομένων γραφῶν*, namentlich aus dem Hebräerbrief, dem Briefe des Barnabas, Clemens und Judas. Hierbei müssen wir zugleich auf die apostol. Canones Rücksicht nehmen, wo ebenfalls die Briefe des Clemens mit unter den canonischen Schriften stehn [1]); ebenso in den apostol. Constitutionen. — Hier wird also ein Begriff aufgestellt, welcher sowohl auf solche Schriften, die noch jetzt in unserm Canon sind, angewandt wird, als auf solche, die nicht darin stehn. Der Hebräerbrief ist lange Zeit von einem Theil der Kirche angenommen worden, von dem andern verworfen; die abendländische Kirche hat ihn lange nicht anerkannt. Ebenso wird zweifelhaft gelassen, ob alle 7 katholischen Briefe oder nur drei davon canonisch sind. Wie nun Eusebius von dem 2ten petrinischen Briefe sagt, er sei nicht von Allen angenommen, so stellt er ihn auch nicht unter die canonischen. Nun fragt sich, ob nicht Einer wie Augustin, der zu der Zeit des Eusebius gelebt hätte, die andern 4 katholischen Briefe unter die canonischen gesetzt haben würde, als von angesehenen Gemeinden angenommen. Sie würden zu dem *δεύτερον* des Cyrill gehört haben für solche Gemeinden, bei welchen sie nicht im Canon gestanden. Es fragt sich, ob wir das „widersprochene Schriften"

κάλυψιν, οὐδ' ὅλως ἐν καθολικοῖς ἴσμεν παραδεδομένα, ὅτι μή τε ἀρχαίων μή τε τῶν καθ' ἡμᾶς τις ἐκκλησιαστικὸς συγγραφεὺς ταῖς ἐξ αὐτῶν συνεχρήσατο μαρτυρίαις.

1) Mansi, conc. I. 47.

bloß auf die Verfaſſer beziehn können, ob alſo der Hebräerbrief da, wo er als canoniſch angenommen wurde, immer als pauliniſch angeſehn wurde. Ich glaube nicht, daß damals daran gezweifelt wurde, daß der Brief des Barnabas und Clemens von dieſen Verfaſſern ſei. Da wird alſo der Begriff der ἀντιλεγόμεναι γραφαί zweifelhaft, ob er mehr auf die Unächtheit der Ueberſchrift oder den Gebrauch der Schrift ſich bezieht. Im folgenden Capitel ſagt Euſebius von Clemens, daß er in dem nicht auf uns gekommenen Werke der ὑποτυπώσεις eine Aufzählung der geſammten canoniſchen Schriften des N. T. mache und dabei auch die ἀντιλεγόμεναι nicht auslaſſe [1]). Bei Rufin [2]) finden wir auch einen Unterſchied zwiſchen canoniſchen Büchern und ſolchen, welche nicht canoniſch ſind, aber doch geleſen wurden. Er nennt ſie libri ecclesiastici, zu denen er aber von neuteſtamentlichen beſtimmt nur den Pastor des Hermas rechnet. Man ſieht hier alſo wieder die Differenz der canoniſchen und der vorgeleſenen und das Schwanken in der Bedeutung von ἀντιλεγόμεναι zwiſchen der Unſicherheit über den Verfaſſer und dem Mangel an Auctorität bei Gemeinden und Lehrern.

Wenn wir nun dies im Allgemeinen zuſammenfaſſen, ſo ſehen wir, wie aus den verſchiedenen Elementen des Urtheils erſt allmählig ſich ein gemeinſchaftliches gebildet hat, und wie unſer gegenwärtiger Canon durch eine Ausgleichung entſtanden iſt zwiſchen differenten Gebrauchsweiſen und Anſichten; wobei auf der einen Seite eine Neigung zur Vermehrung des Canons aus einer gewiſſen Claſſe von Schriften, auf der andern Seite eine beſtimmtere Ausſtoßung anderer, die früher einen zweifelhaften Rang hatten, vorgewaltet hat. Dies wird ſich genauer ergeben,

---

1) Lib. VI. c. 14. Ἐν δὲ ταῖς ὑποτυπώσεσι πάσης τῆς ἐνδιαθήκου γραφῆς ἐπιτετμημένας πεποίηται διηγήσεις, μηδὲ τὰς ἀντιλεγομένας παρελθών· τὴν Ἰούδα λέγω καὶ τὰς λοιπὰς καθολικὰς ἐπιστολὰς, τήν τε Βαρνάβα καὶ τὴν Πέτρου λεγομένην ἀποκάλυψιν.

2) Rufin. expos. in symb. apost. ad calc. opp. Cyprian. ed. Oxon. p. 26.

wenn wir auf die Hauptstelle des Eusebius näher eingehn und andre Aussprüche über andre Schriften, die nicht in unserm Canon mehr vorkommen, hinzunehmen.

Eusebius behandelt diese Angelegenheit immer so, daß er bei den einzelnen Aposteln und apostolischen Männern gleich ihre Schriften anführt und die unterscheidet, welche allgemein anerkannt werden, und die andern: ὁμολογούμεναι und ἀντιλεγόμεναι. Darüber sagt er, er werde dies immer so thun, daß er bei den bedeutendsten Kirchenlehrern namhaft machen wolle, welche apostolischen Schriften sie anführen. Man sieht, sein ganzes Verfahren ist ein critisches; l. III. c. 25. giebt er dann das Resultat seiner Untersuchungen an. Denselben Gesichtspunct finden wir auch bei Andern; z. B. Athanasius giebt in einem Briefe [1]) ebenfalls den Canon und stellt sich dabei gewissermaßen parallel mit dem Lucas: es hätten Viele unternommen, die apocryphischen Bücher mit den Gott eingegebenen Schriften zu vermischen, und das wolle er aus einander legen, und die in den Canon gebrachten, überlieferten und als göttlich anerkannten Bücher wolle er verzeichnen, damit jeder, der hintergangen sei, den Betrug wahrnehmen könne. Und nun giebt er einen Canon, der mit dem Cyrillischen fast ganz übereinstimmt, nur daß er die Apocalypse hinzufügt. Dies überhaupt seien die πηγαὶ τοῦ σωτηρίου, und in diesen allein werde die Lehrweise der Gottseligkeit verkündet (ἐν τούτοις μόνοις τὸ τῆς εὐσεβείας διδασκαλεῖον εὐαγγελίζεται). Man sieht, daß dieser Gesichtspunct im 4ten Jahrh. vorherrschend geworden war.

Gewöhnlich sieht man jene Stelle des Eusebius [2]) so an,

---

1) Athan. opp. ed. Bened. Tom. I. 961 sq.

2) Euseb. h. e. III. 25. Τακτέον ἐν πρώτοις τὴν ἁγίαν τῶν εὐαγγελίων τετρακτύν, οἷς ἕπεται ἡ τῶν πράξεων τῶν ἀποστόλων γραφή. Μετὰ δὲ ταύτην, τὰς Παύλου καταλεκτέον ἐπιστολὰς, αἷς ἑξῆς τὴν φερομένην Ἰωάννου προτέραν, καὶ ὁμοίως τὴν Πέτρου πρωτέαν ἐπιστολήν. Ἐπὶ τούτοις τακτέον, εἴγε φανείη, τὴν ἀποκάλυψιν Ἰωάννου, περὶ ἧς τὰ δόξαντα κατὰ καιρὸν ἐκθησόμεθα. Καὶ ταῦτα μὲν ἐν ὁμολογουμένοις. Τῶν

aß er eine Dreitheilung mache in ὁμολογούμενα, ἀντιλεγόμενα nd νόθα. Daß iſt aber genau genommen falſch. Er ſagt, es mme eigentlich darauf an, dieſe Schriften der καινὴ διαθήκη on denen zu unterſcheiden, welche unter dem Namen der Apoſtel on den Ketzern vorgebracht würden; dieſen Ketzern ſtehn die ἐκκλησίαι καθολικαί entgegen. Er hatte ſchon von andern Schrifn geſagt, ſie ſeien nicht ἐν καθολικοῖς παραδεδομένα [1]). Dies iſt alſo ſein Hauptgegenſatz: Schriften der καινὴ und παλαιὰ διαθήκη der ganzen chriſtlichen Kirche, und Schriften, welche

---

δ' ἀντιλεγομένων, γνωρίμων δ' οὖν ὅμως τοῖς πολλοῖς, ἡ λεγομένη Ἰακώβου φέρεται καὶ ἡ Ἰούδα, ἥτε Πέτρου δευτέρα ἐπιστολὴ, καὶ ἡ ὀνομαζομένη δευτέρα καὶ τρίτη Ἰωάννου, εἴ τε τοῦ εὐαγγελιστοῦ τυγχάνουσαι, εἴτε καὶ ἑτέρου ὁμωνύμου ἐκείνῳ. Ἐν τοῖς νόθοις κατατετάχθω καὶ τῶν Παύλου πράξεων ἡ γραφὴ, ὅ τε λεγόμενος ποιμὴν, καὶ ἡ ἀποκάλυψις Πέτρου. Καὶ πρὸς τούτοις, ἡ φερομένη Βαρνάβα ἐπιστολὴ, καὶ τῶν ἀποστόλων αἱ λεγόμεναι διδαχαὶ· ἔτι τε ὡς ἔφην ἡ Ἰωάννου ἀποκάλυψις εἰ φανείη, ἣν τινες ὡς ἔφην ἀθετοῦσιν, ἕτεροι δὲ ἐγκρίνουσι τοῖς ὁμολογουμένοις. Ἤδη δ' ἐν τούτοις τινὲς καὶ τὸ καθ' Ἑβραίους εὐαγγέλιον κατέλεξαν, ᾧ μάλιστα Ἑβραίων οἱ τὸν Χριστὸν παραδεξάμενοι χαίρουσι. Ταῦτα μὲν πάντα τῶν ἀντιλεγομένων ἂν εἴη. Ἀναγκαίως δὲ καὶ τούτων ὅμως τὸν κατάλογον πεποιήμεθα, διακρίναντες τάς τε κατὰ τὴν ἐκκλησιαστικὴν παράδοσιν ἀληθεῖς καὶ ἁπλάστους καὶ ἀνωμολογημένας γραφὰς, καὶ τὰς ἄλλας παρὰ ταύτας, οὐκ ἐνδιαθήκους μὲν ἀλλὰ καὶ ἀντιλεγομένας, ὅμως δὲ παρὰ πλείστοις τῶν ἐκκλησιαστικῶν γιγνωσκομένας, ἵν' εἰδέναι ἔχοιμεν αὐτάς τε ταύτας, καὶ τὰς ὀνόματι τῶν ἀποστόλων πρὸς τῶν αἱρετικῶν προφερομένας, ἤτοι ὡς Πέτρου καὶ Θωμᾶ καὶ Ματθίου, ἢ καί τινων παρὰ τούτους ἄλλων εὐαγγέλια περιεχούσας, ἢ ὡς Ἀνδρέου καὶ Ἰωάννου καὶ τῶν ἄλλων ἀποστόλων πράξεις, ὧν οὐδὲν οὐδαμῶς ἐν συγγράμματι τῶν κατὰ διαδοχὰς ἐκκλησιαστικῶν τις ἀνὴρ εἰς μνήμην ἀγαγεῖν ἠξίωσεν. Πόρρω δέ που καὶ ὁ τῆς φράσεως παρὰ τὸ ἦθος τὸ ἀποστολικὸν ἐναλλάττει χαρακτὴρ, ἥ τε γνώμη καὶ ἡ τῶν ἐν αὐτοῖς φερομένων προαίρεσις, πλεῖστον ὅσον τῆς ἀληθοῦς ὀρθοδοξίας ἀπάδουσα, ὅτι δὴ αἱρετικῶν ἀνδρῶν ἀναπλάσματα τυγχάνει, σαφῶς παρίστησιν· ὅθεν οὐδ' ἐν νόθοις αὐτὰ κατατακτέον, ἀλλ' ὡς ἄτοπα πάντη καὶ δυσσεβῆ παραιτητέον.

1) III. 3. Siehe oben Seite 43.

nur von den Ketzern gebraucht und angenommen werden. Unter den erstern unterscheidet er wieder solche, welche ἐν πρώτοις zu stellen seien (nemlich die, welche er ὁμολογούμενα nennt, deren sich alle kirchlichen Schriftsteller von Anfang an bedient haben), und solche, welche weniger allgemein anerkannt sind. Was diese letztern betrifft, so ist die Sonderung, nach welcher er einige von ihnen als ἀντιλεγόμενα, andere als νόθα bezeichnet und dadurch zwei verschiedene Abtheilungen gemacht habe, ganz falsch. Denn nachdem er den Brief des Jacobus, des Judas, den 2ten des Petrus und den 2ten und 3ten des Johannes unter die ἀντιλεγόμενα gezählt hat, fährt er fort: ἐν τοῖς νόθοις κατατετάχθω καὶ u. s. w. So sieht man, daß νόθον dasselbe sagen will, was ἀντιλεγόμενον. Faßt man die Sache in der Dreitheilung, so wäre auch gar nicht zu erklären, wie er von der Apocalypse sagen kann: Einige stellen sie unter die ὁμολογούμενα, Andre unter die νόθα, unter diese müsse man sie setzen, wenn man sie nicht unter die ὁμολογούμενα rechnen wolle. Wenn ἀντιλεγόμενα eine von νόθα verschiedene Classe wäre, so würde er sie wohl eher dahin gestellt haben. Nun sieht man also, daß es ihm auf die Unterscheidung, die er innerhalb der γραφαὶ der καινὴ διαθήκη macht, nicht angekommen ist, sondern daß er nur Abstufungen hat machen wollen, daß er aber die ὁμολογούμενα ganz feststellt, mit Ausnahme der Apocalypse, welche schwankend bleibt. Dies kommt aber daher, weil diese Schrift immer als eine apostolische angesehn und auch von den Gemeinden, welche sie annahmen, weit höher, als die 4 katholischen Briefe, geachtet wurde. Es kommt ihm auch nur darauf an, die Zeugnisse in ihrem Endresultat zusammenzustellen. — Unter die νόθα, die er streng von den von Ketzern aufgebrachten sondert, rechnet Eusebius auch den Brief des Barnabas und die διδαχαὶ τῶν Ἀποστόλων und außer der Apocalypse auch das Evangelium κατ' Ἑβραίους, welches dasjenige sei, auf welches die Gemeinden aus den Hebräern den größten Werth legen. Nun sagt er von diesem gar nicht, daß es einem bestimmten Verfasser beigelegt

werde; also kann es nicht unter die unächten gesetzt werden in dem Sinne, nach welchem es auf den Verfasser ankommt; sondern weil man außerhalb Palästina dieses Evangelium nicht kannte, so konnten auch andre Schriftsteller (ἐκκλησιαστικοὶ συγγραφεῖς) keine Zeugnisse daraus hernehmen. Also konnte es auch keine andre Stelle bekommen, als diese, weil es bei den Schriftstellern nicht vorkommt, deren Urtheil Eusebius ausmitteln will. Wenn man sieht, daß er die Apocalypse, indem er gar nicht zu erkennen giebt, ob er selbst zu denen gehört, die sie zu den ὁμολογούμενα zählen, bis hier herunter rückt, so muß er auch einen solchen Mangel daran, daß sich Schriftsteller ihrer bedient hätten, gefunden haben, und sie muß in seinem litterarischen Kreise keine andere Stellung, als diese, haben bekommen können. Jenes aber setzt er nur als die Meinung Einiger hin.

Dazu finden wir noch einen Schlüssel in der bekannten Stelle aus dem Briefe des Hieronymus an den Dardanus [1]): „Die Gewohnheit der Lateiner nimmt den Brief an die Hebräer nicht unter die canonischen Schriften auf; die Griechen aber thun es alle." In den griechischen Verzeichnissen finden wir immer 14 paulinische Briefe; darunter ist also auch der Hebräerbrief. „Aber", sagt er, „ebenso wie die Lateiner den Brief an die Hebräer nicht annehmen, so nehmen die Griechen die Offenbarung des Johannes nicht an; ich selber aber nehme beide', und folge nequaquam hujus temporis consuetudinem, sed veterum scriptorum auctoritatem". Nun wissen wir nicht, welche alte Schriftsteller dies sind. Wahrscheinlich waren es lateinische oder auch palästinische und syrische; es können aber auch griechische gewesen sein. So stellt sich dies ziemlich ebenso, wie bei Eusebius.

Fragen wir, was der Ausdruck γραφὴ ἐνδιάθηκος bedeutet, so müssen wir allerdings schwanken, ob wir die ganze erste Hauptabtheilung des Eusebius, alles, was Auctorität in der Kirche hat und nicht ketzerisch ist, darunter verstehn sollen, oder

1) Hieron. opp. ed. Martian. II. 608.

nur die Schriften, welche er ἐν πρώτοις ſetzt. Sein Sprachgebrauch hat in dieſer Beziehung etwas Schwankendes, was daher kommt, daß er keiner beſtimmten Theorie folgt, ſondern nur den Zeugniſſen Anderer, die eine unbeſtimmte Abſtufung zulaſſen.

Aus der Zeit der erſten von uns angeführten Zeugniſſe iſt noch eine Stelle bei Gregor von Nazianz zu bemerken. Er ſtellt auch einen Canon auf und ſagt von den katholiſchen Briefen [1]: Einige ſagen, es ſeien ſieben, Andre, man müſſe nur drei aufnehmen (nemlich 1. Petr., 1. Joh. und Jacob.). Ferner ſagt er von der Offenbarung des Johannes, daß Einige ſie mit hinein ſchrieben (in den Canon), die Meiſten aber ſie für νόθος erklärten. Er ſetzt hinzu: οὗτος ἀψευδέστατος κανὼν ἂν εἴη τῶν θεοπνεύστων γραφῶν. Das „von Gott eingegeben" hat hier offenbar keineswegs die Bedeutung eines Zeugniſſes über eine beſondere Glaubhaftigkeit, ſondern es iſt daſſelbe, wie das oben aus Athanaſius Angeführte: daß in dieſen Schriften allein der eigentliche Lehrtypus der chriſtlichen Gottſeligkeit verkündigt werde.

Nun ſehn wir alſo hier offenbar ſo viel, daß es eine ganz falſche Vorſtellung vom Canon in jener Zeit und von canoniſchen Schriften ſei, wenn man ſagt, es ſeien diejenigen, welche in den Kirchen vorgeleſen wurden. Denn offenbar ſind viele geleſen, von denen es Niemanden einfiel, ſie in den Canon zu ſetzen. Der Kreis der Bücher, welche in Gemeinden geleſen wurden, war ſehr ſchwankend, aber der Canon beſtimmt. Die Briefe des Clemens und des Barnabas wurden aus dem Canon herausgenommen, aber ſchwerlich gehörten ſie in andern Gemeinden dazu, als in denen, an welche ſie gerichtet waren. Unter die Bücher von einer ſolchen zweifelhaften Stellung gehört nun außer der Offenbarung des Johannes beſonders der Pastor des Hermas, von dem Euſebius ſagt, daß Einige ihn in den Canon nehmen, Andre aber behaupten, er ſei nicht von dem Hermas, der im

1) Greg. Naz. Op. II. 194 sqq. ed. Colon.

N. T. erwähnt werde [1]). Da ſieht man alſo, diejenigen, welche dieſe Schrift für apoſtoliſchen Urſprungs hielten, von dem Bekannten des Paulus, nahmen ſie in den Canon auf; die aber daran zweifelten, nahmen ſie aus demſelben heraus. So finden ſich auch Zeugniſſe, wo dieſes Buch allein als ein neuteſtamentliches ἀπόκρυφον angeſehn wird mit jenen altteſtamentlichen zuſammmen [2]).

§. 15.

Wenn wir nun weiter zurückgehn, ſo kommen wir auf ein ſehr merkwürdiges Zeugniß, was aber iſolirt da ſteht und über deſſen Urſprung ſich Nichts entſcheiden läßt. Es iſt das Muratoriſche Fragment (Muratori, antiqq. Ital. medii aevi. III. 854.), ein lateiniſches Verzeichniß der neuteſtamentlichen Bücher, von Muratori und einigen Critikern ans Ende des 2. Jahrhunderts, von andern ins 4te geſetzt [3]). Die pauliniſchen Briefe ſtehn

---

1) H. e. III. 3. Ἐπεὶ δὲ ὁ ἀπόστολος ἐν ταῖς ἐπὶ τέλει προσρήσεσι τῆς πρὸς Ῥωμαίους μνήμην πεποίηται μετὰ τῶν ἄλλων καὶ Ἑρμᾶ, οὗ φασὶν ὑπάρχειν τὸ τοῦ ποιμένος βιβλίον, ἱστέον ὡς καὶ τοῦτο πρὸς μέν τινων ἀντιλέλεκται, δι' οὓς οὐκ ἂν ἐν ὁμολογουμένοις τεθείη, ὑφ' ἑτέρων δὲ ἀναγκαιότατον οἷς μάλιστα δεῖ στοιχειώσεως εἰσαγωγικῆς κέκριται.

2) Hieronym. in prologo galeato, vergl. Athanas. I. 961. u. Rufin. expos. symb. apost. (vergl. De Wette Einl. Th. I. Seit. 45. d. 5ten Ausg.)

3) Das Fragment beginnt mit Lucas; es folgen Joh., Acta und die paulin. Briefe ohne den an die Hebr. Dann heißt es: Fertur etiam ad Laudecenses, alia ad Alexandrinos, Pauli nomine fictae ad haeresem Marcionis; et alia plura, quae in catholicam ecclesiam recipi non potest. Fel enim cum melle misceri non congruit. Epistola sane Judae, et superscripti Johannis duas in catholica habentur. Et Sapientia ab amicis Salomonis in honorem ipsius scripta. Apocalypsis etiam Johannis et Petri tantum recipimus, quam quidam ex nostris legi in ecclesia nolunt. Pastorem vero nuperrime temporibus nostris in urbe Roma Herma conscripsit, sedente cathedra urbis Romae ecclesiae Pio episcopo fratre ejus. Et ideo legi eum quidem oportet, se publicare vero in ecclesia populo, neque inter prophetas completum numero neque inter apostolos in finem temporum potest. Arsinoi autem

voran, wie es in der lateinischen Kirche zu sein pflegt, während in der griechischen die katholischen Briefe gewöhnlich vor jenen genannt werden. Dann heißt es, es gebe auch einen Brief an die Laodicenser und einen an die Alexandriner. Ein Brief mit der erstern Ueberschrift findet sich im Codex pseudepigraphus, der Brief an die Alexandriner kann kaum ein andrer als der an die Hebräer sein; er sei der Ketzerei des Marcion zu Liebe erdichtet. Dies ist gar nicht einzusehn, da scheint also eine Lücke zu sein. Es folgt: et alia plura, quae in catholicam ecclesiam recipi non potest. Dieser Singular giebt wieder den Verdacht einer Lücke. Da ist die Rede unbestimmt von mehreren Büchern, welche in die katholische Kirche nicht aufgenommen werden können, weil man doch Galle und Honig nicht unter einander mischen dürfe. Epistola sane Judae et superscripti Johannis duae in catholica habentur. Das müßte der 2. und 3. Joh. sein, und vorher müßte vom ersten Joh. die Rede gewesen sein. Es folgt: Et sapientia ab amicis Salomonis in honorem ipsius scripta; da ist also schon eine Vermischung des Alt- und Neutestamentlichen. Dann heißt es: Apocalypsis etiam Johannis et Petri tantum recipimus. Hier, glauben Viele, sei eine Lücke; unmittelbar kann es nur heißen, von den Apocalypsen nehme er nur die des Johannes und Petrus an. Die des Petrus wurde aber immer für unächt gehalten; hier heißt es aber nur: von welcher Einige nicht wollen, daß sie in der Kirche gelesen werde. Es kann also im Canon sein, was nicht öffentlich gelesen wurde. Dann wird vom Pastor des Hermas gesagt, daß dies Buch ganz neuerdings in Rom von einem Bruder des römischen Bischofs Pius geschrieben sei, deshalb sollte es zwar gelesen werden, aber es öffentlich in der Kirche dem Volke bekannt zu machen, gehe nicht an. Der Ausdruck se publicare entspricht

---

seu Valentini vel Mitiadis nihil in totum recipimus, qui etiam novum psalmorum librum Marcioni conscripserunt una cum Basilide Assianum Catafrygum constitutorem.

dem griech. δημοσιεύεσθαι, das ſich immer auf das in den Sammlungen der Gemeinden geweſen ſein und in den Gemeinden privatim oder öffentlich gebraucht werden bezieht und ein gemeinſchaftlicher Ausdruck für alle die Schriften iſt, die nicht häretiſch ſind und als ὁμολογούμενα und ἀντιλεγόμενα zuſammen die καινὴ διαθήκη bilden; Schriften aber aus ſpäterer als der apoſtoliſchen Zeit, werden niemals darunter begriffen. Entweder müſſen wir glauben, daß die Gemeinden keine Sammlung davon hatten und ſie nur im Beſitz der Schule waren, oder daß man gleich einen beſtimmten Unterſchied zwiſchen den apoſtoliſchen und ſpätern Schriften gemacht hat, weil man nur die erſtern zu Beweiſen gebrauchen konnte, worauf doch immer am meiſten ankam.

Da im Fragment von zwei Briefen des Paulus die Rede iſt, die verworfen werden, dann von einem des Judas und zweien superscripti Johannis, dann von der Sapientia Sal., von zwei Apocalypſen und endlich vom Pastor des Hermas: ſo iſt kein Buch darunter, das unter die ὁμολογούμενα gehört; denn wir müſſen die beiden letzten Briefe des Johannes verſtehn, da entweder nur der erſte oder alle drei für canoniſch gehalten werden können. Der eigentliche erſte Canon muß alſo ſchon vorangegangen ſein. So erklärt ſich, warum der Verfaſſer ein altteſtamentliches Apocryphon erſt jetzt anführt, wenn er das alte Teſtament mit in ſeinen Canon aufgenommen hatte. So kann alſo hier ein Schluß gemacht werden auf den Zuſtand der Sammlung, welche bei Cyrill ἐν δευτέρῳ iſt und bei Euſebius nicht zu den πρώτοις gehört aber auch nicht ketzeriſch iſt. Man ſieht, daß die Offenbarung des Petrus in einigen Kirchen geleſen wurde, da es heißt, daß Andre es verbieten. Die zweite Claſſe zerfiel in der Folge immer mehr in zwei Theile, von denen der eine, nemlich die Offenbarung des Johannes, der Hebräerbrief und die vier katholiſchen Briefe in den Canon aufgenommen wurden, während die Schriften des andern Theils nicht geſammelt wurden und ſich ſo mit andern vermiſchten.

Man könnte auf den Gedanken kommen, daß das Fragment

eine Ueberſetzung aus dem Griechiſchen ſei; aber dem widerſpricht, was von dem Pastor des Hermas und der Auctorität der römiſchen Gemeinde geſagt wird. Man kann alſo aus dem Fragment ſehn, wie die lateiniſche Kirche ihren eignen Gang für ſich gegangen iſt; nur daß wir nur indirect ſchließen können, wie der eigentliche Canon gelautet hat. Er hatte alſo die pauliniſchen Briefe mit Ausnahme des Hebräerbriefes, den 1ſten und vielleicht auch den 2ten Brief Petri, 1ſten Joh. und den des Jacobus [1]).

Merkwürdig iſt noch die letzte Stelle, nachdem geſagt iſt, daß der Pastor von dem Bruder des Biſchof Pius geſchrieben ſei.

---

1) Erſt. Entw. Commentar über das Fragment. Nach Hieronymus kann man wol glauben, daß Hebr. Br. in der lat. Kirche ſehr unbekannt war und je älter deſto leichter. Merkwürdig, wenn man den Text nicht ändert, daß grade Jac. und Petr. Br. ganz fehlen. Die Zwiſchenſchiebung der Weisheit Salomonis deutet entw. auf große Unwiſſenheit oder auf ein verlorenes N.T.liches Apocryph. Oder darauf, daß hier überhaupt nur von libris ecclesiasticis die Rede iſt und dies ſein einziges altteſtamentliches war. Die Gleichſtellung der Johanneiſchen und Petriniſchen Apocalypſe (wenn man den Text nicht ändern will) und zwar auf eine Weiſe, die auch mehr ähnliche Werke von Andern vorausſezt, iſt merkwürdig. Pastor muß wegen des biſchöflichen Bruders geleſen werden. (Dieſe Stelle weiſet doch ſehr deutlich in das 2. Jahrh. hin.) Wichtig die dreifache Abſtufung, die troz des verderbten Textes deutlich: das Leſen (ein Unterſchied, den Cyrill für ſeine Catechumenen nicht anerkennt) das publicare se in ecclesia populo, Gebrauch in den öffentlichen Verſammlungen, und das in prophetas et apostolos redigi, gleich dem kanoniſchen des Laod. und dem ἐνδιάθηκος des Euseb. mit Rückſicht auf Beweisſtellen. Aus der zweiten Maſſe wurde nun theils die dritte vermehrt, theils fiel ſie der erſten anheim. Das Schwanken ſieht man noch bei Gregor. von Naz., dann bald wird der Kanon feſt.

(Das Muratoriſche Verzeichniß erwähnt entweder den Brief an die Hebr. gar nicht oder unter dem Namen ad Alexandrinos Pauli nomine ficta. Wenn nun aus dieſem die Worte Hebr. 12, 15. angeführt werden: ſo müßte es offenbar anführen, daß es den Verfaſſer aus ſich ſelbſt widerlege.)

Schwerlich iſt ſie ganz rein, aber merkwürdig iſt doch und gewiß nicht falſch: er wolle den Pastor weder unter die apoſtoliſchen Briefe noch unter die Propheten ſtellen. Da giebt es aber eine Stelle, die freilich ſehr ſpät iſt, aus dem 6. Jahrh. in einer Sammlung über den Ritus, wo es heißt: *τοὺς ψαλμοὺς ἀναγινώσκει ὁ ἀρχιδιάκονος, τὴν δὲ προφητείαν καὶ τὸν ἀπόστολον ὁ πρωταποστολάριος.* Da ſind alſo Vorleſungen in drei Abtheilungen, Pſalmen, Propheten und Apoſtel; und die Evangelien fehlen. Aehnlich bei Cyrill von Scythopolis: *διδάξαι τὸ ψαλτήριον καὶ τὸν ἀπόστολον.* Da konnte man den Pastor des Hermas entweder unter den prophetiſchen Büchern leſen oder unter den apoſtoliſchen; unſer Fragment ſagt, daß er unter keine von beiden gehört und nicht vorgeleſen werden kann. Dieſe ſpätern Notizen geben einen Wink, daß die ganze Sammlung des neuen Teſtaments viel ſpäter, als jene critiſchen Unterſuchungen und Beſtimmungen des Werthes der einzelnen Bücher, noch nicht als eine vollkommne kirchliche Einheit in der Praxis gegolten hat. Allerdings da alle jene Auctoritäten immer die 4 Evangelien vorausſtellen, ſo müſſen dieſe allgemein verbreitet geweſen ſein; aber es ſcheint, daß ſie nicht ſo bald in die öffentliche Praxis der Vorleſung übergegangen ſind, wie die apoſtoliſchen Briefe; ſondern da zuerſt in den chriſtlichen Verſammlungen nur die altteſtamentlichen Schriften vorgeleſen wurden, ſo ſieht man, wie ſich daran die apoſtoliſchen Briefe zunächſt angeſchloſſen haben.

§. 16.

Weiter rückwärts finden wir eine Stelle in der 2ten Rede des Gregorius Thaumaturgos um die Mitte des 3. Jahrh.: *ὅταν ἀναγινώσκηται τὸ εὐαγγέλιον ἢ ἀποστολικόν*[1]). Es iſt nicht abzuſehn, woher mehrere Schriftſteller nach Suicer im Thesaur. eccles. die Meinung gehabt haben, dies ſei ein Geſang geweſen, der ſo geheißen; denn dagegen ſpricht durchaus das *ἀνα-*

1) Gregor. Neocaes. opp. ed. Gerh. Voss, pag. 74.

γινώσκειν. Andere verſtehn unter ἀποστολικόν das apoſtoliſche Glaubensbekenntniß; aber dies widerlegt ſich durch den Anachronismus. Τὸ ἀποστολικόν muß eine Sammlung apoſtoliſcher Schriften ſein, und ſo wäre dies die älteſte Stelle, wo eine ſolche zweifache neuteſtamentliche Vorleſung angeführt wird; während ſpäter Neuteſtamentliches und Altteſtamentliches mit einander verleſen wurde und Erſteres dann nur das Apoſtoliſche war.

Euſebius bemüht ſich (h. e. VI. 25.) Stellen des Origenes zu ſammeln, um zu zeigen, wie dieſer die heiligen Bücher geſchätzt und welche er für ächt gehalten habe. Euſebius hatte die Schriften des Origenes noch vollſtändig vor ſich; an dieſer Stelle zeigt er nun, daß Origenes die 4 canoniſchen Evangelien abgeſondert von allen andern hinſtellt und einen apoſtoliſchen Zuſammenhang für ſie geltend zu machen ſucht, indem er Marcus auf den Petrus, Lucas auf den Paulus zurückführt; die Reihenfolge iſt die unſrige. Aehnliches findet man auch bei Euſebius aus dem Clemens von Alexandrien, welcher eine Tradition mittheilt, daß die beiden Evangelien, welche die Genealogien haben, die älteſten ſeien, ebenſo den Marcus auf den Petrus zurückführt, und vom Johannes ſagt, daß er zuletzt geſchrieben habe, weil die andern drei nur τὰ σωματικά der evangeliſchen Geſchichte gegeben hätten [1]). — Origenes hat auch den Brief an die Hebräer commentirt, und Euſebius führt eine Stelle an, wo er ſagt, es ſei gar nicht der pauliniſche Stil, aber der Inhalt vollkommen pauliniſche Gedanken. Er hätte ihn gewiß nicht commentirt, wenn er ihn nicht für ein canoniſches Buch gehalten hätte; er hatte alſo in ſeinem Canon ſchon 14 paulin. Briefe. — Im Commentar zum Johannes ſpricht er über das ſparſame Schreiben der erſten Apoſtel und ſagt, Petrus habe nur eine einzige ἐπιστολὴ ὁμολογουμένη hinterlaſſen, Johannes nur ein kurzes Evangelium und einen kleinen

1) Eus. h. e. VI. 14. .... Τὸν μέντοι Ἰωάννην ἔσχατον συνιδόντα ὅτι τὰ σωματικὰ ἐν τοῖς εὐαγγελίοις δεδήλωται, προτραπέντα ὑπὸ τῶν γνωρίμων, πνεύματι θεοφορηθέντα, πνευματικὸν ποιῆσαι εὐαγγέλιον.

Brief; die beiden andern und der zweite des Petrus würden bezweifelt. Die Apocalypse erwähnt er auch, ohne irgend einen Zweifel dagegen geltend zu machen.

Was die Evangelien betrifft, so haben wir noch eine Stelle in der Uebersetzung der ersten Homilie des Origenes über den Lucas, wo er über den Eingang dieses Evangeliums sagt, daß er einen Tadel derjenigen enthalte, welche gewagt hätten (conati sunt = ἐπεχείρησαν Luc. 1, 1.), die heilige Geschichte zu schreiben, ohne vom heil. Geist erleuchtet zu sein. Die Kirche habe nur 4 Evangelien, die Ketzer eine Menge[1]).

Merkwürdig ist noch eine Stelle des Origenes, wo er wünscht, das Talent der heil. Schriften zu vervielfältigen: *εὔχομαι τὴν μνᾶν εἴτε εὐαγγελίου, εἴτε ἀποστόλου, εἴτε προφήτου, εἴτε νόμου ποιῆσαι πολλαπλασίονα*[2]). Hier sehn wir dieselbe Eintheilung, wie bei Gregorius Thaum.; das Neutestamentliche faßt Origenes zusammen in Evangelium und Apostel, das Alttestamentliche in Gesetz und Propheten. Da er das Neutestamentliche voranstellt, so kann man nicht sagen, er habe die Eintheilung nach der Analogie des A. T. gemacht[3]). Also geht daraus hervor, daß dies die Hauptdifferenz ist: *τὸ εὐαγγέλιον*, alle 4 Evv. begreifend, und *ὁ ἀπόστολος*. Nun fragt sich aber: ist dies so zu verstehen, daß dies zwei verschiedene Theile des Canons gewesen sind, und daß man denken muß, die neutestamentlichen Bücher

1) Orig. T. III. pag. 933. Hoc, quod ait: Conati sunt, latentem habet accusationem eorum, qui absque gratia Spiritus sancti ad scribenda evangelia prosilierunt. Matthaeus quippe, et Marcus, et Joannes, et Lucas non sunt conati scribere, sed Spiritu sancto pleni scripserunt evangelia..... Ecclesia quatuor habet evangelia, haereses plurima.

2) Hom. XIX. in Jerem. T. III. p. 264.

3) Erst. Entw. Man sieht, nach der Analogie der altteſtament. Eintheilung ist auch die neutestamentliche gemacht. — Es ist wol nicht zu schließen, daß damals zwei besondere Sammlungen, Evang. u. Apost. das gewöhnliche waren. Hier dominirt das altteſtam. und dem wird das neue anbequemt.

ſeien in 2 Abtheilungen getheilt worden, und es habe, ehe man das N. T. in Eins zuſammengefaßt, zwei neuteſtamentliche Sammlungen gegeben? Das wäre hieraus zuviel geſchloſſen. Aber es giebt doch allerdings Stellen, wo ſich dies ziemlich klar herausſtellt, und wo Citate ſo angeführt werden, im εὐαγγέλιον ſtehe das, und im ἀπόστολος das. So bei Irenäus und Tertullian oft. Man muß alſo Sammlungen unter der allgemeinen Ueberſchrift τὸ εὐαγγέλιον, und andere unter der Ueberſchrift ὁ ἀπόστολος gehabt haben. Wenn man nun aber fragt, was in beiden geſtanden haben mag, ſo iſt freilich das Zeugniß des Origenes ſehr entſchieden dafür, daß ihm kein Beiſpiel bekannt war, daß man in der Kirche ein andres Evangelium hatte, als die vier. Unter ecclesia bei Origenes ſind gewiß nur die griechiſch redenden Gemeinden zu verſtehn; alſo kann Origenes das εὐαγγέλιον κατὰ Ἑβραίους, welches Euſebius wenigſtens unter die deuterocanoniſchen Schriften ſtellt und von den hebräiſchen Chriſten vorzüglich geſchätzt nennt, nicht mit unter dem allgemeinen Namen τὸ εὐαγγέλιον begriffen haben, da es ſemitiſch war. Schwieriger iſt zu entſcheiden, was ὁ ἀπόστολος geweſen ſei. Wenn es die pauliniſchen und katholiſchen Briefe waren, ſo ſieht man nicht ein, warum es nicht οἱ ἀπόστολοι heißt oder τὸ ἀποστολικόν, welches aber wohl nur bei Gregor. Thaum. vorkommt. Wenn man darauf achtet, wie verſchieden die Ordnung bei Cyrill und Auguſtin iſt, und daß bei erſterm die katholiſchen Briefe den pauliniſchen vorangehn und allen die Acta, ſo wird man geneigt zu glauben, daß ὁ ἀπόστολος das alles geweſen, indem die Acta wohl als hiſtoriſche Einleitung dazu gehörten. Nimmt man aber die lateiniſche Ordnung bei Auguſtin: die pauliniſchen Briefe zuerſt, dann die katholiſchen und die Acta zuletzt, ſo wird es zweifelhaft, ob dieſe beiden Haupttheile nicht erſt ſpäter hinzugekommen ſind. Das iſt keine Frage, daß die pauliniſchen Briefe eher geſammelt wurden; Marcion hat ſchon eine Sammlung von ihnen, von den katholiſchen Briefen aber nicht. So geſtaltet ſich alſo die Sache, wenn wir bei dieſen Zeiten, wo unſre ſichern Quellen

erſt anfangen, ſtehn bleiben ſo: daß unter dieſer Form zuerſt die Sammlung zu Stande gekommen, in dieſer Duplicität von εὐαγγέλιον und ἀπόστολος, und das Letztere erſt allmählig erweitert iſt, indem zu den pauliniſchen Briefen zuerſt die 3 katholiſchen Briefe und dann die 4 hinzukamen, und daß dieſe Einheit erſt entſtanden iſt durch die allmählige Sonderung des 2ten Theils, indem nemlich einige von dieſen Büchern in den Canon übergingen, die andern nicht mehr durch kirchliche Sammlungen verbreitet wurden und ſo allmählig verloren gingen, ſo daß ſie größtentheils nur fragmentariſch durch Anführungen von Schriftſtellern vorhanden ſind. Aber ſelbſt der Ausdruck ἐνδιάθηκος ſcheint nicht zu beweiſen, daß zu der Zeit eine ausſchließende Sammlung ſchon vorhanden geweſen ſei. Wenn man bedenkt, wie die Bücher damals geſtaltet waren, ſo war es nicht gut möglich, hier eine beſtimmte abgeſchloſſene Einheit zu machen; und da war es um ſo wichtiger, daß man ſich zuerſt über die Schriften verſtändigte, welche zum Beweiſe der chriſtlichen Wahrheit gebraucht werden konnten; und daß die andern erſt alle, je nachdem ſie ſich an dieſe anſchloſſen, oder nicht, geſammelt wurden oder in der Verborgenheit blieben.

Wie wenig feſtſtehend der Geſichtspunct war, wornach man chriſtliche und kirchliche Schriften für göttliche hielt, kann man am beſten aus den Aeußerungen des Origenes ſehn, der doch gewiß der beſte Critiker ſeines Zeitalters war. So citirt er den Pastor des Hermas öfter, ohne Etwas darüber zu ſagen; an andern Stellen citirt er ihn mitten unter bibliſchen Büchern, z. B. περὶ ἀρχῶν lib. II.[1]): „Damit wir aber auch ex scripturarum auctoritate glauben, daß ſich dies ſo verhält, ſo höre ——" und nun citirt er eine Stelle aus den Maccabäerbüchern, dann aus dem Pastor und dann ganz auf dieſelbe Weiſe aus den Pſalmen. An andern Stellen erklärt er ſich zweifelhaft darüber, d. h. er führt Stellen daraus an mit ſolchen Ausdrücken: si cui tamen

1) Orig. op. I. 79.

scriptura illa recipienda videtur [1]) oder si cui placeat etiam illum legere librum [2]). Im Comment. in Matth. XIV. [3]) ſagt er: „Wenn man ſo dreiſt ſein darf (τολμήσαντα), auch aus einer in der Kirche herumgehenden Schrift, die aber nicht von Allen dafür anerkannt wird, eine göttliche zu ſein, dies zu beſtätigen.“ Da ſtellt er alſo den status causae dar, aber ſo, daß das οὐ παρὰ πᾶσι zeigt, daß die Schrift einen bedeutenden Anhang hatte. Endlich im Commentar über den Römerbrief beim Gruß an den Hermas ſagt er [4]): Ich glaube, daß dies der Hermas iſt, der den Pastor geſchrieben, quae scriptura valde mihi utilis videtur et, ut puto, divinitus inspirata (θεόπνευστος). Hier ſieht man, wie das Merkmal der kirchlichen Geltung, der auctoritas, und das der göttlichen Eingebung nicht zuſammenfällt. — Aehnlich iſt es mit den Aeußerungen des Origenes über diejenigen neuteſtamentlichen Schriften, von denen wir geſehn haben, daß ſie auch noch ſpäter in eine zweifelhafte Stellung geſetzt wurden, 2. und 3. Joh., Jud., Hebr. Nun hat er den Hermas nicht für den gehalten, für welchen ihn das Muratoriſche Fragment hält, ſondern für einen Bekannten des Paulus, alſo auch für einen apoſtoliſchen Mann; und doch hat er nicht verlangt, daß Alle ſeine Schrift anerkennen.

Man hat aus einer andern Stelle des Origenes geſchloſſen (auch De Wette), daß er auch ſchon eine vollſtändige neuteſtamentliche Sammlung als Sammlung gekannt habe. Im Anfang des 4ten Buchs περὶ ἀρχῶν ſagt er: Wir nehmen zum Beweiſe deſſen, was von uns geſagt iſt, Zeugniſſe hinzu aus den Schriften, zu welchen wir das Vertrauen haben, daß ſie göttlich ſind, aus der ſ. g. alten und neuen διαθήκη [5]).“ Allein hiermit iſt es wieder ſo, wie wir ſchon in Beziehung auf den weit beſtimmtern

1) II. 294. II. 681.
2) III. 872.
3) III. 644.
4) IV. 683. vgl. Röm. 16, 14.
5) I. 156. Προσπαραλαμβάνομεν, εἰς τὴν φαινομένην ἡμῖν ἀπόδειξιν τῶν λεγομένων, μαρτύρια τὰ ἐκ τῶν πεπιστευμένων ἡμῖν εἶναι θείων γραφῶν, τῆς τε λεγομένης παλαιᾶς διαθήκης, καὶ τῆς καλουμένης καινῆς.

Ausdruck ἐνδιάθηκος gesagt haben[1]), daß es nicht auf die Sammlung der Bücher sich bezieht, sondern auf ihren Character, sofern sie jenen beiden Instituten angehören. Aus dem weitern Verfolg sieht man, wie Origenes zur Vertheidigung seines christlichen Glaubens diese göttliche Oeconomie mit der heidnischen Weisheit vergleicht; aus diesem Zusammenhang geht hervor, daß διαθήκη nicht die Sammlung bezeichnet, sondern παλαιὰ διαθήκη ist die Oeconomie des alten Bundes Gottes mit den Menschen durch Abraham und Moses, und καινὴ διαθήκη die des neuen in Christo[2]).

Daß aber schon Sammlungen unter den beiden Namen εὐαγγέλιον und ἀπόστολος zu des Origenes Zeit vorhanden gewesen sind, hat allerdings größere Wahrscheinlichkeit, wiewohl ich nicht einmal behaupten möchte, daß diese Sammlungen immer auf gleiche Weise bestimmt waren, sondern nur, daß man die Bücher classificirt und die einen als τὸ εὐαγγέλιον, die andern als ὁ ἀπόστολος bezeichnet habe. Man will die Spuren dieser Sammlungen auch noch anderwärts finden; aber man muß sich darin vorsehn. In der Epistola ad Diognetum[3]) heißt es: εἶτα φόβος νόμου ᾄδεται καὶ προφητῶν χάρις γινώσκεται καὶ εὐαγγελίων πίστις ἵδρυται καὶ ἀποστόλων παράδοσις φυλάσσεται. Der Plural εὐαγγελίων und ἀποστόλων deutet aber nicht auf eine Sammlung hin, sondern scheint im Allgemeinen evangelische Schriften und solche die von Aposteln herrührten, zu bezeichnen. Wenn überhaupt schon geschlossene Sammlungen unter bestimmten Ueberschriften häufig gewesen wären, so würde nicht so viel Zweifel und Uneinigkeit über einzelne Schriften ge-

---

1) Vergl. oben Seite 59. u. 35.

2) Erst. Entw. Merkwürdig ist, daß selbst Eusebius keine zusammenhängende Rechenschaft über seinen Canon bei Origenes fand. Daß Sammlung nicht schon gewesen wäre, ist nicht glaublich, vielleicht aber nimmt Origenes eben weil sie so verschieden war auf sie keine bestimmte Rücksicht.

3) Ep. ad Diogn. cap. 11. in Justin. opp. pag. 240.

weſen ſein; ja Cyrill würde nicht die Bücher einzeln ſeinen Catechumenen aufgeführt, ſondern geſagt haben: „Alles, was in dieſer Sammlung ſteht, leſet, und was ſonſt auch in der Kirche vorgeleſen wird.“ Nun finden ſich bei Tertullian ein paar Stellen, welche beſtimmtere Ausdrücke enthalten. De pudic. cap. 11. heißt es: „quod ad Evangelium pertinet,“ und cap. 12. „de apostolico instrumento“; und de bapt. cap. 15. ſagt er: „dies geht hervor tam ex Domini Evangelio quam ex Apostoli litteris.“ Wenn dieſer Singular Apostolus allein ſtände, ſo könnte man ſich eher denken, daß er collectiviſch gemeint ſei; aber Apostoli litterae klingt mehr ſo, als ob die Briefe eines Mannes genannt ſeien und Tertullian nur die Briefe des Paulus im Sinne gehabt habe. In dem Ausdruck apostolicum instrumentum aber können die katholiſchen Briefe auch begriffen ſein. Die Verſchiedenheit in dieſen Ausdrücken ſcheint alſo dagegen zu ſein, daß eine feſte Sammlung unter einem beſtimmten Titel geweſen ſei. Doch das Weſentliche der Sache, daß man ſich alle heiligen Schriften ſo claſſificirte, tritt in dieſen Citationen hervor, und iſt ſehr natürlich und von ſelbſt zu denken [1]).

§. 17.

Es iſt alſo der Canon erſt allmählig einer geworden und die Sammlung erſt dadurch überall dieſelbe, daß man das, was in verſchiedenen kirchlichen Provinzen vorhanden war, mit einander verglich und ſich darüber verſtändigte; wofür die Stelle in Hieron. ep. ad Dard. ein ſchlagender Beweis iſt, wo er ſagt: die lateiniſche Kirche nehme die Apocalypſe an, aber nicht den Hebräerbrief, die griechiſche umgekehrt; er ſelber aber nehme beide an. Durch

1) Erſt. Entw. Daß zu Origenes Zeiten und früher es zwei getrennte Sammlungen Evang. und Apoſt. gegeben habe, ſcheint aus allen bei De Wette angeführten gewöhnlichen Stellen gar nicht, ſondern nur die von Tertullian führen beſtimmt auf eine ſolche Unterſcheidung der Bücher und vielleicht instrumentum auch auf eine äußere Abtheilung.

ihn entſtand alſo die Einheit. Seine Ueberſetzung war aber nicht die erſte; er fand eine alte vor, die er umbildete, indem er griechiſche Handſchriften zu Rathe zog. Es fragt ſich alſo: Wenn es vor Fixirung des Canon Ueberſetzungen gegeben hat, wie haben dieſe ausgeſehn? waren es einzelne oder Sammlungen? und wie waren dieſe Sammlungen? Wir müſſen dabei beſonders auf zwei Ueberſetzungen Rückſicht nehmen, die lateiniſche und die ſyriſche. Was die lateiniſche betrifft, ſo kann der Umſtand, daß es jetzt noch Handſchriften giebt, welche die vor-hieronymiſche Ueberſetzung interlinear enthalten, nicht beweiſen, daß dieſe Ueberſetzungen vor Hieronymus ſchon als Sammlung vorhanden geweſen. Es ſind alle dieſe Bücher ſchon lateiniſch überſetzt geweſen; aber ob dieſe Ueberſetzungen als Sammlung beſtanden und ſeit wann? darüber wiſſen wir Nichts; nur daß im Canon der römiſchen Kirche in ältern Zeiten der Brief an die Hebräer nicht war, darüber haben wir jenes beſtimmte Zeugniß; aber dies war kein Geſetz für andere Kirchen, und ſo wie es ganz in der Nähe, z. B. in Mailand, ganz unabhängige Einrichtungen gab, ſo kann auch ein anderer Canon dort beſtanden haben. — Mit der ſyriſchen Ueberſetzung iſt es anders. Die jüngere Philorenianiſche enthält unſern jetzigen Canon; die ältere, die Peſchito, aber nur die 4 Evang., die Acta, die 13 pauliniſchen Briefe, 1. Petr., 1. Joh., den Brief an die Hebräer und den des Jacobus; ſie ſchließt alſo aus: 2. Petr., 2. u. 3. Joh., Jud. und die Apocalypſe. Hug ſtellt die Hypotheſe auf, daß dieſe fehlenden Bücher erſt ſpäter ausgelaſſen ſeien; man ſieht daraus, wie ſchwer es einem katholiſchen Theologen wird, etwas anzunehmen, was der Auctorität ſeiner Kirche zuwider iſt; er will ſeinen Canon ſchon in der Peſchito finden, ſeine Annahme iſt aber ohne alle Analogie. Offenbar vielmehr iſt aus jener Ordnung der Bücher, daß der Brief des Jacobus und der an die Hebräer erſt ſpäter hinzugefügt ſind, weshalb ſie am Ende der Sammlung ſtehn[1]). Dieſe Ueberſetzung

1) Anm. Im erſten Entwurf und der darnach gehaltenen erſten Vorle-

repräſentirt das letzte Viertel[1]) des dritten Jahrhunderts, und wenn die beiden letzten Briefe ſpäter hinzugefügt wurden, ſo muß die Sammlung ſchon früher geweſen ſein. Die ſyriſche Kirche war von der griechiſchen ſo durch die Sprache geſondert, daß die Bücher leichter zu einer feſtſtehenden Sammlung gelangen konnten, während bei den Griechen mehr Bücherweſen, einzelne Bücher mehr verbreitet, und deshalb keine feſte Sammlung war.

§. 18.

Gehn wir noch weiter zurück, ſo kommen wir auf den Canon des eigentlich ohne Grund als Ketzer verrufenen Marcion in Pontus. Er war nur ein ſtrenger Gegner der judaiſirenden Chriſten und behauptete, daß im A. T. eine ganz andere Idee von Gott herrſche, als im neuen. Man hat auch ſeinen Canon für ketzeriſch angeſehn. Er hat, wie es ſcheint, dieſe Sammlung erſt gemacht, die nur aus 1 Evangelium und 10 pauliniſchen Briefen beſtand. Seine Gegner haben vorausgeſetzt, daß vor ihm in Pontus der vollſtändige Canon ſchon geweſen ſei, und daß er die übrigen Bücher geſtrichen habe; aber es iſt vielmehr wahrſcheinlich, daß er dieſe nicht gekannt hat. Allerdings kommt Manches in den katholiſchen Briefen vor, was ihm nicht genehm ſein konnte; er würde alſo ſie vielleicht nicht aufgenommen haben, wenn er ſie gehabt hätte, als er ſeinen Canon machte; aber darüber conſtirt Nichts, und es iſt eher möglich, daß dieſe Bücher noch nicht bis

---

ſung Schleiermachers fehlt dieſe aus der Reihenfolge der Bücher gezogene Folgerung ganz. Nach Ebedjesu in Assemani bibl. orient. T. III. P. 1. pag. 8. iſt die Reihenfolge dieſe: die 4 Evang., Act., Ep. Jacob., 1. Petr., 1. Joh., 13 paulin. Briefe und der an die Hebr. als der 14te. Ebenſo in den von Adler in N. T. verss. syr. simpl., Philox. et Hier. denuo examinatae pag. 20. 24. beſchriebenen Neſtorian. Codd. — Dagegen in Troſt's Ausgabe der Peſchito folgen die Bücher ſo auf einander: 4 Evv., Act., 13 paul. Br., Hebr. Br., Jacob., 1. Petr., 1. Joh.

1) Erſt. Entw. das erſte Viertel.

Pontus gekommen waren. Was ſein Evangelium betrifft, ſo ſagen die Kirchenlehrer, die gegen ihn geſchrieben, er habe das des Lucas gehabt, aber entſetzlich verfälſcht. Aber es heißt nicht, daß er es das des Lucas genannt habe; er hatte nur paulin. Briefe, alſo wurden dieſe unter dem Namen ὁ ἀπόστολος angeführt, und das Evangelium hieß natürlich τὸ εὐαγγέλιον. So kommt man ſehr leicht auf den Gedanken, daß dieſe Sammlung des Marcion vielleicht die urſprüngliche geweſen ſei, getheilt in εὐαγγέλιον und ἀπόστολος, welche Namen ſich auch nicht änderten, als noch mehr Evangelien und Briefe hinzukamen. Bei der ſyriſchen Ueberſetzung waren alſo ſchon die 3 andern Evangelien und mehrere Briefe hinzugekommen; aber, wie es ſcheint, zu zwei verſchiedenen Zeiten. Ob aber das Evangelium, das Marcion hatte, unſer Lucas geweſen ſei, iſt immer noch zweifelhaft; vielleicht daß es eine frühere Edition deſſelben geweſen, in der ſowohl Theile des Anfangs als des Endes fehlten, vielleicht auch, daß Marcion eine beſondere Redaction veranſtaltet hat, jedoch nach andern Grundſätzen, als nach dem dogmatiſchen Inhalt.

Wollte man nun aber ſagen, daß die Sammlung des Marcion die älteſte und urſprünglichſte ſei, ſo wäre dies zu viel behauptet; wir haben nur keine Nachrichten von den andern Gegenden aus der Zeit. Auch ſieht man nicht ein, warum gerade in Pontus zuerſt eine Sammlung pauliniſcher Briefe veranſtaltet ſein ſollte; allerdings konnte Marcion wegen ſeiner antijudaiſirenden Richtung einen beſondern Beweggrund haben, gerade Briefe des Paulus zu ſammeln; aber auch in andern Gegenden, wo weit mehr Verkehr war, mußten ſich Sammlungen pauliniſcher Briefe bilden, namentlich ſollte man meinen, daß wenigſtens die zwei Briefe an die Corinther, der an die Römer und die beiden an die Theſſalonicher in jeder dieſer großen Städte, die mit einander verkehrten, müſſen vereinigt geweſen ſein. Es muß die Bildung von Sammlungen als eine fortſchreitende angeſehn werden; und allerdings ſind die altſyriſche Ueberſetzung und die Sammlung des Marcion dabei zwei feſte Puncte, die als Mittelglieder

zwiſchen dem Canon, wie er ſpäter überall gleichmäßig wurde, und dem der frühern Zeiten ſtehn. Aus dieſen beiden läßt ſich ſo viel deutlich machen, daß unſer gegenwärtiger Canon allmählig zu Stande gekommen iſt, wie dies auch aus den obigen critiſchen Zeugniſſen ſpäterer Schriftſteller hervorgeht.

§. 19.

Wollen wir nun aus dem Geſagten Folgerungen machen auf die Principien, von denen man ausging, ſo kann man dabei eine Duplicität nicht verkennen. Der erſte Geſichtspunct nemlich war, Bücher zu ſammeln, welche durch ihre Auctoren eine ſolche Dignität bekamen, daß ſie als authentiſche Zeugniſſe der reinen Lehre betrachtet werden konnten. So ſahen es Origenes und Euſebius an; es iſt das theologiſche Intereſſe, das der Schule. Der zweite Geſichtspunct war, die Sammlungen von Büchern, von welchen in den Gemeinden öffentlicher Gebrauch gemacht wurde, in eine Uebereinſtimmung zu bringen; dies iſt das aſcetiſche Intereſſe, das der Gemeinden. Aus dieſen beiden gemeinſchaftlich iſt der Canon, wie wir ihn haben, entſtanden. Hieraus entwickeln ſich von ſelbſt zwei entgegengeſetzte Maximen, die mit einander im Kampfe ſein müſſen. Im Intereſſe der Gemeinden würden wir nicht an eine ſtrenge Critik denken, ſondern da überwog das Intereſſe der Erbaulichkeit, und je reicher die Sammlung war, deſto erfreulicher war dies für die Gemeinden an und für ſich, und deſto mehr Abwechslung hatte man beim Vorleſen. Die Spuren hiervon finden wir in den critiſchen Urtheilen des Euſebius; der Ausdruck δεδημοσιευμένος deutet darauf hin. Wenn wir nun die Facta darnach ſondern, und daran denken, wie das Buch des Hermas in vielen Gemeinden einen bedeutenden öffentlichen Gebrauch hatte, und wie Origenes ſelbſt ihm einen großen Werth in dieſer Beziehung beilegte, ohne daß er für die Lehre einen großen Gebrauch davon gemacht hätte, wenn wir ferner ſehn, wie von Anfang an die Berichte über den Urſprung von 2. Petr., Jud., 2. und 3. Joh. faſt nur negativ lauten, daß er

ſich nemlich nicht gut nachweiſen läßt: ſo folgt wohl, daß dieſe Schriften durch das aſcetiſche Intereſſe in die Sammlung gekommen waren. Und wenn critiſche Schriftſteller eine Sonderung machen zwiſchen ſolchen, die ἐν πρώτοις, und ſolchen, die ἐν δευτέρῳ ſtehn, ſo iſt kein Zweifel, daß ſie in die erſte Claſſe nur die geſtellt haben werden, welche dem theologiſchen Intereſſe zur Erkenntniß der wahren Gottſeligkeit dienten, in die zweite Claſſe dagegen auch die, welche die Gemeinden zum aſcetiſchen Gebrauch geſammelt hatten. Der zweite Brief Petri und der des Judas haben in ihrem Inhalte Aehnlichkeit mit der Apocalypſe, weil ſie auch in Andeutungen von künftigen Schickſalen der Gemeinden reden; wogegen allerdings 2. und 3. Joh. mehr eine erbauliche Tendenz haben; das Buch des Hermas vereinigt beides, indem das Viſionäre darin die Form iſt, in die das Erbauliche gefaßt wird.

Fragen wir nach der eigentlichen Bedeutung von θεία γραφή und θεόπνευστος γραφή, ſo müſſen wir dieſe aus dem alten Teſtamente herleiten und aus der Art, wie im ſpätern Judaismus ein Unterſchied zwiſchen den urſprünglich canoniſchen und den ſpätern helleniſtiſchen Schriften gemacht wurde. Der Begriff der Theopneuſtie iſt mehr von dem aſcetiſchen, als von dem theologiſchen Intereſſe abhängig; was ſich ſpäter allerdings anders ſcheint geſtaltet zu haben.

Betrachten wir das Ende der Sache, nemlich die Geſtaltung des Canons ſeit dem 5ten Jahrhundert, ſo erſcheint darin eine gewiſſe Transaction zwiſchen jenen beiden Intereſſen und Maximen. Es ſind gewiſſe Bücher, welche für das theologiſche Intereſſe eine negative Bedeutung hatten, weil ſie in der Lehre verdächtig waren, aus dem öffentlichen Gebrauche ganz verſchwunden, wie der Pastor des Hermas, die Acta Petri und die Apocalypsis Petri, die in vielen Gemeinden ſich ἐν δευτέρῳ befanden. Dagegen iſt der Unterſchied zwiſchen den πρώτοις und den ἐν δευτέρῳ aufgehoben, und die Bücher, welche auf apoſtoliſche Namen zurückgeführt wurden ohne weſentlichen Einwand gegen die Lehre, ſind mit den andern, den ἐν πρώτοις, gleichgeſtellt. In dieſer Bezie-

hung ist immer merkwürdig, wie schon oben angeführt ist, die in der syrischen Sammlung befolgte Ordnung, wo die Stellung des Briefs an die Hebräer und des Jacobus hinter den des Petrus und des Johannes auf eine spätere Annahme derselben zu deuten scheint [1]). In andern Sammlungen dagegen stand der Hebräerbrief als 14ter pauliniſcher ἐν πρώτοις, und so findet hier schon eine solche Aufhebung des Unterschieds Statt. Die Maxime, welche vom theologischen Interesse ausging, würde, wenn sie allein geherrscht hätte, unser neues Testament mehr beschränkt haben; die Maxime des ascetischen Interesses würde noch mehr aufgenommen haben; das neue Testament würde dann in zwei verschiedene Theile zerfallen, wie es Anfangs war. So aber ist eine diesen Unterschied aufhebende Transaction eingetreten; doch ist darüber keine bestimmte Uebereinkunft getroffen, sondern es ist die Richtung, welche der Gegenstand in seiner Beweglichkeit genommen hat.

Wenn man nun früher in Behandlung dieses Gegenstandes rein das theologische Interesse als die Maxime angesehn hat, durch welche der Canon zu Stande gekommen wäre; und in späterer Zeit, namentlich durch Semler, die entgegengesetzte Ansicht allein vorwaltete: so ist das Eine eben so einseitig, wie das Andere; und nur wenn man sich in das gleichzeitige Wirken beider Maximen hineindenkt, so sieht man, wie aus beiden zusammen sich das Gegenwärtige gebildet hat.

§. 20.

Diese Auseinandersetzung fand am zweckmäßigsten hier ihre Stelle, weil der Canon des Marcion das Aelteste ist, was wir von einer Sammlung, welche bestanden hat, wissen. Rückwärts von seiner Zeit verlieren sich die Spuren bestimmter Sammlungen immer mehr, und wir brauchen nicht viel weiter zurückzugehn, um nur noch solche einzelne Erwähnungen zu finden, die nicht hier, sondern bei der Specialeinleitung in die einzelnen Bücher ihre Stelle haben müssen.

1) Siehe oben S. 63. mit der Anm. 1.

Zwiſchen Marcion und der älteſten ſyriſchen Ueberſetzung liegen nun noch Tatian und Juſtin. Der Erſtere hat eine gewiſſe Analogie mit Marcion, indem er als Corrector der apoſtoliſchen Schriften erſcheint und ſich Aenderungen in denſelben erlaubte. Beide können dabei nur vom theologiſchen Intereſſe ausgegangen ſein, und es fragt ſich, wie ſie dann die Aechtheit der Lehre conſtruirt haben, die ſie durch die Correctur herſtellen wollten, und was ihnen als das Unterſcheidende der chriſtlichen gegolten hat, und ob ſie dabei doch von einer Auctorität ausgingen. Wahrſcheinlich haben ſie einige Schriften als ächte zum Grunde gelegt, und andere durch Aenderungen mit ihnen auf denſelben Punct geſtellt. Wollte man ſagen, ſie hätten bei der Beſtimmung deſſen, was urſprüngliche chriſtliche Lehre ſei, ein ſpeculatives Maaß zum Grunde gelegt: ſo möchte ſich dies wohl kaum rechtfertigen laſſen; allerdings aber läßt ſich fragen, ob nicht die mündliche Ueberlieferung ihr Maaß geweſen ſei, ob ſie nicht nach dem, was ſie von ihren Lehrern als chriſtliche Lehre empfangen hatten, die Schriften geändert haben. Dies hätte am meiſten Analogie mit der Praxis der katholiſchen Kirche, die der Tradition gleiche Auctorität mit der Schrift giebt; bei jenen hätte dann die Tradition größeres Anſehn gehabt, als die Schrift. Jene andere Maxime iſt die ſpeculative, die man auch zu verſchiedenen Zeiten hat geltend gemacht, um zu beſtimmen, was urſprünglich und wahrhaft chriſtlich ſei. Eine dritte Maxime iſt die, welche in der proteſtantiſchen Kirche die überwiegend geltende geworden iſt im Gegenſatz gegen die römiſche und die philoſophiſche, indem der Grundſatz aufgeſtellt wird, daß die Lehre Chriſti von ſeinen nächſten Jüngern ganz rein aufgefaßt ſei durch den ihnen verheißenen göttlichen Geiſt, und daß ſich in ihren Schriften dieſe reine, durch den Geiſt hervorgerufene und bewahrte Auffaſſung finde, die zum Maaße für alles Uebrige dienen müſſe. Wenn es aber darauf ankommt, feſte Gränzen zu ziehn, wie weit die reine Auffaſſung geht, ſo ſieht man, wie die Unterſcheidung zwiſchen protocanoniſchen, deuterocanoniſchen und apocryphiſchen Schriften ent-

ſteht. Dieſe Maxime hat bei der Beſtimmung des Canons die Oberhand bekommen. Auch ſpäter hat ſich dies immer bewährt. Wo wir Elemente des Katholiſchen und Proteſtantiſchen im Streit finden, da finden wir auch die beiden Maximen im Streit, das Feſthalten an der Tradition und das Zurückgehn auf das Urſprüngliche. Darum iſt auch die Critik des Canons am meiſten in der proteſtantiſchen Kirche bearbeitet worden, wie auch der Gebrauch des Canons in dieſer Kirche von weit größerer Bedeutung iſt, als in der katholiſchen.

Dem Tatian wird eine Schrift zugeſchrieben unter dem Namen διὰ τεσσάρων, was ſich offenbar auf die 4 Evangelien bezieht, welche in der Kirche geltend geworden ſind. Aber ob er dieſe alle gekannt hat, iſt deswegen noch gar nicht wahrſcheinlich; denn es iſt nicht ausgemacht, ob dieſer Namen als Ueberſchrift vom Tatian ſelbſt herrührt. Es giebt Spuren, daß er das Evangelium des Johannes hatte; ob er aber die andern drei auch gekannt hat, und in wiefern ſein Evangelium auf der Baſis des Johannes ruht, und er ſelbſt nur einige Erzählungen aus andern eingeſchaltet hat, darüber kann man gar nichts Sicheres unterſcheiden. Euſebius ſagt von ihm, daß er auch pauliniſche Abſchnitte corrigirt habe; und das wäre freilich ein ſtarkes Hinausgehn über das Gewöhnliche; man müßte annehmen, daß er den Paulus nicht in die erſte Claſſe geſetzt hätte, weil er kein perſönlicher Schüler Chriſti geweſen. Wir ſehn, hier fängt Alles ſchon an, dunkler zu werden. Nach Euſebius ſcheint es, als ob dieſe Verbeſſerung der pauliniſchen Stellen nur in Beziehung auf die Sprache geſchehn, denn Tatian war ein griechiſch gebildeter Mann. Euſebius drückt ſich auch nicht ſo aus, als wenn er das διὰ τεσσάρων ſelbſt geſehn hätte; daher iſt ſeine Angabe, daß Tatian ſelbſt jene Schrift ſo genannt habe, von keinem Gewicht [1]).

1) Vergl. Euseb. h. e. IV. 29. Χρῶνται μὲν οὖν οὗτοι (Severiani) νόμῳ καὶ προφήταις καὶ εὐαγγελίοις, ἰδίως ἑρμηνεύοντες τῶν ἱερῶν τὰ νοήματα γραφῶν· βλασφημοῦντες δὲ Παῦλον τὸν ἀπόστολον, ἀθετοῦσιν αὐτοῦ τὰς ἐπιστολάς, μηδὲ τὰς πράξεις τῶν ἀποστόλων καταδεχόμενοι. Ὁ

Ebenſo problematiſch iſt Juſtin's Bekanntſchaft mit unſern neuteſtamentlichen Schriften, namentlich mit einer Sammlung derſelben. Nach der Epistola ad Diognetum hätte er außer den Evangelien auch andere apoſtoliſche Schriften gekannt; aber dieſer Brief iſt nicht von Juſtin. Auch der *διάλογος πρὸς Τρύφωνα* wird von einigen Critikern bezweifelt; nur die beiden Apologien ſind ſicher von ihm. In ihnen aber führt er immer nur *ἀπομνημονεύματα τῶν ἀποστόλων* an. Was man darunter zu verſtehn hat, iſt noch nicht entſchieden; am ausführlichſten hat Eichhorn davon gehandelt, aber die Sache nicht erledigt, was auch wohl nicht eher geſchehen kann, als bis man über die Entſtehung der Evangelien im Reinen iſt. Es kommen zwar manche Stellen vor, die große Aehnlichkeit mit Stellen aus unſern Evangelien haben; aber da Juſtin ein litterariſch gebildeter Mann war, ſo iſt es deshalb nicht wahrſcheinlich, daß er unſre 4 Evangelien gekannt habe, weil er ſie nie unter ihrem Titel aufführt. Es kommt zwar bei ihm die Stelle vor: *οἱ ἀπόστολοι ἐν τοῖς γενομένοις ὑπ' αὐτῶν ἀπομνημονεύμασιν, ἃ καλεῖται εὐαγγέλια*[1]) etc., aber ſo oft ich dies geleſen habe, ſind mir die Worte *ἃ καλεῖται εὐαγγέλια* immer als eine Gloſſe vorgekommen, denn wenn Juſtin den kurzen Namen gekannt hätte, würde er nicht nachher immer mit dem längern, *ἀπομνημονεύματα τῶν ἀποστόλων*, citirt haben. Selbſt wenn die von Juſtin angeführten Stellen noch mehr Aehnlichkeit mit Stellen aus unſern Evangelien hätten, und keine andre, als ſolche, dabei wären: ſo würde ich doch noch zweifelhaft ſein; denn Juſtin konnte ja jene Stellen aus Relationen haben, die älter waren, als die Redaction unſrer Evangelien, und die Uebereinſtimmung daher kommen, daß beide, die *ἀπο-*

μέντοι γε πρότερος αὐτῶν ἀρχηγὸς ὁ Τατιανὸς συνάφειάν τινα καὶ συναγωγὴν οὐκ οἶδ' ὅπως τῶν εὐαγγελίων συνθεὶς, τὸ διὰ τεσσάρων τοῦτο προσωνόμασεν. Ὅ καὶ παρά τισιν εἰσέτι νῦν φέρεται. Τοῦ δὲ ἀποστόλου φασὶ τολμῆσαί τινας αὐτὸν μεταφράσαι φωνὰς, ὡς ἐπιδιορθούμενον αὐτῶν τὴν τῆς φράσεως σύνταξιν.

1) Justin. ed Bened. apolog. I. cap. 66. pag. 83.

μνημονεύματα und die Evangelien, aus einer gemeinschaftlichen Quelle geschöpft. Merkwürdig ist, daß Justin erwähnt [1]), in den Versammlungen würden τὰ ἀπομνημονεύματα τῶν ἀποστόλων ἢ τὰ συγγράμματα τῶν προφητῶν vorgelesen, daß er also das Gesetz ausschließt und nur die Propheten vom A. T. anführt. Wenn wir nun unter den ἀπομνημονεύματα die Evangelien denken, so paßt dies nicht recht den Propheten gegenüber, denn man erwartete vielmehr ein didactisches, als ein erzählendes Element; da könnte es eher eine Sammlung von Reden Christi sein, welche die Apostel gemacht hätten. Dieser Stelle hat freilich Schmidt in Gießen [2]) das Stillschweigen des Plinius in seinem Brief an Trajan entgegengestellt, der von einem Vorlesen von Schriften in den Gemeinden Nichts erwähnt. Aber die Christen wurden zuerst immer als eine Secte der Juden angesehn, deren Religion eine erlaubte war; es kam also, wenn man gegen die Christen Etwas vorbringen wollte, vorzüglich auf das an, was bei ihnen anders war, als bei den Juden; nun waren die Vorlesungen in der Synagoge ganz gewöhnlich, wenn sie also auch in den christlichen Versammlungen geschahen, so konnte dies nicht auffallen und hatte nichts Verfängliches, und so erklärt sich, daß Plinius Nichts davon erwähnt. Doch folgt nun daraus nicht, daß diese ἀπομνημονεύματα τῶν ἀποστόλων in jenen Kirchen in Palästina überall dieselben gewesen sind, sondern es wurden wohl so immer die Sammlungen der Reden und Thaten Christi genannt, welche bald so, bald so gemacht wurden.

Wir können uns nun leicht denken, daß von Justin ab früher hinauf jede Spur einer neutestamentlichen Sammlung verschwindet. Der ganze Zeitraum bis zum apostolischen Zeitalter bietet hier eine vollständige Lücke, welche nur ausgefüllt wird mit hier und dort zerstreuten Notizen über einzelne Schriften. Hier bleiben wir also in gänzlicher Unkunde über die erste Genesis einer solchen Sammlung. Daß nun zweifache Elemente, wie sie

1) Apol. I. cap. 67.

2) Vergl. Schmidt: Einleit. ins N. T. §. 2.

ſich für die Ausdrücke τὸ εὐαγγέλιον und ὁ ἀπόστολος ſchicken, allmählig ſind geſammelt worden, iſt an und für ſich ſehr wahrſcheinlich; wollen wir dies aber rückwärts verfolgen, ſo ſehn wir, daß die Uebereinſtimmung in Hinſicht ſolcher Bücher nur ſehr allmählig zu Stande kommen konnte.

§. 21.

Ueber die Art des Bekanntwerdens und der Zuſammenſtellung der heiligen Schriften laſſen ſich alſo ſehr viele Hypotheſen machen. Das Meiſte hing dabei unſtreitig von dem Eifer und der Sorgfalt der Gemeinden und namentlich des Clerus in denſelben ab. Hierbei muß man nicht ſowohl nach jener Maxime Auguſtin's ſich an die Gemeinden halten, welche apoſtoliſchen Urſprungs ſind, als vielmehr an die, welche in den Metropolitanſtädten waren, weil dieſe im Mittelpuncte des Verkehrs ſich befanden. Wenn auch Paulus keine Briefe an die Corinther und Römer geſchrieben hätte, ſo würden dieſe Gemeinden ſich doch leichter eine Sammlung haben verſchaffen können, als die Galater und Coloſſer. Nun läßt ſich auch in Beziehung auf die beiden Elemente der Sammlung ein verſchiedenes Intereſſe denken, ein überwiegend hiſtoriſches und ein überwiegend didactiſches, ſo daß in einigen Gemeinden ὁ ἀπόστολος reichhaltiger war, in andern τὸ εὐαγγέλιον. So ſind erſt allmählig die einen Gemeinden mit den Sammlungen der andern bekannt geworden, vermuthlich zuerſt durch Reiſende und dann allmählig durch die Synodalverſammlungen, welche aber doch immer nur eine kleinere oder größere Region in Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt bringen konnten. — Ueber die allmählige Bereicherung des ἀπόστολος haben wir Zeugniſſe genug, die oben mitgetheilt ſind. Aber mit dem εὐαγγέλιον iſt es anders; da iſt ein großer Sprung von dem Ausdrucke des Juſtin: ἀπομνημονεύματα τῶν ἀποστόλων, der doch wahrſcheinlich ein überwiegend evangeliſches Element bedeutet, bis zu dem Erſcheinen der 4 Evangelien als abgeſchloſſene Sammlung, die überall dieſelbe war. Nur Marcion's Evangelium und Ta-

tian's διὰ τεσσάρων liegt dazwiſchen. Meine Vermuthung, daß der Name διὰ τεσσάρων erſt ſpäter gemachte Ueberſchrift iſt, welche Tatian nicht gekannt, gründet ſich darauf, daß Tatian ſo bald nach Juſtin lebte, und dieſer davon noch Nichts weiß. Wie aber die 4 Evangelien zuſammengekommen ſind, und wie ſich die Zeit der Abfaſſung zu der der Aufnahme in die Sammlung verhält, darüber fehlt es an Nachrichten. Möglich, daß einige erſt kurz vor Entſtehung der Sammlung geſchrieben ſind, andere dagegen ſchon lange in den Archiven einzelner Gemeinden lagen. Was ſich darüber in einzelner Hinſicht nachweiſen läßt, kann nur bei der Einleitung in die einzelnen Bücher vorkommen.

Am Ende dieſer Unterſuchung können wir auf die Frage, wie das neue Teſtament zu Stande gekommen ſei, nicht anders antworten, als: Es iſt ein Werk der Kirche; es giebt keinen Einzelnen, dem man es mehr als einem Andern zuſchreiben könnte, und es iſt allmählig durch Ab- und Zuthun entſtanden. Genau genommen werden wir ſagen können, daß die Sammlung, ſo wie ſie jetzt iſt, durch Hieronymus geworden iſt, aber nur indem dieſer die älteren Auctoritäten der verſchiedenen Gewohnheit in der lateiniſchen und griechiſchen Kirche mit einander vereinigt hat. Aber dies thut der Wahrheit jenes Urtheils, daß es nicht Werk eines Einzelnen iſt, keinen Eintrag; denn die Herſtellung des Canons in der lateiniſchen und des in der griechiſchen Kirche war eben ein ſolches im allgemeinen bewußtlos entſtandenes Reſultat der fortgehenden einzelnen Thätigkeit, die auf die Scheidung und Sammlung des Ganzen von jenen zwei Geſichtspuncten aus gerichtet war. Dabei läßt ſich allerdings leicht die Möglichkeit denken, daß unſere neuteſtamentliche Sammlung hätte können anders ausgefallen ſein, als ſie ausgefallen iſt. So iſt z. B. wohl nur dem Uebergewicht der Sprache zuzuſchreiben, daß wir das εὐαγγέλιον κατ' Ἑβραίους nicht in unſrer Sammlung haben; wenn es zeitiger eine griechiſche Uebertragung deſſelben gegeben hätte, als unſre vier Evangelien bekannt wurden, ſo würde es wahrſcheinlich eben ſo gut aufgenommen ſein; wiewohl Einige es haben

dadurch verdächtig machen wollen, daß es nicht die theologiſche Probe der reinen Lehre halte. Ebenſo hätte es ſehr wohl ſein können, daß wir die Acta nicht in unſerm Canon hätten, denn ſie ſind in manchen Gegenden erſt ſpät bekannt geworden; wäre eine Uebereinſtimmung des Canons früher zu Stande gekommen, ſo wären ſie nicht hineingeſetzt. Daſſelbe gilt von den vier katholiſchen Briefen, die mit der größten Wahrſcheinlichkeit nur dem aſcetiſchen Intereſſe ihre Aufnahme verdanken; denken wir uns alſo einen größern Einfluß derer, bei denen das theologiſche Intereſſe vorwaltete, auf die Sammlung des Canons, ſo würden dieſe Briefe ausgeſchloſſen ſein. Denken wir uns dagegen einen größeren Einfluß des aſcetiſchen Intereſſes, ſo würde vielleicht der Pastor in unſern Canon aufgenommen ſein. Wenn ich ſage, daß die Acta vielleicht nicht aufgenommen wären, wenn der Canon früher abgeſchloſſen wäre: ſo hat dies darin ſeinen Grund, daß zu ihrer Aufnahme vorzüglich ein critiſches und hiſtoriſches Intereſſe gehörte, was damals nicht ſo hervortrat.

Wenn wir nun ſagen: es iſt ein Werk der göttlichen Providenz, daß der Canon ſo geworden, wie er iſt: ſo muß dies Jeder zugeben, der nur überhaupt eine religiöſe Betrachtung der Geſchichte zuläßt. Wenn man aber ſagt: es iſt auch ein Werk der göttlichen Inſpiration, daß er ſo geworden: ſo können wir dies auch zugeben in dem Sinne, daß das höhere Prinzip, welches die Schrift den heiligen Geiſt nennt, in der chriſtlichen Kirche wirkſam geweſen iſt; aber nicht in dem Sinne, daß es ein beſonderer Act der göttlichen Inſpiration geweſen ſei. Denn der Canon iſt ein Gewordenes, und die Urtheile ſind lange genug widerſprechend geweſen, ehe er zu Stande gekommen iſt.

Zweites Capitel.

Von dem Verhältniſſe unſers neuteſtamentlichen Textes zu dem urſprünglichen.

§. 22.

Es ſind, wie ſchon oben geſagt iſt, zwei Fragen wohl zu

unterſcheiden, nemlich die nach dem Verhältniſſe unſers Textes zu dem urſprünglichen der Sammlung, und dem urſprünglichen der Schriftſteller ſelbſt. Unmittelbar haben wir es nur mit dem Erſten zu thun. — Die Zeit der Sammlung können wir aber nicht anders rechnen, als von da, wo man weiß, daß die Schriften, die unſer N. T. bilden, ſchon in der Kirche gebraucht und durch Abſchriften vervielfältigt wurden, wenn auch die einen ἐν πρώτοις, die andern ἐν δευτέρῳ geweſen ſind, d. i. in der Mitte des 4. Jahrhunderts.

Die Sprache unſers neuen Teſtaments iſt griechiſch, und wir wiſſen, daß der Text der urſprünglichen Sammlung auch griechiſch geweſen iſt. Sowohl das Syriſche, als das Lateiniſche wird überall als Ueberſetzung behandelt, und es findet ſich nirgend die geringſte Spur, daß von einer einzelnen neuteſtamentlichen Schrift das Syriſche wäre als Grundſprache angegeben, wenngleich allerdings vielen Apoſteln und apoſtoliſchen Männern das Syriſche geläufiger war, als das Griechiſche; damit bleibt allerdings die Möglichkeit, daß einzelne Schriften urſprünglich ſyriſch geweſen; aber in der Sammlung iſt die urſprüngliche Sprache die griechiſche, und was wir jetzt in der Peſchito haben, iſt durchaus nur Ueberſetzung. Was aber einzelne Schriften betrifft über die Zeit der Sammlung hinaus, gehört nicht mehr in die allgemeine Einleitung.

Wir ſind noch gar nicht im Klaren darüber, wie es mit der gewöhnlichen Sprache in Paläſtina in dem ganzen Umfange, wie es der Schauplatz des Lebens Chriſti war, geſtanden hat. Ein großer Theil von Galiläa, welches ſchon ſeit lange das Galiläa der Heiden hieß, war mit Fremden beſetzt, unter denen auch wohl griechiſch Redende waren. Daſſelbe war der Fall in der ſogenannten Decapolis und auch an andern Orten des eigentlichen Peräa. So iſt es wohl möglich, daß Chriſtus und die Apoſtel ſich des Griechiſchen auch im gemeinen Leben und in den Synagogen bedient haben. Sieht man am meiſten auf Jeruſalem und was dieſes Centrum des Landes zunächſt umgab, ſo war hier die Landes-

ſprache wohl die herrſchende; die griechiſch redenden Juden hatten aber mehrere beſondere Synagogen in Jeruſalem. So kann keineswegs geradezu behauptet werden, daß Chriſtus und ſeine nächſten Schüler des Griechiſchen unkundig geweſen. Von Paulus wiſſen wir durch ihn ſelbſt, daß er ein Cilicier aus Tarſus war; dort gab es ſchon griechiſche rhetoriſche Schulen, und es war nicht gut möglich, daß die Juden ſich ganz von den Griechen geſondert hätten. Paulus kam früh nach Jeruſalem und war Schüler des Gamaliel; aber wir wiſſen doch nicht, ob er nicht zu den griechiſchen Synagogen ſich gehalten habe. Hier ſehen wir alſo gleich die Möglichkeit ſowohl urſprünglich griechiſcher als auch urſprünglich ſyriſcher mündlicher und ſchriftlicher Rede in der erſten Geſellſchaft der Chriſten.

Die ſyriſche Kirche hatte zeitig eine bedeutende kirchliche Litteratur, und es iſt wohl als möglich zu denken, daß ſie auch apoſtoliſche Schriften in ſyriſcher Sprache könnte empfangen haben. Deſſenungeachtet haben wir keine Tradition von urſprünglich ungriechiſchen Originalen unſrer neuteſtamentlichen Schriften, ausgenommen das Evangelium des Matthäus, von welchem die Tradition ſagt, daß er es urſprünglich für die paläſtiniſchen Chriſten in ihrer Sprache geſchrieben habe, und den Brief an die Hebräer, von dem man daſſelbe aus dem Namen ſchloß. Später iſt eine allgemeine Behauptung dieſer Art in Beziehung auf die pauliniſchen Briefe aufgeſtellt, nemlich daß Paulus ſie ſyriſch dictirt, und der Schreiber ſie griechiſch niedergeſchrieben habe. Dieſe Hypotheſe entbehrt aber aller Zeugniſſe aus den Alten; ſie müßte bloß aus innern Gründen bewährt werden, worüber wir uns die Unterſuchung für die Betrachtung der einzelnen Bücher vorbehalten können. Aber ſelbſt wenn dieſe Hypotheſe angenommen würde, ſo wären doch die pauliniſchen Briefe als Briefe, ehe ſie in die Sammlung gekommen, urſprünglich griechiſch geweſen. Es bleibt alſo dabei, daß für die canoniſche Sammlung das Griechiſche die allgemeine Grundſprache iſt.

Fragen wir nun, ob das Griechiſche, wie es vor uns liegt, noch

das ist, welches zuerst in die Sammlung kam, so lassen sich darüber viele Möglichkeiten denken. Mögen die Schriften ursprünglich griechisch oder aramäisch gewesen sein, so viel ist klar, daß sie unter sich sehr verschieden an Stil und Character waren; einige rührten aus der unmittelbaren Umgebung Christi her, andre nicht. Daher ließe sich wohl denken, daß man, als nun die verschiedenen Schriften ein Ganzes sein sollten, die Differenzen des Stils durch Aenderungen zu heben und eine größere Gleichmäßigkeit hervorzubringen gesucht hätte. Dazu hätte aber gehört, daß die Sammlung durch einen Einzelnen und absichtlich gemacht wäre; unsre Untersuchung hat uns aber das Gegentheil gelehrt. So schwindet denn diese Voraussetzung von einer absichtlichen Veränderung von selbst. Was in dieser Hinsicht von Tatian berichtet wird, daß er die pauliniſchen Briefe geändert habe, ist doch nicht in die Kirche eingedrungen.

Wenn man ferner den Thatbestand des neutestamentlichen Textes untersucht, so ergiebt sich durchaus keine Wahrscheinlichkeit, daß die einzelnen Schriften geändert wären. Wir haben freilich wenig, womit wir ihrer Sprache wegen sie vergleichen können, außer den apocryphischen Schriften des alten Testaments, welche aus Palästina herrührten. Josephus hatte sich auf eine besondere Weise griechisch gebildet, so daß von ihm kein Schluß auf das Griechisch der Jünger Christi zu machen ist; noch weiter liegt der alexandrinische Philo ab. Wir müssen uns also nicht an Analogien, sondern an die Sache selbst halten und an das, was darin das überwiegend Wahrscheinliche ist. Da ist zweierlei zu beachten. Einmal, daß das neue Testament in der sogenannten κοινὴ διάλεκτος geschrieben ist, welche das Zeitalter nach Alexander dem Großen characterisirt, wo manche Anklänge an das Macedonische, ebenso manche Idiotismen und Archaismen in die gewöhnliche griechische Sprache übergegangen waren. Zweitens muß man es als natürlich denken, daß Analogien aus den Landessprachen, selbst wörtliche Uebersetzungen aus dem Hebräischen oder Syrischen im Sprachgebrauch werden häufig gewesen sein. Diese Erschei-

nung kehrt überall wieder; ſo haben die franzöſiſchen Emigranten noch immer Gallicismen. Ein ähnlicher Fall fand überall in den urſprünglich ſyriſchen und arabiſchen Provinzen Statt, die von Alexander zuerſt gräciſirt wurden. Daſſelbe blieb auch bei der römiſchen Herrſchaft, nur daß noch eine Neigung zu Latinismen hinzukam, weil manche Verwaltungs- und Gerichtsgegenſtände lateiniſch behandelt wurden. — Alſo eine nicht durch litterariſche Bildung gereinigte, ſondern mit Hebraismen und Syriasmen verſetzte κοινή muß man der Natur der Sache nach im N. T. vorausſetzen; und dieſe findet ſich auch. Dabei ſind einige Schriften reicher an Hebraismen, andere freier davon; und dieſe Differenzen ſind bedeutend genug, ſo daß wir nicht an ein gleichmachendes Verfahren denken können, ſondern glauben müſſen, daß wir noch die urſprüngliche griechiſche Schreibart haben.

§. 23.

In Betreff des Aeußerlichen des Textes, d. h. des Verhältniſſes der Schriftzeichen zur Auffaſſung der Rede durch den Leſer müſſen wir zunächſt einen feſten Standpunct nehmen. Fangen wir bei dem gedruckten griechiſchen Teſtament an, ſo hat das ſelbſt wieder eine bedeutende Geſchichte; wir müſſen alſo zu den vorhandenen Handſchriften zurückgehn, aus welchen der gedruckte Text entſtanden iſt. Dieſe ſind aber ſelbſt ſchon ſehr mannigfach, einige mit Uncialſchrift, andre mit Minuskeln, mit Interpunction, Accenten oder ohne dieſelben, u. ſ. w. Dies afficirt nun die Aufgabe des Verſtändniſſes bedeutend; durch verſchiedene Interpunction und Accentuation kann der Sinn ſehr verändert werden. Da muß es uns in voraus ſehr problematiſch erſcheinen, in wie weit unſer N. T. mit der urſprünglichen Geſtalt der Sammlung übereinſtimmt; denn es iſt unvermeidlich, daß ſich in die Ueberlieferung des Textes Manches eingeſchlichen hat, was Urtheil und Irrthum derer iſt, welche die Ueberlieferung machten. Abſchreiber können Fehler gemacht,

andre Abſchreiber oder Herausgeber können vermittelſt der Leſezeichen ihre Erklärung in den Text gebracht haben. Soll nun das neue Teſtament von Jedem ſelbſt verſtanden werden, ſo muß das, was erſt durch das Urtheil Anderer hinzugekommen iſt, bei Seite geſetzt werden, und dazu müſſen wir den status causae des Textes erſt kennen lernen. Nun iſt dieſe Aufgabe nicht dem N. T. allein angehörig, ſondern der ganzen griechiſchen Litteratur; daher muß auf das verwieſen werden, was in der Geſchichte der claſſiſchen griechiſchen Litteratur gelehrt wird; denn die Fortpflanzung der Handſchriften des neuen Teſtaments iſt ganz auf dieſelbe Weiſe geſchehen, wie die der Codices der claſſiſchen Auctoren.

Wir können alſo aus der griechiſchen Paläographie als bekannt herübernehmen, daß die Uncialbuchſtaben auf jeden Fall die älteſten Formen geweſen ſind, die ſich noch in Inſchriften auf Stein vorfinden aus der Zeit, als das Schreiben auf portative Gegenſtände noch nicht ſo weit verbreitet war. Die Schrift, deren wir uns gegenwärtig im Schreiben und im Druck bedienen, iſt allerdings aus den Handſchriften genommen, aber nicht ohne mannichfache Veränderungen, welche zum Behuf der mechaniſchen Manipulation gemacht wurden, ſo daß es wohl keine Handſchrift giebt, deren Schriftzeichen genau mit den Druckzeichen übereinſtimmen. Nun iſt eine Thatſache, daß die älteſte Art, mit den Uncialbuchſtaben zu ſchreiben, eine ganz gleichmäßige Nebeneinanderſtellung der Buchſtaben geweſen iſt, ohne die Wörter zu trennen und die Sätze durch beſtimmte Zeichen zu unterſcheiden. Bei der Vervielfältigung ſolcher Handſchriften mußten nun leicht manche Veränderungen entſtehn, auf welche der Critiker Bedacht nehmen muß, wenn er verdorbene Stellen vor ſich hat, z. B. wegen der Aehnlichkeit wurden Buchſtaben ausgelaſſen oder verdoppelt.

Man mußte daher bald auf Hülfsmittel denken, um die Vergleichung der Handſchriften zu erleichtern. Sobald die neuteſtamentliche Sammlung entſtanden war, muß man annehmen, geſchah die Vervielfältigung in weit größerem Maaße, als die der claſſiſchen Auctoren. Schon Chryſoſtomus tadelt es, daß mit

koſtbaren und zierlichen Handſchriften der heiligen Schriften Luxus getrieben wurde. Zur Erleichterung der Collation erfand man nun wahrſcheinlich in Alexandrien das Schreiben in στίχοις, beſtimmten Zeilen, die ohne Rückſicht auf die Form des Pergaments immer dieſelben blieben. Ihre Zahl blieb ſich alſo in den Abſchriften gleich, und man brauchte daher nur die Zeilen zu zählen, um ſich zu überzeugen, daß der Abſchreiber keine überſehn hatte. Nun haben wir eine beſtimmte Nachricht von einem chriſtlichen Gelehrten Euthalius, der eine beſondere Ausgabe erſt der pauliniſchen, dann auch der katholiſchen Briefe und der Acta beſorgte [1]); er trug dies Schreiben in στίχοις auf die neuteſtamentlichen Schriften über und zählte die Stichen, was eben den Ausdruck στιχομετρία begründete. Er verſah auch die einzelnen Schriften ſeiner Ausgabe mit Argumenten und gab die Anzahl der Stichen am Ende an. Dieſe Stichometrie bildet einen beſtimmten Scheidepunct, und man claſſificirt Handſchriften, die älter ſind, als dieſe Methode, und ſolche, die aus dieſer Periode ſind. Weit ſpäter entſtand erſt die Interpunction, und als dieſe aufkam, war es natürlich, daß man die Stichometrie wieder vernachläſſigte, denn dieſe war gar nicht nach dem Sinn gemacht, ſondern bloß zur mechaniſchen Erleichterung des Schreibens. Daher giebt dies eine Ueberſicht über die periodiſchen Veränderungen, die in der äußern Geſtalt der Schrift vorgegangen ſind, und dies ſind die Hauptpuncte, wornach ſich das Alter der Handſchriften, in Uebereinſtimmung mit den Veränderungen der Schriftzeichen ſelbſt, beſtimmen läßt.

Dazwiſchen liegt jedoch noch manches Andre. Weil nemlich die größere Vervielfältigung der Handſchriften es auch nöthig machte, auf die Erſparung des Raums zu denken, und, wenn die Zeilen immer dieſelben blieben, wie in der Urſchrift, Raumverſchwendung nicht zu vermeiden war: ſo fing man an, zu ſchreiben, wie es das Format des Pergaments erheiſchte, aber die ur-

1) Um das Jahr 462, vergl. De Wette §. 29.

tion für den Abschreiber. Dies ist gegenwärtig völlig unnütz und brauchte nicht mehr bei den Ausgaben wiederholt zu werden; man könnte es in den entferntern critischen Apparat werfen. Das andere Element, welches sich nur bei den Briefen findet, ist die Angabe des Orts, von wo der Brief geschrieben, und des Ueberbringers. Nun ist aber nicht wahrscheinlich, daß diese Angaben ächt sind; ursprünglich sind sie gewiß nicht, denn da der Hergang der Sache war, daß die Briefe immer durch Reisende abgesendet wurden, so war die Erwähnung dieses Umstandes im Briefe nicht nöthig, und der Ueberbringer konnte es selbst aussagen, wo und unter welchen Verhältnissen er den Apostel verlassen habe. Es läßt sich nun auch nachweisen, daß mehrere dieser Unterschriften falsche Angaben enthalten und auf eine uncritische Weise gemacht sind. Nimmt man noch dazu, daß sie da, wo sie sich finden, in Verbindung mit der Angabe der Zahl der Stichen sind, die erst aus dem Ende des 5. Jahrhunderts sind, so läßt sich schwerlich glauben, daß sie viel älter sein sollten, als diese. Sie fallen also auch von demjenigen weg, was zur Urkunde selbst gehört, und können nur als ein Urtheil benutzt werden.

Anders ist es mit den Ueberschriften, bei denen man äußere und innere unterscheiden muß, sowohl bei den didactischen als den historischen Büchern, wenngleich bei den letztern nicht allgemein. Die äußere Ueberschrift ist z. B. bei Matthäus: *εὐαγγέλιον κατὰ Ματθαῖον*, die innere: *βίβλος γενέσεως Ἰησοῦ Χριστοῦ*; bei den Briefen macht jene die Ueberschrift des Briefes selbst aus, diese die Anrede des Verfassers an den, an welchen der Brief gerichtet ist. Nun ist offenbar, daß jene äußere Ueberschrift nicht kann dem Verfasser zugeschrieben werden. Wo es nun eine innere Ueberschrift giebt, da kann uns die äußere vollkommen gleichgültig sein. Wo es aber solche nicht giebt, oder wo sie unvollständig ist, wie im Evang. Luc. und Act. zwar derjenige genannt wird, für den das Buch geschrieben ist, aber der Verfasser selbst sich nicht nennt, oder wie im Hebräerbriefe gar keine innere Ueberschrift ist: da bekommt die äußere eine andere

Wichtigkeit, weil man ſie für gleichzeitig oder doch authentiſch halten könnte. Bei einem Briefe, nemlich dem an die Epheſer, iſt auch die innere Ueberſchrift nicht vollkommen ſicher, und wir haben eine ziemlich alte Notiz, nemlich bei Baſilius dem Großen, daß der Name des Orts in einigen Handſchriften gefehlt habe. Da liegt die Sache offenbar ſo, daß in einem ſolchen Falle die äußere Ueberſchrift der innern keinen Zuwachs an Sicherheit geben kann.

Es frägt ſich nun, ob dieſe äußern Ueberſchriften älter ſind, als die Sammlung, oder auch älter, als der Gebrauch der Schriften zur Vorleſung in den chriſtlichen Gemeinden? Dieſe Frage iſt allerdings nicht leicht zu beantworten; wir müſſen uns die verſchiedenen Fälle im allgemeinen vorhalten, um uns eine gewiſſe natürliche Anſicht von der Lage der Sache zu verſchaffen. Unter den Briefen konnten die, welche an beſtimmte Gemeinden gerichtet ſind, offenbar, ſo lange ſie in dieſen Gemeinden blieben, nicht eine ſolche äußere Ueberſchrift bekommen, welche gar nicht nothwendig war. Wenn wir uns aber denken, daß eine einzelne Gemeinde Gelegenheit hatte, mehrere ſolche Briefe abſchriftlich zu bekommen, ſo war eine ſolche Ueberſchrift zweckmäßig, um mit Leichtigkeit beſtimmen zu können, aus welchem Briefe geleſen werden ſollte. Wo nun die äußere Ueberſchrift nur ein Auszug aus der innern war, da iſt weiter Nichts darüber zu ſagen, denn ihre Sicherheit beruht auf der innern. Denken wir uns aber den Fall, wie er bei dem Hebräerbrief iſt, ſo finden wir, daß dieſer ſich ganz erſtaunlich von andern apoſtoliſchen Briefen unterſcheidet, einmal durch den Mangel einer innern Ueberſchrift, dann dadurch, daß er Anfangs nicht in beſtimmter Anrede fortſchreitet und erſt ſpäter dazu übergeht. So muß man ſagen: dies iſt gar nicht ein Brief von ganz derſelben Art. Daſſelbe gilt ſehr nahe auch vom erſten Briefe des Johannes, der auch keine innere Ueberſchrift hat und doch für den einzigen ächten gehalten wurde zu einer Zeit, wo bedeutende Auctoritäten den zweiten und dritten, die eine innere Ueberſchrift haben, für unächt erklärten. — Ließe ſich

darüber, zu welcher Zeit die äußern Ueberſchriften entſtanden ſind, Etwas ausmitteln, ſo wäre dies ein bedeutendes Moment. Wenn wir wüßten, daß ſie eine ſichere Tradition enthielten, ſo könnten ſie in manchen Fällen entſcheiden; aber dafür hat man ſie nicht genommen. — Nehmen wir nun den Fall, wo es mehrere Briefe von einem Verfaſſer an dieſelbe Gemeinde giebt, ſo mußten dieſe unterſchieden werden. Bei manchen ergab ſich dies aus der Beſchaffenheit des Inhalts; ſo geht aus den Corintherbriefen hervor, welcher von ihnen der Zeit nach der erſte iſt, bei den Theſſalonicherbriefen dagegen haben Manche gezweifelt, bei den Briefen des Johannes aber iſt keine Urſache, den einen für früher geſchrieben zu halten, als den andern. Da muß man alſo wohl an die Zeitfolge bei der Erwerbung derſelben denken, und das giebt dafür eine Andeutung, daß die äußern Ueberſchriften mehr mit der Sammlung des Canons zuſammenhängen, als mit der Ordnung der einzelnen Bücher für ſich. Hätten ſie ſchon als einzelne dieſe Ueberſchriften gehabt, ſo wäre kein Grund geweſen, eine ſolche Beſtimmung πρώτη, δευτέρα, τρίτη zu ſetzen, wie bei den Briefen des Johannes. Alſo kann man bei den letztern ganz beſtimmt annehmen, daß die äußere Ueberſchrift erſt bei der Sammlung des Canons entſtanden iſt; und wie wir ein ſo ſchlagendes Beiſpiel hier haben, ſo iſt es ſehr natürlich, daß wir die äußere Ueberſchrift überhaupt ganz und gar der Sammlung zuſchreiben. — Merkwürdig aber iſt, daß zu der Zeit, als die Sammlung noch nicht feſtſtand, man auf die innern Ueberſchriften auch keine Rückſicht nahm und alſo vermuthete, daß ein Anderer unter dem Namen eines Apoſtels dieſe Briefe geſchrieben; wie man 2. Petr. und 2. und 3. Joh. ebenſo bezweifelte, wie die Apocalypſe des Petrus, bei der dies doch wahrſcheinlich nur die äußere Ueberſchrift war. Kamen nun ſolche Schriften in ſolche Gemeinden, wo man noch niemals von ihnen gehört hatte, und fand es ſich, daß es das Vorherrſchende war, daß ſie in dieſer Gegend nicht gekannt wurden, ſo vermuthete man daher, die innere Ueberſchrift wie die äußere ſei etwas Gemachtes.

Wenn wir uns nun in dieser Beziehung die doch sehr wichtige Frage vorlegen, welchen Einfluß das auf die Authenticität der neutestamentlichen Schriften hat, daß man von Anfang an so unsicher über die Verfasser gewesen ist, und ob nun der Canon doch derselbe bleiben soll, ungeachtet die Auctorität so wenig begründet ist: so muß das sehr nach dem Character der Zeit beurtheilt werden, in welche die Entstehung jener Schriften fällt. Wenn wir uns denken, daß Jemand sich bewußt war, alles, was er schrieb, sei übereinstimmend mit dem, was ein Apostel gelehrt hatte: so konnte er leicht in solcher Zeit es als eine ganz erlaubte Fiction ansehn, daß er seine Schrift unter des Apostels Namen herausgab und die darin befindliche Lehre ihm zueignete. Jene dazu gehörige Voraussetzung konnte mehr oder weniger gegründet sein; aber dies änderte, wenn es bona fide geschah, die Moralität des Verfassers nicht. Es ist daher ganz falsch, wenn man darin das sieht, was es wohl heute zu Tage wäre, nemlich eine Betrügerei [1]). Wir müssen die absichtliche Unterschiebung von Häretischem und die Bezeichnung eines ächt Christlichen mit einem Auctorität gebenden Namen wohl unterscheiden; obwohl bei uns das Letztere eben so verwerflich sein würde, als das Erstere. Man behandelte die einzelnen Namen nicht in Beziehung auf ihren individuellen Character, sondern als einzelne Puncte einer ganzen gemeinschaftlichen Sphäre; wenn die Sphäre dieselbe war, so schien es gleichgültig, an den einen oder den andern Punct anzuknüpfen.

Verfolgen wir nun die Frage nach dem Ursprung und dem Alter der Ueberschriften der einzelnen Bücher weiter: so müssen wir eingestehn, daß die Ueberschriften der widersprochenen Bücher offenbar älter waren, als das Bestreben, eine übereinstimmende Sammlung hervorzubringen, und daß diese schon vorher unter ihren Namen bekannt waren. Dagegen sind aber solche äußere Ueberschriften, die eine Zahl an sich tragen, gewiß erst bei

1) Vergl. Schleierm. Sendschr. über 1. Tim. Seite 233.

der Sammlung entſtanden, wenn auch nur in Bezug auf eine partielle Sammlung. Wo ſchon der 1ſte Brief Petri war, und dann der 2te hinzukam, da wurde dieſer als der 2te bezeichnet, ohne daß dies die geringſte Beziehung auf die Zeit der Abfaſſung enthält. Und wir haben keine Notiz, daß es irgendwo anders geweſen, und der jetzige 2te Brief als der erſte bezeichnet worden ſei; woraus allerdings hervorgeht, daß der 2te Brief wahrſcheinlich jüngern Urſprungs iſt, weil er ſich nicht ſo früh hat geltend gemacht.

Gehn wir zu den hiſtoriſchen Büchern über, ſo haben die πράξεις τῶν ἀποστόλων, die überall ihre Stellung in der Sammlung in Beziehung auf die epiſtoliſchen Schriften haben, eine Zuſchrift nach der Weiſe, wie ſie lateiniſche Bücher zu haben pflegen, z. B. bei Cicero. Die äußere Ueberſchrift aber kann offenbar gar nicht als urſprünglich angeſehn werden, weil eben aus der Zuſchrift erhellt, daß dies Buch nur eine Fortſetzung der urſprünglichen διήγησις, ein zweiter Theil des Evangeliums geweſen iſt. Und nun werden wir allerdings gleich davon weiter zurückſchließen können und ſagen, die äußere Ueberſchrift des Evangeliums des Lucas ſei auch keine urſprüngliche, weil er ſich das Ganze als eins gedacht hat. Das Verhältniß der beiden Zuſchriften iſt ein ſolches, daß wir die Sache nicht ſo anſehen können, als wäre es dem Verfaſſer erſt ſpäter eingefallen, nun auch von den Begebenheiten nach der Himmelfahrt Chriſti zu ſchreiben; ſondern die erſte Zuſchrift iſt ſchon ſo unbeſtimmt, daß wir ſie auf das Ganze, auch auf die Acta mit beziehn können, und die zweite ſieht darauf zurück als δεύτερος λόγος. Nun nehmen unſre erſten Zeugniſſe einer critiſchen Sammlung die 4 Evangelien immer ſchon zuſammen, und doch iſt klar, daß die Acta ſpäter verbreitet ſind, als die Tetralogie der Evangelien, daß alſo die beiden Theile der Schrift des Lucas zeitig von einander getrennt ſind. Darüber laſſen ſich mancherlei Hypotheſen machen, aber es fehlt an allen Angaben, um etwas Feſtes aufzuſtellen. Denken wir uns, es ſei eine beſtimmte Tendenz geweſen, mehrere Bücher von der Art der Evan-

gelien zuſammenzuſtellen, wie denn Origenes immer ſo davon redet: ſo erklärt ſich, wie der erſte Theil der Schrift des Lucas vom zweiten gelöſet wurde, und dieſer letztere deshalb viel weniger in Gebrauch kam, als das Evangelium; denn wir haben geſehn, daß in manchen Kirchen die Acta erſt hinter den katholiſchen Briefen ſtanden, ſo daß ſie gleichſam als eine Einleitung zu den pauliniſchen Briefen betrachtet wurden. Nirgends iſt die Ordnung ſo, daß beide Schriften des Lucas zuſammenſtänden.

Was die Ueberſchriften der Evangelien betrifft, ſo haben wir eine Ausſage des Chryſoſtomus [1]), daß die vier Verfaſſer ihren Schriften ihre Namen nicht vorgeſetzt hätten, woraus folgt, daß die Beilegung der Namen zu den Schriften ſchon ein zweiter Act, ein Urtheil der Tradition ſei, woraus aber nicht folgt, daß dieſelben nicht authentiſch ſein könnten. Auch in der Zuſchrift des Lucas ſteht der Name des Verfaſſers nicht. Nun fragt ſich, woher der Name εὐαγγέλιον kommt, und was er eigentlich bedeutet. Wir müſſen uns hierbei von unſrer Gewöhnung, εὐαγγέλιον als eine Lebensbeſchreibung Chriſti anzuſehn, ganz losmachen; denn weder in der Etymologie des Wortes noch in ſeinem neuteſtamentlichen Gebrauche liegt eine Beziehung darauf. Paulus redet von „ſeinem Evangelium"; das iſt aber weder ein Buch über das Leben Chriſti noch ein mündlicher Vortrag darüber; ſondern es iſt dies beide: das ihm anvertraute Amt, die Verſöhnung durch Chriſtum und das Reich Gottes zu predigen, und der Inhalt deſſen, was er predigen ſollte; beides bald ganz als Eins gedacht, bald aber das Eine überwiegend. Das Verbum εὐαγγελίζεσθαι iſt dann die Thätigkeit in dieſem Auftrage. Und ſo iſt denn das Wort im Allgemeinen, etymologiſch betrachtet, nichts Andres, als eine Botſchaft in Beziehung auf das Reich Gottes in Chriſto. Etwas anders geſtaltet ſich die Sache ſchon, wenn wir auf den Ausdruck εὐαγγελιστής [2]) ſehn, welcher als Bezeich-

1) Chrysost. homil. 1. in ep. ad Rom.

2) Act. 21, 8. Ephes. 4, 11. 2. Tim. 4, 5.

nung einer gewiſſen Thätigkeit in der chriſtlichen Kirche vorkommt, unterſchieden von Apoſteln, Propheten und Aelteſten; und ſo wird auch ſchon eine beſtimmte Perſon durch dieſe Bezeichnung ihrer Geſchäftsführung von andern gleichnamigen Perſonen unterſchieden. Da müſſen wir allerdings eine beſondere Geſchäftsführung uns denken, eine überwiegend erzählende Verkündigung, die ein nothwendiges Supplement zu der eigentlich apoſtoliſchen war für die Gegenden, wo es keine oder wenig Augenzeugen des Lebens Chriſti gab. Die Apoſtel berufen ſich auch an außerpaläſtiniſchen Orten bei ihrer erſten Verkündigungsrede auf die Thaten Chriſti als Allen bekannt; dies konnte da geſchehn, wo eine zahlreiche Judenſchaft war, die doch immer in Verkehr mit Jeruſalem ſtand. Wo das aber nicht war, da mußte Etwas an die Stelle deſſelben treten; und da iſt es ſehr natürlich, daß es dafür beſondere Perſonen gab, für die man jenen Namen wählte. So läßt ſich alſo ſehr gut denken, daß der Ausdruck hernach auch für Schriften gebraucht iſt, die nur daſſelbe leiſten ſollten, was vorher dieſe Erzählung geleiſtet hatte. Ob nun aber die Verfaſſer, wenn ſie, wie Chryſoſtomus ſagt, ihre Namen ihren Schriften nicht vorgeſetzt hatten, doch denſelben ſchon ſelbſt die Bezeichnung εὐαγγέλιον gegeben haben, iſt eine andere Frage. De Wette vermuthet das [1]). Aber das Evangelium Matthäi ſcheint entſchieden dagegen zu ſprechen; denn hätte der Verfaſſer das Ganze εὐαγγέλιον genannt, ſo hätte er nicht unmittelbar darauf mit βίβλος γενέσεως Ἰησοῦ Χριστοῦ anfangen können, ohne hinzuzufügen, daß dies nur eine partielle Ueberſchrift ſein ſollte.

Räthſelhaft iſt in der Ueberſchrift aller 4 Evangelien der Gebrauch des κατά, das mit dem Namen des Verfaſſers ganz ungewöhnlich iſt. Schmidt erklärt es als den Genitiv umſchreibend, indem die urſprüngliche Ueberſchrift: εὐαγγέλιον Ἰησοῦ Χριστοῦ geweſen ſei, und man den zweiten Genitiv nicht hinzufügen wollen, ſondern umſchrieben habe [2]). Dagegen ſpricht aber

1) De Wette's Einl. §. 32. 2) Schmidt's Einl. §. 10.

Marc. 1, 1., wo εὐαγγέλιον offenbar noch den Sinn: „Verkündigung von Chriſto" hat, wobei es unpaſſend geweſen wäre, wenn der Verfaſſer es unmittelbar vorher in der Ueberſchrift in anderm Sinne gebraucht hätte. Wenn damals, als Juſtin ſchrieb, unſre Evangelien ſchon in ihrem jetzigen Zuſtande vorhanden geweſen ſind, ſo müſſen ſie doch dieſen Titel nicht gehabt haben, denn ſonſt hätte er ſie nicht immer als ἀπομνημονεύματα τῶν ἀποστόλων citirt. Was κατά betrifft, ſo iſt merkwürdig, daß auf dieſelbe Weiſe es εὐαγγέλιον καθ' Ἑβραίους heißt, wo es nicht Bezeichnung des Verfaſſers ſein kann. Gehn wir von dieſem Puncte aus und ſagen, daß wir vermuthen müſſen, daß dieſe Ueberſchriften erſt entſtanden ſind in Beziehung auf dieſe Sammlung der 4 Evangelien für ſich: ſo läßt ſich erklären, wie κατά entſtanden iſt in ſeiner eigentlichen Bedeutung: secundum, indem εὐαγγέλιον die mehr hiſtoriſche Art der Verkündigung von Chriſto bedeutet. Denken wir uns nemlich einen ſolchen εὐαγγελιστής, ſo trug dieſer Nachrichten aus dem Leben Chriſti vor, doch nicht um ein hiſtoriſches Ganzes zu geben, ſondern nur in einer Reihe von einzelnen Erzählungen, wie es die Gelegenheit mit ſich brachte, ſo wie Etwas aus dem lehrenden Vortrage dadurch zu erläutern war. Nun aber war doch der geſchichtliche Zuſammenhang dieſer einzelnen Erzählungen in dem Leben Chriſti ſelbſt gegeben; alſo mußte auch ſchon in den bloß Hörenden die Tendenz ſein, dieſen Zuſammenhang zu ſuchen, ſie mußten ihn vorausſetzen. Eine ſolche geſchichtliche Zuſammenfaſſung konnte nun als die Totalität der Nachrichten des εὐαγγελιστής betrachtet werden, und das iſt das εὐαγγέλιον. So konnte man ſagen: τὸ εὐαγγέλιον κατὰ Ματθαῖον, d. h. nach der Weiſe, wie es Matthäus vorgetragen. Dieſer Ausdruck iſt immer zweideutig, er kann bedeuten, daß Matthäus es verfaßt habe, oder, daß es nach ſeiner Erzählung geſchrieben ſei; aber immer wird auf ſeine Auctorität zurückgegangen. Offenbar ſetzt aber dieſer Ausdruck ſchon mehrere ähnliche Schriften voraus und kann alſo nur in Beziehung auf die Sammlung entſtanden ſein. Hier

giebt es noch Gegenſtände der Unterſuchung, die der Behandlung im Einzelnen müſſen vorbehalten bleiben.

§. 26.

Alle Interpunction, als grammatiſches Urtheil, alle Abtheilung, alle Notizen in Ueber- und Unterſchriften gehören alſo nicht zur urſprünglichen Schrift. Was nun aber den *Text ſelbſt* betrifft, ſo iſt eine ausgemachte Thatſache, daß es in demſelben *Differenzen* in großer Menge giebt. Es hat allerdings eine Zeit gegeben, wo man dies für unverträglich mit der Art hielt, wie man ſich die Inſpiration des neuen Teſtaments dachte; aber der Augenſchein hat dies widerlegt, und die Theorie muß ſich darnach bequemen und zugeben, daß ſich das N. T. nach demſelben Geſetz vervielfältigte, wie andere Bücher.

Wenn wir die Frage aufſtellen — nicht um Principien der Critik daraus abzuleiten, ſondern um das Thatſächliche auf's Reine zu bringen —, welches das ſicherſte Mittel wäre, dieſe Differenzen wieder zu reduciren: ſo wäre es das, wenn man die *Urſchriften* hätte und damit jede Copie vergleichen könnte. Dies aber liegt außer der Möglichkeit, denn nicht nur giebt es von keinem neuteſtamentlichen Buche die Urſchrift, ſondern es gehn auch nicht einmal unſre Nachrichten bis auf die Urſchriften zurück, von deren Schickſalen es gar keine Erzählungen giebt. Die Nothwendigkeit iſt aber natürlich vorhanden, daß die Abſchriften definitiv von den Urſchriften herrühren, daß alſo die neuteſtamentlichen Bücher müſſen vervielfältigt ſein, ehe die letztern verloren gegangen ſind. Aber es wäre ganz falſch, wenn man denken wollte, daß von Anfang an ein critiſches Beſtreben über die Vervielfältigung gewacht habe. Denn das würde ſich in jener erſten Zeit darin haben ausſprechen müſſen, daß auch die Abſchriften aus der zweiten und dritten Hand mit den Urſchriften verglichen worden wären, und davon würde gewiß irgend eine Notiz übrig geblieben ſein. Auch die *Werthſchätzung* der neuteſtamentlichen Schriften iſt in der Zeit vor der Sammlung erſt allmählig

bis auf ihre größte Höhe gekommen. Wenn wir die apostolischen Briefe als die frühesten Producte ansehn, was sie doch wahrscheinlich sind: so waren diese an einen bestimmten Kreis gerichtet, und es läßt sich gar nicht denken, daß irgend ein Apostel den Gedanken gehabt hätte, daß seine an eine Gemeinde oder eine Person gerichtete Schrift für die ganze Christenheit sollte bestimmt sein. Von einer solchen prophetischen innern Anschauung findet sich keine Spur. Die Gemeinden und Personen, an welche solche Briefe gerichtet waren, sahen diese natürlich ganz einfach als die ihrigen an. Nun war es natürlich, daß ein gewisser Werth darauf gesetzt wurde, eine solche Schrift zu haben, weil dies ein näheres Verhältniß zu einem apostolischen Manne voraussetzte, dessen Andenken wohl durch Vorlesen von Zeit zu Zeit lebendig erhalten wurde. Dabei sind wohl zum Privatgebrauch die ersten Abschriften gemacht, aber ohne daß man daran dachte, andere als die gewöhnlichen Regeln dabei anzuwenden; und so entstanden gewiß schon sehr frühzeitig, ehe Sammlungen gemacht wurden, Differenzen im Text.

Einige merkwürdige Beispiele verschiedener Lesarten finden sich bei Clemens Alexandrinus. So führt er Mat. 5, 10. so an: *μακάριοι οἱ δεδιωγμένοι ἕνεκεν δικαιοσύνης, ὅτι αὐτοὶ υἱοὶ θεοῦ κληθήσονται* und giebt als Abweichung an: *μακάριοι οἱ δεδιωγμένοι ὑπὸ τῆς δικαιοσύνης, ὅτι αὐτοὶ ἔσονται τέλειοι, καὶ μακάριοι οἱ δεδιωγμένοι ἕνεκα ἐμοῦ, ὅτι ἕξουσι τόπον ὅπου οὐ διωχθήσονται* [1]). Diese Aenderungen und Zusätze bezeichnet Clemens als Abweichungen von seiner eignen Handschrift; aber er selbst hat in seinen Citaten solche Verschiedenheiten von unserm Text; Mat. 6, 33. *ζητεῖτε πρῶτον τὴν βασιλείαν* etc. giebt er ganz anders: *αἰτεῖσθε τὰ μεγάλα καὶ τὰ μικρὰ ὑμῖν προστεθήσεται* [2]). Das ist noch dazu eine so bekannte Stelle, die gewiß viel gebraucht worden ist. Ebenso giebt es kleinere

1) Clem. Alex. strom. lib. IV. pag. 490. ed. Sylburg.

2) Strom. lib. I. pag. 346; vergl. dagegen Paedag. lib. II. pag. 198.

Abweichungen, die doch auch nicht unbedeutend ſind, ſobald man ſie von Seiten der Abſicht betrachtet, die Sprache zu verbeſſern oder zu erklären; ſo Mat. 10, 42. ſtatt ποτήριον ψυχροῦ bei Clemens: ποτήριον ψυχροῦ ὕδατος [1]).

Ueber ſolche abſichtliche Aenderungen zur Verbeſſerung des Textes vergleiche De Wette §. 36. — Auch Origenes klagt ſchon über bedeutende Verſchiedenheiten in den Handſchriften und ſchreibt ſie theils der ῥᾳθυμία der Abſchreiber zu, theils der τόλμη derſelben in Beziehung auf die Sprache, ja auch dem Privatmeinungs-Intereſſe. Er ſagt: Jetzt iſt offenbar die Verſchiedenheit der Handſchriften ſchon ſehr groß, ſei es nun aus Nachläſſigkeit der Abſchreiber, ſei es aus der Kühnheit Einiger in ſchlechter Berichtigung des Geſchriebenen, oder ſei es daher, daß Einige das, was ihnen beſſer gefiel, in der διόρθωσις hinzugeſetzt oder hinweggenommen haben [2]). Der Ausdruck διόρθωσις kann Zweierlei bedeuten: die dem Abſchreiben vorhergehende Zurichtung einer Handſchrift zum Abſchreiben und die Vergleichung des Abgeſchriebenen mit der Urſchrift nebſt den dabei vorgenommenen Berichtigungen. Nun denkt man gewöhnlich nur an das Erſtere, aber ich weiß nicht, ob mit Recht; nach der Stelle des Origenes ſcheint es vielmehr das Zweite zu bedeuten, es ſind superscriptiones, die der gemacht hat, welcher die Abſchrift mit der Handſchrift, wovon ſie genommen war, verglich, wobei Conjecturen ſtattfinden konnten.

Die älteſten Differenzen, von denen wir beſtimmte Notizen haben, ſind die, welche Tertullian und Epiphanius aus dem Marcion [3]) anführen. Da findet ſich nun, daß beide in ihrem

---

ζητεῖτε τὴν βασιλείαν τοῦ θεοῦ, καὶ τὰ τῆς τροφῆς προστεθήσεται ὑμῖν und Strom. IV. p. 488. ζητεῖτε πρῶτον τὴν βασιλείαν τῶν οὐρανῶν καὶ τὴν δικαιοσύνην· ταῦτα τὰ μεγάλα· τὰ δὲ μικρὰ καὶ περὶ τὸν βίον, ταῦτα προστεθήσεται ὑμῖν.

1) Clem. Al. Quis dives salv. 31. ὁ δὲ μαθητὴν ποτίσας εἰς ὄνομα μαθητοῦ ποτήριον ψυχροῦ ὕδατος, τὸν μισθὸν οὐκ ἀπολέσει.

2) Origen. comment. in Matth. XV. T. III. p. 671. Vgl. De Wette §. 35.

3) Vgl. De Wette §. 34.

Urtheile über dieſe Differenzen gar nicht einig ſind. Der Eine ſagt, den Brief an Philemon habe Marcion ganz unverändert gelaſſen, der Andre, er habe ihn ganz verderbt; Tertullian bezeichnet in den Briefen an die Teſſalonicher nur kleine Verfälſchungen, Epiphanius nennt ſie ganz verderbt; ebenſo verhält es ſich mit dem Philipperbrief. Origenes ſagt, daß Marcion den Schluß des Römerbriefs ganz abgeſchnitten habe; darin iſt aber keine dogmatiſche Tendenz zu bemerken, es muß alſo an den Handſchriften gelegen haben, die Marcion hatte. Ob nun Tertullian andere Handſchriften des Marcion geſehn hat, als Epiphanius, oder ob vielleicht die Handſchriften der Marcionitiſchen Sammlung überhaupt variirt haben, iſt nicht auszumachen. So viel iſt gewiß, daß ſehr viele Verſchiedenheiten darin vorkommen, die durchaus nicht abſichtlich ſein können. Auf ſolche alſo, in denen keine antijudaiſirende Abſicht erkennbar, müßte man einen hohen Werth legen, weil der Text des Marcion von einem ſo hohen Alter iſt.

Bei den Aenderungen, wovon Origenes oben berichtet, iſt ſchon ein Einfluß der Critik ſichtbar, ſo wie aus dem Clemens ein gloſſirendes Verfahren, analoge Zuſätze zu machen, erhellt. So können von dieſen Zuſätzen manche aus den Anwendungen entſtanden ſein, die vielleicht in öffentlichen Vorträgen gemacht wurden, und die nachher Jemand in den Text hineingetragen hat; woraus freilich hervorginge, daß eine ſo gar große Ehrfurcht vor den apoſtoliſchen Schriften nicht kann geweſen ſein. Wir haben alſo aus dieſer Zeit Veränderungen des Textes von dreierlei Art: Irrthümer aus Mangel an Sorgfalt, Irrthümer, die auf Veranlaſſung theils ſolcher Fehler theils einer urſprünglichen Nachläſſigkeit durch Anwendung der Critik entſtanden ſein können (διόρθωσις), und Irrthümer durch Vermiſchung von Anderem mit dem Urſprünglichen. — Wenn man nun hier zu ſehr den Unterſchied zwiſchen dem Abſichtlichen und Zufälligen urgirt, ſo kann leicht etwas Uebertriebenes hineinkommen. Es liegt noch Etwas zwiſchen beidem, nemlich die Aenderung mit Wiſſen und Willen, aber ohne eine beſtimmte Abſicht. Nur im Intereſſe von häretiſchen Par-

theien mag ſolche Abſicht den Aenderungen zum Grunde gelegen haben. Sonſt hat Jeder ſeine Veränderungen wohl nur für ſeinen Privatgebrauch gemacht, denn außerdem war ja keine Veranlaſſung, Etwas zu verändern. Bei größern in ſich abgeſchloſſenen Partheien gab es aber allerdings eine ſolche, nemlich, um den in der katholiſchen Kirche gewöhnlichen Text außer Gebrauch zu ſetzen. — Eine ſpätere Stelle bei Hieronymus deutet ebenfalls auf Veränderungen in Handſchriften hin, die mit Wiſſen und Willen gemacht waren; er ſagt nemlich: „Ich übergehe die Handſchriften, die man unter dem Namen des Lucian und Heſychius kennt, denen aber nur die verkehrte Streitſucht weniger Menſchen einen Werth beilegt [1]." Hier iſt allerdings eine Spur von Veränderungen im Text, die eine beſtimmte Claſſe von Handſchriften conſtituirten, und auf die ein gewiſſer Werth gelegt wurde. Aber man kann, was Hieronymus ſagt, nur von Privatleuten (pauci homines) verſtehn, und keineswegs waren dieſe Veränderungen in gewiſſen Provinzen einheimiſch, noch hatten ſie großen Einfluß.

§. 27.

Wenn wir nun dies ſo in ſeinem natürlichen Verlaufe betrachten, ſo kommen wir auf den gegenwärtigen Beſtand unſers handſchriftlichen Textes.

Es giebt noch eine ſehr große Menge von Abſchriften der neuteſtamentlichen Bücher aus verſchiedenen Zeiten, die ſich von einander bedeutend unterſcheiden. Die in den critiſchen Apparaten mit Buchſtaben bezeichneten Handſchriften ſind mit Uncialen geſchrieben, die mit Zahlen bezeichneten mit Curſivſchrift ſeit dem 10. Jahrhundert. Der Differenz des Alters wegen muß man dies als zwei verſchiedene Claſſen anſehn. Es iſt aber eine Möglichkeit, daß doch der Werth einer Curſivhandſchrift größer iſt, als der einer Uncialhandſchrift, denn die erſtere kann von einer

1) Hieron. praef. in IV. Evang. ad Damas.; vergl. De Wette §. 39.

ncialhandschrift abgeschrieben sein, die weit besser und älter war s die, wovon die letztere copirt ward. Dieser Umstand ist es ɜentlich, der zu einer sehr künstlichen Behandlung dieses Gegen= ınbes Veranlassung gegeben hat.

Nach dem, was schon über ältere Verschiedenheiten im Text sagt ist, muß es natürlich erscheinen, daß die Differenzen seit r Zeit, wo die Bücher als Sammlung in den Kirchen gebraucht ıd vervielfältigt wurden, auch auf außerordentliche Weise sich rmehrt haben. Die διόρθωσις zwar hatte den Zweck, die durch s Abschreiben entstandenen Fehler zu vermindern; denken wir ıer, daß zur Vervielfältigung in größerm Maaßstabe gleichzeitig ɜhrere Abschriften verfertigt wurden, indem Einer vorlas, Meh= re schrieben, so ward das berichtigende Verfahren schwieriger, ıd die Fehler häuften sich. Nimmt man dazu, daß auch Hand= ıriften zum Abschreiben gebraucht wurden, welche in fleißigem ɔivatgebrauch gewesen, und in denen Manches am Rande ge= ırieben war, theils als Berichtigung einer offenbar verfälschten telle theils als erklärender Zusatz: so konnte es leicht kommen, ß ein minder kundiger Abschreiber alles dies in den Text hin= ınahm, so daß diese glossirenden Veränderungen eine neue Quelle n Differenzen waren.

Es giebt verschiedene Mittel, die vorhandenen Handschrif= ı nach der sehr verschiedenen Zeit, worin jede geschrieben , zu classificiren. Alte Handschriften zu lesen, ist bekanntlich ıe eigenthümliche Fertigkeit, wozu ein gewisser Grad von bung gehört; ebenso ist es eine eigne Kunst, ihr Zeitalter bestimmen. Dies ist, was man mit dem Ausdruck Palä= ɜraphie zu bezeichnen pflegt. Die Kennzeichen liegen theils den Schriftzeichen, theils in der Art und Weise, den Text behandeln, theils in dem Material, worauf er geschrieben . Ist z. B. auf Leinenpapier geschrieben, so kann die Hand= ıriſt nicht älter sein, als die Erfindung dieses Papiers; die auf aumwollenpapier sind schon älter, am ältesten die auf Pergament, ch wurde dies auch noch gebraucht, als man schon Papier kannte.

Das beſte Kennzeichen bleiben immer die Schriftzeichen, und darnach hat man ſie abgetheilt. Wir haben noch Handſchriften, die älter ſind, als die Stichometrie, ohne Wortabtheilung, Accente und Interpunction, andere mit Zeichen der Stichometrie, andere, wo die Interpunction an die Stelle der Stichometrie getreten iſt.

Zu der 1ſten Claſſe gehören:

1. Der Codex Alexandrinus (A.), in England befindlich, das ganze A. und N. T. enthaltend mit einigen Lücken, von Woide am Ende des vorigen Jahrhunderts als Facſimile abgedruckt.

2. Der Codex Vaticanus (B.), das A. u. N. T., letzteres mit Lücken. — Beide Codices ſind ohne Accente und Interpunction, die ſich nur bei ſchwierigen Stellen, offenbar aus ſpäterer Zeit, findet. Der Cod. A. hat auch die ältern Hauptſtücke der Evangelien, welche unter dem Namen τίτλοι bekannt ſind; der Cod. B. andre Abſchnitte, verſchieden von denen des Euſebius und Euthalius.

3. Der Codex Ephraem (C.), ein cod. rescriptus, ſehr unvollſtändig im A. T., auch im N. T. mit Lücken.

Dieſe 3. Codices ſind die älteſten; Einige ſetzen ſie ins 5te, Andre ins 4. Jahrhundert. In Montfaucon's paläographiſchem Werke ſind Schriftproben aus ihnen.

4. Später bekannt geworden iſt der Codex Z., der ſich in Dublin befindet und einen Theil des Evang. Matthäi enthält; er iſt von Barret im Facſimile herausgegeben.

Die 2te Claſſe bilden die Handſchriften aus den Zeiten der Stichometrie.

1. Der Codex Cantabrigensis (D.), nur die Evangelien und die Apoſtelgeſchichte, mit einer ältern lateiniſchen Ueberſetzung zwiſchen den Zeilen. Er iſt vielfach unterſucht, neuerdings von Dav. Schulz in einem Programm, der ihn in weit ſpätere Zeit ſetzt, als andere Critiker, die ihn ſehr hoch ſtellen. Er iſt dadurch merkwürdig, daß er mehrere von den alten Abweichungen von unſerm Text enthält, die ſich bei Clemens Alex. finden. Facſimile von Kipling in Cambridge.

2. Codex Claromontanus, auch mit D. bezeichnet, weil er ne Art Ergänzung des Cantabrigiensis enthält, nemlich nur die ulinischen Briefe, stichometrisch mit Accenten und lateinischer berſetzung.

Von derſelben Art, nemlich latiniſirend, ſind die übrigen chometriſchen Handſchriften; dahin gehören zwei, welche mit E. zeichnet ſind, nemlich

3. Codex Laudianus, die Apoſtelgeſchichte enthaltend, mit n Euthaliſchen Abſchnitten, ohne Accente, und

4. Codex Sangermanensis mit den paulin. Briefen, jetzt all= mein für eine Abſchrift des Claromontanus gehalten.

5. Codex Augiensis (F.), die paulin. Briefe enthaltend, eben= lls mit lateiniſcher Ueberſetzung, die Wörter ſchon mit Puncten theilend, gewöhnlich in das 9. Jahrh. geſetzt.

6. Codex Boernerianus (G.), mit lateiniſcher Interlinearver= n. Die Stichen ſind hier ſchon zuſammengeſchrieben, jedoch t größern Buchſtaben bezeichnet. Ohne Accente, aber interpun= t. Enthält die paulin. Briefe.

7. Codex Coislinianus (H.), nur Fragmente der paulin. Briefe.

Die 3te Claſſe umfaßt Handſchriften wieder ohne Spuren r Stichometrie, die nur von geringerm Werthe ſind, und von nen keine das ganze N. T. enthält. Hierhin gehören: Codex siliensis, ebenfalls mit E. bezeichnet, nur die vier Evangelien, er ſehr lückenhaft, enthaltend; Codex V., im Evang. Johannis gebrochen und von einer jüngern Hand fortgeſetzt; Codex Cy= ius, ſonſt Colbertinus (K.), mit den Evangelien; Codex M. nfalls mit den Evangelien; eine von den Handſchriften Mat= äi's, die er mit g. bezeichnet, die paul. und kath. Briefe ent= ltend, mit Scholien, die in Curſivſchrift geſchrieben ſind, ſo daß n ſieht, daß die Uncialen auch noch neben der Curſivſchrift ge= aucht wurden. Man könnte daraus ſchließen, daß ſelbſt Hand= riften mit Uncialen aus einer Zeit waren, wo ſchon lange die Curſiv= rift bekannt war; aber dies iſt doch nicht wahrſcheinlich, ſondern ier Codex muß wohl aus einer Zeit ſein, wo noch beide Schrift=

arten gewöhnlich waren, denn die mühsame Uncialschrift wird man gewiß nicht angewendet haben, wo sie nicht gebräuchlich war. Er steht also an der Gränze beider Perioden, nemlich im 10. Jahrh.

In Berlin befindet sich der Codex Ravianus, von dem Pappelbaum nachgewiesen hat, daß er unächt und aus einem gedruckten Texte nachgemacht ist.

Nun folgt eine große Menge von Handschriften auf gewöhnlichem Papier in Currentschrift, in welchen sich die Mannigfaltigkeit des Textes sehr gesteigert hat.

Daß solche offenbar jüngere Handschriften doch getreue Copien von sehr alten sein können, ist ein Motiv, die Untersuchung über das Alter der Lesarten auch in dieses Gebiet hineinzuziehn, um zu beurtheilen, wornach die Handschriften unter sich zu classificiren wären. Dies gehört aber in die Disciplin der neutestamentlichen Critik, und kann daher hier nicht behandelt werden. Nur das gehört hierher, was die Voraussetzungen jener Critik enthält und den Thatbestand angiebt, welcher den darauf bezüglichen Hypothesen zum Grunde liegt. Ehe wir darauf eingehn, müssen wir zuerst eine so zu sagen natürliche Geschichte des Textes construiren.

§. 28.

Die ursprüngliche Vervielfältigung der einzelnen neutestamentlichen Bücher müssen wir uns als Privatsache denken von Leuten, die auf Reisen neutestamentliche Schriften fanden, die sie in ihrer Heimath nicht kannten und deshalb abschreiben ließen. Denn ein ursprünglich absichtliches Verfahren kann man sich deshalb nicht denken, weil es damals noch keinen allgemeinen kirchlichen Zusammenhang gab. Wenn eine Gemeinde einen apostolischen Brief hatte, so wurde er treu bewahrt und durch Vorlesen von Zeit zu Zeit in die Tradition übertragen. Besondre Abschriften wurden davon nicht gemacht; höchstens kann man sich denken, daß, wenn eine Gemeinde in einer größern Stadt viele kleinere Nebengemeinden unter sich hatte, sich dann die Nebengemeinden Abschrif-

ren dieſer Briefe verſchafft haben. Dabei muß nun die Sache ihren natürlichen Gang gegangen, und durch Verſehen Verſchiedenheit im Texte entſtanden ſein.

Wenn nun an einzelne Gemeinden und einzelne Mitglieder Schriften von anderwärts gekommen waren, ſo entſtand auf dieſe Weiſe ein erweitertes Vorleſen, und von daher datirt ſich das häufigere Abſchreiben. Es ergiebt ſich von ſelbſt, wie die kirchlichen Metropolen dabei Centralpuncte bildeten, in denen ſich neuteſtamentliche Schriften anſammelten, und von denen die Vervielfältigung ausging; und ſo entſtanden die Notizen von der Differenz der Sammlungen in den Gemeinden, weßwegen einzelne Bücher angenommen oder nicht angenommen wurden. Wenn wir nun denken, daß von dieſen Puncten aus in dem Maaße, als die Sammlung ſich vergrößerte und allgemeiner wurde, die Vervielfältigung nach einem größeren Maaßſtabe geſchah, ſo iſt klar, daß von jedem dieſer Puncte aus ein gewiſſer gleichförmiger Text ſich verbreitete. Offenbar ſind in manchen Provinzen durch die locale Ausſprache und Verſchiedenheit der Schriftzeichen Fehler entſtanden, die es in andern nicht gab; ſo läßt ſich denken, daß conſtante Differenzen ſich einfanden. Nun fragt ſich, ob man Urſache hat, anzunehmen, daß eine critiſche Vergleichung verſchiedener Texte aus andern Provinzen beim Abſchreiben zum Grunde gelegen hat. Wir haben an Clemens Alex. und Origenes geſehn, daß allerdings die Critik ſehr zeitig erwachte; aber es läßt ſich gar nicht ſagen, daß dieſe critiſchen Bemühungen das Geſchäft des Abſchreibens unter ihre Direction nahmen, ſondern es war nur gelehrte Beurtheilung einzelner Stellen, ohne daß eine Behandlung des ganzen Textes von critiſcher Anſicht aus ſtattgefunden hätte. Beim Abſchreiben lag gewiß nur die Auctorität einer Handſchrift aus einer angeſehnen Gemeinde zum Grunde, worauf dann die διόρθωσις folgte. Nun gab es aber außerdem auch Exemplare zum Privatgebrauch bei vornehmen Chriſten; und dies war nicht etwas Ungewöhnliches, ſondern es gehörte, wie wir aus dem Tadel des Chryſoſtomus ſehn, zum Luxus, ſich beſonders

ſchön geſchriebene Handſchriften von neuteſtamentlichen Büchern zu verſchaffen. Und auf dieſem Gebiete konnte weit eher eigentlich critiſche Behandlung des Textes zu Stande kommen [1]).

Bei der großen Menge der ſpätern Handſchriften, welche, die Lectionarien mitgerechnet, mehrere Hundert betragen, bleibt immer ein Hauptunterſchied, den wir ſchon bei den ältern Codices bemerkt haben, die Verwandtſchaft mit dem lateiniſchen Texte auf der einen, und der rein griechiſche Text auf der andern Seite. Man kann auch aus andern paläographiſchen Kennzeichen Schlüſſe auf die Gegend machen, in der eine Handſchrift geſchrieben iſt. Einige der bedeutendſten ſind offenbar in Egypten geſchrieben. Nun war Alexandrien in jener Zeit der Sitz der grammatiſchen Studien, und daraus läßt ſich die Vermuthung bilden, daß dies einen vorzüglichen Einfluß auf den Text des neuen Teſtaments gehabt; aber wenn man annimmt, daß der Vaticaniſche Codex auch in Egypten geſchrieben i , ſo ſcheint das doch nicht der Fall geweſen zu ſein, denn der Text deſſelben verräth gar nicht die Hand eines grammatiſchen Abſchreibers oder Verbeſſerers.

§. 29.

Nun wollen wir die verſchiedenen Hypotheſen betrachten, die man gemacht hat, um ſich die Aufgabe der Critik des neuteſtamentlichen Textes zu erleichtern.

Die Aufgabe iſt eigentlich, daß man ſuchen ſoll, die jetzigen Leſer ſo viel wie möglich in die Stelle der urſprünglichen Leſer zu verſetzen, d. h. den Text der Urſchrift wieder herzuſtellen. Dazu muß man das Vorhandene vornehmen, um aus den verſchiedenen Lesarten nach beſtimmten Grundſätzen auszuwählen und, wo alle Codices Falſches haben, nach der größten Wahrſcheinlichkeit zu ändern. Bei der Vergleichung der verſchiedenen

1) Erſter Entw.: Auf dieſe Exemplare im Privatgebrauch kann eher kritiſche Autorität einen Einfluß gehabt haben. Damit ſtimmt auch die Art, wie Hieron. ſich über Hesych. und Lucianus äußert.

Lesarten kommen nun zwei Regeln mit einander in Streit, nemlich, die Stimmen zu zählen, und ſie abzuwägen, und die Aufgabe der Critik iſt, entweder zwiſchen dieſen beiden Regeln zu entſcheiden, oder ſie mit einander auf gewiſſe Art zu combiniren. Um ſie abzuwägen, muß man einen Maaßſtab haben, und der iſt das Alter; aber es können ſehr junge Codices Abſchriften von ſehr alten, und alſo beſſer, als unſre alten, ſein; ſo verſchwindet alſo dieſer Maaßſtab wieder. Wenn man aber die Stimmen zählen will, ſo wird man in ſolche Weitläuftigkeit geführt, daß man ſuchen muß, die Zahl abzukürzen, indem man mehrere Handſchriften als Eins betrachtet, und man muß darauf ſehn, welche Codices beſondere Verwandtſchaft haben, um nicht daſſelbe Zeugniß doppelt zu zählen. Dieß iſt nun beſonders die Richtung, welche jene Hypotheſen nehmen. Seit Bengel, Wetſtein, Semler hat man die Verſchiedenheiten der Lesarten phyſionomiſch betrachtet und die Codices nach gewiſſen Familienähnlichkeiten zuſammengeſtellt. Beſonders wichtig ſind dabei die beiden Hypotheſen, welche von Griesbach und Hug aufgeſtellt worden.

Hug nimmt an, es habe lange Zeit einen ganz unregelmäßigen Text der neuteſtamentlichen Bücher gegeben, wobei man keine rechte Sorgfalt angewendet habe, ſo daß leicht willkührliche Aenderungen entſtehen konnten. Dieſen Zuſtand nennt er κοινὴ ἔκδοσις, welcher Ausdruck urſprünglich von demjenigen homeriſchen Text gebraucht wurde, welcher älter iſt, als die Recenſionen der Alexandriner [1]). Der Ausdruck iſt dafür ſchon vielleicht nicht ganz richtig, vollends aber nicht beim N. T., denn unter ἔκδοσις verſteht man eine Menge gleichzeitig erſcheinender Abſchriften deſſelben Textes, bei uns Ausgabe in mehreren Exemplaren. Nun nimmt Hug nachher drei Recenſionen an: 1. die Alexandriniſche, die er dem Heſychius zuſchreibt, 2. die Conſtantinopolitaniſche des Lucian, 3. die des Origenes. So nimmt er

1) Ueber den Ausdruck κοινὴ in Beziehung auf den Text der LXX. vergl. De Wette Einl. in's A. T. §. 46.

alſo vier Texteſsarten an, die eine iſt gleichſam wild, die andern ſind cultivirt. Allein die hiſtoriſche Begründung dieſer Hypotheſe iſt ſchwach. Die angenommene doppelte Recenſion des Heſychius und Lucian gründet ſich nur auf eine Stelle bei Hieronymus, die wir oben ſchon angeführt haben [1]); da wird allerdings geſagt, daß es ſolche Recenſionen gegeben, aber daß dieſe in der Kirche geltend gemacht worden wären, davon iſt keine Spur. Daß es ferner eine eigne Recenſion des Origenes gegeben habe, davon finden wir in deſſen Schriften Nichts. Er beklagt ſich über die große Verſchiedenheit der Exemplare und ſtellt ſelbſt einige Verbeſſerungsverſuche an, aber ohne eine Recenſion des ganzen Textes vorzunehmen. Es iſt hier ein zu weiter Gebrauch von den Andeutungen des Hieronymus gemacht worden, welcher hier und dort ſagt, daß er den Exemplaren des Adamantius folge [2]); was ſich wohl eher auf die Anführungen des Origenes bezieht. Dagegen iſt es wohl wahrſcheinlich, daß von Conſtantinopel aus, als einer Hauptkirche, wohin Alles zuſammenfloß, ſich ein gewiſſer übereinſtimmender Text in der europäiſch-griechiſchen Kirche verbreitete; aber ebenſo müßte auch zu Antiochien, wo eine eigne Schule war, ein beſonderer Text geweſen ſein, der in die aſiatiſch-griechiſche Kirche überging; nimmt man nun noch Alexandrien und Italien dazu, ſo hätte man alſo auch vier Textesgeſtaltungen, und ſo wäre das ein beſtimmtes Bild, welches vollſtändig genug wäre, wenn man es nur verfolgen könnte.

Griesbach iſt nicht ſo ins Einzelne eingegangen; er nimmt aber auch drei verſchiedene Textesrecenſionen an, ohne ſie jedoch auf einzelne Urheber zurückführen zu wollen, ſo daß es vielmehr nur drei Hauptgeſtaltungen des Textes ſind. Die erſte

---

1) Seite 96.

2) Hieron. ad Mat. 24, 36.: quum in graecis, et maxime Adamantii et Pierii exemplaribus, hoc non habeatur adscriptum. Ad Gal. 3, 1.: hoc, quia in exemplaribus Adamantii non habetur, omisimus. Vergl. De Wette Einleit. in's N. T. §. 39.

nnt er die occidentaliſche und baſirt ſie auf den erſten Ueber-
ng der Bücher aus dem Orient nach Italien, wo denn gleich
den Vorleſungen eine lateiniſche Ueberſetzung nothwendig wurde;
her hat er ein Vorurtheil für die Aechtheit und das Alter des
liſchen Textes. Wenn er aber annimmt, daß die italiſche
cenſion ſich früher gebildet habe, als im Orient die Sammlung
ἀπόστολος entſtand: ſo iſt das doch zu viel behauptet.
nn wenn die Bücher auch früher nach Italien gekommen wären, ſo
tte dies doch nur einzeln geſchehn können. Wir haben aber
ne Notiz von einem Vorhandenſein einzelner Bücher in Italien
er als die Sammlung; vielmehr iſt gerade der italiſche Text
ähnlichſten dem der jüngſten ſolcher Sammlungen in der grie-
ſchen Kirche. Dann müſſen wir doch noch unterſcheiden das
nüberkommen der neuteſtamentlichen Bücher nach Italien und
Entſtehen eines beſondern Textes in Uebereinſtimmung mit
er lateiniſchen Ueberſetzung. Denn ſo lange das Chriſtenthum
Italien noch nicht überwiegend herrſchte, war eine lateiniſche
berſetzung gar nicht nothwendig, weil das Griechiſche in den
ßeren Städten bekannt war. Wenn man aber auch das große
ter dieſer Recenſion zugeben wollte, ſo würde daraus für den
erth derſelben Nichts folgen. Denn es würde nur ein Text
weſen ſein, wie Hug ſeine κοινὴ ἔκδοσις beſchreibt, aus Privat-
nmlungen entſtanden und ganz unregelmäßig. So mußte
n auch die Unbekanntſchaft mit einem andern Texte das Ein-
leichen von Fehlern und Gloſſen erleichtern [1]). Alſo können
r dieſen italiſchen Text, wenn er auch ſehr alt wäre, doch nicht
her ſchätzen, als die κοινὴ ἔκδοσις bei Hug.

Die beiden andern Recenſionen knüpft Griesbach nun mit
cht an den überwiegenden Einfluß von Alexandrien und
onſtantinopel [2]). Wie nun aber zu erkennen iſt, was als

[1]) Erſt. Entw.: nur die ſtrengeren Hebraismen möchten als ächt anzuſehen ſein.

[2]) Erſt. Entw.: alſo im Gegenſatze zu Hug an die Oeffentlichkeit und den klerikaliſchen Einfluß.

alexandriniſcher Text zuſammengehört, und was als conſtantinopolitaniſcher, iſt ſehr ſchwierig und immer unſicher, weil es an hinreichenden Datis fehlt, um das Vaterland der Handſchriften auszumitteln. Daher hat ſich Griesbach vorzüglich an die Schriften der Kirchenväter aus dieſen verſchiedenen Provinzen und an die alten Ueberſetzungen gehalten. (Ich habe von dieſen Ueberſetzungen nicht beſonders gehandelt, weil für den gewöhnlichen Gebrauch in Beziehung auf das eigentlich allgemein Theologiſche in der That wenig dabei herauskommt; es iſt nur der Critiker von Profeſſion, den man wegen dieſer alten Ueberſetzungen an das darüber Gangbare verweiſen muß). Nun iſt es allerdings wahr, daß die älteſte ſyriſche Ueberſetzung älter iſt, als der Canon ſich fixirt hat. In Antiochien zwar war eine ſo ſtarke griechiſche Colonie, daß man es faſt ganz als eine griechiſche Stadt anſehn kann. Aber in dem übrigen Syrien, wo das Chriſtenthum ſehr zeitig eindrang, war das Syriſche die Landesſprache, alſo eine Ueberſetzung nothwendig, ſobald man anfing, neuteſtamentliche Schriften in den Kirchen zu gebrauchen. Nun giebt es Nachrichten von dem Alter auch anderer Ueberſetzungen, und es iſt alſo unläugbar, daß mehreren derſelben ein Text zum Grunde liegt, der älter iſt, als unſre älteſten Handſchriften. Der Gebrauch aber, der in der Critik von dieſen alten Ueberſetzungen zu machen iſt, reducirt ſich auf ſehr wenig, ſo daß der allgemein theologiſche Leſer von ihnen keine Notiz zu nehmen braucht. Denn von den zahlloſen Verſchiedenheiten des neuteſtamentlichen Textes ſind doch nur wenige, die einen wirklich verſchiedenen Sinn geben, und noch weniger, die für das Dogma von Bedeutung wären; die meiſten beruhn auf grammatiſchen Einzelnheiten. In den meiſten dieſer Fälle kann man aber zu den Ueberſetzungen ſeine Zuflucht nicht nehmen, weil man nicht aus ihnen ſehen kann, was für einen Text ſie gehabt, da die grammatiſchen Beſtimmungen in den verſchiedenen Sprachen verſchieden ſind. Allerdings, wenn ein gehöriger Vorrath von ſolchen Stellen vorhanden wäre, aus denen man ſchließen könnte, wie die alten Ueberſetzer geleſen haben,

b wenn man bestimmt sagen könnte, woher sie ihren griechischen
xt genommen haben: so könnten sie ein wichtiges Moment sein
: die Ausmittlung und Ausführung der größeren Familienähn-
)keiten. Aber nun liegt die Sache so, daß hier ein so gekün-
ltes und willkührliches Verfahren im Einzelnen ist, daß wenig
mit ausgerichtet wird, und eine vorgefaßte Meinung zu Urthei-
l führt, die Niemand unbefangen billigen kann. Nach der Art,
e Griesbach die Hauptcriterien seiner Familien bestimmt, stellt
die Hypothese auf, daß die syrische Uebersetzung durch verschie-
ie Hände gegangen und nach spätern griechischen Handschriften
rigirt sei; das ist aber eine mit dem Zustande der syrischen
teratur gar nicht zusammenstimmende Meinung.

Ebenso findet man in beiden Hypothesen eine Ansicht über den
xt des Chrysostomus, die für sich betrachtet sehr wunderlich
auskommt. Hug rechnet den Chrysostomus zu der Recension
3 Origenes, und es läßt sich gar nicht denken, wie er sollte
ade zu egyptischen Exemplaren gekommen sein, wenn es noch
zu eine Lucianisch-constantinopolitanische Recension gegeben hat.
ich Griesbach meint, daß der Text des Chrysostomus nicht
der eigentlich constantinopolitanischen Recension gehöre, sondern
l vermischter sei. Aber wenn die Familienähnlichkeiten schon
mals durch einander gemischt waren, so sehe ich gar nicht die
öglichkeit, wie man sie jetzt noch aus einander halten will. Es
überhaupt der Gebrauch von Stellen der Kirchenväter in der
itik eine schwierige Sache; nur in solchen Fällen, wo sie in
r Auslegung besondere Rücksicht auf eine abweichende Lesart
hmen, kann man erkennen, was sie gelesen haben, oder da, wo
itten in der Rede Stellen eingeführt werden. Denn die Ab-
)mitte, über welche die Homilien gehalten waren, wurden später
ändert, und so findet man häufig Spuren, daß der Kirchenvater
nz anders gelesen hat, als jetzt davor steht. Auch die Citate
der Mitte der Rede sind gewöhnlich aus dem Gedächtniß angeführt
ıd daher sind Fehler und Abweichungen natürlich. Wenn man
e Art betrachtet, wie Griesbach in seinen Prolegomenis und

Symbolis criticis über einzelne Kirchenväter und Handschriften urtheilt, so muß man sich nothwendig überzeugen, daß dies ganze System in seinen Gründen nicht gehörig fest ist und in seinen Folgerungen so künstlich, daß es zu gar Nichts führt. Der Ausdruck, Recension, paßt bei ihm nur auf die alexandrinische; die beiden andern sind genau genommen nur zwei verschiedene Zustände eines nicht recensirten Textes, zwei verschiedene Zweige der κοινὴ ἔκδοσις, die sich im Occident eigenthümlich gestaltete; z. B. da es im Lateinischen keinen Artikel giebt, so geschah es, wenn eine Interlinearversion gemacht wurde, häufig, daß auch im Griechischen der Artikel ausgelassen wurde; ähnlich geschah es mit Präpositionen und Casus, die im Lateinischen anders sind, als im Griechischen. Wenn wir nun bedenken, wie zu verschiedenen Zeiten der Zusammenhang zwischen den europäischen und asiatischen Theilen der griechischen Kirche sehr verschieden war, so können wir die Verschiedenheit der Textesgestaltung uns erklären, ohne an eine solche Recension zu denken.

Abweichend sind die Ansichten von Chr. Fr. Matthäi und Scholz. Ersterer hat lange in Rußland gelebt und dort eine Menge von Handschriften gefunden, die unter sich sehr ähnlich sind, und sich zum Slavonischen ebenso verhalten, wie die occidentalischen zu der lateinischen Version. Diese Handschriften sind wahrscheinlich aus Constantinopel; und daher hat Matthäi eine große Vorliebe für die constantinopolitanische Recension, der er eine große Sorgfältigkeit zuschreibt. Wollten wir aber dabei stehn bleiben, so würden wir nur einen sehr späten Text für das N. T. bekommen. Der katholische Professor Scholz ist derselben Meinung und nimmt auf sehr schwache Gründe an, daß dieser Text, wenn auch jünger, doch besser sei, als unser ältester, und identisch mit dem ursprünglichen, wie er war, ehe die Aenderungen hineinkamen; es wäre also dies die Hug'sche κοινὴ ἔκδοσις.

§. 30.

Wenn wir Alles zusammennehmen, werden wir leicht einge-

ſtehn, daß wir nicht Hülfsmittel genug haben, um eine ſo beſtimmte Geſchichte des neuteſtamentlichen Textes aufzuſtellen, und daß die einzelnen Data ein viel zu verworrenes Reſultat bilden, als daß wir eine beſtimmte Scheidung darauf gründen können. Das Weſentlichſte iſt immer der Unterſchied zwiſchen den latiniſirenden und den rein griechiſchen Handſchriften, und es iſt in einzelnen Fällen bei ſpätern Handſchriften leicht zu ſehn, welcher von dieſen beiden Seiten ſie angehören; aber weiter wird man es ſchwerlich bringen. Was uns hierbei vorzüglich fehlt, iſt eine ſichere Nachricht über den Übergang der neuteſtamentlichen Schriften nach Italien, womit gerade eine ſo eigenthümliche Geſtaltung zuſammenhängt. Das iſt offenbar, daß Tertullian und der lateiniſche Überſetzer des Irenäus ſchon den italiſchen Text hatten; man ſieht dies auch daraus, daß die Polemik des Tertullian gegen den Marcion zugleich eine Polemik des italiſchen Textes gegen den griechiſchen iſt. Daß aber die fortgeſetzte Vervielfältigung des griechiſchen Textes in Büchern mit lateiniſcher Überſetzung und von lateiniſchen Abſchreibern größere Veränderungen mit ſich bringen mußte, iſt an ſich ſelbſt klar. Wenn nun das Factum richtig iſt, daß der Codex Cantabrigiensis, der auf dieſe Seite gehört, eine Menge Zuſätze und Veränderungen enthält, welche wir beim Clemens von Alexandrien finden: ſo würden wir daraus ſchließen können, daß die neuteſtamentlichen Schriften mehr von dort aus, als von Griechenland, nach Italien gekommen wären. Aber dieſe Handſchrift hat ſo viele unbeſtreitbar ſpätere Zuſätze, daß man dies nicht als allgemeines Kennzeichen anſehn kann.

Wenn wir fragen, was uns die Geſchichte des neuteſtamentlichen Textes, ſo weit ſie ſich aufſtellen läßt, für die Leſung deſſelben nützt: ſo könnte man leicht ſchließen, daß ich den Nutzen nicht hoch anſchlage, weil ich die Bemühungen, ein Syſtem darüber aufzuſtellen, für verunglückt anſehe. Aber die Geſchichte des Textes darf nicht vernachläſſigt werden, um die Mängel des gedruckten Textes verbeſſern zu können, aber nicht nach dieſen ſyſtematiſchen Bearbeitungen; ſondern wir müſſen uns nach dem

richten, was sich bestimmt aufstellen läßt. Es ist nicht zu läugnen, daß das Ziel dieser Critik, die jetzigen Leser in die Stelle der ursprünglichen zu versetzen, nicht erreicht ist, denn der Zusammenhang zwischen unsern ältesten Quellen und den Autographen der Auctoren läßt sich auf keine Weise nachweisen oder ergänzen. Stellen wir aber die Aufgabe so: wir müssen suchen, die gegenwärtigen Leser möglichst denjenigen gleichzustellen, welche diese Schriften in den Kirchen lesen hörten zu der Zeit, wo die Sammlung der neutestamentlichen Schriften in der griechischen und occidentalischen Kirche (bis auf die Abweichung wegen des Hebräerbriefs und der Apocalypse) dieselbe war: so hat man eher Etwas erreicht, aber allerdings noch keine Einheit; denn damals schon war der Text nicht überall derselbe. Aber man kommt dann nicht auf die Aufgabe, eine kleinere oder größere Anzahl verschiedener Recensionen zu unterscheiden, sondern wenn wir uns die Aufgabe so denken, so ist zu wählen, ob man einen griechischen Text der lateinischen oder der griechischen Kirche darstellen soll. Mancher wird das Eine wählen, weil der Text der lateinischen Kirche aus der ältesten Zeit herrührt, Mancher das Andere, weil in der griechischen der Text nicht solchen Alterationen ausgesetzt war, wie in der lateinischen. Einen festen Punct giebt hierbei Hieronymus, der die lateinische Übersetzung verbesserte, aber dabei keinen andern Grundsatz anerkannte, als, die Gewohnheit der lateinischen Handschriften für Nichts zu achten und überall nach den besten griechischen Auctoritäten zu entscheiden. Er hat also erkannt, daß der wahre Text nicht in den lateinischen Handschriften zu finden sei, und so ist er eine starke Auctorität gegen den Vorzug, den man für eine jetzige Bearbeitung des Textes den latinisirenden Handschriften geben möchte. Um auf etwas Einzelnes zu verweisen, so stellt sich gerade das, was wir bemerkt haben, im rechten Lichte dar, wenn man Griesbach's Arbeit über 1. Joh. 5, 7. aufmerksam lies't. Hier bekommt man eine klare Übersicht darüber, wie doch das Urtheil von der Unächtheit dieser Stelle nur durch eine allgemeine Revision aller bekannten

andſchriften hat begründet werden können, und wie da ſich Al-
s ſo ſtellt, die Hauptſcheidung zwiſchen den rein griechiſchen
id den latiniſirenden Handſchriften zu machen, wobei dem Grie-
ch ſelbſt alle ſeine Unterſcheidungen von Recenſionen ganz
rloren gehn, und alle Spuren der erſten Einſchiebung dieſer
orte ſich in latiniſirenden Handſchriften zeigen, wenngleich auch
rt ſie in den älteſten noch fehlen. Dieſe Arbeit iſt wirklich ein
ines critiſches Meiſterſtück, ſo daß man nichts Beſſeres darüber
ſtellen kann.

§. 31 [1]).

Für die Betrachtung des gedruckten Textes müſſen wir
s zunächſt das Verhältniß deſſelben zum handſchriftlichen klar
chen.

Lange Zeit waren die Uncialbuchſtaben die einzigen Charactere,
t denen man ſchrieb; nur ſie waren geeignet, in Stein gegra-
n zu werden, was die erſte öffentliche Aufſtellung wichtiger Ur-
nden war. Allmählig gingen ſie in die Curſivſchrift über, und
t als das Baumwollen- und Leinenpapier allgemeiner wurde,
rd auch dieſe Schrift üblicher, weil die leichtere Behandlung
s Materials eine leichtere Manipulation in der Schriftweiſe zu-
ß. Dieſe Curſivſchrift, in der alle Handſchriften vom 11. und
. bis ins 16. Jahrhundert geſchrieben ſind, beſtand aber nicht
s lauter einzelnen Buchſtaben, ſondern es wurden dafür abbre-
te Zeichen verbunden, um noch mehr abzukürzen. Um dieſe
it war ſchon lange die Stichometrie abgekommen, und die Ab-
eilung der Wörter gebräuchlich, ein natürliches Reſultat von dem
einanderziehn der Buchſtaben. Aber auch früher war dieſe
theilung ſchon gemacht, um das Leſen zu erleichtern; ebenſo
r die Interpunction um dieſe Zeit allgemein geworden. In
ſem Zuſtande fand die Buchdruckerei das neue Teſtament. Da-
aber iſt noch zu bemerken, daß das Vorleſen deſſelben in der

1) Vergl. De Wette §. 42—48.

Library of the
UNION THEOLOGICAL SEMINARY
New York

Urſprache ſchon überall abgekommen war, ausgenommen vielleicht in der eigentlich griechiſchen Kirche, die aber damals in einem geringen Zuſammenhang mit den litterariſchen Regionen ſtand. Die Klöſter waren immer die Fabriken der Abſchriften des N. T.s geweſen; in ihnen fanden ſich faſt überall mehrere Handſchriften, und außerdem waren viele Einzelne im Beſitz von ſolchen.

Der Anfang dazu, das neue Teſtament in gedruckten Typen darzuſtellen, wurde faſt gleichzeitig an ganz verſchiedenen Orten gemacht in der Complutenſiſchen Ausgabe und in der 1ſten des Erasmus. Was für Handſchriften die Herausgeber der complutenſiſchen Bibel gehabt, iſt nicht recht auszumitteln, außer etwa durch den einen Umſtand, daß ſie 1. Joh. 5, 7. aufnahmen; aber es iſt noch nicht gewiß, ob ſie ein griechiſches Manuſcript hatten, worin dieſe Stelle ſtand, oder ob ſie dieſelbe griechiſch gemacht haben, da ſie von ihnen lateiniſch gefunden wurde. Erasmus hatte zu ſeiner erſten Ausgabe, die noch früher als die complutenſiſche erſchien, zwei Handſchriften, die ſich in Baſel fanden, aus denen er ſeinen erſten Text machte; in dieſen war jene Stelle nicht. Da ſie aber in die ſpätern Editionen der Vulgata aufgenommen war, ſo entſtand hieraus gleich ein heftiger Streit der complutenſiſchen Herausgeber gegen Erasmus. Bei ſeiner 3ten Ausgabe erhielt dieſer endlich aus England Collationen einer griechiſchen Handſchrift (des Codex Montfortianus), worin wirklich jene Stelle enthalten war. Er nahm ſie nun auf, da die Complutenſiſche Ausgabe durch die Geiſtlichkeit beſorgt, und er doch ſchon einer gewiſſen Neigung für die Reformation verdächtig war; er ſagt aber ausdrücklich, daß man ſie in einer griechiſchen Handſchrift gefunden, und er ſie nur aufnehme, ne causa sit calumniandi. Der erſte Druck des Textes fing alſo gleich mit einem ſchlimmen Geſchicke an, denn es iſt klar, daß Erasmus wider ſeine beſſere Überzeugung eine Lesart, die er nur in einer Handſchrift fand, aufnahm, um ſich nicht in Streitigkeiten zu verwickeln. Nach dieſer des Erasmus wurde nun eine Menge Editionen des griechiſchen neuen Teſtaments gemacht.

Eine zweite Reihe mit etwas mehr critischen Bemühungen
jinnt mit Beza in Genf, der mehr Handschriften verglich und
s mehreren Lesarten nach eignem Urtheil die beste aussuchte;
legte die 3te Ausgabe des Rob. Stephanus zum Grunde.
er es war bei ihm durchaus kein durchgeführtes critisches Prin-
, sondern ein willkürliches Resultat von einzelnen Handschriften;
in et hatte außer dem Codex Cantabrig. nur lauter Handschrif-
i aus späterer Zeit mit Cursivschrift. Diese Cursivschrift der
itern Jahrhunderte mit ihren Abbreviaturen hat auch das Mu-
: zu unsern griechischen Typen abgegeben, und dabei sah man
b auf eine besondere Zierlichkeit, und vorzüglich die holländ-
che Buchhändlerfamilie Elzevir gab diese Ausgabe des Beza
t besonderer Schönheit heraus. Dadurch kam dieser Text
die größte Verbreitung, so daß man in einer spätern Ausgabe
en konnte, dieser Text werde nun von Allen angenommen. Er
bet seitdem die sogenannte recepta. Es sind also hierbei zwei
uptquellen zu unterscheiden: die Erasmische und Complutensi-
e Hauptausgabe, wozu die flüchtige Vergleichung mit einigen
bices kommt, die Beza anstellen konnte. Alle Ausgaben, die
ch im 16. und in der ersten Hälfte des 17. Jahrh. erschienen,
gen durchaus diesen Character an sich.

Die Vergleichung des Codex Cantabrig. wurde genauer durch-
ührt in der Londoner Polyglotte von Brian Walton in der
eiten Hälfte des 17. Jahrh. Er fügte die Lesarten des Codex
exandr. hinzu, nebst zerstreuten Vergleichungen anderer Hand-
riften. Hierauf gründeten sich hernach die ersten an critischem
pparate reichern Ausgaben, wozu die Oxforder von Fell und
regorius gehören; die letztere, die einen sehr kleinen zierlichen
liant bildet, ist durch eine interessante Zugabe merkwürdig, in-
m sie bei jeder Stelle die ältesten patristischen Citationen ent-
lt, was sie für den Leser sehr brauchbar macht. Darauf folgen
: mit einem großen critischen Apparat versehenen Ausgaben von
ill und Küster.

Eine neue Epoche in dieser Critik beginnt in der ersten Hälfte

des 18. Jahrh. mit den Ausgaben von Bengel und Wetstein. Ersterer gab einen neuen Text und die Begründung der Principien dazu im Apparat, Letzterer ließ den recipirten Text stehn, erfand aber die critischen Unterscheidungszeichen über das, worin andre Handschriften von der recepta abweichen. Bowyer gab hernach einen Text heraus, der dem gleich war, welchen sich Wetstein gedacht hatte. Wetstein's Ausgabe enthält zugleich Prolegomena, welche Notizen über die gebrauchten Handschriften geben, das erste bedeutende Verzeichniß solcher Handschriften; er bezeichnete die Uncialcodices mit großen lateinischen Buchstaben, die Cursivcodices mit kleinen Zahlen. Hierbei hat er sich aber manches nicht zu Billigende erlaubt, indem er manche Handschriften mehrmals bezeichnete je nach den verschiedenen Büchern, und andrerseits Collationen von verschiedenen Handschriften, die ihm zugeschickt wurden, unter eine Nummer zusammenfaßte.

Der oben genannte Engländer Bowyer fügte seiner Ausgabe eine Sammlung von Conjecturen hinzu. Es ist viel darüber gestritten worden, ob man das neue Testament auch so behandeln könne, wie andre Schriften. Es kommt darauf an, wie denn andre Schriftsteller behandelt werden, und allerdings hat man es zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden damit gehalten. Jetzt kommt man immer mehr darauf zurück, das Amt eines critischen Herausgebers und das eines Exegeten, der dem Leser zu Hülfe kommen will, streng zu unterscheiden. Auch jetzt würde man es ganz über die Befugniß eines Herausgebers hinausgehend ansehn, wenn er seine Conjecturen in den Text setzen wollte. Das Conjecturiren ist allerdings immer der Natur der Sache nach unendlich, d. h. wenn erst vollkommen ausgemacht ist, daß alles dasjenige, was wir haben, nicht das enthalten kann, was der Verfasser selbst geschrieben hat, dann sind die Methoden, die man befolgen kann, um das Richtige an die Stelle zu setzen, so mannigfach, je nachdem die verschiedenen Voraussetzungen sind, von denen man ausgeht, daß sich wohl denken läßt, daß für dieselbe Stelle sehr viele Conjecturen gemacht werden können, für welche

alle ſich Etwas ſagen läßt. Ein critiſcher Herausgeber darf Nichts in den Text ſetzen; aber Jemand, der das N. T. zum Privatgebrauch herausgiebt, kann das ohne Gefahr thun. Will man einen vollſtändigen critiſchen Apparat aufſtellen, ſo muß man daraus den status causae erkennen können, um ein freies Urtheil zu behalten. Das aber iſt eine wunderliche Vorausſetzung, daß unerachtet der großen Menge von verſchiedenen Lesarten die göttliche Providenz dafür geſorgt haben müſſe, daß unter den vorhandenen Lesarten immer eine die wahre ſein müſſe. Nun aber muß man allerdings auf der andern Seite ſagen, daß bei der Beſchaffenheit der meiſten Stellen, worin das Richtige nicht zu haben man ſich wohl überzeugen kann, es nur ſehr wenige Stellen giebt, dies auf den Sinn, ſofern derſelbe eine theologiſche Wichtigkeit hat, Einfluß hätte. So muß man ſagen, daß auch bei ſolchen bloß für das Leſen berechneten Ausgaben das Conjecturiren unterbleiben kann, weil es nicht nothwendig iſt [1]).

Die letzte Periode in der Geſtaltung des gedruckten Textes beginnt mit Griesbach's Bemühungen. Er hält ſich nicht ſo ſtreng, wie Wetſtein, an den recipirten Text, ſondern wo er etwas Anderes ſtatt deſſelben hineinſetzt, macht er es nur durch eine kleinere Schrift bemerklich. Die dominirende Schrift iſt die recepta; ſteht am Rande etwas mit dieſer gewöhnlichen Schrift, ſo iſt der recipirte Text an dieſer Stelle verworfen. Dies iſt allerdings ſehr bequem für die Vergleichung und ein regelmäßiger Fortſchritt; allein es beruht dies doch auf einer gewiſſen Berückſichtigung des recipirten Textes, die nicht begründet iſt; denn da er bloß ein zufälliges Werk iſt, ſo iſt nicht einzuſehn, warum er in der äußern Geſtaltung einer critiſchen Ausgabe dominiren ſoll. Das Uebelſte iſt, daß dieſe Berückſichtigung einen nachtheiligen Einfluß auf die Anordnung des critiſchen Apparats gehabt hat.

1) Erſt. Entw.: Es iſt viel richtiger, den Sinn hermeneutiſch zu ergänzen aus dem Zuſammenhang, als den Text grammatiſch durch Conjectur.

Griesbach führt nemlich immer nur die Auctorität für das an, worin er von der recepta abweicht; aber man ist nicht im Stande, aus seinem Apparate zu sehn, woher der recipirte Text kommt.

Schulz in Breslau, der zuletzt den Griesbach'schen Text herausgegeben, hat zugleich eine neue Bearbeitung des neutestamentlichen Textes von ihm selbst angekündigt; aus dem, was er am Griesbach'schen Texte gethan, erhellt noch nicht recht, nach welchen Principien er die neue Recension bearbeiten wird. Man sollte denken, daß ein neuer Bearbeiter des Textes in derselben Linie fortgehn würde, wie Wetstein und Griesbach, d. h. immer mehr vom recipirten Text abgehen, und daß die falsche Ehrfurcht davor verschwinden werde. Aber in einzelnen Stellen, die Schulz bearbeitet hat, kehrt er wieder mehr zur recepta zurück, und die Art, wie das geschieht, scheint nicht auf richtigen Principien zu beruhen.

Außerdem ist noch auf Zweierlei in der Geschichte des gedruckten Textes zu sehen. Erstlich auf die einzelnen Unternehmungen, den Text gewisser Handschriften zu vervielfältigen und Jedem, so viel es möglich, zugänglich zu machen. Dies ist geschehen durch Abdruck des Cod. Alexandr. und Cantabrig. im Facsimile und eines Wiener Codex (Cod. Lambeccii I.) und des Cod. Boernerian. mit gewöhnlichen Lettern [1]). Zweitens die abweichenden Grundsätze in den Bearbeitungen. Da ist Matthäi's Gegensatz gegen Griesbach, indem er aus moscowitischen Handschriften einen der recepta mehr ähnlichen Text lieferte und das ganze von Bengel, Semler und Griesbach aufgestellte Recensionensystem verwarf. Daraus ist eine lange critische Fehde entstanden, worin allerdings von Matthäi nicht immer so verfahren ist, wie es zu erwarten war. Große Ähnlichkeit mit den Matthäi'schen Bemühungen um das N. T. haben die von Scholz, sofern er auch an die recepta sich enger anschloß.

---

1) Erst. Entw. Wichtigkeit derselben für Jeden.

Von den critiſchen größern Ausgaben aus giebt es zahlreiche Handausgaben, von deren critiſcher Beſchaffenheit ſich Jeder überzeugen muß. Sehr allgemein iſt ſeit langer Zeit die Knapp'ſche in Gebrauch, die auf der einen Seite Erleichterung gewährt, aber auf der andern freier zu Werke geht, als es für eine Handausgabe ſich ziemt. Knapp wollte nicht ganz der recepta folgen, aber eben ſo wenig ganz den Griesbach'ſchen Text geben und auch nicht ſich zu einer ganz neuen Recenſion entſchließen; daher hat er, wie er es nennt, eine Recognition des Textes geliefert, d. h. er hat nach ſeinem beſten Urtheil an bedeutenden Stellen ausgewählt, was zum Text gehört, ohne kenntlich zu machen, was die recepta hat; unten giebt er einige bedeutende Lesarten an. So iſt er von der unbegründeten Achtung vor der recepta auf eine löbliche Weiſe abgewichen.

Eine Handausgabe, von der zu wünſchen iſt, daß ſie keine Handausgabe wäre, iſt die von Lachmann; es wäre nemlich ſehr wünſchenswerth, daß wir den critiſchen Apparat, der dem Werke zum Grunde gelegen, dabei hätten. Lachmann hat ſeine Principien in den Studien u. Crit. 1830 bekannt gemacht, und ich kann nicht anders, als denſelben beiſtimmen. Er ſteckt das Ziel des Critikers nur ſo weit, wie es für uns möglich iſt, und findet die größte Sicherheit des Textes darin, wenn die älteſten Auctoritäten der lateiniſchen und griechiſchen Seite übereinſtimmen; wo dies nicht der Fall iſt, ſetzt er, was die urſprünglich griechiſchen enthalten, weil ſie die älteren ſind. Noch eine Eigenthümlichkeit in dieſer Ausgabe, die ich nur loben kann, wiewohl ſie vielleicht unbequem erſcheint, iſt, daß er die Capitel- und Versabtheilung dem Leſer auf gewiſſe Weiſe aus den Augen rückt und nur Abſätze giebt, die durch den Sinn conſtituirt werden. Dieſe Capitelabtheilung iſt oft ſehr falſch und ſinnſtörend, und es giebt nur wenige neuteſtamentliche Bücher, wo ſie mit Verſtand gemacht iſt; wir verdanken ſie dem Cardinal Hugo von St. Caro im 13. Jahrh., der ſie zum Behuf einer Poſtillenbibel

gemacht. Ebenſo iſt es mit den Verſen, die doch ein kleineres Ganzes bilden ſollen, was oft durchaus nicht der Fall iſt; dieſe Abtheilung hat Rob. Stephanus gemacht, und da ſie einmal überall eingeführt iſt, ſo läßt ſie ſich nicht mehr aufheben. Die Verſe ſind deshalb in der Lachmann'ſchen Ausgabe zwar notirt, aber ſie ſtören doch nun nicht mehr den Sinn.

Zweiter Theil.

Specielle Einleitung in die einzelnen Theile des neuen Teſtaments.

§. 32.

Es iſt hier von den beſondern Sammlungen einzelner Theile des neuen Teſtaments zu reden. Ὁ ἀπόστολος und τὸ εὐαγγέλιον ſind ſchon als die beiden Hauptabtheilungen des Ganzen genannt worden. Nun enthält offenbar die Sammlung ὁ ἀπόστολος die älteſten neuteſtamentlichen Schriften, welche aus dem Bedürfniſſe der vor kurzem geſtifteten Gemeinden hervorgingen. Freilich iſt ſonſt ſehr häufig behauptet worden, das Evangelium Matthäi ſei die älteſte Schrift und zwiſchen das 25ſte und 30ſte Jahr nach der Himmelfahrt Chriſti zu ſetzen; dies beruht aber blos darauf, daß man davon ausging, das Evangelium des Johannes ſei das letzte, und dieſer habe die andern drei vor ſich gehabt, während Lucas und Marcus den Matthäus benutzt hätten; wie weit aber dieſe Hypotheſe gegründet ſei oder nicht, werden wir ſpäter ſehn. Die Sammlung ὁ ἀπόστολος iſt die älteſte, und enthält vorzüglich die pauliniſchen Briefe; wir wollen daher zuerſt von dieſen reden. Sie bilden zugleich den am meiſten dogmatiſchen Theil des Ganzen, woher ſich vorzüglich das Intereſſe, dieſe Schriften bald zu verbreiten, herſchrieb, wogegen nicht ſo bald ein gleiches Intereſſe an der Abfaſſung und Verbreitung chriſtlicher Evangelien genommen werden konnte.

Erſtes Capitel.

Die pauliniſchen Briefe.

§. 33.

Bei der Unterſuchung über die pauliniſchen Briefe muß die Frage an die Spitze geſtellt werden: Woher bewährt ſich dieſe Sammlung als ſolche? Iſt eine Sammlung während des Lebens des Verfaſſers gemacht, ſo bewährt ſie ſich durch ihn ſelbſt. Dies iſt aber hier nicht der Fall und dem Character und der Folge der Zeit entgegen. Die Nachrichten aber von der Art, wie dieſe Sammlung zu Stande gekommen iſt, reduciren ſich auf die wenigen Punkte, die wir ſchon mitgetheilt haben, nemlich daß wir ſie unter den neuteſtamentlichen Schriften in den älteſten Zeugniſſen und in kirchlichen Sammlungen finden. Bei den Zeugniſſen der griechiſchen und lateiniſchen Kirche, die wir an die Spitze geſtellt haben, iſt die Differenz der Meinungen, ob der Hebräerbrief zu den pauliniſchen zu rechnen ſei, oder nicht. Dagegen erhalten wir bei der älteſten Sammlung, der des Marcion, nur 10 paulin. Briefe, indem die beiden an Timotheus und der an Titus fehlen und ebenſo der Hebräerbrief. Daher müſſen wir ſagen: die zehn Briefe bilden die erſte Abtheilung, jene drei und der Hebräerbrief die zweite. Doch folgt keineswegs, daß die Sammlung des Marcioniſchen dadurch das vollkommne Zeugniß der Authentie für ſich hat, weil ſie einige Briefe nicht enthält.

Da wir aber von der Art, wie die Sammlung zu Stande gekommen iſt, gar Nichts eigentlich wiſſen, ſo müſſen wir das Zeugniß der Authentie aus der Wahrſcheinlichkeit hernehmen, mit welcher dieſe Briefe für pauliniſch gehalten werden. Hier haben wir faſt Nichts, als die Apoſtelgeſchichte aufzuweiſen, mit welcher die andern ungleich ſpätern hiſtoriſchen Zeugniſſe in ſofern übereinſtimmen, als ſie es als eine fortlaufende Tradition anſehn, daß einige Gemeinden von Paulus ſelbſt geſtiftet ſind. Dieſe Tradition kann nicht erſt aus der Apoſtelgeſchichte entſtanden ſein, ſondern es ſind dies zwei einander beſtätigende und er-

gänzende Puncte. Soll alſo ein Urtheil über die Aechtheit der Sammlung gefällt werden, ſo können wir Nichts thun, als prüfen, mit welcher Wahrſcheinlichkeit die einzelnen Theile derſelben auf denſelben Auctor zurückgeführt werden, und dazu muß ihre Zuſammenſtimmung unter ſich und mit jenen Nachrichten aus der Apoſtelgeſchichte und aus der Tradition über den Paulus nachgewieſen werden. Es giebt einige unter dieſen Briefen, die ſich in die Acta mit einer gewiſſen Genauigkeit hineinfügen, ohne daß man ſagen könnte, die Acta gingen darauf aus, eine Beſtätigung dieſer Briefe zu ſein, da ſie überhaupt gar keine Erwähnung thun, daß Paulus Briefe geſchrieben habe. Um deſto unabhängiger iſt die Zuſammenſtimmung, und dies iſt der erſte feſte Punct, an welchen ſich das weitere critiſche Verfahren anſchließen muß.

In der Apoſtelgeſchichte kommen ſowohl Notizen über die Perſon des Paulus, als auch Reden von ihm vor. Nun hat man dieſe letztern mit denen in griechiſchen und römiſchen Geſchichtsbüchern verglichen, welche berühmten Perſonen untergelegt wurden ohne beſtimmte Zeugniſſe, daß ſie gerade ſo gehalten ſind, ſo daß ſie nach den Umſtänden vom Auctor erdichtet ſind. Allein die Differenz zwiſchen jenen Geſchichtsbüchern und der Apoſtelgeſchichte in Beziehung auf hiſtoriſche Kunſt iſt ſo groß, daß man nicht von den einen auf die andere ſchließen kann. Es kommen aber in den Reden des Paulus Sachen vor, wozu ſich ſtarke Analogien in ſeinen Briefen finden, ohne daß die Acta beſtimmten Bezug auf die Briefe nähmen; auch iſt zwiſchen beiden die Aehnlichkeit, daß man aus ihnen denſelben Character des Apoſtels erkennt [1]).

Ziehn wir nun einen andern geſchichtlichen Punct in Erwägung, ſo finden wir anderwärts in der griechiſchen Litteratur eine Menge von Briefen, die bedeutenden Perſonen beigelegt, aber ſchon ſeit langer Zeit von den Critikern für unächt erklärt ſind; dies führt auf das Factum der Unterſchiebung. Da entſteht alſo die Möglichkeit, daß auch dem Apoſtel Paulus Briefe untergeſcho-

1) Vergl. Schleierm. Einleitg. über 1. Tim. Seite 20.

ben ſein können. Nun ſind aber die Umſtände ſehr verſchieden: jene falſchen nachgemachten ſind offenbar rhetoriſche Schulübungen, wozu in der chriſtlichen Kirche damals gar keine Veranlaſſung war; dieſe Analogie fällt alſo weg. Wir müßten daher bei der Vorausſetzung der Unterſchiebung pauliniſcher Briefe wenigſtens andere Motive aufſuchen. Je größer nun die Analogie derſelben mit dem wäre, was ſich in die Acta einfügen läßt, deſto mehr Grund hätten wir, die Sammlung für ächt zu halten; je weniger dies der Fall wäre, deſto mehr andre Gründe der Aechtheit müßten herbeigeſchafft werden, und deſto mehr Verdacht entſtände gegen dieſelbe.

Nun haben mehrere Critiker die zweite Abtheilung der Sammlung angegriffen, und ich will dabei gleich einen Grund in der Allgemeinheit, wie man ihn aufführt, entkräftigen. Wir haben es oben einen feſten Haltungspunct genannt, wenn ſich einige Briefe in die Acta genau einfügen laſſen; nun aber hat man umgekehrt geſagt: wenn ſich einzelne Briefe gar nicht in die Apoſtelgeſchichte hineinfügen, ſo ſei dies ein Verdachtsgrund gegen ihre Aechtheit. Dies würde vorausſetzen, daß die Apoſtelgeſchichte eine zuſammenhängende Relation pauliniſcher Begebenheiten wäre. Wenn ſich aber das Gegentheil nachweiſen läßt, nemlich, daß bedeutende Lücken in der Erzählung derſelben ſind, ſo fällt dieſer ganze Grund weg. Um aber darüber vollſtändig urtheilen zu können, müſſen wir fragen, wie es mit den Notizen ſteht, die wir von Paulus haben; denn je mehr wir uns ein beſtimmtes Bild von ſeiner Perſon und ſeinen Verhältniſſen machen können, um ſo mehr haben wir einen beſtimmten Haltungspunct und innern Grund.

§. 34.

Dazu haben wir nun eben dies beide, *theils* die Sammlung ſelbſt, welche Gegenſtand der Unterſuchung iſt, aber bei der man ſagen muß, daß, je mehr man daraus ein beſtimmtes Bild von der Perſon des Verfaſſers und ſeiner innern Entwicklung bekommt, deſto mehr Grund iſt, ſie für ächt zu halten, *theils*

die Notizen der Apostelgeschichte. Hier ist also zuerst zu bemerken, was wir von Pauli Herkunft und von der Art und Weise seiner persönlichen Entwicklung oder Bildung wissen können.

In einer seiner Reden in der Apostelgeschichte giebt sich Paulus als einen Cilicier aus Tarsus zu erkennen [1]). Wenn er anderwärts [2]) sagt, er sei Ἑβραῖος ἐξ Ἑβραίων, so hat man daraus den Schluß machen wollen, daß seine Eltern früher in Palästina gewohnt haben [3]), weil Ἑβραῖος eine Bezeichnung der Einwohner des Landes sei. Aber genau genommen müßte er dann auch selbst in Palästina gelebt haben und geboren sein, wogegen jene Stelle in der Apostelgeschichte spricht. Es muß also ἐξ Ἑβραίων so verstanden werden, wie Ἑβραῖος selbst.

In eben diesen Reden sagt der Apostel [4]), und es finden sich auch sonst mehrere Spuren davon, daß er das römische Bürgerrecht hatte, und zwar von Geburt an. Wir haben keine Notiz darüber, daß Tarsus die Civität gehabt hätte; Pauli Eltern können sie aus irgend einem Grunde besessen haben, aber es folgt daraus nicht, daß auch die ganze Stadt sie hätte.

Tarsus hatte eine zahlreiche Judenschaft, aber auch eine bedeutende griechische Schule; es fragt sich nun, ob Paulus eine hellenische Bildung erhalten hat. Doch ist dies von keiner großen Bedeutung; die einzige Folgerung würde wohl die sein, daß, wenn er griechisch gebildet war, man um so weniger annehmen könnte, daß er seine Briefe aramäisch geschrieben habe. Aber es ist schon an sich ganz unwahrscheinlich, daß er überall aramäisch gesprochen und bei seiner Verkündigung an die Heiden immer einen Dollmetscher bei der Hand gehabt haben sollte; denn dann würden seine Reden keine große Wirkung gehabt haben. Hat er nun griechisch sprechen können, so konnte er auch griechisch schreiben; aber daraus folgt noch keine eigenthümlich hellenische

1) Act. 22, 3. 2) Phil. 3, 5.

3) Vergl. die Sage bei Hieronym. comm. in epist. ad Philemon. v. 23. 24.: Ajunt, parentes apostoli Pauli de Gyscalis regione fuisse Judaeae.

4) Act. 16, 37. 22, 27. 28.

Bildung, denn er kam, wie er selbst sagt [1]), früh nach Jerusalem und wurde in der rabbinischen Schule des Pharisäers Gamaliel erzogen. In Jerusalem gab es mehrere hellenische Synagogen, wo er seine Uebungen im Griechischen fortsetzen konnte; aber die ganze Sache hat überhaupt gar nicht die Bedeutung, die man darauf gelegt hat; denn vollends, daß er in seinen Briefen zuweilen Stellen aus griechischen Dichtern anführt, beweis't gar Nichts, da es sprichwörtliche Redensarten sind, die in Aller Munde waren, und die er bei seinem Umgange mit Griechen leicht angenommen haben konnte.

Von seiner rabbinischen Bildung geben die Acta und seine Briefe ein gleichmäßiges Zeugniß in einer Menge von Einzelnheiten. — Indem er vor seiner Bekehrung die Christen verfolgte, scheint er nicht in Uebereinstimmung mit seinem Lehrer Gamaliel gewesen zu sein, der das Verfolgungssystem nicht billigte, sondern die Sache gewähren lassen wollte [2]). — Irgend eine Erklärung dessen zu versuchen, was mit seiner wunderbaren Bekehrung aus dieser Verfolgung heraus zusammenhängt, würde nicht zur Sache gehören. Aber merkwürdig ist sein eignes Zeugniß darüber, daß solche ekstatische Zustände auch später mehrere Male bei ihm vorgekommen sind [3]), verbunden mit seiner so besonnenen und dialectischen Entwicklung der Gedanken, was ein psychologisches Phänomen ist. In Bezug auf seine Bekehrung wäre interessant, zu wissen, ob nicht eine Vorbereitung, ein innerer Kampf zwischen der heftigen Verfolgungswuth und der Milde seines toleranten Lehrers, erweckt durch den Tod des Stephanus, bei ihm vorhergegangen sei, und ferner, ob gleich mit seiner Bekehrung auch die Berufung zum Heidenapostel verbunden gewesen, ob er also von Anfang an das Christenthum in seiner Universalität aufgefaßt hat. Ungewiß ist ferner, wo er nach seiner Entfernung von Damaskus das Evangelium zu predigen angefangen hat, ob in

1) Act. 22, 3. 2) Act. 5, 34—39.
3) 2. Cor. 12, 1 sqq. Act. 22, 17.

abien oder in Syrien und Cilicien [1]), oder ob ihm erst der
ıstoß dazu kam, als ihn Barnabas nach Antiochien rief. [2]) —
an hat früher auch darauf Wichtigkeit gelegt, zu untersuchen,
)her er den Namen Paulus bekommen habe. Einige haben
meint, er sei ihm bei der Taufe gegeben; als ob damals die
ıufe mit Namengebung verbunden gewesen wäre. Noch wun-
rlicher ist die Hypothese, er habe den Namen in Cypern von
m dort erwähnten Sergius Paulus [3]) angenommen. Wahr-
einlich hatte er den Namen schon früher, wie die Juden häufig
iechische oder lateinische Namen außer ihren jüdischen annahmen,
:lche entweder Uebersetzung derselben waren oder ähnlich klangen.

§. 35.

Wenn wir die Sammlung der paulinischen Briefe als Gan-
3 für sich betrachten, so ist nächst der Frage nach der Aechtheit
r einzelnen eine andere, die nach der Zeitfolge derselben,
ichtig, um ein vollkommnes Bild von dem Gange seiner Gedan-
nentwicklung und den Gegenständen, über die er schreibt, erlan-
n zu können. Die erstere Frage ist in großem Maaße von der
ztern abhängig; und überhaupt ist die Chronologie des Apo-
ls eine bedeutende Aufgabe. Es giebt hierüber zwei Untersu-
ungen, die an Schwierigkeit sehr verschieden sind, nemlich die
)er die absolute Chronologie und die über die comparative.

I. Die erstere ist die Ausmittlung der Zeit, in welcher die
ıulinischen Begebenheiten vorgefallen sind, nach Jahrszahlen, wo-
i wir also nach den Regierungsjahren der römischen Kaiser
chnen müßten. Nun kommen aber weder in der Apostelgeschichte
)ch in den Briefen des Paulus solche Bezeichnungen nach Re-
erungsjahren der Kaiser vor; man könnte also diese Zahlen nur
direct durch Vergleichung solcher Begebenheiten ausmitteln, die
ıch außerhalb des neuen Testaments vorkommen, und deren

---

1) Gal. 1, 17—21. 2) Act. 11, 25.
3) Act. 13, 7. 9.

Bildung, denn er kam, wie er selbst sagt [1]), früh nach Jerusalem und wurde in der rabbinischen Schule des Pharisäers Gamaliel erzogen. In Jerusalem gab es mehrere hellenische Synagogen, wo er seine Uebungen im Griechischen fortsetzen konnte; aber die ganze Sache hat überhaupt gar nicht die Bedeutung, die man darauf gelegt hat; denn vollends, daß er in seinen Briefen zuweilen Stellen aus griechischen Dichtern anführt, beweis't gar Nichts, da es sprichwörtliche Redensarten sind, die in Aller Munde waren, und die er bei seinem Umgange mit Griechen leicht angenommen haben konnte.

Von seiner rabbinischen Bildung geben die Acta und seine Briefe ein gleichmäßiges Zeugniß in einer Menge von Einzelnheiten. — Indem er vor seiner Bekehrung die Christen verfolgte, scheint er nicht in Uebereinstimmung mit seinem Lehrer Gamaliel gewesen zu sein, der das Verfolgungssystem nicht billigte, sondern die Sache gewähren lassen wollte [2]). — Irgend eine Erklärung dessen zu versuchen, was mit seiner wunderbaren Bekehrung aus dieser Verfolgung heraus zusammenhängt, würde nicht zur Sache gehören. Aber merkwürdig ist sein eignes Zeugniß darüber, daß solche ekstatische Zustände auch später mehrere Male bei ihm vorgekommen sind [3]), verbunden mit seiner so besonnenen und dialectischen Entwicklung der Gedanken, was ein psychologisches Phänomen ist. In Bezug auf seine Bekehrung wäre interessant, zu wissen, ob nicht eine Vorbereitung, ein innerer Kampf zwischen der heftigen Verfolgungswuth und der Milde seines toleranten Lehrers, erweckt durch den Tod des Stephanus, bei ihm vorhergegangen sei, und ferner, ob gleich mit seiner Bekehrung auch die Berufung zum Heidenapostel verbunden gewesen, ob er also von Anfang an das Christenthum in seiner Universalität aufgefaßt hat. Ungewiß ist ferner, wo er nach seiner Entfernung von Damaskus das Evangelium zu predigen angefangen hat, ob in

1) Act. 22, 3. 2) Act. 5, 34—39.
3) 2. Cor. 12, 1 sqq. Act. 22, 17.

ungefähr bestimmt. Wie lange aber Felix schon in Jerusalem gewesen, als Paulus gefangen genommen wurde, wird nicht erzählt.

4. Nach dem Felix wurde Porcius Festus Procurator, was Josephus ohne nähere Zeitbestimmung erzählt. Er sagt nur Antiqq. XX. 8. 9., als Festus nach Palästina gekommen sei, hätten die Juden Gesandte nach Rom geschickt, um den Felix wegen seiner Amtsführung zu verklagen; aber sie hätten Nichts ausrichten können, weil damals des Felix Bruder, Pallas, in großer Gunst bei Nero gestanden habe. Nun wissen wir wohl, wann Pallas hingerichtet wurde, nicht aber, wie lange vorher er schon in Ungnade gefallen. Es ist also eigentlich für die absolute Chronologie gar kein sicheres Datum vorhanden.

5. Dasselbe gilt auch von dem Zusammentreffen des Paulus mit Aquilla und Priscilla in Corinth Act. 18, 2., die in Folge der Judenvertreibung durch Claudius aus Italien ausgewandert waren. Nun wissen wir aber weder, in welchem Jahre Claudius dies Edict erlassen hat, noch wie lange jene Beiden schon aus Rom entfernt waren, als Paulus sie traf.

II. Mit der comparativen Chronologie, welche kein bestimmtes Datum angiebt, sondern nur ermittelt, wie weit die einzelnen in der Apostelgeschichte und den Briefen erwähnten Begebenheiten aus einander liegen, steht es nicht viel besser, als mit der absoluten. Die Apostelgeschichte macht sehr wenig Distanzen bemerklich; am meisten wäre aus Gal. 1. und 2. zu nehmen; aber Gal. 2, 1. findet sich eine Jahrszahl, die so unwahrscheinlich ist, daß man nicht weiß, was damit anzufangen ist. Man hat τεσσάρων statt δεκατεσσάρων lesen wollen, aber der Text ist äußerlich ganz ungefährdet; man muß also versuchen, wie weit man mit der Zahl 14 kommen kann. Es ist überhaupt eine schwierige und noch nicht gehörig aufgehellte Aufgabe, die anderweitigen Nachrichten des Apostels in seinen Briefen mit den Angaben der Apostelgeschichte zu vergleichen, da letztere keineswegs eine zusammenhängende Erzählung der pauliniſchen Begebenheiten ist. Man ist über die ganze Composition der Acta noch nicht

Chronologie man aus andern hiſtoriſchen Schriften kennt. Nun aber iſt leicht zu ſehn, wie erſtaunlich wenig dergleichen Momente es giebt.

1. Der erſte Punct, der hier feſtzuſtellen wäre, iſt die Bekehrung des Apoſtels; aber alles, was man darüber geſagt hat, iſt unſichere Hypotheſe. Paulus ſelbſt erwähnt 2. Cor. 11, 32. 33. [1]), wohl auf beſondere Veranlaſſung, einer ſeiner erſten Begebenheiten nach ſeiner Bekehrung, die man auf nichts Andres als ſeine erſte chriſtliche Predigt in Damascus beziehn kann, nemlich daß er, weil Aretas Damaskus belagert habe, genöthigt geweſen ſei, aus Damascus zu fliehn. Nun wiſſen wir gar nicht, wann das geweſen. Aretas ſelbſt iſt zwar bekannt, aber nicht, wie er dazu kam, Damascus zu belagern, welches ebenfalls, wie er ſelbſt, der römiſchen Herrſchaft unterworfen war. Etwas, wovon wir beſtimmte Nachrichten haben, iſt ein Krieg des Aretas gegen Herodes; doch daraus ergiebt ſich nur die Möglichkeit, daß es dieſelbe Begebenheit geweſen ſei, deren Paulus erwähnt.

2. Ferner wird Act. 18, 12. der Proconſul Annäus Gallio, Bruder des Seneca, erwähnt, als Paulus in Corinth war. Man weiß nun wohl auch ſonſt, daß Gallio in Achaja geweſen aber nicht, wann?

3. Als Paulus in Jeruſalem gefangen genommen wurde, war Felix Procurator in Paläſtina. Hier findet man nun die erſte abſolute Zeitbeſtimmung, denn Felix wurde nach der gewöhnlichen Annahme im 12. Jahre des Claudius nach Paläſtina geſchickt. Aber auch dieſe Angabe iſt nicht ganz ſicher; denn Joſephus erzählt de bell. Jud. II. 12. 8. nur auf einander folgend die Sendung des Felix ohne Zeitangabe, die Vergrößerung der Dotation des Agrippa und den Tod des Claudius nach einer Regierung von 13 Jahren und 8 Monaten; an der andern Stelle Jos. antiqq. XX. 7. ſteht nur, Claudius habe den Felix geſchickt und, nachdem er das 12te Jahr ſeiner Regierung vollendet, dem Agrippa die Tetrarchie des Philippus geſchenkt. Alſo iſt dies auch nur

1) Vergl. Act. 9, 24. 25.

ungefähr bestimmt. Wie lange aber Felix schon in Jerusalem gewesen, als Paulus gefangen genommen wurde, wird nicht erzählt.

4. Nach dem Felix wurde Porcius Festus Procurator, was Josephus ohne nähere Zeitbestimmung erzählt. Er sagt nur Antiqq. XX. 8. 9., als Festus nach Palästina gekommen sei, hätten die Juden Gesandte nach Rom geschickt, um den Felix wegen seiner Amtsführung zu verklagen; aber sie hätten Nichts ausrichten können, weil damals des Felix Bruder, Pallas, in großer Gunst bei Nero gestanden habe. Nun wissen wir wohl, wann Pallas hingerichtet wurde, nicht aber, wie lange vorher er schon in Ungnade gefallen. Es ist also eigentlich für die absolute Chronologie gar kein sicheres Datum vorhanden.

5. Dasselbe gilt auch von dem Zusammentreffen des Paulus mit Aquilla und Priscilla in Corinth Act. 18, 2., die in Folge der Judenvertreibung durch Claudius aus Italien ausgewandert waren. Nun wissen wir aber weder, in welchem Jahre Claudius dies Edict erlassen hat, noch wie lange jene Beiden schon aus Rom entfernt waren, als Paulus sie traf.

II. Mit der comparativen Chronologie, welche kein bestimmtes Datum angiebt, sondern nur ermittelt, wie weit die einzelnen in der Apostelgeschichte und den Briefen erwähnten Begebenheiten aus einander liegen, steht es nicht viel besser, als mit der absoluten. Die Apostelgeschichte macht sehr wenig Distanzen bemerklich; am meisten wäre aus Gal. 1. und 2. zu nehmen; aber Gal. 2, 1. findet sich eine Jahrszahl, die so unwahrscheinlich ist, daß man nicht weiß, was damit anzufangen ist. Man hat τεσσάρων statt δεκατεσσάρων lesen wollen, aber der Text ist äußerlich ganz ungefährdet; man muß also versuchen, wie weit man mit der Zahl 14 kommen kann. Es ist überhaupt eine schwierige und noch nicht gehörig aufgehellte Aufgabe, die anderweitigen Nachrichten des Apostels in seinen Briefen mit den Angaben der Apostelgeschichte zu vergleichen, da letztere keineswegs eine zusammenhängende Erzählung der pauliniſchen Begebenheiten ist. Man ist über die ganze Composition der Acta noch nicht

im Klaren; da aber überwiegend wahrscheinlich ist, daß sie aus einzelnen unzusammenhängenden Erzählungen zusammengesetzt ist, so kann eine Reise des Apostels eben so gut zweimal erzählt sein, wie eine solche leicht ausgelassen sein kann.

Die Apostelgeschichte verläßt den Paulus in seiner zweijährigen Gefangenschaft in Rom; hier wissen wir Nichts, als daß eben deswegen, weil Festus schon in Palästina war, als Paulus in Rom gefangen war, dies unter der Regierung des Nero geschehen sein muß. Nun ist eine sehr alte Tradition, daß Paulus unter Nero in Rom hingerichtet sei. Der natürlichste Schluß ist also, daß er in dieser Gefangenschaft getödtet worden, daß also seine Wirksamkeit in demselben Raum eingeschlossen sei, in welchem die Apostelgeschichte sich begränzt. Dagegen giebt es aber eine Ueberlieferung von einer zweiten Gefangenschaft des Apostels in Rom. Aber wenn wir die beiden Stellen, welche dieselbe enthalten, Euseb. hist. eccl. II. 22. und Hieron. d. script. eccles. c. 5., genauer betrachten, so können wir nicht anders sagen, als daß es eine historische Hypothese ist, um allerlei Schwierigkeiten und scheinbare Widersprüche im 2ten Brief an den Timotheus zu beseitigen [1]). Rom. 15, 24. erwähnt Paulus einen Entwurf, nach Spanien zu reisen; nach einer strengen Inspirationstheorie behauptet man nun, wenn er es beschlossen habe, so müsse er auch dort gewesen sein. Nun ist es eigen, daß die Tradition von der Zeit zwischen der ersten und zweiten Gefangenschaft Nichts berichtet, als daß Paulus in Spanien gewesen sei, wovon aber gar kein bestimmtes Resultat angeführt wird; man sieht also deutlich, daß dies nur ein Schluß aus der Notiz ist, die Paulus über seinen Entwurf giebt.

1) Erst. Entw.: Wenn Euseb. und Hieron. frühere ähnliche Angaben für wirkliche Zeugnisse angesehn hätten, würden sie sich auf sie berufen haben. Ja man kann sogar sagen, auch die Nachrichten von dem Märtyrerthum Pauli überhaupt in Rom seien unsicher, da die Hauptstellen sie mit dem sehr verdächtigen des Petrus in Verbindung bringen.

§. 36.

Wenn wir also auf diesem Gebiete einer allgemeinen comparativen Chronologie des Paulus auch nichts Bestimmtes festsetzen können, so fragt es sich, wie es mit der comparativen Chronologie in Bezug auf die Briefe selbst steht, d. h. in wie weit sich ausmitteln läßt, in welcher Reihenfolge nach einander sie geschrieben sind.

Um nun hier ein paar feste Puncte zu bekommen, so würde ich die ganze christliche Wirksamkeit des Apostels in drei Abschnitte theilen: 1. von seiner Bekehrung bis zu seinem Uebergange nach Europa, 2. von dort bis zu seiner Gefangennehmung, 3. von dieser bis zu seinem uns unbekannten Ende. Briefe also an europäische Gemeinden, die auf einem persönlichen Verhältnisse beruhen, können nicht im ersten Abschnitte geschrieben sein; alle Briefe aber, in denen er seine Gefangenschaft in Rom erwähnt, müssen in den dritten Abschnitt fallen; diejenigen aber, in denen keine Gefangenschaft erwähnt wird, und die an europäische Gemeinden geschrieben sind, müssen aus dem zweiten Zeitraum sein. Ob aber einige von denen, welche Paulus an nichteuropäische Gemeinden schrieb, aus dem ersten Zeitraum sind, müssen wir ungewiß lassen. Dies trifft besonders den Brief an die Galater und den an Titus. Letzterer findet den Titus in Creta, und bezieht sich auf eine frühere Anwesenheit des Apostels daselbst; wüßten wir nun, in welcher Zeit er mit dem Titus bekannt geworden, und wann er in Creta gewesen ist, so wären wir darüber im Reinen [1]).

---

1) Erster Entw.: Möglich bleibt, daß gegen die gemeine Meinung der Brief an die Gal. (nur muß man 2, 1—9 dann von einer frühern Reise verstehn als zum sogenannten Concil) und der Br. an den Titus in den ersten Abschnitt gehören; aber wahrscheinlich ist es nicht. Ueber Titus ist nichts zu sagen, da er ohne allen Zusammenhang mit Act. ist; aber eben deshalb kann dies nichts gegen den Brief beweisen.

nicht auf eine zweite Gefangenſchaft ſchließen, denn unter ἀπολογία iſt nur eine Verantwortung vor Gericht, nicht der ganze Rechtshandel und die ganze Gefangenſchaft zu verſtehn.

Ganz ohne beſtimmte Anknüpfung bleiben der erſte Brief an Timotheus, der zweite an die Theſſalonicher und der an Titus. — In 1. Tim. finden wir nur cap. 1, 3., daß Paulus den Timotheus ermahnt habe, in Epheſus zu bleiben, während er ſelbſt nach Macedonien gezogen. Dies weiſ't auf die Zeit der Briefe an die Corinther und Römer; aber die Apoſtelgeſchichte iſt gerade in dieſer Zeit ſo zuſammenhängend, daß ſich der Brief gar nicht einfügen laſſen will, da ſie dieſer Angabe des Briefes widerſtrebt. — Vom zweiten Briefe an die Theſſalonicher glauben Viele, daß er gleich nach dem erſten geſchrieben ſei, und Einige ſetzen ihn ſogar vor den erſten. Aber man hat auch allerlei Bedenken gefunden; wenn Paulus am Ende ſagt, dieſen Gruß ſchreibe er mit eigner Hand, und dies ſei ſein Kennzeichen in jedem Briefe, ſo hat man daraus geſchloſſen, daß Paulus ſchon damals eine lange Praxis des Briefſchreibens gehabt haben müſſe, und das will wieder in jene erſte Zeit nicht recht hineinpaſſen. Auch könnte es ſcheinen, als ſollte dies Verdacht gegen den erſten Brief erregen, indem weder dieſer noch mehrere andere Briefe dies Zeichen der Aechtheit tragen.

Merkwürdig iſt, daß die drei ſogenannten Paſtoralbriefe, die beiden an Timotheus und der an Titus, in dem Canon des Marcion gefehlt haben. Allerdings kann man ſagen, daß Briefe an Einzelne viel länger unbekannt bleiben konnten, ehe ſie Gemeingut der Chriſtenheit wurden, und daß, wenn Marcion den an den Philemon hatte, dies daher kam, daß derſelbe mit dem Coloſſerbriefe im Zuſammenhange ſtand. Wenn nun aber gegründet wäre, was eine alte Tradition ſagt, daß Timotheus lange Zeit in Epheſus Vorſteher der Gemeinde geweſen, ſo ließe ſich nicht denken, daß Briefe eines Apoſtels an ihn dort nicht gleich ſollten kirchlich geworden ſein. Da ſehen wir alſo, wie nicht Alles in dieſer Sammlung gleiche in die Augen fallende Sicherheit hat.

in Corinth Act. 20. geſchrieben, und der letzte ſichere Brief aus dem zweiten Abſchnitte.

Nun haben wir mehrere Briefe, in denen ſich Paulus beſtimmt als Gefangenen bezeichnet, an die Epheſer, Philipper, Coloſſer, Philemon und den zweiten an Timotheus. Aber dies reicht nicht hin, um zu beſtimmen, daß dieſe Briefe aus dem dritten Zeitraum ſind, denn Paulus konnte ja in mehreren Fällen gefangen geweſen ſein, da wir nicht ſeine vollſtändige Geſchichte in den Actis haben; auch hatte er ſchon in Jeruſalem und Cäſarea daſſelbe Schickſal. Wenn alſo nicht Rom beſtimmt als Ort der Gefangenſchaft erwähnt wird, ſo könnten wir darüber zweifelhaft ſein. Denken wir nun zugleich an jene problematiſche zweite Gefangenſchaft in Rom, ſo müßte man doch Zeichen haben, zu unterſcheiden, daß einige von den Briefen in die erſte, andere in die zweite gehören. So viel geht hervor, daß der Brief an die Coloſſer und der an Philemon zuſammengehören, und daß damals Paulus gute Ausſichten hatte. Nun iſt ferner eine große Verwandtſchaft zwiſchen dem Inhalte des Briefes an die Coloſſer und des an die Epheſer; ſie können alſo der Zeit nach nicht weit aus einander liegen. Doch erregt eben dieſe Verwandtſchaft und der Umſtand, daß Paulus im Epheſerbrief ſeines langen Aufenthalts in Epheſus gar nicht erwähnt, Verdacht gegen dieſen Brief, wozu noch kommt, daß in einigen Handſchriften der Name des Orts in der Ueberſchrift fehlt. In dieſem Briefe ſind nicht ſo ſehr die guten Ausſichten vorherrſchend. — Im zweiten Briefe an Timotheus herrſcht die Erwartung des Todes vor; zugleich aber erwähnt Paulus mehrerer kleiner Umſtände aus der frühern Lebensperiode des Timotheus und dem Verhältniſſe, welches urſprünglich zwiſchen ihnen beiden ſtattgefunden. Deshalb ſind viele Bedenken entſtanden, denn dieſe Anführungen weiſen in die erſte Zeit der gemeinſchaftlichen Wirkſamkeit des Paulus und Timotheus, jene Ausſichten auf den Tod dagegen in die letzte Zeit ſeiner Gefangenſchaft. Aus dem Ausdrucke *πρώτη ἀπολογία* 2. Tim. 4, 16. darf man

nicht auf eine zweite Gefangenschaft schließen, denn unter ἀπολογία ist nur eine Verantwortung vor Gericht, nicht der ganze Rechtshandel und die ganze Gefangenschaft zu verstehn.

Ganz ohne bestimmte Anknüpfung bleiben der erste Brief an Timotheus, der zweite an die Thessalonicher und der an Titus. — In 1. Tim. finden wir nur cap. 1, 3., daß Paulus den Timotheus ermahnt habe, in Ephesus zu bleiben, während er selbst nach Macedonien gezogen. Dies weis't auf die Zeit der Briefe an die Corinther und Römer; aber die Apostelgeschichte ist gerade in dieser Zeit so zusammenhängend, daß sich der Brief gar nicht einfügen lassen will, da sie dieser Angabe des Briefes widerstrebt. — Vom zweiten Briefe an die Thessalonicher glauben Viele, daß er gleich nach dem ersten geschrieben sei, und Einige setzen ihn sogar vor den ersten. Aber man hat auch allerlei Bedenken gefunden; wenn Paulus am Ende sagt, diesen Gruß schreibe er mit eigner Hand, und dies sei sein Kennzeichen in jedem Briefe, so hat man daraus geschlossen, daß Paulus schon damals eine lange Praxis des Briefschreibens gehabt haben müsse, und das will wieder in jene erste Zeit nicht recht hineinpassen. Auch könnte es scheinen, als sollte dies Verdacht gegen den ersten Brief erregen, indem weder dieser noch mehrere andere Briefe dies Zeichen der Aechtheit tragen.

Merkwürdig ist, daß die drei sogenannten Pastoralbriefe, die beiden an Timotheus und der an Titus, in dem Canon des Marcion gefehlt haben. Allerdings kann man sagen, daß Briefe an Einzelne viel länger unbekannt bleiben konnten, ehe sie Gemeingut der Christenheit wurden, und daß, wenn Marcion den an den Philemon hatte, dies daher kam, daß derselbe mit dem Colosserbriefe im Zusammenhange stand. Wenn nun aber gegründet wäre, was eine alte Tradition sagt, daß Timotheus lange Zeit in Ephesus Vorsteher der Gemeinde gewesen, so ließe sich nicht denken, daß Briefe eines Apostels an ihn dort nicht gleich sollten kirchlich geworden sein. Da sehen wir also, wie nicht Alles in dieser Sammlung gleiche in die Augen fallende Sicherheit hat.

Wenn wir hiernach classificiren wollten, so würden am unbestreit-
ärsten die Briefe sein, welche in der zweiten Periode geschrieben
nd; dazu würde aber noch auf jeden Fall der Galaterbrief kom-
en, seine Zeit mag sein, welche sie will, denn er trägt nicht allein
as pauliniſche Gepräge vorzüglich an ſich, ſondern hat auch meh-
re Notizen aus dem Leben des Apoſtels, die Niemand ſonſt
iſſen konnte. — Hieraus folgt aber nicht, daß die andern Briefe
ächt ſind, ſondern nur, daß ſich ihre Aechtheit nicht ſo beſtimmt
achweiſen läßt; wir ſtellen ſie daher in die zweite Reihe.

§. 37.

Betrachten wir die Briefe des Paulus auf eine mehr innere-
che Weiſe, ſo gruppiren ſie ſich anders. Wir müſſen dabei auf
e Natur des Briefſchreibens und auf die damalige Art und
Weiſe deſſelben Rückſicht nehmen. Der Brief iſt der Stellver-
eter der mündlichen Rede, und man kann alſo, indem man No-
zen von einem Entfernten bekommen hat, einen beſtimmten
nern Impuls haben, ſich der ſtellvertretenden Briefrede zu
bedienen. Nun aber tritt hier eine Differenz ein zwiſchen unſrer
eit, wo ein beſtändiger Zuſammenhang mit jedem beliebigen ent-
rnten Puncte iſt, und einer Zeit, wo Alles nur von einer gün-
igen Gelegenheit abhing. Hiernach laſſen ſich zweierlei Ver-
ältniſſe denken, 1. es kann der Impetus zum Briefſchreiben
hr ſtark und dringend ſein; alsdann kommt es darauf an, ob
an ſich eine Gelegenheit machen, oder darauf warten ſoll; 2. es
nn auch ſein, daß ohne einen beſtimmten Impetus eine Gele-
enheit da iſt, einen Brief abzuſenden, die man benutzt, um
e Gemeinſchaft zu erneuern. Beides giebt natürlich den Brie-
n einen ganz verſchiedenen Character. Wenn dem Briefe ein
arker Impuls zum Grunde gelegen hat, ſo kommt Alles in dem-
lben auf dieſen Punct zurück; wenn dagegen nur die gute Ge-
genheit den Entſchluß zum Schreiben hervorgerufen hat, ſo wird
r Brief leicht den diffuſen, unbeſtimmten Character haben, wie
n Geſpräch, das der Zufall herbeiführt. Dies ſind aber nicht

reine Gegensätze, sondern verschiedene Charactere, und die einzelnen Briefe werden nur mehr auf der einen oder auf der andern Seite liegen. Der letztere Fall kann nun noch wieder unterschieden werden: es kann sich Gelegenheit darbieten, an Gemeinden oder Personen zu schreiben, mit denen der christliche Lehrer in einem bestimmten Verhältnisse steht; oder aber dies bestimmte Verhältniß kann ganz fehlen, aber der Schreibende doch gern bei der dargebotenen Gelegenheit ein Wort der christlichen Ansprache mittheilen wollen. — Da es nun immer Reisende waren, welche diese Gelegenheit der Uebersendung gaben, und welche leicht mehrere Puncte berührten, wo christliche Gemeinden sich fanden: so läßt es sich denken, daß ein Brief an mehrere Gemeinden gerichtet war, welcher sich dann natürlich mehr an das Allgemeine halten mußte. Dies ist die Idee eines encyclischen oder Circular-Schreibens. Doch haben wir unter den pauliniſchen Briefen vielleicht eigentlich nur einen, den man so ansehn kann, den an die Epheser, der in andern Handschriften ohne Ortsnamen ist. Anders ist es mit dem Briefe an die Colosser, denen Paulus schreibt, sie möchten diesen Brief nach Laodicea schicken und sich ebenso den von ihm nach Laodicea geschriebenen mittheilen lassen; dies ist nur ein Austausch. Noch ein andrer Fall ist bei dem Briefe an die Galater; denn dies ist nicht Namen eines Orts, sondern einer Landschaft, die hauptsächlich aus einer Anzahl Städte bestand, die in einem engern Verhältnisse zu einander waren. Da haben wir also Ursache, vorauszusetzen, daß in allen oder den meisten dieser 12 galatischen Städte christliche Gemeinden waren, an welche der Brief gerichtet ward, weil in allen gleiche Umstände müssen gewesen sein; dieser Brief ist also ein Circularschreiben, aber für einen gewissen Kreis.

Wir können also unter den Briefen unterscheiden: 1. solche, welchen eine Nothwendigkeit, bestimmte Gegenstände zur Sprache zu bringen, zum Grunde liegt; 2. solche, die aus guter Gelegenheit entstanden, aber sich auf bestimmte Verhältnisse zwischen Schreibenden und Lesenden beziehn; 3. solche, die bei guter Gele-

genheit ohne bestimmte Motive und ohne solche stattfindende Verhältnisse bloß aus dem Impetus des Lehrens im Allgemeinen geschrieben sind. — Bei den Briefen von der ersten Art wird sich der Apostel immer in demselben Verhältnisse zu den Empfangenden befinden, wie bei denen von der zweiten Art; daher finden wir in vielen Briefen nach einer zusammenhängenden Auseinandersetzung eine Menge einzelner Ermahnungen ohne bestimmten Zusammenhang, weßhalb man bei diesen gewöhnlich den didactischen und den gnomischen Theil unterscheidet. In Briefen von der zweiten Art sondert sich dies weniger; sie sind von einem Guß, aber freier in der Form. Wir wollen also die einen Geschäftsbriefe, die andern Gelegenheitsbriefe nennen, und bei den letztern die mit freundschaftlichen Herzensergießungen von denen unterscheiden, die mehr Analogie mit der mündlichen Verkündigungsrede haben. Für diese drei Charactere haben wir bestimmte Muster in denjenigen paulinischen Briefen, die einen derselben am reinsten ausdrücken, während andere mehr gemischt erscheinen. Zur ersten Classe gehören am meisten die beiden Briefe an die Corinther und der an die Galater. Die Corintherbriefe beziehn sich theils auf Anfragen über bedeutende Puncte der Lehre und des Lebens, theils auf Nachrichten, die Paulus von dort erhalten hatte. Da finden wir nun, daß ihnen die genaueste Anschauung der dortigen Umstände zum Grunde liegt, so daß auch der Leser die Verhältnisse durchsehen kann. Nun war der Reichthum der zu behandelnden Puncte sehr groß, und die Behandlung im hohem Grade eifrig und aufgeregt; daher erscheint bei diesen am wenigsten ein solcher zweiter, gnomischer Theil, so daß wir nur am Ende persönliche Notizen finden. — Diesen am nächsten steht der Galaterbrief, wo die Verhältnisse wesentlich dieselben waren [1]). — Als das vollkommenste Muster der zweiten Classe können wir den Brief

1) Erst. Entw.: Gal. ist postulirt wie Cor., auch dieselbe Lebendigkeit; aber da nur Ein Gegenstand herrscht, so ist auch Annäherung an Röm. da.

an die Philipper ansehn, der als eine Herzensergießung erscheint, weßhalb kein bestimmter Faden sich durchzieht, keine bestimmte Idee darin prädominirt, und daher auch ein zweiter Theil von dem ersten sich weniger scheidet. Es findet sich allerdings auch einzelnes Geschäftliche im Briefe, aber es ist der Art, daß es eben so gut mündlich durch den Ueberbringer abgemacht werden konnte und daher gar nicht hervortritt.— Die Briefe an die Colosser und Epheser gehören offenbar zu dieser zweiten Art, sind nur aus Gelegenheit entstanden, enthalten zwar viel Didactisches, aber ohne Rücksichtnahme auf besondere Verhältnisse. Man hat diese Unterschiede oft ganz übersehen und Briefe von der zweiten Art ebenso behandelt, wie solche von der ersten, bei denen die Aufgabe entsteht, ihre Veranlassung aus ihnen selbst zu erkennen. Dies kann man bei denen an die Corinther und Galater sehr gut; wenn man aber aus denen an die Philipper, Epheser und Colosser ebenfalls Schlüsse auf die Beschaffenheit der Gemeinden machen will, so hat dies nie gelingen können und wollen, weil die ganze Anlage dieser Briefe gar nicht darnach eingerichtet ist. — Der erste Brief an die Thessalonicher erscheint vollkommen ebenso aus der Gelegenheit entstanden, wiewohl er sich mehr an einen bestimmten Punct hält; ebenso der an die Römer, der zwar nur aus der Gelegenheit entstanden ist, aber den Hauptpunct der paulinischen Lehre behandelt [1]). Der zweite Brief an die Thessalonicher ist dagegen ein Geschäftsbrief, der Aufklärung eines Mißverständnisses und Belehrung über einen bestimmten Punct giebt. Der an Philemon ist ebenfalls postulirt, ein Empfehlungsbrief, und daher nicht didactisch; das Geschäftliche darin ist sehr frei behandelt und mit unverkennbarer Feinheit eines Weltmannes. So sind auch der an Titus und der erste an Timotheus offenbar Geschäfts-

1) Erst. Entw.: Von der sich am meisten der Verkündigungsrede nähernden Form ist Röm. der reinste Ausdruck. Das Ganze aus einem aufgestellten Thema sich entwickelnd und auch der gnomische Theil in strengern Zusammenhang übergehend.

briefe [1]), doch gelingt es bei dem letztern nicht recht, den eigentlichen Zustand des Timotheus daraus kennen zu lernen, was zu den Verdachtsgründen hinzukommt. — Der zweite Brief an Timotheus gehört in die andere Categorie; das Geschäftliche darin ist Nebensache, und das Ganze ist Herzensergießung in Bezug auf den damaligen Zustand des Apostels [2]).

§. 38.

Vergleichen wir nun diese Sammlung paulinischer Briefe ihrer Quantität und ihrem Inhalt nach mit der ganzen apostolischen Wirksamkeit des Paulus, so muß es uns als eine wunderliche Voraussetzung erscheinen, zu glauben, daß er nicht viel mehr Briefe geschrieben, als wir haben. Wenn wir die große Menge seiner Beziehungen zu Personen und Gemeinden betrachten, ferner die Leichtigkeit der Behandlung, die aus seinen Briefen hervorleuchtet, und dazu nehmen, daß er fast nie ohne eine mehr oder minder zahlreiche Begleitung war, die er zu seinen Geschäften gebrauchen und auch mit Reisen beauftragen konnte: so sehen wir, daß auch von dieser Seite kein Grund vorhanden ist, daß er seine epistolische Wirksamkeit hätte so beschränken sollen. Wenn wir nun nicht von der Voraussetzung ausgehn, was wohl jetzt Niemand mehr thut, daß nichts von den Aposteln Geschriebenes verloren gegangen sei: so haben wir keinen Grund, unsre Briefe des Apostels für die einzigen zu halten. Wir brauchen daher auch nicht den Brief an die Laodicener, der Col. 4, 16. erwähnt wird, durchaus für einen Brief, den wir noch haben, zu halten, und den an die Corinther, der 1. Cor. 5,9. genannt wird, durch eine künstliche Auslegung anders zu erklären; sondern es sind verloren gegangene Briefe. Denken wir an die Fata, denen solche kleine Schriften ausgesetzt waren, ehe an die Samm-

1) Erst. Entw.: allein da nur Aufträge von seiner Seite, so mehr Ruhe als in den Corintherbriefen.

2) Vergl. zu dieser Classification Schleierm. Sendschr. über 1. Tim. S. 129—139.

lung gedacht wurde, zumal da viele nicht weiter bekannt ſein mochten: ſo entſcheidet ſich leicht das Bild von der epiſtoliſchen Wirkſamkeit des Paulus dahin, daß die Briefe, die wir haben, nur die σωζόμενα ſind. Aber auf der andern Seite iſt wohl nicht wahrſcheinlich, daß Paulus etwas Andres, als Briefe geſchrieben; denn ſeine ganze apoſtoliſche Wirkſamkeit ging in der Verkündigung des Evangeliums auf, und darauf beziehn ſich alle ſeine Briefe, und die, welche einen beſtimmten Gegenſtand durchführen, bleiben ganz in dem Character des Brieflichen, als Vorbereitungen zu ſeiner weitern Verkündigung.

§. 39.

In Beziehung auf dieſe Sammlung als einen beſondern Theil des neuen Teſtaments können wir einen Schritt weiter gehn, als dort, wo wir das ganze N. T. als Einheit behandelten, und nun fragen, wie es um die Zeugniſſe der Aechtheit für die einzelnen Theile dieſer Briefſammlung ſteht, wenn wir über die Zeit der καινὴ διαθήκη hinausgehn. Wir haben Notizen in chriſtlichen Schriftſtellern, die älter ſind, als die Zeit der Sammlung, und außerdem Nachrichten in ſpätern über ältere, beſonders in der Kirchengeſchichte des Euſebius, der es ſich zur Aufgabe geſetzt hat, nachzuweiſen, welcher apoſtoliſchen Schriften ſich die frühern Schriftſteller bedient haben. Nur müſſen wir hierbei mit der gehörigen Behutſamkeit zu Werke gehn.

Um die Mitte des 18. Jahrh. bildete ſich gegen die engliſchen und franzöſiſchen Freidenker, welche auch die Bibel angriffen, eine antideiſtiſche apologetiſche Schule, an deren Spitze man Lardner ſtellen kann. Aber man unterließ die nöthige Vorſicht und ſah jede ſtrengere Critik mit ſcheelem Auge an. So war man viel zu freigebig mit Zeugniſſen aus alten kirchlichen Schriftſtellern für die Anführung neuteſtamentlicher Bücher. Man muß den Unterſchied feſtſtellen, ob ein Schriftſteller jener Zeit, wo es die Sammlung noch nicht gab, einzelne Theile derſelben namentlich anführt, oder nicht. Im erſtern Falle brauchen die Worte nicht

identiſch zu ſein, ſondern nur die Gedanken, um ein unzweifelhaftes Zeugniß zu geben, denn die Differenz der Worte erklärt ſich leicht dadurch, daß aus dem Gedächtniß citirt iſt. Ganz anders iſt es aber, wenn die Theile des N. T. gar nicht namentlich genannt ſind, ſondern nur Sätze vorkommen, die in unſerm N. T. auch ſtehn. Da kommt es ſehr auf die Art des Satzes an. Wenn die Stelle ganz ausſchließlich dem Zuſammenhange im N. T. angehört, ſo iſt kein Zweifelsgrund dagegen; aber wenn ſie proverbieller Natur iſt und in jedem Zuſammenhange vorkommen konnte, ſo iſt das Citat unſicher, ſelbſt wenn es mit denſelben Worten angeführt würde, mit denen es im N. T. ſteht. Wollen wir nur auf die ſichern Zeugniſſe zurückgehn, ſo beſchränkt ſich ihre Zahl ſehr. — Wir finden nun dieſe Citationen überall in den Lehrbüchern über die Einleitung zum N. T.; ich will ſie daher nur nach dem aufgeſtellten Schema ſondern.

Für die Briefe an die Galater und Theſſalonicher hat man Zeugniſſe aus Polycarp, Clemens Romanus und Ignatius (der freilich ſelbſt eine Aufgabe für die Critik iſt, weil er ſo interpolirt iſt) angeführt, die alle zu den unſichern gehören. Dagegen werden bei Irenäus, Clemens von Alexandrien, Tertullian dieſe Briefe ganz beſtimmt citirt.

Die Briefe an die Corinther und Römer werden von Polycarp und Clemens Romanus beſtimmt angeführt; ebenſo der Philipperbrief von Polycarp. Letzterer ſchrieb ſelbſt an die Philipper, ſtand alſo mit ihnen in Verbindung und kannte ihren Brief, ebenſo ſchrieb Clemens Romanus an die Corinther. Den Römerbrief hatte Clemens in ſeiner Kirche, und Smyrna hatte mit Rom und Corinth ſo viel Verbindung, daß Polycarp dieſe Briefe leicht kennen konnte, während andre ſich ihm verbargen. — Für die Corintherbriefe finden ſich außerdem beſtimmte Zeugniſſe bei Athenagoras, bei dem Verfaſſer der epistola ad Diognetum und dann bei Irenäus, Clemens Alex. und Tertullian; für den Römerbrief bei Theophilus von Antiochien und dann bei Irenäus, Cle-

mens und Tertullian. Da ſehn wir ſchon eine weitere Verbreitung, und in Irenäus und Tertullian den Uebergang in die lateiniſche Kirche.

Für den Coloſſerbrief treten Juſtin, der für die bisher genannten keine ſichere Stellen hat und alſo wohl weniger Kenntniß von neuteſtamentlichen Schriften gehabt haben muß, und Theophilus auf.

Für den Epheſerbrief finden ſich beſtimmte Anführungen bei Polycarp und Ignatius. Dies iſt ein merkwürdiger Punct für die damalige Behandlungsweiſe dieſer Gegenſtände; denn es iſt klar, daß der Brief an die Epheſer ein ſchwieriger und zweifelhafter Gegenſtand iſt, weil Paulus in demſelben keiner beſtimmten Verhältniſſe in Epheſus erwähnt, auch mit keiner Silbe ſeines perſönlichen Verhältniſſes zu dieſer Gemeinde gedenkt, die er doch ſelbſt geſtiftet und in der er mehrere Jahre gelebt hatte. Dies hätte alſo doch Jedem, der ihn als einen Brief an die Epheſer kannte, einen Zweifel erregen müſſen, ob es ſich mit ihm ſo verhalte. Aber Polycarp und Ignatius hegen gar keinen Zweifel; ſie nennen ihn als einen Brief des Paulus. Ebenſo wenig finden wir, daß ſie eine berichtigende Tradition gehabt hätten, die jene Schwierigkeiten erklärte; ſondern ſie führen das ganz ohne Weiteres an. Da nun dieſer Brief offenbar ein eigentlicher Brief an die Epheſer nicht iſt, ſo erhellt, wie wenig jene Schriftſteller dergleichen Sachen genau nehmen, und wie wenig man ſelbſt in ſo nahe gelegenen Puncten, wie Smyrna und Epheſus, auf richtige Tradition rechnen kann.

Daß die älteſten Zeugen: Polycarp, Clemens Romanus, Ignatius, Juſtin für mehrere pauliniſche Briefe keine Anführungen haben, kann man offenbar noch nicht zu einem Verdächtigungsgrunde rechnen. Wir müſſen fragen, wie viel Gelegenheit ſie wohl gehabt, dieſe Briefe kennen zu lernen, und wie viel, ſie anzuführen. Was ſich in Metropolitangemeinden befand, konnte und mußte früher bekannt werden. Dagegen Galatien und Coloſſä lagen gänzlich ab von der großen Straße, und deshalb

nnten die dort verwahrten Briefe nicht ſo ſchnell bekannt wer-
n. Juſtin kannte den Coloſſerbrief, weil er ſeinem Herkommen
ch ein μιξοβάρβαρος war, wogegen er die andern Briefe nicht
nnte, die alſo auch wieder ihre beſondern Gränzen zeigen.

Der Brief an Philemon hat am wenigſten kirchlichen
erth, weil er keinen allgemeinen Gegenſtand behandelt; er war
er in der Sammlung des Marcion, welcher in der Gegend
n Coloſſä lebte; dort alſo war der Brief einheimiſch. Dieſen
rief erwähnt nun keiner von jenen Schriftſtellern, als der ſpäteſte
ter ihnen, Tertullian, der ſich wundert, daß Marcion ihn auf-
nommen, wahrſcheinlich, weil er ihn in den frühern Schrift-
llern nicht findet. Aber er konnte ſehr gut auf Privatwegen
it dem Briefe an die Coloſſer verbreitet ſein, und ſo iſt er gewiß
i Marcion gelangt.

Für die Paſtoralbriefe haben wir bei Polycarp,
lemens Romanus und Ignatius nur ganz unſichere
nführungen [1]). Nur für den Brief an Titus iſt Tatian
r älteſte Zeuge. Irenäus kannte dieſe drei Briefe, und nach
m werden ſie immer citirt. — Es iſt wahr, daß Briefe an einzelne
erſonen länger konnten unbekannt bleiben; indeſſen merkwürdig
äre es, wenn Timotheus lange in Epheſus Vorſteher geweſen,
ıd ſeine Briefe dort doch nicht kirchlich geworden wären.

Das Reſultat aus dieſen Zeugniſſen iſt alſo, daß die Samm-
ng der pauliniſchen Briefe erſt allmählig zuſammengekommen
:, und daß immer die des Marcion, wiewohl nicht vollſtändig,
e älteſte iſt, die wir nachweiſen können. Später ſind die Pa-
oralbriefe ebenſo wie die andern, aufgenommen. Nun aber iſt
ımer der Zuſtand der äußern Zeugniſſe nicht ein ſolcher, daß
ir eine ſichere geſchichtliche Zurückführung der Handſchriften,
elcher ſich der citirende Schriftſteller bediente, auf die αὐτόγραφα
itten; und die einzelnen vorhandenen Handſchriften geben keine
ſicherheit für deren Gleichmäßigkeit. Allerdings aber können wir

---

) Vergl. Schleierm. Sendſchr. über 1. Tim. Seite 16—18.

ſagen, daß, wenn die Schriftſteller bis Origenes bedeutende Differenzen gefunden hätten, ſie es bemerkt haben würden; alſo müſſen wir annehmen, daß die Codices zu der Zeit noch ziemlich gleichmäßig geweſen ſind. — Wie nun aber das frühere Verfahren in Bezug auf dieſe Auctoritäten keineswegs vorſichtig genug geweſen iſt, und ein ſpäteres das Ganze einer neuen Reviſion unterworfen und mehr auf die innern Verdachtsgründe Rückſicht genommen hat: ſo müſſen wir nun auch ſehn, wie es mit den innern Merkmalen der Authentie bei dieſem Theile der Sammlung ſteht.

§. 40.

Die Frage, ob eine Schrift einem beſtimmten Verfaſſer angehöre, kann niemals urſprünglich durch innere Merkmale ausgemacht werden. Etwas hiſtoriſch Ermitteltes muß immer vorausgehn, man müſſte ſonſt apagogiſch beweiſen, und das wäre unendlich.

Das Schreiben iſt eine That. Wie man nun, wenn man das ganze Leben eines Menſchen genau kennt, mit einer gewiſſen Wahrſcheinlichkeit beurtheilen kann, ob er eine That, die ihm zugeſchrieben wird, begangen haben kann: ſo iſt es auch mit dem Schreiben. Aber das läßt ſich doch nur ermitteln, wenn eine gehörige Anzahl von analogen Thaten deſſelben Menſchen da iſt. Wenn wir alſo eine größere Menge von mündlichen Vorträgen der Apoſtel in ſichern Abſchriften hätten, ſo könnten wir die Frage über Aechtheit der Schriften mit Wahrſcheinlichkeit beantworten. Allein dies ändert ſich ſogleich wieder, ſo bald die Umſtände ſo ſind, daß man eine Tendenz der Nachahmung und der Unterſchiebung eines fremden Machwerkes vorausſetzen muß; denn da läßt ſich nicht ſagen, wie weit es Jemand in Nachahmung bringen kann. Wenn der Nachahmer ſehr vorſichtig iſt, nicht von Thatſachen redet, die er nicht genau weiß, wodurch er ſich verrathen könnte; und wenn ſich keine entgegengeſetzten Zeugniſſe darüber finden: ſo iſt die Unterſuchung von dieſer Seite weit ſchwieriger.

Fragen wir nun, welche inneren Merkmale wir für die Aechtheit der einzelnen Schriften des Apostels Paulus aufstellen können: so haben wir Nichts von der Art, wovon wir oben gesagt haben, mit Ausnahme der wenigen Reden, die wir von ihm in der Apostelgeschichte haben, die aber keineswegs hinreichend sind; denn so viel Analogie, wie sich dort findet, wäre sehr leicht auch von einem Andern hervorzubringen. Thatsachen aus dem Leben des Apostels haben wir auch in der Apostelgeschichte; aber dies ist nur das Aeußere, und hier gehn die innern Merkmale nur auf das Negative zurück, ob sich keine Widersprüche zwischen dem Einen und dem Andern finden. Dabei ist ein sehr wichtiger Umstand, daß die Apostelgeschichte ganz über den Verdacht erhaben ist, als sei sie erst mit Rücksicht auf die pauliniſchen Briefe gemacht; vielmehr ist ganz klar, daß die Erzählungen vom Leben des Apostels seine Briefe ignoriren, da eine Menge Veranlassung gewesen wäre, die Verhältnisse in den Briefen zu berühren, was aber nicht geschehn ist, z. B. die verwickelten Verhältnisse, die nach den Corintherbriefen der letzten Ankunft Pauli in Corinth vorhergingen, erwähnt die Apostelgeschichte bei der Erzählung dieser Ankunft gar nicht. Wir haben also einen Haltungspunct an der Apostelgeschichte, und wenn sich ein Verhältniß eines Briefes zu ihr ermitteln läßt, so ist dies ein wesentlicher Beitrag zu einem richtigen critischen Urtheil. Da wir nun außer diesem gar keinen solchen Haltungspunct haben: so ist es am zweckmäßigsten, die Vergleichung zwischen den Briefen und der Apostelgeschichte zuerst anzustellen, so daß wir die Erzählung der letztern vom Leben Pauli zum Grunde legen und nun sehen, wie die einzelnen Briefe hineinpassen.

Die erste Erzählung von seiner Bekehrung cap. 9. führt uns natürlich hier zu Nichts. Zunächst wird dann cap. 11, 25. erwähnt, daß Barnabas, von Jerusalem nach Antiochien zu der dort entstandenen Heidenchristengemeinde geschickt, nach Tarsus gegangen sei und den Paulus von dort nach Antiochien geholt habe. Vor diesen Zeitpunct kann keiner der Briefe fallen; denn

wenn Paulus auch ſchon ſeine apoſtoliſche Wirkſamkeit begonnen hatte, ſo könnte dies doch nur in Cilicien und der Umgegend ſein, wo etwa Coloſſä und Laodicea lag; aber die dahin gerichteten Briefe ſind offenbar aus viel ſpäterer Zeit. Die Lücke zwiſchen ſeiner Bekehrung und ſeiner Ankunft in Antiochien füllt Paulus ſelbſt aus, indem er Gal. 1, 17. erzählt, er ſei nach ſeiner Bekehrung gar nicht nach Jeruſalem gekommen, ſondern nach Arabien und von dort wieder nach Damascus und dann erſt nach Jeruſalem gezogen, wo er nur den Petrus und Jacobus geſehn, und dann nach Cilicien, von wo ihn Barnabas nach Antiochien nahm. Von hieraus machten beide eine Miſſionsreiſe Act. 13, 2—14, 26., während noch ein Gleichheitsverhältniß zwiſchen ihnen war, und Barnabas auch Apoſtel genannt wurde und vielleicht eher den erſten Rang einnahm. Auf dieſer Reiſe wird kein Ort und keine Perſon genannt, die mit unſern pauliniſchen Briefen in Verbindung zu bringen wären. Hernach folgt wieder Antiocheniſche Geſchichte, die nicht hierher gehört; erſt cap. 15, 36 ff. wird erzählt, daß jene Beiden eine zweite Reiſe antreten wollten, um die auf der vorigen Bekehrten zu beſuchen, daß ſie ſich aber über einen Reiſegefährten entzweiten, und Paulus mit Silas allein die Reiſe durch Syrien und Cilicien machte. Cap. 16, 1. wird erzählt, daß Paulus den Timotheus gefunden und mit ſich genommen; dies iſt das erſte Mal, daß Jemand erwähnt wird, an den ſelbſt Briefe vorhanden ſind, und den wir öfter in der Gemeinſchaft des Apoſtels finden.

§. 41.

Act. 16, 6. wird zuerſt Galatien erwähnt, indem erzählt wird, die Geſellſchaft ſei durch Phrygien und Galatien gereiſ't. Ob aber Paulus damals die Galatiſche Gemeinde geſtiftet, iſt eine ſehr ungewiſſe Sache, und die Critiker ſind darüber ſehr verſchiedener Meinung. Daraus, daß wir dort leſen: „Nachdem ſie Phrygien und Galatien durchreiſ't und vom heiligen Geiſt gehindert waren, in Aſien das Evangelium zu verkünden, u. ſ. w.“

läßt ſich nun eigentlich Nichts ſchließen. Eben ſo wenig geht aus Gal. 1, 6. „ſie ſeien οὕτω ταχέως in ihrem Glauben wankend geworden" beſtimmt hervor, daß der Abfall bald nach ihrer Bekehrung angefangen, ſondern es bezieht ſich dies darauf, daß den falſchen Lehrern ihre Verführung nicht viel Zeit und Mühe gekoſtet habe. Nun haben Einige aus Gal. 4, 13. ſchließen wollen, daß Paulus, als er dieſen Brief ſchrieb, ſchon zweimal müſſe in Galatien geweſen ſein, indem das τὸ πρότερον ein δεύτερον vorausſetze. Aber dies iſt nicht nöthig, denn es kann auch der Anfang derſelben Anweſenheit damit bezeichnet ſein. In den Actis wird Galatien erſt cap. 18, 23. wieder erwähnt: nachdem Paulus von Epheſus nach Cäſarea gekommen, hinaufgezogen ſei und die Gemeinde begrüßt habe, ſei er nach Antiochien gegangen, καὶ ποιήσας χρόνον τινὰ, ἐξῆλθε, διερχόμενος καθεξῆς τὴν Γαλατικὴν χώραν καὶ Φρυγίαν, ἐπιστηρίζων πάντας τοὺς μαθητάς. Diejenigen, welche aus Gal. 4, 13. eine zweimalige Anweſenheit ſchließen, nehmen an, daß der Galaterbrief erſt nach Act. 18, 23. geſchrieben ſei. Aber es bleibt immer eben ſo möglich, daß der Brief früher geſchrieben ſei an einem Orte, wo ſich Paulus länger aufhielt. Er fällt alſo entweder vor Act. 18, 23. und dann wahrſcheinlich in Corinth, oder nachher und dann wahrſcheinlich in Epheſus.

Es bleibt nun noch die Frage übrig, ob aus der Nichterwähnung des Apoſtelbeſchluſſes Act. 15, 23 ff. folge, daß der Brief, in welchem es ſich doch ganz und gar um die Verpflichtung der Chriſten zum moſaiſchen Geſetze handelt, früher geſchrieben, und alſo auch die Gemeinde vor Act. 16, 6. geſtiftet ſei. Aber die Annahme, welche die Stiftung der Gemeinde nach Act. 14, 6. 7. verlegt, Paulus habe in der Umgegend von Derbe und Lyſtra gepredigt, und darunter ſei Galatien mit begriffen, iſt nicht philologiſch richtig. Eine Provinz kann nicht als περίχωρος von zwei außer ihr belegenen kleinen Städten beſchrieben werden. — Aber es iſt auch im Galaterbrief der Inhalt jenes Apoſtelbeſchluſſes indirect erwähnt, Gal. 2, 6 ff., denn Paulus erzählt hier eine

daraus machen müſſen. Daraus folgt aber keineswegs
Beſchluß noch nicht vorhanden geweſen; denn die einzeln
deſſelben waren immer ſo, daß Paulus nicht für nothw
ten konnte, ſie geradehin aufzuſtellen, außer, wo ein
weſen wäre, der ihn dazu genöthigt hätte. Das A
Opferfleiſches, Bluts und Erſtickten (Act. 15, 29.) u
Paulus, weil es doch ein grundloſer Zwang war un
denchriſten mit einem Zerreißen ihrer Familienverhältni
den geweſen wäre, nicht erwähnen, ſondern er faßte
davon nur in der Regel zuſammen, daß man durch den
der Freiheit keinen Anſtoß geben ſollte. So iſt kein Z
Paulus hier daſſelbe berichtet, was Act. 15. erzählt iſt
Brief hat alle Merkmale der Aechtheit, die nur der
Sache nach aus der Vergleichung beider Schriften
können. Eine größere Uebereinſtimmung würde auch ei
Detail in den Briefen und der Apoſtelgeſchichte voraus

§. 42.

Zum innern Beweiſe der Authentie gehört die
ſtimmung einer Schrift, die irgend einem Verfaſſer beig
mit dem, was ſonſt von ihm, äußerlich und innerlich, b
iſt es ein Brief, ſo kommt noch hinzu die Zuſamme

mit dem, was man von dem weiß, an welchen der Brief gerichtet iſt. Obgleich dies nun äußere Thatſachen ſind, ſo rechnet man es doch zu den innern Merkmalen, weil ſie aus der Sache ſelbſt genommen ſind, wogegen die äußern in der Auctorität der Zeugen beſtehn. — Das Weſentliche nun, was aus der Apoſtelgeſchichte über Paulus erhellen kann, iſt dieſes: daß er aus einem leidenſchaftlichen Verfolger des Chriſtenthums plötzlich ein Verkündiger geworden, und daß er vorherrſchend die Richtung genommen, das Chriſtenthum unter die Heiden zu bringen. Dies giebt einen ſehr beſtimmten Character, der ſich in ſeinen Briefen wieder abſpiegeln muß; und je mehr das geſchieht, deſto ſtärker iſt die Ueberzeugung von ihrer Aechtheit. Er muß erſtlich zu ſolchen, bei denen er Bekanntſchaft damit vorausſetzen kann, aus ſeiner phariſäiſchen Bildung heraus ſprechen, und zweitens überall die Maxime durchblicken laſſen, daß das Chriſtenthum für Heiden, wie für Juden beſtimmt ſei. Dieſer Character tritt mehr oder weniger in allen pauliniſchen Briefen hervor; und die ſind die authentiſchſten, in welchen dies am meiſten der Fall iſt. Dahin gehören auf der einen Seite der Brief an die Römer und der an die Galater. In dieſen kommt der Hauptpunct von der Univerſalität des Chriſtenthums recht eigentlich zur Sprache; die ganze Methode der Ausbreitung des Chriſtenthums, wie ſie hier entwickelt wird, zeigt zugleich ſein nationales Intereſſe am jüdiſchen Volke. Daher wenn Jemand dieſen Brief an die Römer aus irgend einem andern Grunde anzweifeln wollte, oder wenn ſich aus andern Umſtänden entgegengeſetzte Anzeichen ergäben: ſo würde doch dieſer Character ſicher das Uebergewicht haben. Wenn wir auf der andern Seite auf das Zuſammenſtimmen der Briefe mit den Lebensumſtänden des Apoſtels, die uns anderweit bekannt ſind, ſehen, ſo ſind der erſte Brief an die Theſſalonicher und die beiden an die Corinther die, welche in dieſer Beziehung deutlich oben an ſtehen. Denn die Acta erzählen uns ganz beſtimmt, auf welche Weiſe Paulus zuerſt nach Europa, nach Macedonien gekommen ſei; cap. 17, 1—10. wird ſein Aufenthalt in Theſſalonich erwähnt; und wenn man

den erſten Brief an die Theſſalonicher damit vergleicht, ſo findet man die genaueſte Uebereinſtimmung, und doch nicht ſo ſehr in allen Kleinigkeiten, daß man vermuthen könnte, der Brief ſei erſt nach den Actis gebildet. Ebenſo verhält es ſich mit den Corintherbriefen; da wird ebenfalls in der Apoſtelgeſchichte erzählt, wie Paulus zuerſt nach Corinth gekommen, und gerade in Beziehung auf die Stiftung und erſten Anfänge dieſer Gemeinde iſt die Erzählung ausführlicher. Wenn man manche Stellen aus cap. 18. 19 und 20. mit den beiden Briefen, wo Perſönlichkeiten theils im Anfange theils am Schluſſe vorkommen, vergleicht: ſo kann man Alles in einander fügen, ſo daß ſich die Erwähnungen in den Briefen und den Actis einander ergänzen, doch ſo, daß jedes ſeinen Gang für ſich geht, und nicht eins nach dem andern gebildet iſt [1]). Was Paulus im erſten Briefe von ſeinem Vorhaben, Epheſus zu verlaſſen und nach Europa herüberzukommen, erwähnt, ſtimmt ganz überein mit dem, was die Apoſtelgeſchichte darüber erzählt; nehmen wir den zweiten Brief dazu, ſo ſehn wir, daß Paulus Anfangs einen andern Reiſeplan hatte, (nemlich unmittelbar von Epheſus nach Corinth und dann erſt nach Macedonien zu gehn), dieſen aber aufgab und nach einem andern ſeine Reiſe einrichtete; die Acta erzählen natürlich nur von dem letztern. — Dieſe Briefe ſind alſo durch die erwähnten Thatſachen auf eine ſolche Weiſe beglaubigt, wie jene andern durch ihren Inhalt. Daraus folgt wieder: wenn ſich ſollten in dieſen Briefen Einzelnheiten in Bezug auf jene innern Thatſachen finden, die wir nicht aus dem im Allgemeinen darüber Geſagten erklären könnten, ſo würden dieſe hier untergeordnet werden müſſen, und wir müßten das Bild des Apoſtels darnach ergänzen. Auf dieſe Art gewinnen wir für die Beurtheilung aus innern Merkmalen einen ſolchen Kern von pauliniſchen Briefen, beſtehend auf

1) Erſt. Entw.: Vergl. Act. 18, 1—11. 18—21. ferner 24—27. und 19, 1. 8—11. 21. 22. 20, 1. 2. mit 1. Cor. 16, 5. 8. 10. 12. 19. u. 2. Cor. 2, 12. 13. ferner 2. Cor. 7, 5. 6. 8, 16 ff. 9, 4.

der einen Seite aus Römer- und Galaterbrief, auf der andern aus dem erſten an die Theſſalonicher und den beiden an die Corinther, daß wir einen Maaßſtab für die übrigen haben.

Hieraus iſt zu ſehn, wie eine ſolche Unterſuchung über das Specielle in den einzelnen Briefen unter ſolchen Umſtänden nöthig iſt. Wenn wir z. B. die Corintherbriefe ihrem Inhalte nach betrachten, ſo finden wir allerdings, daß ſie mit den Hauptgrundzügen der Methode der Verkündigung, wie ſie ſich aus den andern ergeben, ganz wohl zuſammenſtimmt. Paulus macht natürlich einen Unterſchied zwiſchen Judenchriſten und Heidenchriſten; in Corinth hat er es nun, wie wir aus den Actis ſehn, ganz ausdrücklich darauf angelegt, ſich mit der Gemeinde, die er bildete, von der Synagoge unabhängig zu machen, gewiß weil er vorausſetzte, daß die Juden ihm in ſeiner Wirkſamkeit unter den Heiden nur hinderlich ſein konnten. Was ſich nun von beſondern Vorfällen und darauf ſich beziehenden Ermahnungen in den Corintherbriefen findet, ſtimmt überein mit dem Zuſtande, den wir uns bei einer ſo entſtehenden Gemeinde an einem Orte, wie Corinth, denken müſſen. Einmal war es eine gewiſſe ſchroffe Oppoſition der Heidenchriſten gegen alles, was aus der jüdiſchen Praxis hervorging; daher die Ermahnung des Apoſtels, ſich der chriſtlichen Freiheit nur ſo zu bedienen, wie es der chriſtlichen Eintracht und der Gewiſſensruhe Einzelner zuträglich ſei. Ferner waren es Zerſpaltungen in der Gemeinde, wobei vorzüglich Rückſicht genommen wird auf die Anhänglichkeit an Einzelne, die durch gewiſſe Talente, beſonders durch redneriſche, ſich ausgezeichnet haben; dies ſtimmt ſehr damit, daß in Corinth die Gemeinde ſchon aus Gebildeten und Ungebildeten, Reichen und Armen gemiſcht ſein mußte, da Corinth ein Sitz mancherlei Bildung war, wie ſie ſowohl aus Schulen als aus dem allgemeinen Weltverkehr hervorging. Da ſtimmen alſo die Angaben der Briefe ſo ſehr mit dem an und für ſich Wahrſcheinlichen überein, daß daraus der bündigſte Beweis für die Aechtheit geführt werden kann.

§. 43.

Wenn ich nun vorher nur den erſten Brief an die Theſſalonicher in dieſe Claſſe geſetzt habe, ſo geſchah dies darum, weil der zweite manche Schwierigkeiten darbietet. Von dem erſten Briefe an die Theſſalonicher iſt wahrſcheinlich, daß er nicht lange nach der Gründung der Gemeinde bei dem erſten Aufenthalte des Apoſtels in Corinth und Achaja geſchrieben iſt [1]).

Von dem zweiten Theſſalonicherbrief läßt ſich die Zeit ſo wenig beſtimmen, daß Einige gemeint haben, er ſei vor dem erſten geſchrieben. Je weniger nun eine Zeitbeſtimmung möglich iſt, deſto weniger kann man ſich ein Bild von dem machen, was in dieſem Briefe zu erwarten iſt. Es kommen einige Stellen darin vor, die Anlaß zu mancherlei Vermuthungen und Zweifel gegeben haben, und man ſieht daraus, daß er nicht in dieſelbe Reihe mit dem erſten geſtellt werden kann. — Cap. 2. bittet Paulus die Theſſalonicher in Beziehung auf die Wiederkunft Chriſti und unſre Wiedervereinigung mit ihm, ſie möchten ſich nicht aus ihrer Beſonnenheit herausreißen laſſen, weder durch begeiſterte Rede darüber noch durch Briefe, als wenn der Tag Chriſti nahe ſei. Nun ſucht er gerade in Beziehung auf den Tag Chriſti die Theſſalonicher im erſten Briefe wegen der unter ihnen Geſtorbenen zu tröſten. Dabei ſagt er mit Beziehung auf Worte Chriſti, daß er unerwartet kommen werde; doch ſpricht er davon als von

1) Erſt. Entw.: Die Art wie Paulus in 1. Theſſ. die unmittelbar vorhergegangenen Begebenheiten in Philippi und die Rückkehr des Timoth. (vergl. 1. Theſſal. 3, 1—6. u. Act. 17, 14. 18, 5.) erwähnt, beweiſt theils, daß dies nicht künſtlich aus der Ap. Geſch. gemacht iſt, weil dort eine Ausſendung des Timoth. nach Theſſalonich nicht erwähnt iſt, theils daß der Brief nicht lange nachdem Timoth. wieder zu Paulus geſtoßen iſt, kann geſchrieben ſein, weil die kleinen Umſtände ſonſt nicht vorkommen würden. Dieſe Uebereinſtimmung iſt nun von der Art, daß ſie die Aechtheit des Briefes beweiſt, ſo daß wir nach innern Merkmalen weiter nicht zu fragen haben, ſondern Gedanken, Compoſition, Styl deshalb für Pauliniſch zu halten haben, weil ſie ſich hier finden.

einem Ereigniſſe, das er und ſie noch erleben würden. Wenn er nun im zweiten Briefe ſagt, daß ſie ſich nicht über den Tag des Herrn beunruhigen ſollen, ſo muß er alſo ſeine Meinung hierüber ſchon modificirt haben; entweder müſſen wir alſo einen bedeutenden Zwiſchenraum denken, oder daß er zu einer plötzlichen Aenderung ſeiner Ueberzeugung beſtimmte Gründe gehabt, von denen aber keine Erwähnung geſchieht. Wenn er im erſten Corintherbrief über die Auferſtehung und das Ende der menſchlichen Dinge redet, ſo ſehn wir keine Spur einer Vorausſetzung, daß dies etwas Nahes ſei; ſo wie im Römerbriefe die Vorausſetzung, daß ganz Iſrael ſelig werden ſolle, dieſem geſchichtlichen Zuſammenhange einen weit größern Spielraum läßt. Von einer ſtrengen Inſpirationstheorie aus müßte man es nun für undenkbar erklären, daß ein inſpirirter Mann über ſolchen Gegenſtand ſeine Anſicht geändert habe; man müßte alſo einen Brief, worin von einer nahen Wiederkunft Chriſti geredet wird, für unächt erklären. Aber ſo weit iſt Niemand auch mit der einſeitigſten Inſpirationstheorie gegangen; man hat dann gekünſtelte Auslegungen gemacht. Verſetzen wir uns in die damalige Zeit, ſo mußte zu Anfang der Wirkſamkeit der Jünger Chriſti, als ihre Erfolge noch ſo gering waren, die Sehnſucht nach einer Wiedervereinigung mit Chriſto deſto größer ſein, wogegen ſpäter, als die Ausdehnung des Chriſtenthums mehr zunahm, dieſe Sehnſucht vor der Größe der unmittelbaren Aufgabe, die alle ihre Kräfte in Anſpruch nahm, zurücktreten mußte. Man kann alſo es nur natürlich finden, daß Paulus im Anfange die Vorſtellung von einer nahen Wiederkunft Chriſti mehr hatte, als ſpäter; daher müſſen alſo die Briefe, in denen das Erſtere vorkommt, früher ſein, als die andern. Da nun im zweiten Theſſalonicherbriefe noch eine Wirkung des erſten vorausgeſetzt wird: ſo kann er nicht viel ſpäter, als der erſte, geſchrieben ſein. Es iſt auch nicht wahrſcheinlich, daß Paulus in der Zeit zwiſchen den beiden Briefen in Theſſalonich geweſen ſei, da dann der Apoſtel die Sache würde mündlich erläutert haben; cap. 2, 5. ſpricht keineswegs dafür, denn nehmen wir die andern

Verſe, in denen er von ſeinem Dortſein ſpricht, hinzu[1]): ſo iſts am natürlichſten, Alles auf ſeine erſte Anweſenheit bei der Stiftung der Gemeinde zu beziehn. — Etwas Näheres über die Zeitbeſtimmung haben wir nicht. Einige haben die Stelle cap. 3, 2. auf die Angriffe, die gegen ihn in Epheſus geſchahen, bezogen, was jedoch eine zu loſe Anknüpfung iſt[2]).

---

1) Vergl. 2. Theſſ. 3, 10. und 1. Theſſ. 4, 11.; 2. Theſſ. 3, 8. und 1 Theſſ. 2, 9.

2) Erſter Entw.: Daß dieſer Brief wenigſtens ſpäter geſchrieben ſei als der erſte, geht faſt ſchon aus 2. Th. 2, 15. hervor. Noch mehr aber deutet der Ausdruck 2, 5. darauf, daß P. damals nur Einen Aufenthalt in Theſſal. gemacht hat. Ich würde ihn alſo vor Act. 20, 1. ſezen in den Epheſiniſchen Aufenthalt. Aber nicht gern in Act. 19, 21. 22. weil in 2. Theſſ. keine Erwähnung eines baldigen Wiederſehns vorkommt. Auch finde ich nicht in 2. Theſſ. 3, 2. eine Anſpielung auf die Epheſiniſchen Unruhen, denn der Satz οὐ γὰρ πάντων ἡ πίστις deutet eher auf ſolche, die in einer noch nicht gründlichen Verbindung mit der Kirche ſtehn, als auf offenbare Gegner. — Man hat aber (Schmidt) Zweifel gegen dieſen Brief erregt wegen 2, 2. und 3, 17., als ob nämlich dieſer Brief den Gedanken des erſten verwürfe und den erſten ſelbſt verdächtig machen wollte. Allein ein untergeſchobener Brief wird am wenigſten wollen ein Kennzeichen der Aechtheit angeben; zumal wir doch, daß Paulus es wirklich ſo gehalten, aus Gal. wiſſen. Aber eben ſo wenig kann dies den erſten Brief verdächtig machen. Dieſe Sache kommt auf zwei Fragen zurück. Iſt wirklich ein Widerſpruch zwiſchen 1. Theſſ. 4, 15. u. 2. Theſſ. 2, 2. und iſt die Stelle 2. Theſſ. 2, 3 ff. etwas des Apoſtels unwürdiges? Widerſpruch zwiſchen 1. Theſſ. 4, 15. u. 2. Theſſ. 2, 2 ff. beſteht eigentlich nicht. An der erſten Stelle iſt keine Abſicht, Zeit zu beſtimmen. Die Theſſalonicher ſahen ſich ſelbſt der Mehrzahl nach an als übrigbleibende, und in dieſe Vorausſezung geht Paulus ein; ſein Zweck iſt bloß zu zeigen, daß kein Unterſchied zwiſchen Lebenden und Todten beſtehe. Geſezt aber auch, er hätte hier Zeit beſtimmen wollen, ſo iſt noch ein großer Unterſchied zwiſchen der Unmittelbarkeit des ἐνέστηκε und dem Hinausſchieben an das Ende einer Generation. Eben ſo wenig kann man behaupten, daß die ganze Darſtellung 2. Th. 2, 3 ff. unpauliniſch ſei. Sie iſt nicht daſſelbe mit Antichriſt und hängt vielleicht zuſammen mit ſeiner im Römerbrief aufgeſtellten Theorie über die Verwerfung der Juden, wenn er ſich gedacht

§. 44.

Wenn wir nun zur Conſtatirung der Verhältniſſe, aus welchen uns die innern Kennzeichen der Aechtheit der Briefe hervorgehn müſſen, die Apoſtelgeſchichte weiter verfolgen, ſo führt ſie von Macedonien den Paulus nach Athen und von dort nach Corinth, cap. 18. Hier ward er mit Aquila und Priscilla bekannt, die wegen des Edicts des Claudius kürzlich aus Rom gekommen waren. Paulus verkündigte in der Synagoge das Chriſtenthum; als aber ſich eine Oppoſition dagegen erhob, trennte er ſich von derſelben und predigte im Hauſe eines Proſelyten Juſtus. Nachdem er 1½ Jahr in Corinth geweſen, wo auf eine Anklage der Juden Gallio nicht einging, ſchiffte er nach Syrien, hielt aber zuerſt in Epheſus an, und ging von da nach Cäſarea, Jeruſalem und nach Antiochien. Cap. 19. fängt ganz abgebrochen an, ſo daß hier eine Lücke zu ſein ſcheint: er habe Galatien und Phrygien durchreiſ't und ſei dann nach Epheſus gekommen, wo er ſich zwei Jahre aufhielt und ſeine Gemeinde ebenfalls von der Synagoge abſonderte. V. 21. 22. wird erzählt, er habe eine Reiſe nach Macedonien und Griechenland machen wollen, um von dort nach Jeruſalem und dann nach Rom zu gehn, und habe deshalb zwei Schüler vorausgeſchickt, während er ſelbſt noch einige Zeit dageblieben. Cap. 20. folgt ſeine zweite Reiſe nach Macedonien und Griechenland, die aber nur ganz kurz berührt wird.

So haben wir alſo den Apoſtel als Stifter der Gemeinde in Corinth, und ſein Verhältniß zu derſelben iſt vollkommen feſtgeſtellt. Die Schwierigkeiten bei Vergleichung der Acta und der Corintherbriefe ſind nur einzeln und rühren aus den Lücken

---

hat eine heidniſche Oppoſition, welche nun den Uebergang des Chriſtenthums unter die Juden erleichterte. Dann ſtände der Brief in Bezug auf das Hinausſezen der Wiederkunft ſchon auf demſelben Punct mit dem an die Römer. Daß ſich die Sache ſo verhalten kann und doch des ganzen Iſrael keine Erwähnung geſchehn, iſt leicht zu ſehn.

der Nachrichten her, die durch einander ergänzt werden müſſen; und was über den Character der Gemeinden aus den Briefen hervorgeht, iſt den bekannten Verhältniſſen des Orts ganz analog[1].

Der erſte Brief an die Corinther iſt von Paulus während ſeines Aufenthalts in Epheſus geſchrieben; er ſpricht darin von ſeiner baldigen Abreiſe nach Macedonien 1. Cor. 16, 5–8. Der zweite Brief iſt offenbar aus Macedonien nach ſeiner Abreiſe von Epheſus.

Im zweiten Briefe finden ſich allerdings mancherlei Schwierigkeiten, vornemlich: 1. entgegengeſetzte Aeußerungen über Titus, Bitte um gute Aufnahme 8, 23. 24. und Frage, wie er ſich aufgeführt habe 12, 18; 2. entgegengeſetzte Aeußerungen über den Apoſtel ſelbſt, als ob er nun erſt im Begriff ſei, von Macedonien aus zu kommen 9, 4. und dann wieder, als ob er ſchon ein zweites Mal dageweſen 12, 14. 13, 1. 2., was ſich aber nicht mit der Erzählung in den Actis verträgt; endlich 3. findet man auch ganz verſchiedene, ſtrengere, herbere Stimmung am Ende, als am Anfang. Daher nun Hypotheſen von Semler und Weber, welche die Einheit des Briefes bezweifeln, um alle die verſchiedenen Puncte in verſchiedene Briefe zu bringen. Allein der Eine theilt anders, als der Andere, Keiner recht ſicher, und Jeder ſehr gekünſtelt, ſo daß man ſieht, die Hypotheſen haben keinen andern Grund, als eben dieſe Schwierigkeiten[2]. Was am meiſten auffällt, iſt, daß Paulus ſagt, er ſei im Begriff, zum dritten Male nach Corinth zu kommen. Diejenigen, welche die Theilung nicht annehmen, wollen dies ſo verſtehn, daß Paulus während ſeiner

1) Vergl. oben Seite 149.

2) Erſt. Entw.: Allein ad 1. ſo kann die lezte Frage auch auf Anträge gehn, die Titus ihnen vorher ſchriftlich von Makedonien aus gemacht, weil er nicht Zeit hatte ſich länger aufzuhalten. Bertholdt will ſie auf die frühere Anweſenheit des Titus, von der er cap. 7, 6. 7. in Makedonien zurück war, beziehn. Allein das iſt wenigſtens nicht überwiegend wahrſcheinlich. Doch neige ich mich jetzt mehr dazu, da die Beziehung auf die Steuer nicht ſo genau iſt, als es mir ſchien.

:ſten 1½jährigen Anweſenheit einmal von Corinth weggereiſ't
i, ſo daß er dieſe ſehr gut bald als einen Aufenthalt, bald
ls zwei anſehn könne. Aber einfacher iſt, es ſo zu erklären, daß
: dreimal hinkommen wollte, aber nicht wirklich kam[1]). Was
ie Verſchiedenheit des Tons betrifft, ſo iſt das lediglich Sache
:s individuellen Gefühls; die Differenz beruht doch eigentlich
ur auf der Verſchiedenheit der Gegenſtände. Paulus ſpricht ſich
n erſten Theil des zweiten Briefs ſehr gelinde über einen Ge=
:nſtand aus, den er im erſten Briefe ſehr ſtreng behandelt hatte;
)er daraus folgt nicht, daß er nicht jetzt über einen andern
)egenſtand mit Strenge ſprechen ſollte. — Eine einzelne Sache
t allerdings noch, daß zweimal im Briefe von einer Sammlung
ie Rede iſt, die Paulus für die Gemeinde in Jeruſalem anſtellen
eß, cap. 8. und cap. 9. ohne Rückſicht auf das Vorhergehende.
)eshalb beſonders hat Semler den Brief nach cap. 8. getheilt
nd das Folgende als für die kleinern Gemeinden in Achaja be=
immt angeſehn. Aber dies läßt ſich auch ſehr leicht durch eine
zwiſchen liegende Unterbrechung erklären, ſo daß Paulus cap. 9.

---

1) Erſt. Entw.: Fehlt doch in Inhalt und den Sachen jede poſitive Spur von einem inzwiſchen eingetretenen Aufenthalt Pauli in Korinth. Der Schlüſſel zu 12, 14. und 13, 1. 2. ſcheint mir vorzüglich zu liegen in 1, 15., woraus man ſieht, er hatte früher einen andern Weg nehmen wollen. Dies fällt aber noch in die Zeit vor Abſendung des erſten Briefes, muß aber damals ſchon in Korinth bekannt geworden ſein, woraus ſich allein 1. Kor. 16, 5. erklärt. Darüber hatte man ſich in Korinth aufgehalten, wie man aus jener Stelle ſieht; und nur um ſich zu ſolchen Veränderungen in Maaßregeln recht offen zu bekennen, hebt er 2. Kor. 12, 14. ausdrücklich hervor, es ſei nun ſchon das dritte Mal, daß er auf dem Sprunge ſtehe. Etwas anders verhält es ſich mit 13, 1. 2. wobei man auf 12, 20. zurückgehn muß, wie er fürchtet, es möchte doch noch unangenehme Eindrücke von beiden Seiten geben. Daher ſagt er (ähnliches ſagt man ſo oft in ähnlichen Fällen) ſie ſollten es anſehn, als ob das nächſte Wiederſehen ſchon vorbei wäre und er nun zum drittenmal komme, und ſo, als ob er das zweitemal ſchon dageweſen wäre, ſage er ihnen vorher ꝛc. —

der Nachrichten her, die durch einander ergänzt werden müſſen; und was über den Character der Gemeinden aus den Briefen hervorgeht, iſt den bekannten Verhältniſſen des Orts ganz analog [1]).

Der erſte Brief an die Corinther iſt von Paulus während ſeines Aufenthalts in Epheſus geſchrieben; er ſpricht darin von ſeiner baldigen Abreiſe nach Macedonien 1. Cor. 16, 5—8. Der zweite Brief iſt offenbar aus Macedonien nach ſeiner Abreiſe von Epheſus.

Im zweiten Briefe finden ſich allerdings mancherlei Schwierigkeiten, vornemlich: 1. entgegengeſetzte Aeußerungen über Titus, Bitte um gute Aufnahme 8, 23. 24. und Frage, wie er ſich aufgeführt habe 12, 18; 2. entgegengeſetzte Aeußerungen über den Apoſtel ſelbſt, als ob er nun erſt im Begriff ſei, von Macedonien aus zu kommen 9, 4. und dann wieder, als ob er ſchon ein zweites Mal dageweſen 12, 14. 13, 1. 2., was ſich aber nicht mit der Erzählung in den Actis verträgt; endlich 3. findet man auch ganz verſchiedene, ſtrengere, herbere Stimmung am Ende, als am Anfang. Daher nun Hypotheſen von Semler und Weber, welche die Einheit des Briefes bezweifeln, um alle die verſchiedenen Puncte in verſchiedene Briefe zu bringen. Allein der Eine theilt anders, als der Andere, Keiner recht ſicher, und Jeder ſehr gekünſtelt, ſo daß man ſieht, die Hypotheſen haben keinen andern Grund, als eben dieſe Schwierigkeiten [2]). Was am meiſten auffällt, iſt, daß Paulus ſagt, er ſei im Begriff, zum dritten Male nach Corinth zu kommen. Diejenigen, welche die Theilung nicht annehmen, wollen dies ſo verſtehn, daß Paulus während ſeiner

1) Vergl. oben Seite 149.

2) Erſt. Entw.: Allein ad 1. ſo kann die lezte Frage auch auf Anträge gehn, die Titus ihnen vorher ſchriftlich von Makedonien aus gemacht, weil er nicht Zeit hatte ſich länger aufzuhalten. Bertholdt will ſie auf die frühere Anweſenheit des Titus, von der er cap. 7, 6. 7. in Makedonien zurück war, beziehn. Allein das iſt wenigſtens nicht überwiegend wahrſcheinlich. Doch neige ich mich jetzt mehr dazu, da die Beziehung auf die Steuer nicht ſo genau iſt, als es mir ſchien.

ſollte eingelegt worden ſein, iſt ganz unwahrſcheinlich, weil ſie den Zuſammenhang unterbricht. Ein zufälliges Fehlen der beiden Kapitel iſt ein abenteuerlicher Gedanke, da mehr Kapitel nicht exiſtirten und bis 15, 13. dieſelbe Sache fortgeht. Ebenſo das Nichtgeleſenwordenſein beider Kapitel, ſondern höchſtens von 15, 14. an, welches aber zur Erklärung der Sache gar nicht hilft. Hieraus folgt nun, daß die Doxologie urſprünglich nach 14, 23. geſtanden hat; aber nicht als eigentlicher Schluß ſondern vielleicht als das eigenhändige von Paulus, dem die Grüße noch folgen ſollten. Hernach hat er die Materie wieder aufgenommen und 15, 33. den eigentlichen Brief geſchloſſen wegen der großen Anzahl der Begrüßungen, welche folgen ſollten, ſo daß keineswegs folgt, cap. 16. ſei eine abgeſonderte Beilage geweſen. Die Stelle 17—20. iſt vielleicht ein neues von ihm hinzugefügtes eigenhändiges, um das ſeit 15, 1. zu beglaubigen. Hiernach hat Tertius die perſönlichen Grüße einzelner, die ihm aufgetragen waren, nachgebracht mit ſeinen eigenen und die gewöhnliche Schlußformel. Die Doxologie iſt von denen, die nach 14, 23. den Zuſammenhang nicht unterbrechen wollten, ans Ende geſtellt.

Aus dem, was über die Röm. Gemeine zur Zeit dieſes Briefes geſagt worden, verſteht ſich von ſelbſt, daß der Inhalt des Briefes nicht durch ein beſtimmtes Bild von einem dortigen Zuſtande beſtimmt ſein konnte. Es findet ſich davon auch nur eine Spur, aber auch hier ſind es mehr die Verhältniſſe der Hauptſtadt überhaupt und alſo der Chriſten als Bewohner derſelben, nemlich der Artikel von der Obrigkeit. (Mißbilligende Erwähnung von Hugs Geſchichte der röm. Gemeine und Beziehung des Briefs auf Uneinigkeit zwiſchen Judenchriſten und Heidenchriſten). Daher iſt auch der eigentliche Kern des Briefes freie Gedankenergießung annahend an den Character der Abhandlung. Aus zwei Theilen beſtehender Hauptſaz die für Juden und Heiden gleiche ſeligmachende Kraft des Evangeliums. Gleiche Verwerflichkeit von Juden und Heiden, Kraft der Erlöſung, die rein auf dem Verhältniß zwiſchen Chriſto und Adam beruht: Gegenſaz zwiſchen dem natürlichen in ſich ſelbſt verwerflichen Menſchen und dem, an welchem in Chriſto nichts verdammliches mehr iſt. Dann, da nun Juden und Heiden an ſich gleich geſezt werden, die Juden aber doch auch noch Bewahrer des göttlichen Geſezes ſind, ſo muß ihr offenbares Zurükbleiben in Bezug auf das Evangelium erklärt werden, und dies bildet den zweiten Theil. Dann kommt der zweite mehr gnomiſch geſtaltete paränetiſche Haupt-

Nun ist klar, daß der Brief an die Römer zugleich auch der letzte aus der zweiten Periode ist; außer den beiden, die keinen Anknüpfungspunct in der Apostelgeschichte haben (Tit. und 1. Tim.), sind uns nur noch die übrig, in denen eine Gefangenschaft des Paulus erwähnt wird.

§. 46.

Es genügt nicht, wenn Paulus seine Gefangenschaft im Allgemeinen erwähnt, denn es folgt noch nicht daraus, daß es die römische gewesen sei. Daher hat man selbst vom Philipperbrief die Hypothese aufgestellt, daß er in der Gefangenschaft Pauli zu Cäsarea geschrieben sei. Denn wenn er cap. 4, 22. unter den Grüßenden erwähnt οἱ ἐκ τῆς Καίσαρος οἰκίας, so ist noch nicht gesagt, daß dieses Haus des Cäsar in Rom war; es hatte in Cäsarea Herodes einen Palast erbaut, den er hernach dem Kaiser überließ, und οἰκία könnte dann, wie familia, die Hausbedienten bezeichnen, welche in diesem Palaste wohnten.

Es ist überhaupt viel Raum für eine andere Gefangenschaft des Paulus. 2. Cor. 11, 23 ff. führt er viele Thatsachen an, bei denen er zwar nicht ausdrücklich Gefangenschaften nennt, aber die solche voraussetzen. Nimmt man dazu, daß die Acta viele Lücken haben, so darf man um so weniger annehmen, daß Paulus bloß in Rom gefangen gewesen, und nur von dort diese Briefe geschrieben habe.

Im Philipperbrief wird also Rom nicht, sondern nur eine οἰκία τοῦ Καίσαρος erwähnt, und in jedem kaiserlichen Palast auch in der Provinz war auch ein kaiserliches Hauswesen, und wo ein Proconsul war, war auch ein Praetorium (cap. 1, 13); nimmt man dazu, daß viele Merkmale darin sind, die wie im ersten Briefe an die Thessalonicher darauf deuten, daß er nicht

---

theil, motivirt theils durch die unmittelbare Umgebung des Apostels in Korinth (daher das von den Schwachgläubigen) theils durch die allgemeinen Erfahrungen.

Daß Aquila und Priscilla nach Röm. 16, 3. wieder in
m waren, giebt keine nähere Bestimmung an. Sie konnten
d nach Claudius Tode zurückgegangen sein, und scheinen schon
hrend des zweijährigen Aufenthalts Pauli in Ephesus nicht
hr dort gewesen zu sein. Nun haben Viele wegen dieses
standes und wegen der vielen Grüße am Ende des Briefes
laubt, daß das 16. Cap. eigentlich nicht zum Römerbriefe ge-
e; man meint, es sei eine Beilage zum zweiten Corintherbrief.
ien scheinbaren Grund findet man darin, daß Phöbe, Diaco-
inn in Kenchreä, den Lesern des Briefes empfohlen wird,
che doch nicht in Rom gewesen sein könne. Allein dies
cht gerade gegen jene Hypothese, denn da Kenchreä Hafenstadt
i Corinth war, so mußte Phöbe den Corinthern ganz bekannt
, daher wäre die Erwähnung, daß sie Diaconissinn in Ken-
ä sei, für diese ganz überflüssig gewesen; dagegen konnte sie,
eine Diaconissinn doch immer eine wohlhabende Person sein
ßte, sehr wohl Geschäfte in Rom haben. — Nun frägt sich
r, wie Paulus so viele Mitglieder der Gemeinde in Rom ge-
int haben konnte. Nach der Apostelgeschichte gingen ihm, als
nach Rom kam, viele Mitglieder der Gemeinde entgegen, seine
kunft mußte also schon ganz bekannt sein; als er dagegen in
m die Judenvorsteher zu sich kommen läßt, sagen ihm diese,
hätten noch Nichts von ihm gehört, obwohl schon von der
cte der Christen in Jerusalem; sie ignoriren aber gänzlich eine
istliche Gemeinde in Rom. Aber man muß bedenken, daß
m als eine so große Stadt immer ein Sammelplatz von Leu-
aus den verschiedensten Gegenden war, und daß, nachdem
s Christenthum in Kleinasien, Macedonien und Griechenland
schon so verbreitet hatte, auch in Rom viele Christen sich
rden zusammengefunden haben, ohne daß doch eine eigent-
e Gemeinde von in Rom ansässigen Hausvätern da war. So
it sich also erklären, daß Paulus viele Bekannte in Rom hatte,
ne dort gewesen zu sein, und auch, wie die Judenschaft daselbst
n einer römischen Christengemeinde Nichts gewußt hat, da es

Nun ist klar, daß der Brief an die Römer zugleich auch der letzte aus der zweiten Periode ist; außer den beiden, die keinen Anknüpfungspunct in der Apostelgeschichte haben (Tit. und 1. Tim.), sind uns nur noch die übrig, in denen eine Gefangenschaft des Paulus erwähnt wird.

§. 46.

Es genügt nicht, wenn Paulus seine Gefangenschaft im Allgemeinen erwähnt, denn es folgt noch nicht daraus, daß es die römische gewesen sei. Daher hat man selbst vom Philipperbrief die Hypothese aufgestellt, daß er in der Gefangenschaft Pauli zu Cäsarea geschrieben sei. Denn wenn er cap. 4, 22. unter den Grüßenden erwähnt *οἱ ἐκ τῆς Καίσαρος οἰκίας*, so ist noch nicht gesagt, daß dieses Haus des Cäsar in Rom war; es hatte in Cäsarea Herodes einen Palast erbaut, den er hernach dem Kaiser überließ, und *οἰκία* könnte dann, wie familia, die Hausbedienten bezeichnen, welche in diesem Palaste wohnten.

Es ist überhaupt viel Raum für eine andere Gefangenschaft des Paulus. 2. Cor. 11, 23 ff. führt er viele Thatsachen an, bei denen er zwar nicht ausdrücklich Gefangenschaften nennt, aber die solche voraussetzen. Nimmt man dazu, daß die Acta viele Lücken haben, so darf man um so weniger annehmen, daß Paulus bloß in Rom gefangen gewesen, und nur von dort diese Briefe geschrieben habe.

Im Philipperbrief wird also Rom nicht, sondern nur eine *οἰκία τοῦ Καίσαρος* erwähnt, und in jedem kaiserlichen Palast auch in der Provinz war auch ein kaiserliches Hauswesen, und wo ein Proconsul war, war auch ein Praetorium (cap. 1, 13); nimmt man dazu, daß viele Merkmale darin sind, die wie im ersten Briefe an die Thessalonicher darauf deuten, daß er nicht

---

theil, motivirt theils durch die unmittelbare Umgebung des Apostels in Korinth (daher das von den Schwachgläubigen) theils durch die allgemeinen Erfahrungen.

§. 48.

Der an die Epheſer überſchriebene Brief thut des Timo-
eus keine Erwähnung, und doch wäre es am natürlichſten
weſen, ihn hier in die Gemeinſchaft des Briefes aufzunehmen,
a Paulus mit ihm in Epheſus zuſammengeweſen war. Man
öchte alſo vermuthen, Paulus habe damals den Timotheus nicht
ei ſich gehabt. Dagegen ſagt er cap. 6, 21. 22., er habe den
ychicus zu ihnen geſandt, um ſie mit ſeinen Angelegenheiten be-
nnt zu machen, gerade wie im Coloſſerbriefe, dies läßt alſo auf
eſelbe Zeit ſchließen. Als Gefangenen giebt er ſich im Gruße
cht zu erkennen; dagegen bezeichnet er ſich am Schluſſe ganz
ſtimmt als ſolchen cap. 6, 19. 20., vergl. cap. 3, 1. 4, 1. Da-
i dieſelbe Bitte, für ſeine Wirkſamkeit am Evangelium zu beten,
dem er zugleich ſeine Gefangenſchaft als eine für die Heiden
leidende Trübſal und als eine Geſandtſchaft für das Evange-
um darſtellt. Er hat alſo auch in der Gefangenſchaft predigen
nnen, und dies paßt im Allgemeinen auch auf die römiſche;
ch wird Rom auch hier nicht erwähnt. Dabei finden ſich gar
ine Grüße von Einzelnen und an Einzelne.

Nun iſt aber der Inhalt des Briefes an die Epheſer ſo ver-
andt mit dem des an die Coloſſer, daß auf ein näheres Ver-
ltniß zwiſchen beiden muß geſchloſſen werden, wie es auf ähn-

---

im Judenthum zu erkennen. Auch das theoretiſche im Koloſſerbriefe, wie ſich alles frühere auf Chriſtum bezöge, führt auf das εἰρηνοποιήσας hin und iſt ſehr verwandt mit der Gleichſezung der Juden und Heiden im Römerbriefe. Eigenthümlich iſt die Darſtellung der Kirche als Leib Chriſti doch vorgebildet in den Korintherbriefen, hier noch weiter geführt in dem Beſtreben jeden Chriſten als einen τέλειος in Chriſto darzuſtellen. So auch in dem mehr gnomiſchen Theil Cap. 3. und 4. knüpft ſich die Darſtellung der Heiligung an die Theorie von dem neuen Menſchen, in dem weder Jude noch Heide iſt. Die Durchführung durch die verſchiedenen Lebensverhältniſſe paßt ſich ſehr gut für eine Gemeine, die ſeines mündlichen Unterrichts entbehrt hat. Der Brief ſteht alſo vollkommen feſt in ſich ſelbſt.

1, 1. 4, 7—9. mit Philem. 1. 10. Der Brief an Philemon iſt zugleich an Archippus gerichtet v. 2., der Col. 4, 17. als dort wohnend erwähnt wird und dem Philemon nahe geſtanden haben muß. Auch die Umgebung des Paulus iſt in beiden Briefen dieſelbe; er grüßt von Ariſtarch, Marcus, Lucas, Demas, Epaphras, der von dort her war, Col. 4, 10—14. Philem. 23. 24. Im Briefe an den Philemon erbittet ſich Paulus Quartier bei dieſem v. 22., hat alſo Ausſicht auf baldige Befreiung, denn als Gefangenen giebt er ſich in beiden Briefen an, Col. 1, 24. 4, 3. Philem. 1. 10.; aber von Rom kommt keine beſtimmte Erwähnung vor. Der Coloſſerbrief ſpricht zwar nicht ſo beſtimmt des Apoſtels Hoffnung aus, und ſo könnte man glauben, jene Bitte gehöre nur zur Artigkeit des Briefes an Philemon; aber Col. 4, 3. äußert er doch den Wunſch, daß ihm eine Thür für das Evangelium möge geöffnet werden, was in ſich ſchließt, daß er nicht gedacht hat, dieſe Gefangenſchaft ſei das Ende ſeines Lebens. Aber daraus kann man auch nicht ſchließen, daß Paulus wirklich frei geworden und nachher in eine zweite Gefangenſchaft gerathen ſei, denn in einer ſo langen Zeit konnten ſich die Verhältniſſe ſehr ändern [1]).

---

1) Erſt. Entw. Koloſſer und Philemon haben ihre Bewährung gegenſeitig in ſich, gleichzeitig von demſelben Ort her zu einander paſſend ohne irgend durchſcheinende Abſichtlichkeit. 1. Philemon iſt ein ſchöner Typus für alle Stellen in andern pauliniſchen Briefen, worin ein Privatverhältniß heraustritt. 2. Koloſſer. Als an eine nicht beſtimmt befreundete Gemeine gerichtet zunächſt dem Römerbrief verwandt. Aehnlichkeit in der Structur nach Maaßgabe des geringern Umfangs. Der zuſammenhängende Theil iſt theoretiſche Vertheidigung und Hülfe gegen die Anmuthung des Jüdiſchen. Dies iſt 2, 8. und 2, 20 ff. deutlich zu ſehn und das dazwiſchentretende 15 und 18 muß nur im Zuſammenhang damit erklärt werden. Wenn alſo παράδοσις ἀνθρώπων und μὴ ἅψῃ gnoſtiſches ausſchließt und θρησκεία τῶν ἀγγέλων auf Eſſener hinweiſt, ſo darf auch zu ἃ μὴ ἑώρακεν ἐμβατεύων v. 18. noch nichts neues geſucht werden, da ja die Engel auch unſichtbares ſind. Die ἀρχαὶ und ἐξουσίαι geben ſich durch v. 16. ſogleich als die menſchlichen Autoritäten

§. 48.

Der an die Epheſer überſchriebene Brief thut des Timo-
eus keine Erwähnung, und doch wäre es am natürlichſten
ewesen, ihn hier in die Gemeinſchaft des Briefes aufzunehmen,
a Paulus mit ihm in Epheſus zuſammengeweſen war. Man
öchte alſo vermuthen, Paulus habe damals den Timotheus nicht
ei ſich gehabt. Dagegen ſagt er cap. 6, 21. 22., er habe den
ychicus zu ihnen geſandt, um ſie mit ſeinen Angelegenheiten be-
nnt zu machen, gerade wie im Coloſſerbriefe, dies läßt alſo auf
eſelbe Zeit ſchließen. Als Gefangenen giebt er ſich im Gruße
icht zu erkennen; dagegen bezeichnet er ſich am Schluſſe ganz
ſtimmt als ſolchen cap. 6, 19. 20., vergl. cap. 3, 1. 4, 1. Da-
i dieſelbe Bitte, für ſeine Wirkſamkeit am Evangelium zu beten,
dem er zugleich ſeine Gefangenſchaft als eine für die Heiden
leidende Trübſal und als eine Geſandtſchaft für das Evange-
um darſtellt. Er hat alſo auch in der Gefangenſchaft predigen
nnen, und dies paßt im Allgemeinen auch auf die römiſche;
ch wird Rom auch hier nicht erwähnt. Dabei finden ſich gar
ine Grüße von Einzelnen und an Einzelne.

Nun iſt aber der Inhalt des Briefes an die Epheſer ſo ver-
andt mit dem des an die Coloſſer, daß auf ein näheres Ver-
ältniß zwiſchen beiden muß geſchloſſen werden, wie es auf ähn-

---

im Judenthum zu erkennen. Auch das theoretiſche im Koloſſerbriefe, wie ſich alles frühere auf Chriſtum bezöge, führt auf das εἰρηνοποιήσας hin und iſt ſehr verwandt mit der Gleichſezung der Juden und Heiden im Römerbriefe. Eigenthümlich iſt die Darſtellung der Kirche als Leib Chriſti doch vorgebildet in den Korintherbriefen, hier noch weiter geführt in dem Beſtreben jeden Chriſten als einen τέλειος in Chriſto darzuſtellen. So auch in dem mehr gnomiſchen Theil Cap. 3. und 4. knüpft ſich die Darſtellung der Heiligung an die Theorie von dem neuen Menſchen, in dem weder Jude noch Heide iſt. Die Durchführung durch die verſchiedenen Lebensverhältniſſe paßt ſich ſehr gut für eine Gemeine, die ſeines mündlichen Unterrichts entbehrt hat. Der Brief ſteht alſo vollkommen feſt in ſich ſelbſt.

liche Weise zwischen dem Briefe Judä und 2. Petri stattfindet. Bei beiden giebt es entgegengesetzte Ansichten darüber, welcher aus dem andern entstanden sei. Vergleicht man die Art ihrer Zusammensetzung, so kann ich nicht anders glauben, als daß der Brief an die Colosser der ursprüngliche, und der an die Epheser erst später darnach gemacht ist; er ist loser zusammengesetzt, führt Manches weiter aus und läßt dagegen Schwierigkeiten, die im Colosserbrief sind, bei Seite [1]).

Hierzu müssen wir noch die Nachricht des Basilius hinzunehmen, daß es Codices gab, in denen Ephesus nicht genannt wurde; ferner das höchst sonderbare Factum, daß das persönliche Verhältniß des Apostels zu der Gemeinde mit keiner Silbe erwähnt wird. In Colossä war er nach Col. 2, 1. nicht gewesen; zwar erklärt Schulz in Breslau [2]) diesen Vers so, daß Paulus drei Classen nenne, um die er Sorge trage: um die Colosser, um die Laodicener, und um die, welche sein leibliches Angesicht nicht gesehn; aber dagegen spricht der Gebrauch von ὅσοι [3]). In Ephesus aber hatte er zwei Jahre zugebracht und die Ge-

1) Erst. Entw. Zu merken die verwickelte Weitschweifigkeit des Eingangs, wo man das Bestreben der Erweiterung ohne neues Material sehr deutlich sieht; der Begriff der εἰρήνη dominirend und rhetorischer ausgeführt am Ende des zweiten Kap. Der Uebergang zum zweiten Theil durch eine ausführliche Auseinandersezung seiner Amtsthätigkeit. Im zweiten Theil ist das einzige eigenthümliche der mit dem eigenen des ersten Theils correspondirende Gedanke, das Verhältniß Christi zur Gemeine zu parallelisiren mit dem ehelichen. Hauptpunkt ist dabei gewiß, daß die Frau von dem Fleisch des Mannes genommen ist. Besonders merkwürdig aber, daß die Vergleichung mit dem Verlassen des väterlichen Hauses schließt, welches entweder auf Präexistenz Christi, die sonst bei Paulus nicht bestimmt vorkommt, oder auch darauf bezogen werden kann, daß Christus nun das väterliche Haus verlassen, d. h. die Gemeine sich ganz vom Judenthum getrennt hat.

2) In Stud. u. Critik. 1829. Seite 536 ff.

3) Vergl. hierüber Schleierm. über Col. 1, 15—20. in Stud. und Crit. 1832. Seite 498. in Schleierm. sämmtl. Werk. Abth. I. Band 2. Seite 323.

meinde selbst gestiftet, es muß daher seltsam erscheinen, daß er dies persönliche Verhältniß zu ihr im Briefe gar nicht erwähnt, nach cap. 1, 15. hat er nur von ihrem Glauben gehört, 4, 21. vermuthet er auch nur, daß sie nach demselben Typus unterwiesen worden seien, und 3, 2. setzt er auch nur voraus, daß sie von seinem Beruf als Heidenapostel wüßten. Daher hat man gemeint, der Brief sei ein Circularschreiben an mehrere Gemeinden, die er nicht kannte, aber habe zugleich auch nach Ephesus gehn sollen. Aber ich muß mich gegen diese Ansicht erklären [1]). Paulus hätte darnach zwei Briefe geschrieben, beide durch Tychicus abgesandt und unter sich sehr ähnlich, den einen nach Colossä, den andern als Circularbrief an mehrere Gemeinden; aber da wäre doch sehr sonderbar, daß er nicht vielmehr an die Epheser, die er genau kannte, einen besondern Brief geschickt und den andern, den an die ihm weniger bekannten Colosser, zum Circularbrief bestimmt hätte. Fordert er doch die letztern auf, ihren Brief auch den Laodicenern mitzutheilen; warum sollte er also nicht gleich nur die weitere Circulation dieses Briefs angeordnet haben? Daher wird es überwiegend wahrscheinlich, daß der Epheserbrief nicht mit nach Ephesus bestimmt war, und daß dieser Name auf unrichtige Weise hineingekommen ist [2]).

Fragt man überhaupt, ob es wohl natürlich sei, daß Pau-

---

1) Erster Entw.: Die Vorstellung eines Circularbriefes ist schwer festzustellen. Der Galaterbrief ist ein solcher, aber die galatischen Städte hatten in ihrer alten Verfassung einen Verbindungspunkt; die apostolischen Briefe können nicht angeführt werden, da wir nicht wissen, ob sie nicht gleich anfänglich auf eine andre Weise publicirt worden. Ein Rundschreiben von Paulus an eine Menge Gemeinen, wenn zusammenhängend, mußte sich auf gemeinschaftliche Verhältnisse beziehn; aber schwerlich wird Paulus einen solchen Brief geschickt haben an eine Menge von Gemeinen, die mit ihm in so enger Gemeinschaft standen.

2) Erst. Entw.: Die Auslassung bei Basil. kann wol nicht so entstanden sein, wie de Wette meint; eher ist die Aenderung des Marcion kritische Willkühr.

lus, wenn er zwei solche Briefe schreiben wollte, darauf reducirt gewesen sein sollte, den einen bei dem andern so zum Grunde zu legen, wie es hier geschehn zu sein scheint, zumal zu einer Zeit, wo er doch viele Muße hatte, und wo es auch an Motiven nicht fehlen konnte: so wird die ganze Lage des Briefes zweifelhaft. Weiter läßt sich aber darüber Nichts sagen, und allen positiven Hypothesen fehlt es an Grund [1]).

§. 49.

Es ist noch der zweite Brief an den Timotheus übrig, worin Paulus sich einen Gefangenen nennt, cap. 1, 8., zugleich aber ausdrücklich Roms erwähnt 1, 16. in Bezug auf den Onesiphorus, der ihn dort aufgesucht, (was nun freilich möglicher Weise auch auf Früheres zurückgehn kann). Außerdem berichtet er, daß Viele aus seiner bisherigen Umgebung theils von ihm weggeschickt worden, theils sich selbst von ihm zurückgezogen

1) Erst. Entw.: Vielleicht von andern als Paulus zur mit dem Brief an die Kolosser gleichzeitigen Versendung (aber in andere Gegend) gefertigtes von Paulus gebilligtes Schreiben. Nur mit Laod. und Ephesus nichts zu thun. Die hinzugefügten einzelnen Gedanken von Bedeutung können von Paulus selbst angegeben oder doch gewiß von ihm gebilligt sein. — Das wahrscheinlichste ist also, daß Tychicus diesen Brief mitnehmen sollte an die Gemeinden, zu welchen er auf seiner vielleicht noch nicht genau bestimmten Reise kommen würde, und daß er selbst oder ein Anderer ihn nach Anleitung des Kolosserbriefes aufgesetzt und Paulo vorgelegt, so daß er also als von ihm genehmigt vielleicht auch mit dem eigenhändigen Gruß ausgestattet angesehn werden kann. Das eigenthümliche kann alles ächt Paulinisch sein.

Nachricht von Schulz Hypothese von Cäsarea, im besten Lichte dargestellt, bestätigt vorzüglich dadurch, wie sehr natürlich so bald als möglich nach der Gefangennehmung des Apostels eine solche Absendung war wie die des Tychicus mit einem Briefe zum Vorlesen und mit den wahrscheinlich dreien Col., Laod., Philemon, die eine besondere Bestimmung hatten. Die Bekehrung des Onesimus in den Banden ist kein bedeutendes Hinderniß dagegen. Nur sehe ich nicht ein, warum Philipper nicht auch sollte eben daher sein können.

hätten. Er bittet den Timotheus, bald zu ihm zu kommen, er werde bald geopfert, seine Auflösung sei nahe 4, 6—12. Dies sind also andre Umstände, als im Colosser- und Epheserbriefe; dazu kommt noch, daß im Briefe an die Römer Aquila und Prisca gegrüßt werden als in Rom befindlich, hier aber 4, 19. dem Timotheus Grüße für sie, als bei ihm befindlich, aufgetragen werden. Sie müßten also von Rom wieder weggezogen sein (vielleicht nachdem sie ihre dortigen bei ihrer Vertreibung unter Claudius ungeordnet gelassenen Angelegenheitet geordnet), und sich an den Ort, wo Timotheus war, begeben haben, was wohl Ephesus sein konnte, denn an sich ist dies nichts Widersprechendes. Allerdings aber unterscheiden sich die Umstände sehr von den in den übrigen Briefen aus der Gefangenschaft angedeuteten; auch ist nicht recht wahrscheinlich, daß Timotheus damals in Ephesus gewesen sei, da Paulus sagt, er habe den Tychicus nach Ephesus gesendet 4, 12. Besonders schwierig ist aber, was er von einer Reise so sagt, als ob sie noch gar nicht lange her wäre. Er habe in Troas Gegenstände zurückgelassen, die Timotheus ihm bringen soll 4, 13.; wenn er aber schon zwei Jahre in einer ziemlich freien Lage gewesen war, so hätte er wohl schon früher Gelegenheit gehabt, diese Sachen zu erhalten. Ferner erwähnt er, Erast sei in Corinth geblieben, den Trophimus habe er krank in Milet zurückgelassen 4, 20. Dies sind nun aber Orte, die Paulus auf seiner Reise nach Rom, wie wir aus den Actis wissen, nicht berührt hat; aber auch die nach Jerusalem kann nicht gemeint sein, da Trophimus mit Paulus nach Jerusalem ging und dort im Tempel gesehen ward Act. 21, 29. Der Brief scheint hiernach in eine der Apostelgeschichte fremde Zeit zu fallen [1]),

1) Erst. Entw.: eben wie der an den Titus. Daraus folgt nun zwar noch lange nicht eine zweite Gefangenschaft in Rom, überhaupt auch nicht etwas späteres als die erste. Denn die Apostelgeschichte hat Lücken und in den Corintherbriefen werden der Apostelgeschichte fremde Begebenheiten erzählt, die leicht mit einer Gefangenschaft zusammenhängen können. Nur eine dazwischen fallende Reise nach Rom und Gefangenschaft dort

und Einige haben geschlossen, er sei aus einer zweiten Gefangenschaft des Apostels in Rom, Andere, wie Eichhorn, daß er unächt sei. Allein dazu sind noch nicht vollkommen hinreichende Gründe, wiewohl es auch an andern Umständen in diesem Briefe nicht fehlt, die bedenklich sind, z. B. daß Paulus den Timotheus noch τέκνον μου 2, 1. nennt, da er so lange sein Gehülfe gewesen, und er ihn sich gleichgestellt hatte; ferner, daß er ihn ermahnt, an der Lehre, wie er sie von ihm empfangen, festzuhalten 1, 13., was nicht auf eine so späte Zeit paßt; ferner, daß er früherer Begebenheiten gedenkt 3, 11., ohne der spätern zu erwähnen; auch daß er den Timotheus an seine Jugend erinnert 2, 22. Alles dies spricht dafür, daß der Brief früher geschrieben sei, und doch wird die Gefangenschaft in Rom erwähnt.

§. 50.

Es sind uns nun noch die andern Briefe übrig, welche keine bestimmte Anknüpfung an die Apostelgeschichte haben. Zuerst der

ist nicht zu denken. — Will man diese Briefe alle als römische ansehn: so müßten die frühesten die sein, wo er sich eine Thüre fürs Evangelium geöffnet wünscht Ephes. Coloss.; dann die, wo seine Gefangenschaft zum Vortheil des Evang. gereicht Philipper, und zulezt dieser mit den trüben Aussichten 2. Tim., welches aber nicht geht, weil dann Timotheus noch nicht müßte bei ihm gewesen sein, als er Col. und Phil. schrieb. Wenn man die Briefe, welche keine ausdrückliche Erwähnung von Rom enthalten, in Cäsarea geschrieben denkt und 2. Tim. in Rom, so war in 2 Jahren keine Veranlassung zu so trüben Aussichten. Also überall noch große Dunkelheit auf diesen Briefen ruhend. Dagegen aber innere Spuren des falschen gar nicht so daß man von selbst darauf kommen würde. Die Nachrichten von einer zweiten Gefangenschaft tragen so sehr den Stempel an sich, daß sie nur gemacht sind als eine Hypothese um Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen. Denn das einzige, was man bestimmt angiebt, ist die Reise nach Spanien, der doch gar keine Tradition von Gemeinen, die Paulus in Spanien gestiftet hätte, zu Hülfe kommt. So daß wenn der Brief ächt ist, auf jeden Fall eine uns ganz unbekannte Zeit und Oertlichkeit innerhalb der Zeit der Apostelgeschichte angenommen werden muß.

Brief an Titus, worin von einer Reiſe des Apoſtels nach Creta geſprochen wird cap. 1, 5., von der in den Actis Nichts erzählt iſt. Daraus iſt aber gar nicht auf Unächtheit zu ſchließen, denn eine ſolche Reiſe kann leicht in den Aufenthalt Pauli in größern Städten, wie Epheſus, Corinth und Antiochien gefallen ſein, von denen die Apoſtelgeſchichte bloß die Länge angiebt. Die Zeit der Abfaſſung dieſes Briefes können wir alſo nicht beſtimmen [1]).

In dieſe Reihe habe ich auch den erſten Brief an den Timotheus geſetzt, ungeachtet in demſelben von ſolchen Puncten die Rede iſt, die uns in der Apoſtelgeſchichte gegeben ſind. Er beginnt damit, daß Paulus ſagt, er habe den Timotheus gebeten, in Epheſus, während er nach Macedonien ging, zu bleiben und dort die Irrlehrer abzuwehren, welche auf Mythen und Genealogien Werth legten. — Nun wiſſen wir zwar, daß Paulus von Epheſus nach Macedonien gegangen iſt (Act. 20, 1.), aber auch, daß er den Timotheus kurz vor ſeiner Abreiſe nach Macedonien vorausſchickte (Act. 19, 22.). Um dies zu vereinigen, hat man angenommen, daß Timotheus nur ſehr kurze Zeit in Macedonien geweſen und nach Epheſus zurückgekehrt ſei, ehe Paulus abreiſ'te. Er müßte aber bald darauf ihm nachgereiſ't ſein, denn er findet ſich, wie der Eingang des 2ten Corintherbriefs zeigt, in Macedonien mit ihm zuſammen. Nun giebt Paulus aber dem Timotheus Aufträge für ſein Zurückbleiben in Epheſus, die gar nicht in kurzer Zeit abgemacht werden konnten [2]). Dies giebt eine ſo totale

1) Vergl. unten S. 173.

2) Erſt. Entw.: Paulus hofft jedoch 3, 14. bald wieder zu ihm zu kommen. Wie hat Paulus dies ſchreiben können von Macedonien aus, da er die ganze Zeit mit der Reiſe nach Jeruſalem beſchäftigt war und auch, wenn er von Korinth aus nach Syrien geſchifft wäre, gar nicht würde einen Aufenthalt in Epheſus gemacht haben, welches er aus Eilfertigkeit ausdrücklich vermied? — Wenn des Timotheus Geſchäft nur noch eine Einſchärfung ſein ſollte, warum hatte die nicht Paulus gehörig beſorgt, da er ſo lange ſchon beſchloſſen hatte zu reiſen? Oder

Unwahrscheinlichkeit, daß ich nicht glauben kann, daß der Brief von Paulus ist. Vergleiche mein Sendschreiben über diesen Brief[1]). Des jüngern Planck Ausstellungen gegen meine Schrift besonders zu widerlegen, habe ich nicht für nöthig gefunden; denn es kann gar nicht genügen, wenn man gegen jede Schwierigkeit eine eigne Möglichkeit anführt, sondern man muß das Ganze in ein anschauliches Bild zusammenfassen. Eichhorn hat alle drei Pastoralbriefe bezweifelt, aber meine Gründe gegen die Aechtheit von 1. Tim. zum Theil zu widerlegen gesucht, indem er nur Gründe gelten lassen will, welche die drei Briefe gemeinschaftlich betreffen. Bei dieser Beurtheilung muß man auf das ganze Gepräge der pauliniſchen Schriften Rücksicht nehmen. Was die ἅπαξ λεγόμενα betrifft, so kommt es nicht auf ihre Zahl an, die in andern pauliniſchen Briefen eben so groß ist, sondern auf ihre Qualität.

§. 51.

Ueberseh wir den Cyclus der pauliniſchen Briefe dem verschiedenen Grade ihre Bewährtheit nach, so stehn die Corintherbriefe am vollkommensten gerechtfertigt da, denen der Römer-

---

hätte er vom ἑτεροδιδασκαλεῖν erst später erfahren, warum darüber gar keine Verwunderung? Wenn Timotheus so zeitig kommen sollte, wozu die allgemeinen Anweisungen? Wenn er länger bleiben sollte, wie konnte er ohne Pauli Anweisung so schnell wieder aufbrechen, da es Paulo in Macedonien nicht an helfenden und dienenden Brüdern fehlen konnte, und übrigens keine Gefahr war, auch die Angelegenheiten dort und in Achaja schon durch Titum besorgt? Wenn schon damals in Ephesus solche Noth mit Irrlehrern war: wie kann Paulus in seiner milesischen Rede davon bloß als von einer künftigen Sache reden? Kurz nichts stimmt zusammen.

1) Ueber den sogenannten ersten Brief des Paulos an den Timotheos, ein kritisches Sendschreiben an J. C. Gaß 1807. in Schleiermachers sämmtlichen Werken Abtheil. 1. Band 2. — H. Planck Bemerkungen über d. 1. paul. Br. an d. Tim. in Bez. auf d. krit. Sendsch. 1808.

brief ſchon nicht völlig gleichſteht, weil er uns ein unſicheres Bild der römiſchen Gemeinde giebt, ohne daß er jedoch deswegen zu bezweifeln wäre. Zunächſt an die Corintherbriefe würde der erſte an die Theſſalonicher kommen. Der Galaterbrief hat ſeine Bewährung in ſich ſelbſt durch die von den Actis unabhängigen Data aus dem Leben des Apoſtels, die kein Anderer fingirt haben kann. Dieſe Briefe bilden alſo inſofern den Kern der pauliniſchen [1]).

Die Briefe aus der Gefangenſchaft liegen dagegen außerhalb der Apoſtelgeſchichte, ſofern ſie über ſeinen Zuſtand während derſelben Nichts erzählt; man muß daher die Gründe ihrer Aechtheit aus der Vergleichung der hiſtoriſchen Angaben dieſer Briefe unter einander nehmen. Da Paulus auf der einen Seite Pläne macht und ſeine Befreiung hofft, auf der andern ſeinen Tod erwartet, ſo iſt es ſchwer, beſtimmte Urtheile über die Priorität dieſer Briefe zu fällen; es kommen ſogar entgegenſtehende Merkmale vor. Doch berechtigt dies noch nicht zu Zweifeln, aber auch nicht zur Annahme einer 2ten Gefangenſchaft.

Kürzlich iſt ein Schriftſteller aufgetreten [2]), der die ganze Theorie der paulin. Briefe auf den Kopf ſtellt, und von den meiſten glaubt, daß ſie nach den Actis geſchrieben ſind, indem er von der Vorausſetzung ausgeht, daß jeder Brief ſich in Capitel und Verſe der Acta einrangiren laſſen müſſe. Aus dieſer Hypotheſe kommen ſo verzerrte Bilder heraus, daß man ſie wohl nicht einer beſondern Aufmerkſamkeit zu würdigen braucht. Aber allerdings iſt es wahr, daß man die Apoſtelgeſchichte noch einer ganz andern Betrachtung unterwerfen muß, als bisher, wenn man dieſe Unterſuchung glücklich fortſetzen will. Man muß auf die Art, wie ſie entſtanden iſt, und auf ihre Lücken achten.

Ueber den Epheſerbrief insbeſondere muß man ſich

---

1) Vergl. oben Seite 147.

2) Köhler: Verſuch über die Abfaſſungszeit der epiſtoliſchen Schriften im N. T. 1830.

erst darüber klar werden, in wiefern man sich ihn als einen paulinischen, aber nicht an die Epheser gerichteten denken kann, oder wie man sich erklären kann, daß Paulus sein Verhältniß zu ihnen ganz vernachlässigt und einen solchen Brief mit für sie bestimmt habe. Eine Ueberlieferung darüber, daß dieser Brief von Ephesus aus zuerst verbreitet worden, giebt es nicht; aber in allen alten Citationen kommt er als der an die Epheser vor. Seine Verwandtschaft mit dem Colosserbrief bleibt jedoch immer der Art, daß sie allerlei Bedenken erregt. Der Colosserbrief kann nicht aus dem Epheserbrief von Paulus ausgeschrieben sein, denn war Paulus in einer dem Schreiben so ungünstigen Stimmung, daß er die Gedanken aus einem frühern Briefe nahm, so paßt dazu nicht, daß er in den zweiten schwierigere Gegenstände eingeflochten hätte, die im ersten nicht waren. Halten wir aber den Epheserbrief für den zweiten, so müßten wir eine sehr ungünstige Lage annehmen, worin Paulus einen Brief aus dem andern gemacht hätte; allerdings aber ließe sich denken, daß er sich dabei einer andern Person bedient hätte, und zwar auf eine andre Weise, als unmittelbar durch das Dictiren, indem er ihr bloß die Contenta angegeben und sie auf den Colosserbrief verwiesen hätte [1]).

Die drei sogenannten Pastoralbriefe gehören ihren geschichtlichen Angaben nach, verglichen mit der Apostelgeschichte, gar nicht zusammen, und auch der gemeinschaftliche Name ist mehr zufällig. Nur ein Geschichtliches haben sie gemeinsam, nemlich daß sie im Canon des Marcion gefehlt haben, woraus aber an sich noch kein Verdacht folgt [2]). Daß Eichhorn sie unter gleichmäßigen Verdacht zusammengefaßt hat, scheint mir eine Uebereilung zu sein, die ihren Grund in dem gemeinsamen Namen und der Bestimmung an einzelne Personen hat [3]). Aller-

1) Vergl. oben S. 166. Anm. 1.
2) Vergl. oben S. 132.
3) Vergl. Schleierm. Sendschreiben. Seite 24—27.

ings giebt es eine gewiſſe Verwandtſchaft zwiſchen 1. und 2. Tim. ınd zwiſchen letzterm und Tit., und zwar ſo, daß 2. Tim. und Tit. beſſer geordnete Ganze bilden, als 1. Tim. Aber dies geht uf das Gebiet der Kennzeichen der Aechtheit, die auf der Com= oſition beruhn, über, wobei man ſehr vorſichtig ſein muß. Denn s giebt von ſchriftlichen Arbeiten nichts Freieres, als gerade Briefe, ſowohl an innerm Gedanken=Inhalt und Zuſammenhang nd an Sprache, die ſich hier am meiſten der Converſation nähert, ls auch an Stimmung des Verfaſſers, wornach ſie die ſubjecti= eſten Compoſitionen ſind. Da iſt es alſo ſehr ſchwer, ſolche)uncte feſtzuſtellen, daß man ſagen könnte, daß Jemand den oder :nen Brief nicht könne geſchrieben haben [1]).

---

1) Erſt. Entw.: Das Zuſammenfaſſen der ſogenannten Paſtoralbriefe bezieht ſich nur auf einen Theil des Inhaltes, nämlich die Gemeine-Anordnungen und dann darauf, daß ſie verglichen mit den andern eine beſondere Sprachmaſſe bilden. Die Bemerkung, daß ſie deshalb, wenn alle ächt, auch gleichzeitig ſein müſſen, iſt richtig genug, weshalb man ſie denn auch neuerlich alle in die Zeit nach der erſten Gefangenſchaft geſezt hat. Paulus wäre alſo demnächſt aus Rom nach Spanien gegangen, von da nach Coloſſä zu Philemon und nach Epheſus, von da nach Makedonien und wieder nach Epheſus zurück; nach Kreta; von da nach Kleinaſien, um in Nikopolis (Bithynien, denn Epirus iſt doch nicht wahrſcheinlich) zu überwintern, und ſo, nachdem er noch einmal muß in Troas und Milet geweſen ſein, wieder nach Rom, ohne daß man von allen dieſen Begebenheiten etwas weiter wüßte oder daß er darin der frühern Zeit gedächte. — Da wir nun vom Briefe an Titus noch nichts weiter geſagt, ſo iſt mit dieſem anzufangen. Angenommen alſo, Paulus kann vor der erſten Gefangenſchaft in Kreta geweſen ſein (nicht eher jedoch wegen 3, 13. als er etwas von Apollo gewußt alſo früheſtens auf der nicht erwähnten Reiſe vor dem langen Aufenthalt in Epheſus), ſo könnte nur auffallen, daß Paulus einem ſolchen Gehülfen erzählt, was 1, 3. ſteht, allein dies kann um der Kreter willen geſagt ſein, denen 1, 12. nicht brauchte verſchwiegen zu werden, weil es eine allgemein bekannte Sache war und Pauli Erwähnung derſelben ihnen nur ein Sporn werden konnte. Das unbeſtimmte Bild der Verhältniſſe finde ich hier auch nicht ſo; denn 1, 10—14. ſcheinen

mir eigentlich keine Irrlehrer zu ſein, ſondern nur widerſpenſtige, die beſonders gegen ſtrenge Forderungen immer einzuwenden hatten. Am unverſtändlichſten iſt wol 3, 9. aber doch zu begreifen, daß er, weil ernſte Lehre noch ſo noth that, ſich nicht einlaſſen ſollte auf ſolche Fragen, durch die man ihn abſichtlich wollte von jenen Hauptſachen abziehn. Das abſpringende Schwanken vom Beſondern zum Allgemeinen finde ich auch weder in 2, 11—15. noch in 3, 3—8. Jenes iſt ein natürliches Zuſammenfaſſen, und ſeitdem war noch, freilich ſehr kurz, eine Anweiſung eingetreten zum Verhalten nach außen hin, die ſehr natürlich eine Vergleichung des ehemaligen Zuſtandes mit dem dermaligen herbeiführt. Die Sprache iſt, wenn man den Brief allein nimmt, nicht ſo auffallend verſchieden. Die einzige aus Unbeſtimmtheit verdächtige Stelle iſt 1, 15. Auch zwiſchen den Aufträgen, die Paulus giebt, und den perſönlichen Verhältniſſen iſt kein ſolcher Widerſpruch, wie in beiden Tim. Titus erhält freilich Vorſchriften für Kreta und ſoll doch zu Paulus kommen. Allein er ſoll nicht eher kommen, bis Paulus ihm Andere geſchickt hat. Die Structur des ganzen Briefes iſt einfach und enthält nichts unpauliniſches. 1. Von weſentlichen Eigenſchaften der Aelteſten mit Rückſicht auf die unbequemen Eigenſchaften der Kretenſiſchen Judenchriſten. 2. Wie Titus die verſchiedenen Geſchlechter und Alter ermahnen ſoll, damit ſie Alle dem Evang. zur Ehre wandeln möchten. 3. Wie ſie ſich nach außen hin verhalten und immer die erſten ſein ſollten bei gemeinſamen guten Werken. Dann Aufträge. Anders freilich verhält es ſich mit zweiten Br. an Timotheus. Hier erſcheint widerſprechend der Auftrag, baldmöglichſt zu kommen, mit den Vorſchriften, die ihm nur helfen können, wenn er noch lange da blieb, wo er war. Indeß löſet ſich dies noch, wenn man von der im ganzen Brief vorherrſchenden Todesahnung ausgeht. So war es möglich, daß Timoth. ihn nicht mehr fand, und die Vorſchriften, jene Reden auch auf Standhaftigkeit ſich beziehend, waren eine Art von Vermächtniß. Eine zweite Schwierigkeit bildet dieſes, daß Paulus von der Aechtheit des Glaubens im Timotheus nur eine Ueberzeugung wieder aus Glauben hat (1, 5.) und zwar vornämlich von wegen ſeiner Mutter und Großmutter. Als ob er nicht ſchon eine lange Erfahrung davon hätte. Ebenſo führt er aus ihrem gemeinſamen Leben 3, 11. nur das allerälteſte an, da er doch ſeitdem ſchon viel mehr Bewahrungen erfahren hatte. Daſſelbe gilt von der Art, wie er ihn auf ſeine Weihe verweiſt, als wäre alles neu, 1, 6. und 3, 14. 15. So daß man den Brief, wenn nur nicht Epheſus erwähnt würde, ganz

zeitig ſezen möchte. Und dies wird um ſo ſchlimmer, je ſpäter man ſich den Brief denken ſoll, am ſchlimmſten alſo nach der erſten Gefangenſchaft. — Hymenäus und Philetus 2, 17. glaube ich wiederzufinden unter denen, welche 1. Cor. 15. ſagen, es ſei keine Auferſtehung. Denn dies konnte ſchwerlich in der Gemeine geſagt werden ohne eine allegoriſche Auslegung. So etwas kann man wieder ſchwerlich für gemacht halten. Die Beſchreibung 3, 1—7. ſieht ſehr aus, wie eine aus Kenntniß des römiſchen Lebens geſchöpfte Ahndung. Vielleicht daß da auch ſchon anfing das Chriſtenthum als ein fremder Gottesdienſt in ſuperſtitiöſem Sinne in Schwung zu kommen. Sonderbar aber iſt auch hiebei der Wechſel 3, 1—9., dann auf Timotheus 10. 11., dann wieder zurück 12—13 und dann wieder auf Timoth. 3, 14—4, 2. So daß es höchſt ſchwierig iſt, zu einem Reſultat zu kommen.

Daß der erſte Brief an Timotheus nur außerhalb der Apoſtelgeſchichte ſeinen Ort findet, iſt ſchon erwähnt. Außer dem aber, was ſchon gegen eine Zeit nach der erſten Gefangenſchaft geſagt iſt, iſt noch zu merken, daß wenn der Brief ſo ſpät fallen ſoll, nicht einzuſehn iſt, wozu Timotheus Zwei Drittheil deſſelben, nämlich die Gemeinordnung und die Regeln über die Aelteſten noch brauchte und wie er ſie in Epheſus, wo es nun ſchon feſtſtehende Sitte gab, anwenden ſollte. Paulus könnte demzufolge nach Rom den Brief nur geſchrieben haben um deswillen, was gegen die Irrlehrer darin ſteht. Das aber iſt ſo unbeſtimmt, daß es nicht auf einem beſtimmten Thatbeſtande beruht. Wenn hingegen Guerike ſagt: Grade ein Compilator würde viel beſtimmter einzelne Lehren, gnoſtiſche oder judaiſirende angegriffen haben: ſo wäre das richtig, wenn der Compilator um dieſer Polemik willen den Brief geſchrieben hätte, was aber aus demſelben Grunde nicht möglich iſt, aus welchem Paulus ihn zu dieſem Zweck nicht kann geſchrieben haben. Meine Meinung iſt auch, der Compilator hat ihn geſchrieben, um die Gemeinordnungen und Wahlregeln irgendwo in Umlauf zu bringen, wo ſie's noch nicht waren; das andere hat er mit nicht gehörigem Geſchick mitgenommen. So daß er nicht ganz dem Brief an die Epheſer gleichzuſtellen iſt, ſofern keine Combination indicirt iſt, vermöge deren er Paulo könnte vorgelegt und von ihm genehmigt worden ſein.

Die Sache der drei Briefe liegt alſo für mich noch immer ſo, daß ich gegen Titus nichts ordentliches aufzubringen weiß, gegen 2. Tim. Bedenken habe, die aber nicht ſtark genug ſind, eine Entſcheidung her-

§. 52.

Betrachten wir nun noch in Bezug auf die Zeichen der Aechtheit den Inhalt der pauliniſchen Briefe, ſo kommen wir wieder auf ſeine Perſönlichkeit zurück, womit derſelbe übereinſtimmen muß [1]).

Als Paulus noch Verfolger des Chriſtenthums war, konnte ſeine heftige Feindſchaft gegen daſſelbe zu einer Zeit, da es noch rein gleichſam eine Synagogenſache war, und die Chriſten eine neue Synagoge gleich entfernt von Phariſäern und Sadducäern bilden zu wollen ſchienen, keinen andern Grund haben, als daß er entweder ein Gegner der meſſianiſchen Ideen war, oder daß er die phariſäiſchen Zuſätze zum Geſetz, gegen welche Chriſtus ſich perſönlich erklärt hatte, für nothwendig hielt, um die Juden deſto ſtrenger von den Heiden zu ſondern. Sein Eifer zeigt ſich zuerſt bei der Verfolgung des Stephanus [2]), welcher geſagt hatte, daß das Volk niemals das Geſetz recht gehalten habe, und daß es viel zu ſehr an den Aeußerlichkeiten hänge und namentlich daran, daß Gott in einem beſondern Verhältniſſe zur Localität des Tempels ſtehen könne. Daher der leidenſchaftliche Unwille gegen Stephanus, als einen Läſterer des Heiligthums. Aber daraus können wir nicht ſchließen, daß dies der Punct ſei, von welchem Paulus ausgegangen; ebenſo wird uns auch nicht klar, worauf unmittelbar ſeine Bekehrung zum Chriſtenthum ſich gründete. Wenn man bedenkt, von welcher Seite er bei dieſer Gelegenheit angefaßt wurde, ſo liegt in dem Ausdruck: σκληρόν σοι πρὸς κέντρα λακτίζειν Act. 26, 14. daß er ſich in Oppoſition gegen eine unvermeidliche, völlig entſchiedene Richtung der Geſchichte befinde. Knüpft man hieran, ſo muß man glauben, daß auch

---

vorzurufen, 1. Tim. aber nicht zu vertheidigen weiß auch bei dem beſten Willen.

1) Vergl. oben §. 34. und Seite 147.

2) Act. 7, 57. 8, 1.

ſein Eifer gegen das Chriſtenthum ſolchen geſchichtlichen Character gehabt habe, daß er nicht Gegner der meſſianiſchen Weiſſagung überhaupt war, ſondern ſie nur nicht in Chriſto erfüllt glaubte, und daß er für nothwendig hielt, durch ſtrenge Geſetze das Volk in ſeiner Iſolirung zu erhalten, damit der Meſſias bei ſeiner Erſcheinung einen reinen Boden fände. Betrachten wir in den Schriften des Apoſtels ſeine große Theilnahme für ſein Volk, und die Art, wie er ſich, ſeitdem er in Chriſto den Meſſias erkannte, die Verwerfung des Volks ihrer geſchichtlichen Tendenz nach erklärte: ſo müſſen wir geſtehn, daß beides außerordentlich zuſammenſtimmt, und uns daraus das erklären, daß er nun der Abſonderung des Volks aufs ſtärkſte entgegen war. So können wir uns denken, daß ſeine Anſichten von den meſſianiſchen Weiſſagungen und von der Beſtimmung des jüdiſchen Volks in Bezug auf dieſe Weiſſagungen vorher und nachher dieſelben geweſen ſind, und daß er, nachdem er überzeugt worden, daß Jeſus der Meſſias ſei, ſeine ganze Handlungsweiſe dieſer Ueberzeugung gemäß eingerichtet hat. Die weſentliche Haupttendenz in den Briefen Pauli und in ſeiner Verkündigung in der Apoſtelgeſchichte finden wir durchaus übereinſtimmend mit dieſem Entwicklungsknoten ſeiner eignen innern Richtung, wenngleich wir nicht entſcheiden können, ob ſich ſein Beruf zum Apoſtel der Heiden unmittelbar an ſeine Bekehrung knüpfte. Man kann aber mit großer Sicherheit behaupten, daß ſeine große Klarheit über das Chriſtenthum und ſeine beſtändige Beſonnenheit in demſelben mit ſeiner Richtung auf deſſen Univerſalität und mit der Tendenz, dieſe zu verwirklichen, zuſammenhängt. Wenn wir nun die ſtarke Nationalität, die ſich in ſeinen Briefen ausſpricht, mit in Betracht ziehn, ſo müſſen wir auch ſehr natürlich finden, daß er vorzüglich gern hätte ſeine Anſichten unter ſeinem Volk geltend gemacht, und er erzählt ſelbſt, daß dies ſeine urſprüngliche Richtung geweſen daß er aber überzeugt worden, ſein Zeugniß werde nicht angenommen werden. Er nahm nun bei der Hartnäckigkeit ſeines Volks die entgegengeſetzte Richtung. — Dies iſt alſo ein Uebergang

von einem uns bekannten Frühern zu einem uns bekannten Spätern, die innere Wahrheit in der ganzen Entwicklung des Apostels, die sich gleicher Weise in seiner Lehre in den Actis und in seinen Briefen bestätigt findet.

Wenn wir nun auf die Bildung Pauli sehn und zugleich auf das Factum seiner außerordentlichen Wirksamkeit, wozu auch das gehört, daß die ihm zugeschriebenen Briefe zuerst eine besondere Tendenz zu einer canonischen Geltung erlangt haben: so müssen wir ihm in der That eine große geistige Kraft zuschreiben, durch die er das Organ des christlichen Prinzipes oder des göttlichen Geistes hat werden können. Damit müssen also auch seine Briefe übereinstimmen. Ziehn wir dabei den Character der rabbinischen Schule in Betracht, so werden wir das Postulat stellen: 1. überall in dem Apostel eine gewisse spitzfindige Schärfe zu finden, die alle Ausgezeichneten in dieser Schule characterisirt, 2. eine gewisse Leichtigkeit in allegorischer Anwendung von alttestamentlichen Datis, 3. eine große Gegenwärtigkeit des alten Testaments überhaupt, um Stellen daraus nach den weitern Gesetzen der rabbinischen Auslegung zu gebrauchen. Bei diesem Letzten müssen wir beachten, daß das A. T. die ganze Litteratur des Volks aus der Zeit seiner Blüthe, seiner Selbstständigkeit als des Volkes Gottes, enthielt, und daß alle spätern Producte dagegen gar nicht in Betracht kamen, d. h. daß litterarisch ganz und gar in jenem gelebt wurde. Daraus entwickelte sich von selbst eine gewisse weitere Methode, von Ausspruchen in demselben Gebrauch zu machen. Da Paulus nicht zu denen gehörte, welche die messianische Idee nicht anerkannten (im Sadducäismus): so ward auf der andern Seite diese Idee, je mehr sie sich geltend machte, das ganze Centrum der Denkungsart. Nun war es auch natürlich, daß die Propheten vorzüglich auf diese Idee bezogen wurden, und daß nun jene weitere Methode im Gebrauch sich darauf richtete. Daher war es ein Canon derer, die in diesen Ansichten standen, daß man alle Weissagungen, für die sich ein bestimmtes Subject nicht nachweisen lasse, auf den Messias beziehn

müſſe; wogegen dieſer eine andere Exegeſe gegenüberſtand, welche alle Erfüllung der Weiſſagungen in die größte Nähe mit dem Ausſprechen derſelben bringen wollte.

Die Neigung zu ekſtatiſchen Zuſtänden, die wir bei dem Apoſtel finden, bildet einen gewiſſen Contraſt mit dieſer ſpitzfindigen dialectiſchen Schärfe. Man könnte einwenden, daß dieſe Zuſtände des Apoſtels als unmittelbare göttliche Einwirkungen anzuſehen ſeien, und daß dazu gar nicht eine beſondere Neigung gehöre. Aber dieſe Anſicht iſt zu unhiſtoriſch; wenn das göttliche Princip des neuen Bundes ein geſchichtliches werden ſollte, ſo war es den Bedingungen alles Geſchichtlichen in ſeiner Entwicklung unterworfen, und mußte in Jedem und auf Jeden ſeiner individuellen Natur gemäß wirken. Wenn es alſo ſolche Momente hervorbringt, wie ſie der Apoſtel erzählt und gern hervorhebt, aber nicht als ſeiner Natur widerſtrebend, ſo müſſen wir eine vorzügliche Möglichkeit zu ſolchen Zuſtänden uns in ſeine individuelle Natur hineindenken, um ſie zu begreifen. Dies ſetzt alſo eine große innere Lebendigkeit und Beweglichkeit in ihm voraus, die es möglich machte, mitten im gewöhnlichen Leben durch das, was das Gemüth beſonders bewegte, in ſolche außerordentliche Zuſtände zu kommen, die dann allemal zu großen Entſchlüſſen führten. Wo nun eine ſolche Beſchaffenheit iſt, muß ſie ſich auch in der ganzen Geiſtesthätigkeit verrathen; und nun iſt auch gerade jene lebendige Beweglichkeit verbunden mit der dialectiſchen Schärfe der überwiegende Character der pauliniſchen Briefe. Jeder aufmerkſame Leſer wird leicht unterſcheiden, was man äußerlich genommen leicht verwechſeln kann, nemlich die Beweglichkeit im Gedankengange, die auf ſolcher Stärke eines innern Princips beruht, daß Alles unter deſſen Geſichtspunct geſtellt wird, und den Mangel an Zuſammenhang, welcher die Folge des Mangels an Uebung in der Gedankenproduction und an Fähigkeit, einen Gegenſtand auf ordentliche Weiſe zu erſchöpfen, iſt. Die raſchen Uebergänge bei Paulus ſind nie von der letztern, ſondern immer von der erſtern Art.

Die feſte Anſicht des Apoſtels, daß jetzt zu einer Iſolirung des jüdiſchen Volks kein Grund mehr vorhanden, ſondern Heiden und Juden unter dem höhern Princip zuſammenzufaſſen ſeien, findet ſich als ein Hauptpunct in allen ſeinen Briefen, aber verſchieden vorgetragen, wenn er zu ſolchen Chriſten redet, die ſchon ganz ſein Verfahren kannten, und bei denen dieſe Grundideen daher nicht mehr ſo heraustreten, oder wenn er zu denen ſpricht, die mit ihm weniger bekannt waren. Wir haben nun Briefe, die gleichſam auf allen Puncten dieſer Linie ſtehn. Der Brief an die Römer hat, ganz abgeſehn davon, daß Paulus viele perſönliche Bekannte unter ihnen hatte, durchweg den Character, ſeine ganze Verkündigungsweiſe in Bezug auf eine erſt anzuknüpfende Gemeinſchaft zur Darſtellung zu bringen. Aehnliches haben wir im Coloſſerbrief, indem wir feſthalten, daß Paulus noch nicht in Coloſſä geweſen war, wenngleich Einige ihm dort bekannt waren. Daneben haben wir andere Briefe an Gemeinden, mit welchen er aufs genaueſte bekannt war, an die Philipper und die Corinther; zwiſchen dieſen äußerſten Puncten liegen die andern Briefe. Aber überall finden wir dieſe Ideen durchherrſchend, wenngleich auf verſchiedene Weiſe. Da es zwiſchen den beiden Elementen der Gemeinden, weil Jeder aus ſeiner frühern Exiſtenz mitbrachte, was dem Andern fremd war, natürlich immer Reibungen und Verwicklungen gab: ſo finden wir auch in den Briefen beſtändig die Tendenz zur Vermittlung, bald ſich auf beſtimmte Vorkommenheiten beziehend, wie in den Corintherbriefen, bald mehr vorbauend im Allgemeinen, wie im Coloſſer- und Epheſerbriefe.

Zu der rabbiniſchen Bildung gehörte überall auch eine gewiſſe Virtuoſität, in kurzen Sätzen und einzelnen Sprüchen zu reden und in dieſe zuſammenzudrängen, was über Einzelnes gefragt war, und dadurch weitere Gedankenentwicklungen zu veranlaſſen [1]). Dies zeigt ſich in dem, was wir in vielen paulini-

1) Vergl. Schleierm. Sendſchr. über 1. Tim. Seite 138.

ſchen Briefen als einen beſondern gnomiſchen Theil abgeſondert finden, aber ſo, daß eben dieſe Verhältniſſe zwiſchen den verſchiedenen Elementen der Gemeinden die Gegenſtände ſind, auf welche ſeine Belehrungen gehn. Im Weſentlichen ſtimmt der Inhalt derſelben überall mit dem, was wir von einem Manne wie Paulus vorausſetzen müſſen, außerordentlich zuſammen. Nur freilich iſt hierbei keine Gleichförmigkeit in den einzelnen Briefen, ſondern wir ſehn dieſelben Abſtufungen, die wir ſchon in Bezug auf die Authentie gefunden haben. Da muß alſo gefragt werden, wie ſich die Puncte, die ſich als die ächteſten und ſicherſten bewähren, und die entgegengeſetzten zu einander verhalten und ſich gegenſeitig ausgleichen. Dieſe zuſammenfaſſende Betrachtung macht das Ende der ganzen Unterſuchung über die pauliniſchen Briefe aus.

§. 53.

Paulus mußte nothwendig, wenn er nicht ſein ganzes früheres Leben aufheben wollte, was das gute Gewiſſen einer Frömmigkeit nach dem Geſetz nicht litt, die allgemeine Offenbarung im alten Teſtament feſthalten, d. h. eine durch die ganze Geſchichte des jüdiſchen Volks hindurchgehende. Der Punct, an den er ſich daher zunächſt gewieſen fand, war Abraham, während er nun das moſaiſche Geſetz als ein zwiſcheneingetretenes dachte, um das Volk zu iſoliren und es zum Bewahrer der richtigen Gotteserkenntniß zu machen. Man hat hierbei dem Paulus oft vorgeworfen, daß er entweder ſeine Meinung geändert habe oder in ſeiner Praxis von ſeiner Theorie abgewichen ſei, indem er darauf drang, daß die Judenchriſten im Umgang mit Heidenchriſten ſich keine Schranken ſetzen ſollten, wogegen er ſelbſt in Jeruſalem an der geſetzlichen Löſung eines Gelübdes Theil nahm[1]), was nicht einmal durch das Geſetz ſelbſt geboten, ſondern nur von der ſpätern Tradition als verdienſtlich angeſehn wurde. Aber die Sache verhielt ſich offenbar ſo: Einerſeits hielt er die religiöſe

1) Act. 21, 24—26. vergl. Act. 18, 8.

Nothwendigkeit der Beobachtung des Geſetzes durch die Erſcheinung Chriſti für vollkommen beſeitigt, und in dieſer Bedeutung macht er immer einen Gegenſatz zwiſchen der Gerechtigkeit aus den Werken des Geſetzes und der Gerechtigkeit aus dem Glauben; erſtere ſei früher aufgeſtellt, als letztere noch nicht eintreten konnte. Andrerſeits gab es noch ein andres Element der Theocratie, das politiſche, und in Beziehung auf dieſes konnte er die Verbindlichkeit des Geſetzes noch anerkennen, aber nur für den Kreis, für den es urſprünglich gegeben war, für die Nachkommen Abrahams κατὰ σάρκα und im Gebiet von Paläſtina. Es iſt wohl ein unbeſtrittenes Factum, daß, ſo lange der Tempel von Jeruſalem beſtand, die Chriſten in Paläſtina ganz ebenſo das Geſetz gehalten haben, wie die Juden, und dagegen hat ſich Paulus gar nicht ausgeſprochen, weil dies gar nicht mit dem unmittelbaren Verhältniß zu Gott zu thun hatte. Alſo hat er ſich nicht widerſprochen, wenn er den Petrus tadelte, daß er ſeine Lebensweiſe, die er in Antiochien mit den Heidenchriſten geführt, den Judenchriſten zu Gefallen änderte, und wenn er dann doch in Jeruſalem ſolche Handlung beging, welche vor den Augen des Volks als eine öffentliche Anerkennung des Geſetzes erſcheinen mußte.

Merkwürdig iſt aber, wie Paulus die Gerechtigkeit aus den Werken des Geſetzes nicht bloß als eine jüdiſche, ſondern auch als eine heidniſche darſtellt, als einen allgemein menſchlichen Zuſtand, welcher der göttlichen Offenbarung in Chriſto habe vorausgehn müſſen, wenn auch in verſchiedener Form. Er hält alſo in dem Geſetze das politiſche und ſociale Element als das urſprüngliche feſt und ſieht das politiſche und das moraliſche Urtheil im Volke als Eins an, aber nur als eine Vorbereitung, um das Bewußtſein der Sünde und Erlöſungsbedürftigkeit zu erwecken. Wenn er dieſe beiden Elemente, das politiſche und religiöſe, im theocratiſchen Geſetz als urſprünglich verſchieden geſetzt hätte, ſo hätte er nicht die Theorie aufgeſtellt, die durch alle ſeine Briefe ſich hindurchzieht; aber da das Geſetz durch Moſes von Gott

gegeben war, ſo hatte es auch das religiöſe Element in der innigſten Verbindung mit dem politiſchen. Daher mußte er eine Auskunft darüber geben, wie durch die Anerkennung Chriſti die religiöſe Werthſchätzung des Geſetzes aufhörte, aber auch, wie die göttliche Offenbarung durch Chriſtum und die im alten Bunde nicht mit einander in Widerſpruch ſtänden. Das Erſte denkt er ſich ſo: daß Chriſtus durch das Geſetz getödtet worden ſei, d. h. daß ein hinreichender Vorwand dazu aus dem Geſetz genommen werden konnte; daraus folgert er, daß alle auch unter demſelben Geſetze Stehenden, die Chriſtum anerkennen, darum aufhören müßten, das Geſetz anzuerkennen. Das iſt das, was er am ſtärkſten durch die Formel ausdrückt: durch das Geſetz dem Geſetz geſtorben ſein[1]). Das Zweite iſt, daß er die göttliche Anforderung an Abraham und die göttliche Anforderung an ſeine Zeitgenoſſen zur Anerkennung Chriſti als identiſch darſtellt. Hierbei können wir fragen, warum er nicht ebenſo auf Noah zurückgeht; denn auch dort iſt eben ſolches Verhältniß des Glaubens begründet, indem Noah nur auf das göttliche Verſprechen, daß Gott die Erde nicht wieder verderben würde, die neue Cultur derſelben begonnen. Es laſſen ſich nun zwei Gründe dafür angeben, daß Paulus nicht hierauf zurückgeht, die beide mit einander verbunden werden müſſen: 1. nach der Auslegung, die Paulus dem göttlichen Verſprechen an Abraham gab, indem er es auf Chriſtus bezog, hatte dieſe Verheißung eine geiſtige Bedeutung, während die dem Noah gegebene eine irdiſche war; 2. die letztere hätte auch nicht ſo das Judenthum erklären können, weil ſie einen Inhalt für das ganze menſchliche Geſchlecht hatte. So bleibt Paulus hier wegen ſeines Judaismus auch bei Abraham ſtehn. — Wenn nun alſo Paulus die Sache ſo darſtellt, daß jetzt erſt die göttliche Forderung ihrem göttlichen Inhalt nach erkannt ſei und dadurch für alle, die ſie kennen, der Werth jeder Geſetzgebung im Verhältniß zu Gott aufgehoben ſei: ſo liegt darin,

1) Gal. 2, 19.

daß er für die Heiden ebenſo, wie für die Juden, eine Gerechtigkeit aus dem Geſetz gelten ließ und auf dieſem Gebiete den Unterſchied zwiſchen einem gegebenen und einem auf dem Gebiet der menſchlichen Natur und Geſchichte gewordenen völlig aufhob, dann aber auch, daß nun die göttliche Forderung an den Menſchen nicht mehr unter der Form des Geſetzes geſtellt werden, ſondern ſich realiſirend als ein Regiertſein vom göttlichen Geiſte erſcheinen ſollte.

Es giebt nun in der pauliniſchen Theologie, wie ſie ſich in den Briefen darſtellt, noch einige merkwürdige, dem Apoſtel eigenthümliche Puncte, wozu wir ebenfalls in der Art, wie er zum Chriſtenthum kam, den Schlüſſel ſuchen müſſen.

Hierher gehört, was ſich zunächſt an das bisher Geſagte anſchließt, das Symboliſiren der Auferſtehung Chriſti. Wie der Tod Chriſti als durch das Geſetz bewirkt mit der Aufhebung der religiöſen Schätzung des Geſetzes zuſammenhängt, alſo das Ende des geſetzlichen Lebens vermittelt, ſo denkt er den Anfang des neuen Lebens als vermittelt durch die Auferſtehung Chriſti. Dies iſt allerdings nur eine Darſtellungsweiſe, die ſich aus jenen Puncten am beſten erklärt; keineswegs hat der Apoſtel dadurch die Realität und Geſchichte der Auferſtehung Chriſti in Schatten ſtellen wollen, die er vielmehr ſo ſtark hervorhebt, wie es ſich auch nur durch die Art, wie er zum Chriſtenthum gekommen war, erklären läßt. Aber die Darſtellung des neuen Lebens, deſſen Grund der Glaube, und deſſen lebendige Kraft der göttliche Geiſt iſt, im Verhältniß zu der Auferſtehung Chriſti hängt unmittelbar zuſammen mit der Aufhebung des geſetzlichen Lebens durch den Tod Chriſti. Hierbei iſt noch zu bemerken, daß Paulus ſich auf gleiche Weiſe des Ausdrucks bedient: mit Chriſto dem Geſetze ſterben, und: mit Chriſto der Sünde ſterben. Beides iſt nicht vollkommen identiſch, ausgenommen, ſofern man ſagt: wenn Chriſtus durch das Geſetz getödtet wurde, ſo hätte das nicht geſchehn können ohne eine ſündige Richtung, welche auf die Auslegung und Anwendung des Geſetzes Einfluß hatte. Aber es iſt dies noch anders: Paulus ſchreibt das

as eigentliche innere Weſen dem Geſetze zu, daß es die Er-
niß der Sünde hervorbringt, der Sünde als Manifeſtation,
nnern Verderbens in einzelnen Handlungen, in welchen ſich
Widerſpruch mit dem Geſetze zeigt. Nun tritt aber offenbar,
ie das Geſetz in den Hintergrund tritt, auch der Werth der
nen Handlungen in den Hintergrund; und wie der göttliche
in den Gläubigen Geiſt iſt, d. h. innerer Impuls, ſo iſt
die Unangemeſſenheit zum göttlichen Geſetze als innere Re-
, Impuls, zu ſetzen; das iſt der Begriff der σάρξ, des νόμος
οῖς μέλεσιν. Dadurch iſt klar, daß auch der ganze Begriff
Sünde mit der Aufhebung der religiöſen Schätzung des Ge-
eine ganz andre Bedeutung bekommen, und ebenſo Geiſt
en muß, wie die Gerechtigkeit. Daher auch jenes Symbo-
1 der Auferſtehung als Typus des neuen Lebens, weil das
Leben und Sein Chriſti nach derſelben nicht mehr als ein
s äußeres gedacht wurde und hervortrat. Um dies aber
zu verſtehn, müſſen wir noch auf einen Punct aufmerkſam
en. 1. Cor. 15., wo Paulus von der Auferſtehung Chriſti
iatiſch gegen ſolche redet, die eine allgemeine Auferſtehung im
hnlichen Sinne läugneten, zählt er die Manifeſtationen Chriſti
es Auferſtandenen an ſeine Jünger auf und führt dabei ſich
als den letzten an. Das kann nun auf nichts Andres zu-
eführt werden, als auf das Factum, welches ſeine Bekehrung
Chriſtenthum bewirkte; ſo daß ihm der Unterſchied zwiſchen
Zeit, die der Himmelfahrt Chriſti voranging und der darauf
nden völlig aufging. Das iſt nun offenbar nicht ſo zu er-
n, daß Paulus gemeint, Chriſtus ſei damals, als er ſich be-
, noch auf Erden geweſen in demſelben Sinne, wie in den
Lagen; ſondern es iſt ein Zuſammenfaſſen der beiden Begriffe
Auferſtehens und des Himmelfahrens Chriſti, ſo daß er die
lnen Manifeſtationen nach der Auferſtehung nur als Ausnah-
ſetzt. Doch muß man ſich hüten, keine voreiligen Schlüſſe
achen, ob Paulus von einer Himmelfahrt Chriſti keine wahr-
ibare Facta gehabt habe. Daraus aber, daß er ſich beide

als Eins denkt, erklärt man ſich am leichteſten, daß das neue Leben ebenſo eine Beziehung auf die Auferſtehung Chriſti hat, wie das dem Geſetz Abſterben auf ſeinen Tod.

Hieran knüpft ſich eine andere dem Paulus eigenthümliche Lehre; die von der allgemeinen Auferſtehung und von der Wiederkunft Chriſti, die in eben ſolchem Verhältniſſe zu einander ſtehn, wie der Tod und die Auferſtehung Chriſti zu dem Ende des alten und dem Anfange des neuen geiſtigen Lebens. Es iſt ſchon erwähnt, daß man allerdings eine Aenderung der Anſichten des Apoſtels von der Zeit der Wiederkunft Chriſti nicht läugnen kann [1], wenn man nicht auf die gezwungenſte Weiſe mit der Auslegung ſeiner Aeußerungen verfahren will. Dennoch geht nicht daraus hervor, daß er ſich dieſer Aenderung auf beſtimmte Weiſe bewußt geworden ſei; denn er ſtellt dieſe Ueberzeugungen nie als einen ſo doctrinellen Satz auf, daß damit eine ſo ganz beſtimmte Zeiterſcheinung gedacht iſt. Die ganze Vorſtellung kann nur unter der Form des Bildes ſein, und daher kann er es ſich bald ſo, bald ſo gedacht haben. So wie die Heiligung ein allmähliges Werk des göttlichen Geiſtes iſt, ſo iſt auch die Beſitznahme der göttlichen Wahrheit nur eine allmählige. — Aber auch den eigentlichen Inhalt ſeiner Darſtellung über dieſen Punct kann man nur als etwas Bildliches, nicht als etwas Theoretiſches auffaſſen. In den Briefen an die Theſſalonicher iſt offenbar die Beruhigung der Gemüther der eigentliche Zweck, und man ſieht, daß die herrſchende Vorſtellung von einer nahen Wiederkunft Chriſti und einer gänzlichen Umgeſtaltung aller Dinge zum Grunde liegt. Im erſten Brief an die Corinther iſt der Geſichtspunct eher dogmatiſch; da kommt es auf die Realität der Sache als einer künftigen Thatſache an, und Paulus läßt ſich darauf ein, mögliche Einwürfe zu widerlegen, die davon ausgehn, daß ſich kein anſchauliches Bild davon machen laſſe. Da ſtellt er nun eine Theorie auf über

1) Siehe oben §. 43., vergl. dagegen in der Note die Anſicht des erſten Entwurfs.

s Verhältniß des künftigen Lebens von ſeiner organiſchen Seite trachtet zu dem gegenwärtigen; und da iſt es eine intereſſante age, in wiefern dies als eine allgemein chriſtliche Lehre und als unmittelbares Reſultat der Wirkung des göttlichen Geiſtes zuſehn, oder in wiefern es eine individuelle Anſicht ſei. Benken wir, wie Paulus ſeine Darſtellung immer durch Analogien chtfertigt, (von der Pflanze, die auf unſichtbare und thätige eiſe ſchon im Samenkorn enthalten ſei): ſo können wir nicht ugnen, daß damit zugleich die Geneſis ſeiner Vorſtellung angeben iſt. Dieſe Analogie liegt in der Naturkunde, und dieſe nicht ein Gegenſtand des göttlichen Geiſtes; die Darſtellung alſo ein Product aus dem Kreiſe von Vorſtellungen, welchen r Apoſtel hatte.

1. Cor. 15, 24—28. findet ſich der merkwürdige Punct, daß e Herrſchaft Chriſti einmal aufhören, und er ſie Gott übergeben erde, wenn alle ſeine Feinde überwunden ſeien, von denen der od der letzte ſei; ſo daß dies alſo mit der allgemeinen Auferſtehung zuſammenhängt. Es hat dies eine gewiſſe Aehnlichkeit mit n Anſichten derjenigen Theologen, welche eine Perfectibilität des hriſtenthums in Bezug auf die Idee der chriſtlichen Kirche ſelbſt nehmen. Denn ſo lange alle Entwicklung unſrer Vorſtellungen nd die Geſtaltung unſers Lebens im Verhältniß zu Gott nur Darſtellung iſt von dem, was urſprünglich in Chriſto gegeben iſt, iſt das eine Herrſchaft Chriſti, und wenn wir annehmen, daß les Menſchliche nur Annäherung an Chriſtus ſei, ſo ſetzen wir ne ewige Herrſchaft Chriſti. Wenn wir aber ſagen, daß eine eit kommen wird, wo der menſchliche Geiſt dieſes Zuſammenhangs it Chriſtus nicht mehr bedürfen wird: ſo hat es dann mit der errſchaft Chriſti ein Ende. Wenn alſo Paulus ſagt, die Herrhaft Chriſti werde ſo lange währen, bis alle Feinde von ihm berwunden ſind: ſo ſcheint er damit zu behaupten, daß die Herrhaft Chriſti nur ſo lange dauern werde, ſo lange im Leben der Renſchen ein Streit iſt. Das kann man allerdings als den Inalt dieſer Darſtellung anſehn. Nun iſt natürlich, daß man immer

eine andre Auslegung hiervon gesucht hat, weil es im Widerspruch steht mit der allgemeinen Auffassung unsers Verhältnisses zu Christo und Christi zu Gott; aber es ist immer höchst merkwürdig, daß wir schon in den apostolischen Schriften einen Punct finden, der eine Analogie mit jener Ansicht hat. Nun ist es keineswegs meine Meinung, daß dies der eigentliche Sinn des Apostels gewesen, daß er es so habe auf das Geistige beziehn wollen; die ganze Darstellung verfirt in einem Zusammenhange, worin offenbar weit mehr das Physische, die Naturansicht vom Zusammenhange des gegenwärtigen mit dem künftigen Leben vorwaltet; und sie hängt zusammen mit der Vorstellung, die Paulus auch gegeben, von einer Abstufung der geistigen Kräfte in jenem Leben, aber innerhalb des Gebietes des menschlichen Geistes. Aber auch das ist nur von der Naturseite dargestellt; und es ist zu viel geschlossen, wenn man sagen wollte, Paulus habe in dieser Hinsicht das Ende der Herrschaft Christi angenommen; er hat es nicht in dieses Leben, sondern darüber hinausgesetzt.

Ein anderer Punct, den wir beachten müssen, ist der, daß man sich Mancherlei als pauliniſche Lehre gedacht hat in Beziehung auf geistige Wesen oberhalb des menschlichen Geistes, auf Veranlassung einzelner Stellen, die eine andre Auffassung nicht nur zulassen, sondern im Zusammenhange postuliren. Es liegen dabei zugleich schwer zu erklärende Widersprüche vor. Man hat nemlich, besonders in früherer Zeit, geglaubt, daß sich in manchen Stellen pauliniſcher Briefe (Col., Epheſ., 1. Tim.) Spuren von Polemik gegen gnostische Meinungen finden; zugleich aber behauptet man, daß der Apostel selbst eine Theorie von mannigfacher Abstufung höherer geistiger Wesen gehabt habe, was doch eine große Analogie mit den gnostischen Systemen ist. Wenn beides in derselben Region läge, so müßte des Paulus Meinung über diesen Punct besonders unterschieden und hervorgehoben werden im Gegensatz zu jenen, die er widerlegen wollte. Nun aber ist eine Operation, die sehr unerläßlich ist, diese, daß, wenn man eine solche Meinung hypothetisch annimmt, man sie auch zum

Grunde legt für alle Auslegung in andern Schriften deſſelben Verfaſſers; das geſchieht aber ſelten, und deshalb hat ſich ſo viel leeres Hypothetiſches eingeſchlichen. Wenn wir annehmen, Paulus habe ſolche Abſtufung geiſtiger Weſen vorausgeſetzt, und wir leſen nun 1. Cor. 15, 41. 42.: in jenem Leben haben die Menſchen verſchiedene Abſtufungen der Herrlichkeit, wie die Geſtirne: ſo hätte er jene Theorie über die Geiſterwelt doch auch in Corinth vorgetragen, und da wäre es doch viel natürlicher geweſen, daß er dieſe Vergleichung von den höhern Weſen genommen hätte, die doch etwas Geiſtiges ſind, als daß er ſie von den entfernter liegenden phyſiſchen Gegenſtänden, den Weltkörpern, hernimmt. Es iſt alſo wohl jede ſolche Darſtellung ſchon an und für ſich ſehr verdächtig; und wenn man nun ſieht, wie an dieſen Stellen ſelbſt eine ganz andre Auslegung poſtulirt iſt, weil von ſolchen Vorſtellungen für das, was dort ermittelt werden ſoll, gar kein Gebrauch gemacht werden kann, ſo muß dies einen großen Verdacht dagegen erregen [1]). Es gehört dies nothwendig zum richtigen Gebrauch deſſen, was auf dem Gebiete der Auslegung ſchon geſchehn iſt; und es giebt wohl keinen neuteſtamentlichen Schriftſteller, bei dem die Vorſicht gegen herrſchend gewordene Auslegung ſo nöthig wäre, wie bei Paulus.

Ein Beiſpiel hiervon iſt Folgendes: Es iſt bekannt, daß man pauliniſche Stellen genug für die Behauptung herbeigezogen hat, daß eine auf Rechtsbegriffen von Strafgerichtsbarkeit gegründete Genugthuungslehre urſprünglich neuteſtamentlich ſei. Bedenkt man, wie Paulus ſo beſtimmt die Gerechtigkeit aus den Werken des Geſetzes und die neue durch Chriſtus offenbarte Gerechtigkeit einander gegenüberſtellt: ſo ſcheint das unmöglich ſeine Anſicht geweſen zu ſein. Viele Stellen ſind offenbar dagegen, aber dieſe werden nicht berückſichtigt. Wenn Paulus ſagt: die Gerechtigkeit

1) Anm. Ueber die Art, wie Schleiermacher die betreffenden Stellen auslegt, vergleiche man ſeine Abhandlung über Col. 1, 15—20. in Stud. und Crit. 1832. S. 497 ff. in Schleierm. ſämmtl. Werk. Abtheil. 1. Bd. 2.

Geſetz. Wenn er nun den Streit des Geiſtes gegen
nachher fixirt als mit der Theilnahme am Geiſte be
niemals aufhörend, ſo wäre, wenn dieſer Streit ſollt
bare ſein, dieſe Strafbarkeit etwas ganz Allgemein
ließe ſich dann keine Uebertragung der Strafe denken
Geſichtspunct da iſt, wornach dieſe könnte ausgemit
wie denn auch die Sache ſo niemals dargeſtellt wor
dern immer aus dem Geſichtspunct der einzelnen
Sobald man aber jenes Verfahren beobachtet und je
hypothetiſch annimmt und alle Aeußerungen des A
den Gegenſatz zwiſchen dem Alten und Neuen und üb
Gott durch Chriſtum beabſichtigt, an jene Vorſtellu
wird man ſehn, daß ſie ſich mit den beſtimmteſten
deſſelben nicht verträgt, alſo auch nicht die ſeinige kann

Unter allen neuteſtamentlichen Schriftſtellern i
dieſer Beziehung ſo reichhaltig, wie Paulus, und
laſſen ſich ſo viele Elemente, welche in der Entwicklu
lichen Lehre fruchtbar geweſen ſind, aufführen; aber
nem muß man ſich ſo hüten, auf Erklärung einzelner Ste
Zuſammenhang geriſſen und mit ſpätern Vorſtellunge
menhang gebracht zu trauen. Darum iſt keine and
für das Studium der pauliniſchen Schriften anzurath

[illegible] erſcheint, muß erſt geltend gemacht werden, wofern man an[illegible] Stellen findet, wo derſelbe Gegenſtand ex professo behandelt [illegible]. Hiernach bleiben für das eigentlich Dogmatiſche immer die [illegible] an die Römer, Galater und Coloſſer die wichtigſten, weil im [illegible] und letzten dem Apoſtel offenbar um allgemeine Darſtellung [illegible] Methode zu thun iſt, ausführlicher im Römer-, gedrängter [illegible]oſſerbrief, im Galaterbrief aber er zwar von einem einzelnen [illegible] ausgeht, der aber für ihn ſelbſt der Mittelpunct war. [illegible] man ſich nun in dieſen Briefen den Gang des Apoſtels [illegible]ar macht und die Aeußerungen, die ſich auf die Haupt- [illegible] des ganzen Zuſammenhangs beziehn, auf etwas Gewiſſes [illegible]gen ſucht: ſo wird man ein Netz von Hauptvorſtellungen [illegible]en, in welches ſich die andern eintragen laſſen, und womit [illegible]ie Andeutungen des Apoſtels über ſein eignes Leben zu [illegible]en ſind. In den andern Briefen werden dann wenige [illegible] ſein, die etwas Beſonderes hinzubringen, was in jenen [illegible] angeregt wäre.

Allerdings hat Paulus von Anfang an in der chriſtlichen Kirche merkwürdige Schickſale erfahren, von Einigen einſeitig hervorgehoben, von Andern einſeitig zurückgeſetzt. Das Erſtere hat in ſofern ſeinen guten Grund, als Paulus das bedeutendſte Organ geweſen iſt, die Univerſalität des Chriſtenthums zu begründen und es ſo zu fixiren, daß es durch ſich ſelbſt beſtehen ſollte. Der Verdacht gegen Paulus ging dagegen urſprünglich von den judaiſirenden Chriſten aus, bei denen eine geringere Vorſtellung von der allgemeinen Bedeutſamkeit des Chriſtenthums galt, indem ſie es als die letzte Entwicklung des Judenthums anſahn. Auf entgegengeſetzte Weiſe iſt neuerlich ein Zurückſetzen der pauliniſchen Darſtellung zum Vorſchein gekommen, weil man glaubt, darin eine zu ſehr jüdiſche Färbung zu ſehn; er habe zuerſt Zuſätze zur einfachen Lehre Chriſti gegeben und Darſtellungen von der Dignität Chriſti, die in den Aeußerungen Chriſti ſelbſt gar nicht indicirt ſeien. Allerdings wenn man auf der einen Seite ſagt, Paulus habe das Chriſtenthum rabbiniſirt, und auf der andern,

Johannes habe sich selbst hineingehört, und man behält Nichts übrig, als die synoptischen Evangelien und die katholischen Briefe: so kann man sehr Vieles als nicht im ursprünglich Christlichen gegründet darstellen, und man bekommt ein Resultat, wovon es sich gleichsam von selbst versteht, daß darüber hinausgegangen werden muß. Aber man setzt sich dadurch in den größten Widerspruch mit der ursprünglichen Entwicklung in der christlichen Kirche; denn die pauliniſchen Briefe haben zuerst canonische Geltung gehabt, und es ist Niemanden zu der Zeit eingefallen, sie als etwas nicht rein Christliches darzustellen, sondern wir müssen sie ansehn, als durch die Gesammtheit des apostolischen Kreises vollständig beglaubigt. Es müßte wunderbar zugegangen sein, wenn es richtig wäre, daß er jüdisch-rabbinische Vorstellungen in das Christenthum gebracht, und es sollte sich nicht eine ganz andere Opposition gegen ihn bemerklich gemacht haben, als die, welche in den Actis erwähnt wird, und es sollte solche Zusammenstimmung zwischen ihm und den andern Aposteln sein können, wie doch offenbar dagewesen ist. Daher ist es allerdings richtig, daß die pauliniſchen Schriften müssen als die wichtigsten Bestandtheile des N. T. angesehn werden, nur muß man bei der Auslegung mit der gehörigen Vorsicht zu Werke gehn und die rechte Methode anwenden.

§. 54.

Was die Sprache der pauliniſchen Briefe betrifft, so entbehrt Bolten's Hypothese, daß Paulus seine Briefe aramäisch dictirt, und der Schreiber sie gleich griechisch niedergeschrieben habe, aller Gründe, da keine Tradition darüber vorhanden, und es unmöglich ist, daß Paulus, der auf seinen Reisen nie einen Dollmetscher zuzog, nicht sollte des Griechischen mächtig gewesen sein; auch ist die Sprache in ihrem Periodenbau gar nicht wie eine Uebertragung aus dem Aramäischen. Der einzige, aber ziemlich unsichere Haltungspunct ist, daß einzelne schwierige Stellen leichter zu erklären sind, wenn man sich denkt, daß der Uebersetzer ein aramäisches Wort falsch verstanden habe; aber dann

tte der Apostel sich ja nicht einmal die Uebersetzung vorlesen ssen, um zu sehn, ob auch, was er gewollt, richtig ausgedrückt . Daß das Griechische des N. T., auch das paulinische, einen dern Character hat und lesbarer ist, als das der LXX., hängt mit zusammen, daß es bei den hellenistischen Juden in Asien hr ins Leben übergegangen war.

Betrachten wir die Sprache des Apostels in allen Briefen 3 eine Einheit, so werden wir finden, daß die Briefe, welche ch den innern Kennzeichen die meisten Gründe der Aechtheit r sich haben, auch die sind, aus denen man den Character des ulinischen Stils am sichersten entnehmen kann; wogegen wahr , daß sich die drei Pastoralbriefe und der Epheserbrief deutend von den übrigen unterscheiden. Der letztere weicht cht so sehr der Sprache wie dem Stile nach ab; es zeigt sich rin ein gewisser Wortreichthum, der oft Stellen aus dem Colos= briefe mehr mit Redensarten, als mit Gedanken erweitert (cf. e Wette) und das überspringt, was schwieriger so zu hand= ben war.

Die Pastoralbriefe, die ich in Bezug auf die innern nnzeichen der Aechtheit nicht so zusammengenommen habe, den doch in Bezug auf die Sprache ein gewisses Zusammen= hörriges; und da sind nicht bloß einzelne Worte, sondern auch rasen, die sonst nicht bei Paulus sich finden; weßhalb man sie eine andere Zeit, die der zweiten Gefangenschaft, setzte. Allein ht man außer der Sprache zugleich auf die Composition, so liert sich die Aehnlichkeit wieder, und die, welche am wenigsten : paulinischen Composition ähnlich sind (1. u. 2. Tim.), unter= eiden sich doch noch von dem dritten (Tit.) bedeutend. Ver= icht man sie aber mit den andern, so kann man nicht glauben, ß sie aus einer spätern Zeit sind, denn Paulus müßte dann der Leichtigkeit, die Sprache zu handhaben, rückwärts gegangen 1. Diese Briefe bedürfen offenbar noch einer genauern Unter= hung; ich kann mich nicht dazu entschließen, sie insgesammt unächt zu erklären, am wenigsten den an Titus; wenn

die beiden andern unächt sind, so müßte der Verfasser den ersten vor sich gehabt haben, wodurch sich die Uebereinstimmung der Sprache erklären würde.

Halten wir die Vorstellung von der Unächtheit einzelner Schriften an die Idee des Canons, so müssen wir von unserer gewöhnlichen Vorstellung vom Unterschieben uns losmachen; in jetziger Zeit würde es für einen Betrug erklärt werden müssen (da ja in 1. und 2. Tim. Paulus als Verfasser genannt wird), aber damals war es ganz anders [1]). Wenn wir die große Menge von untergeschobenen Schriften betrachten, die es wirklich gab, und berücksichtigen, wie Paulus von jeher so großes Ansehn in der Kirche genoß: so wäre es wirklich zu verwundern, wenn ihm keine Schrift untergeschoben wäre. Hier können wir uns nun mehrere Abstufungen denken. Zuerst wenn er aramäisch dictirte, und sein Schreiber griechisch schrieb; dann wäre von Letzterem auf jeden Fall schon Etwas hineingekommen; doch ist das freilich nicht anzunehmen. Ferner wenn stehende Formeln, wie die Eingangsworte, oft wiederkamen, so konnte er das zuletzt dem Schreiber überlassen, doch nur da, wo es sich absetzt, nicht da, wo es mit dem übrigen Briefe zusammenfließt. (Auch sehen wir, daß der Schreiber Grüße von sich selber beifügt). Ebenso läßt sich sehr gut denken, daß er, wenn er keine Zeit hatte, nur den Hauptinhalt angab, und die Ausführung einem Freunde übertrug, hernach aber den Brief durchsah und als den seinigen anerkannte. So kann es beim Epheserbrief gewesen sein; bei 1. Tim. aber kann man sich dies nicht so denken, sondern hier muß das Andere eingetreten sein, daß er von einem ganz Andern untergeschoben ward und nur aus pauliniſchen Gedanken und in seine Situation hinein geschrieben. War der Schreiber überzeugt, die Gedanken seien pauliniſch, so hat er mit gutem Gewissen es gethan.

---

1) Vergl. oben S. 87. und Seite 121.

§. 55.

Bei der bisherigen Betrachtung der pauliniſchen Briefe iſt gar nicht vom Briefe an die Hebräer die Rede geweſen. Dies hat darin ſeinen Grund, daß ich glaube, die Unterſuchungen darüber ſind ſo weit gediehen, daß man ohne Weiteres ihn aus der Zahl der pauliniſchen Briefe ſtreichen kann. Wenn man auch den Canon ganz äußerlich nimmt, ſo ſondert er ſich ſchon wegen der Anonymität des Verfaſſers und dadurch, daß er erſt ſpäter aufgenommen iſt. Die Unterſuchung darüber iſt daher weiter hinauszuſetzen, da er für ſich ganz allein eine beſondere Art bildet.

Es ſcheint nun am natürlichſten zu ſein, zu den katholiſchen Briefen überzugehn. Aber berückſichtigen wir die Entſtehung des Canons, ſo war ſeine älteſte Eintheilung die des ἀπόστολος und εὐαγγέλιον. Zum ἀπόστολος gehörten aber urſprünglich nur die pauliniſchen Briefe; die katholiſchen kamen erſt ſpäter hinzu. Es iſt alſo angemeſſen, daß wir jetzt zu den Evangelien übergehn.

Zweites Capitel.

Die vier Evangelien.

§. 56.

Ueberall finden wir unſre bekannten vier Evangelien und mit wenigen Ausnahmen in derſelben Ordnung, wie wir ſie haben. In einer frühern Periode müſſen wir uns ſie gleichzeitig vorhanden denken mit einer Menge von Büchern deſſelben Namens und ähnlichen Inhalts, wie Origenes ſagt: Ecclesia quatuor habet Evangelia, haereses plurima. Es fragt ſich alſo zuerſt, wie dieſe vier im Gegenſatz gegen die vielen zu ihrem kirchlichen, canoniſchen Anſehn gekommen ſind. Viele Umſtände machen dieſe Frage ſehr ſchwierig. Einmal tragen unſre vier Evangelien keineswegs alle den Namen eines Apoſtels, wogegen unter den häretiſchen mehrere ſind, welche nach Apoſteln genannt wurden, z. B. das des Thomas, Petrus, Bartholomäus, das

der zwölf Apoſtel. Wie hat man nun eine Scheidung machen und Evangelien mit apoſtoliſchen Namen verwerfen und andere aufnehmen können? Wenn dies nach critiſchen Principien geſchehn ſein ſoll, ſo müſſen wir weiter fragen, welche dies damals geweſen ſind; aber wir haben gar keine Urſache, eine ausgebildete Critik in dieſer Beziehung vorauszuſetzen, denn theils gab es nicht viel litterariſch gebildete Männer unter den erſten Chriſten, theils ſehn wir, wie auch ſpäter dieſe litterariſchen Männer ſehr behutſam waren, etwas auszuſprechen, was gegen die hergebrachte Meinung war. Dies führt uns darauf, daß es mehr ein allgemeines Verfahren war, was die vier Evangelien abſonderte; aber dies erklärt die Sache noch gar nicht.

In jenen Worten des Origenes ſcheint eine Andeutung auf den ketzeriſchen Inhalt der andern Evangelien zu liegen; darnach wären alſo die innern Gründe überwiegend geweſen. Aber es läßt ſich ſchwer denken, wie es um den ketzeriſchen Inhalt ſolcher Bücher, wie der Evangelien, geſtanden habe, da ſie doch hiſtoriſche Bücher ſind. In der Erzählung kann nicht leicht eine Ketzerei liegen, ſondern nur in dem Urtheil, das ſich der Schriftſteller über die Thatſachen erlaubt. Hier vergegenwärtigen ſich uns ſehr leicht die verſchiedenen Meinungen, die es zeitig über die Perſon Chriſti gegeben hat; und dieſer Umſtand vielleicht hätte dann wohl den Ausſchlag geben können, daß wegen einer geringern Meinung von Chriſto, die ſich in einem Evangelio fand, daſſelbe nicht in Gebrauch kam. Allein auch bei unſern vier Evangelien findet ſich ein ähnlicher Unterſchied, den man ſchon von alter Zeit her ſo aufgefaßt, daß das des Johannes ein πνευματικόν ſei, die drei ſynoptiſchen aber σαρκικά, d. h. von geringerem Inhalt. Dies bezieht ſich wohl darauf, daß die letztern mehr einzelne Begebenheiten aus dem Leben Chriſti haben, das des Johannes dagegen mehr Reden und Geſpräche Chriſti, und gerade ſolche, worin er ſelbſt Zeugniß über ſeine höhere Dignität giebt. Dieſer Unterſchied wäre alſo im verjüngten Maaßſtabe derſelbe, wie der zwiſchen den canoniſchen und den häretiſchen

Evangelien; und da doch jene Reden Christi von seiner höhern Dignität nicht an Johannes allein, sondern an alle Jünger und eine größere Menge Menschen gerichtet waren, also auch den andern Evangelisten sehr gut bekannt sein konnten: so könnte man den Schluß machen, daß sie eben nicht die Vorstellung von der höhern Dignität Christi in sich aufgenommen und daher jene Reden absichtlich ausgelassen hätten.

§. 57.

Wenn wir nun die beglaubigtsten Thatsachen zusammenstellen, so hat es erstlich ein Evangelium des Petrus gegeben, welches nach Euseb. h. e. VI. 12. in Cilicien im Gebrauche war, und gegen welches Serapion schrieb, weil es doketisch war. Es war also, obwohl häretisch, doch in einer kirchlichen Provinz aufgekommen, wurde aber wieder verdrängt. Wie man darin das Doketische erkannte, ist nicht ganz deutlich, da es als ein Evangelium doch kein zusammenhängendes Räsonnement enthalten konnte; es müssen also wohl die Erzählungen selbst so angelegt, und solche Urtheile damit verbunden gewesen sein, daß man die doketischen Voraussetzungen daraus erkannte. Wenn nun in den synoptischen Evangelien z. B. erzählt wird, Christus habe 40 Tage lang gefastet, ohne daß dies als etwas Wunderbares bezeichnet wird, so könnte man sagen, unsre Evangelisten haben auch doketisch gedacht, wenn sie das an Christo gleichsam natürlich finden. Wenn diese Evangelien also nicht sonst schon in Ansehn gestanden hätten, so hätte Serapion aus demselben Grunde auch sie beseitigen müssen. Wir können also in dieser Beziehung den Gegensatz nicht festhalten, und müssen eher geneigt sein, allmählige Uebergänge anzunehmen.

Vom Evangelium des Marcion sagen Tertullian und Epiphanius, daß es das des Lucas verstümmelt sei. Aber wenn wir alle Differenzen ins Auge fassen, die davon angeführt werden, so scheint es mehr ein besonderes Evangelium gewesen zu sein, was nur vielleicht große Aehnlichkeit mit dem des Lucas gehabt

andern auch zu haben. Denn es conſtirt keine Zei
allein vorhanden geweſen ſei, ſondern dieſe Zeit liegt
Da wir aber wiſſen, daß es ſo viele andere Evang
hat, ſo läßt ſich eben ſo gut ſagen, Marcion habe i
non das Evangelium aufgenommen, was er gefunde
die Abweichungen ſind nicht von der Art, daß ma
ſtimmt Häretiſches darin nachweiſen könnte, ſondern
tentheils aus dem Stillſchweigen, aus dem Fehlen g
len, welche Lucas hat, argumentirt. Da ſieht man
Ganze ſehr in der Luft ſchwebt, und das Urtheil
und durch die Vergleichung gekommen iſt; das Factu
wird dadurch gar nicht aufgeklärt [1]).

Ein andres ſehr merkwürdiges Beiſpiel iſt das E
κατ' Ἑβραίους. Warum es nicht unter
aufgenommen, iſt ſchwer zu ermitteln. Origenes dr
dies Evangelium ſehr behutſam aus; Hieronymus ha
Aramäiſchen ins Griechiſche und Lateiniſche überſetzt u
die Nazaräer und Ebioniten es vorzüglich gebrauchte
ſtanden die vier canoniſchen Evangelien ſchon ſo fe
Ueberſetzung wohl Nichts daran ändern konnte, ab

1) Erſt. Entw. Aus Tertull. IV. 4. muß man ſchließen,

doch, daß Hieronymus es der Mühe werth hielt, denn er überſetzte nicht, um zu widerlegen; leider iſt dieſe Arbeit verloren gegangen. Nun werden die Nazaräer und Ebioniten auch den Ketzern zugezählt, aber nur, weil ſie die höhere Vorſtellung von Chriſto nicht ausgebildet hatten, nicht als wenn ſie eine ſtrenge Polemik dagegen geführt hätten. Wenn ſie nun die ſynoptiſchen Evangelien gekannt hätten, ſo hätten ſie dieſe bei ihren Vorſtellungen ſehr gut brauchen können; denn daß ſie die Wunder Chriſti geläugnet, darüber conſtirt Nichts. Wie alſo die ſynoptiſchen Evangelien dem des Johannes als σαρκικά gegenüberſtanden, ſo muß in dieſe Claſſe auch das der Hebräer gehört haben.

Dies alles erklärt uns alſo nicht, wie unſere vier Evangelien zu ihrer ausſchließenden Auctorität gekommen ſind. Um nun zu ſehn, wo wir den Typus von häretiſchen Evangelien am beſtimmteſten faſſen können, wollen wir zu dem des Baſilides gehn, der ein Gnoſtiker aus ſpäterer Zeit war, deſſen Evangelium alſo kein urſprüngliches, ſondern ein zuſammengeſchriebenes iſt. Da läßt ſich alſo ſchon denken, daß, wenn ein ſpäterer Verfaſſer ein ſolches Buch zuſammenſtellt, er mannigfache Quellen benutzt, und daß die eigne Anſicht mehr hervortritt, als bei Schriftſtellern, die als Augenzeugen Geſehenes und Gehörtes mittheilen; aber auch in dieſer Beziehung werden wir Abſtufungen bis zu dem Canoniſchen finden. Baſilides ſetzte gewiß aus verſchiedenen Quellen zuſammen, und Gnoſtiſches konnte er hineinbringen, indem er entweder eignes Räſonnement beimiſchte, oder indem er ſo zuſammenſtellte, daß er alles beſeitigte, was gegen den Gnoſticismus ſprach.

Wie aber die ſo einfachen evangeliſchen Erzählungen bei jenen vom populären Vortrag ſo entfernten gnoſtiſchen Theorien vorkommen konnten, iſt ſchwer zu begreifen, und deshalb auch, wie man alle andern Evangelien, außer den vieren, für häretiſch erklären konnte. Hatte ein ſolches Evangelium einen Auctor, welcher das Haupt einer Häreſie war, ſo wurde es natürlich gleich verworfen; wie aber kam man darauf, es für häretiſch zu

halten, wenn es einen apoſtoliſchen Namen trug? Sehn wir noch einmal auf das Evangelium Petri zurück, ſo ſehn wir, daß es dem Serapion, Biſchof von Antiochien gegen Ende des 2. Jahrhunderts, unbekannt war, bis in einer ciliciſchen Gemeinde Streitigkeiten darüber entſtanden. Vorher hatte er erlaubt, es zu leſen; nachdem er es aber von Doketen bekommen und kennen gelernt hatte, fand er, daß es zwar in den meiſten Puncten mit der reinen Lehre übereinſtimmte, aber in einigen auch nicht. Dabei ſagt er: „Wir achten die Apoſtel, wie Chriſtum; aber die ψευδεπιγραφα, die unter ihrem Namen umgehen und keine Ueberlieferung für ſich haben, nicht.“ Wir ſehen hieraus, daß die Vorſtellung von ſolchen ψευδεπιγράφοις damals ſchon eine ziemlich currente war, und daß darüber nur durch die Ueberlieferung entſchieden wurde, deren Sitz die Hauptgemeinden waren. Ferner ſehn wir, daß Serapion das Buch vorläufig gelten ließ, bis er erfuhr, daß die Doketen ſich deſſelben bedienten; und nun fand er denn auch abweichende Lehre darin. Daß es bei Häretikern vorkam, veranlaßte ihn alſo zuerſt, es als häretiſch zu ſtempeln; dann fanden ſich auch wohl einzelne Stellen darin, denen ſich ein ſolcher Inhalt unterlegen ließ. Wenn Epiphanius ſagt, daß die Sabellianer vorzüglich des Evangeliums κατ' Αἰγυπτίους ſich bedienten, ſo darf man nicht weiter ſuchen; es brauchte nur in der Stelle Joh. 10, 30. ἐγω καὶ ὁ πατὴρ εἰς ἐσμεν ſtatt ἓν ἐσμεν zu ſtehn, und es wäre Sabellianismus geweſen [1]). Aber ſelbſt mit der Lesart ἓν ließe ſich die Stelle ſabellianiſch deuten; und denken wir uns einen Menſchen, der nur unſere ſynoptiſchen Evangelien kennte, und er hätte das Evan-

1) Vergl. die Stelle des Epiphanius in De Wette's Einl. ins N. T. §. 69. — Schleiermacher erklärt, daß er die Stellen, auf die er ſich beruft, in ſeinen Vorleſungen abſichtlich nicht citire, theils weil man ſie in allen guten Compendien finde, theils aber, weil, wenn ſolche genaue Citate gegeben würden, von drei Theilen der Zuhörer einer ſie doch nicht nachſehe und ein anderer Theil ſie falſch aufſchreibe.

gelium Johannis mit obiger Stelle bei Sabellianern gefunden, so würde er es für sabellianisch gehalten haben.

Die Hauptsache war also die Ueberlieferung. Es können Evangelien in abgelegenen Provinzen, entfernt von den Hauptsitzen der Kirche entstanden sein, und zwar auf die redlichste Weise; legte man ihnen den Namen eines Apostels bei, so mochte es bona fide geschehn, nicht als Bezeichnung des Verfassers, sondern um anzudeuten, daß der Inhalt mit der Verkündigung des Apostels (κατά) übereinstimme. So mag es mit dem Evangelium κατὰ Πέτρον, und mit denen κατὰ Θωμᾶν und κατὰ Βαρθολομαῖον gewesen sein. Ich rede hier nicht von solchen pseudepigraphisch apostolischen Schriften im Allgemeinen, sondern von denen, von welchen wir Nachrichten gleichzeitig mit unsern canonischen Evangelien haben. — Es folgt also, daß sich nicht ein solcher Gegensatz aufstellen läßt, wie der von Origenes ausgesprochene, daß außer den vier kirchlichen Evangelien die andern alle häretisch seien. Von dem eigentlichen Inhalte vieler dieser Evangelien wissen wir gar Nichts mehr. Ich glaube deshalb auch, daß man vorsichtig sein muß mit der Annahme, daß alle Bücher unter diesem Namen auch Erzählungen aus dem Leben Christi enthielten; denn dies liegt nicht unmittelbar im Worte εὐαγγέλιον, sondern es läßt sich auch denken, daß es in der allgemeinen Bedeutung „Verkündigung" gebraucht sei, wie bei Paulus. Es können also einige solcher Bücher mehr dogmatisch, als erzählend gewesen sein.

Ein andrer Punct ist der, daß von den Evangelien, die mit den canonischen gleichzeitig sind, viele eine große Verwandtschaft mit dem des Matthäus haben, von denen zwar einige für häretisch gehalten, andre aber von den kirchlichen Schriftstellern mit großer Behutsamkeit genannt werden. Hier steht das εὐαγγέλιον καθ' Ἑβραίους [1]) an der Spitze, das schon von Clemens Alex. und Origenes angeführt wird. Epiphanius sagt, die

1) Vergl. die betreffenden Stellen über dies Evang. bei De Wette §. 64.

Nazaräer hätten das Evangelium des Matthäus in der größten Vollständigkeit hebräisch; von den Ebioniten sagt er dagegen, sie hätten auch das Evangelium κατὰ Ματθαῖον, nennten es aber καθ' Ἑβραίους und hätten es nicht in derselben Vollständigkeit, sondern vorn und hinten verstümmelt und mit Unächtem vermischt. Nun werden aus dem Hebräerevangelium nach andern Berichten Erzählungen angeführt, die in unsern synoptischen Evangelien nicht stehn, z. B. die Erzählung von der Ehebrecherinn, die bei Johannes (aber unächt) ist. Daß aber die Nazaräer und Ebioniten, welche mehr dem Namen als der Sache nach verschieden waren, sollten zwei verschiedene Evangelien gehabt haben, ist sehr unwahrscheinlich. Wie genau die Kenntniß des Epiphanius von diesen Büchern war, ist nicht klar; es kann ja verschiedene Exemplare gegeben haben, wo entweder Anfang oder Ende fehlte. Epiphanius sagt ferner, daß die Anhänger des Cerinth das Evangelium κατὰ Ματθαῖον ἀπὸ μέρους gebrauchten [1]), wobei man nicht weiß, ob es nur ein Theil des Matthäus gewesen, oder ob nur ein Theil des Matthäus mit dem Evangelium des Cerinth übereinstimmte. Nun gehörte Cerinth auch zu den Judaisirenden, und da ist es sehr möglich, daß sein Evangelium nur eine Variation von dem καθ' Ἑβραίους war. Es geht hieraus offenbar hervor, daß die Bezeichnung κατὰ Ματθαῖον nicht mehr eigentlich auf ein Individuum geht, sondern daß es eine ganze Familie von Evangelien gab, die alle einer überwiegenden Aehnlichkeit wegen so genannt wurden. Weiter können wir das Verhältniß dieser Evangelien zu unserm Matthäus hier noch nicht verfolgen. Zu den dem Matthäus verwandten gehörten wahrscheinlich auch noch das Evangelium κατ' Αἰγυπτίους und das τῶν δώδεκα ἀποστόλων; letzteres ist wohl nicht für dasselbe mit dem Hebräerevangelium zu halten, da es Origenes besonders aufführt.

---

1) Vergl. De Wette §. 68.

Merkwürdig iſt, daß noch in viel ſpäterer Zeit Theodoret[1]) erzählt, daß er in ſeiner Diöceſe ein ſolches häretiſches Evangelium gefunden und über 200 Exemplare davon vertilgt und den Leuten dafür die vier canoniſchen gegeben habe. Man ſieht alſo, daß in einzelnen Gemeinden noch damals häretiſche Evangelien verbreitet, und die canoniſchen noch nicht dahin gedrungen waren. Es war alſo die Verbreitung der verſchiedenen Bücher ſehr ungleichmäßig, was ſich aus dem ungleichen Verkehr unter den einzelnen Gemeinden ſehr natürlich erklärt. Die großen Metropolitankirchen hatten offenbar den meiſten Zuſammenhang.

Wenn wir uns alſo die Sache ſo denken müſſen, daß viele von dieſen Evangelien lange in einer gewiſſen Dunkelheit vorhanden geweſen ſind, weil ſie in den von Centralgemeinden entfernten Gegenden entſtanden, wohin die canoniſchen Evangelien nicht hindrangen; und wenn es doch gar nicht wahrſcheinlich iſt, daß Bücher mit Erzählungen vom Leben Chriſti in häretiſcher Abſicht von Häretikern untergeſchoben ſein ſollten, indem ſie ihre Lehre viel leichter in dogmatiſchen Schriften verbreiten konnten: ſo folgt, daß dieſe Evangelien auch nicht ſo ſchlimm geweſen ſind, wie man ſie ſich bei der Bezeichnung „häretiſch" denkt. Wir können alſo, wenn wir von unſern vier Evangelien ausgehn, zunächſt eine Mehrheit verſchiedener Evangelien anreihen, welche eine beſtimmte Verwandtſchaft mit unſerm Matthäus haben, dann mehrere andere, welche apoſtoliſche Namen führen, die auch für häretiſch gehalten wurden, weil ſie in Gegenden gefunden wurden, wo ſie den Häretikern zur Hand waren. Drittens aber konnte es auch wirklich häretiſche Evangelien geben, wie das des Baſilides. Es wird auch noch ein andres genannt, das des Apelles[2]), eines Schülers des Marcion, der aber von Marcion ſelbſt ausgeſtoßen war und eine eigne mehr doketiſche Gemeinde geſtiftet hatte; er

1) Theodoret. haeret. fab. I. 20. bei De Wette §. 68. Es war das Evangelium des Tatian, τὸ διὰ τεσσάρων.

2) Vergl. De Wette §. 73.

hat also wahrscheinlich das Evangelium des Marcion gebraucht und zu seinem Zwecke verändert. — Wenn wir aber sonst häretische Evangelien erwähnt finden, haben wir keine Ursache vorauszusetzen, daß sie von Häretikern ausgegangen, sondern nur, daß sie im Bereich häretischer Gemeinden vorkamen.

§. 58.

Wir hatten bisher die Spuren aufgesucht, wie sich die vier canonischen Evangelien zu den ketzerischen dem Inhalte nach verhalten haben mögen und weßhalb jene für ketzerisch erklärt worden sind, wobei sich eine wichtige Abstufung manifestirt hat. Der Ausdruck in jener Stelle des Origenes, die wir zum Grunde gelegt haben [1]), beweis't, daß damals es schon etwas Allgemeines war, daß die vier Evangelien in der Kirche anerkannt, die andern aber verworfen wurden. Wenn wir nun der bisherigen Auseinandersetzung über den Inhalt derselben die über das Alter anfügen, so ergiebt sich aus dem Ausdruck des Origenes Nichts darüber. Es entsteht also die Frage: Wie weit geht die Anerkennung der vier Evangelien über das Zeitalter des Origenes hinaus, und wie verhalten sich die Spuren der andern Evangelien zu denen von diesen?

Hier aber muß ich zuerst eine allgemeine Bemerkung über die Art und Weise, wie diese Untersuchung geführt wird, voranschicken. Es läßt sich nemlich nicht anders thun, als daß man in den vorhandenen kirchlichen Schriften die Spuren von dem einen oder dem andern Buche aufsucht; nun aber begnügt man sich gewöhnlich zu sehr mit übereinstimmenden Sätzen, die ein Schriftsteller ausspricht, und die auch in unsern Evangelien vorkommen ohne daß man sich darum bekümmert, ob das Evangelium dem Namen nach angeführt wird. Erinnern wir uns an die Menge der mit unserm Matthäus verwandten Evangelien, so muß hier zunächst gefragt werden, ob eine Stelle wirklich gerade unserm

1) Siehe oben §. 56.

Matthäus angehöre, wenn ſie bloß unbeſtimmt ohne Nennung deſſelben angeführt wird. Wir ſehn alſo, wie wenig manche ſolcher Stellen beweiſen [1]).

Um nun die Sache bis auf die erſten critiſchen Gründe zu verfolgen, müſſen wir uns erſt mit allerlei Einzelnheiten beſchäftigen, die unwichtiger zu ſein ſcheinen, aber die doch ſpäter ſehr in die Unterſuchung ſelbſt eingreifen.

Zuerſt müſſen wir fragen, wie es zugegangen iſt, daß ſolche Bücher, wie dieſe, den Namen „Evangelium" bekommen haben, da dieſer doch im neuen Teſtament auf ganz andre Weiſe vorkommt [2]). Doch finden wir im N. T. auch ſchon den Ausdruck εὐαγγελιστής, den wir mit dem Namen ἀπόστολος vergleichen müſſen. Letzterer ward urſprünglich nur den δώδεκα μαθηταῖς Chriſti beigelegt, aber es wurden auch Barnabas und Paulus ſo genannt [3]), und keineswegs kann man, wie Einige wollen, einen Unterſchied zwiſchen Apoſteln der Gemeinden und Apoſteln Chriſti machen, denn dies würde auf Paulus und Barnabas nicht paſſen. Nun giebt es eine Stelle bei Origenes im Eingange ſeines Commentars zum Johannes, wo er ſagt, das eigenthümliche Amt eines εὐαγγελιστής ſei das Erzählen, nun aber ſei das doch nicht thunlich geweſen ohne eine ermahnende Rede, die daran geknüpft ſei, und wegen dieſer Verbindung könne man das, was die Apoſtel ſchrieben, auch εὐαγγέλια nennen. Origenes ſetzt alſo voraus, die Apoſtel hätten eigentlich als ſolche mit dem εὐαγγελίζεσθαι Nichts zu thun; ſie erzählten nur um des Ermahnens willen, die Evangeliſten aber um des Erzählens willen. — Daß nun die εὐαγγελισταί des neuen Teſtaments Schriftſteller geweſen ſeien, davon iſt keine Spur, und noch weniger können darunter unſre vier verſtanden ſein. Auch iſt nicht wahrſcheinlich, daß unter ihrem Erzählen eine Erzählung des ganzen Lebens

1) Vergl. oben S. 138.
2) Siehe oben S. 89.
3) Act. 14, 4. 14.

Christi von Anfang an verstanden war, denn dazu ist ein einzelner mündlicher Vortrag nicht geeignet. Das neue Testament unterscheidet also dies Amt des Erzählens der evangelischen Geschichte im Einzelnen von der apostolischen Thätigkeit der Verkündigung. Dazu aber mußte es noch eine dritte Thätigkeit geben, die Origenes die adhortatoria oratio nennt, das Geschäft derer, welche in den Versammlungen der Christen sprachen. Dies thaten die Apostel auch, wenn sie unter Christen sich aufhielten, wo das κήρυγμα zu Ende war und das eigentliche Ermahnen anging. Offenbar nun hat die erzählende Thätigkeit zu diesen beiden an verschiedenen Orten ein verschiedenes Verhältniß; in Palästina, wo Christus in allen Landestheilen sich aufgehalten hatte, und die Feste Leute aus allen Gegenden in Jerusalem vereinten, war für das κήρυγμα eine Erzählung seines Lebens nicht nothwendig; anders aber in den vom Schauplatze seines Lebens entfernten Orten, wo man erst mit demselben bekannt gemacht werden mußte. Dagegen war das Verhältniß dieser erzählenden Thätigkeit zu der ermahnenden überall dasselbe; denn so wie die Lehre ins Einzelne ging, so war das natürliche Verlangen, daß die Uebereinstimmung der Lehrer mit Christo nachgewiesen wurde, und so mußten die, welche in den Versammlungen redeten, Aussprüche Christi zur Bestätigung anführen. Dies war auch in Palästina nöthig, weil die Meisten doch immer nur Einiges von den Reden Christi gehört hatten. So sehn wir, wie diejenigen, die sich diesem Geschäft widmeten, suchen mußten, außer dem, was sie selbst erfahren, auch andere Erzählungen von Christo zu erhalten.

Wenn wir nun das, was in den canonischen und apocryphischen Evangelien steht, zusammen nehmen, so werden wir uns folgendes allgemeines Bild machen: Um die Bekanntschaft mit der Person Christi, wo er nicht gelebt hatte, zu ersetzen, mußten Notizen gegeben werden von seiner öffentlichen Erscheinung, von seiner Lehrthätigkeit und seinem Wunderthun, von der Catastrophe, die seinen Tod herbeiführte, und von seiner Auferstehung; diese Hauptpuncte bezogen sich auf das κήρυγμα. In Bezug auf das

ermahnende Moment aber als Fundament und Beleg waren Ausſprüche und Reden Chriſti nothwendig. Vergleichen wir hierbei unſere Evangelien, ſo können wir Ausſprüche Chriſti unterſcheiden, die ſich an Thatſachen anknüpfen, dann gelegentliche Vorträge, die weniger mit ſeinen Handlungen zuſammenhängen, und dann ſolche, die dialogiſch entſtanden. Das Erſte iſt am meiſten die Verbindung von Handlungen Chriſti mit kurzen, gnomiſchen Ausſprüchen, wo bald das Wunder nur um des Ausſpruchs willen erzählt zu ſein ſcheint, bald einen integrirenden Theil der Erzählung bildet, das Zweite ſind überwiegend Parabeln, die Chriſto gewöhnlich waren und auf ſeinen vielen Reiſen, wo oft eine Menge Menſchen ſich momentan um ihn ſammelte, beſonders zweckmäßig erſcheinen. Nun iſt es wohl klar, daß ſolche kürzere Ausſprüche Chriſti, die ſich an etwas ſo Auffallendes, wie die Wunder, anknüpften, ſich ſehr leicht dem Gedächtniß einprägten, und zwar bei Vielen, weil bei manchen Wundern eine ſehr große Menge Zeugen war; ſo daß die Evangeliſten hier eine unerſchöpfliche Quelle hatten. Die Parabel hat ebenfalls etwas ſehr Anſchauliches, weil ſie eine Thatſache nachahmt, und iſt alſo jenen am nächſten. Dagegen ſind Unterhaltungen, die mehr dialogiſch ſind und woraus ſich eine weitere Auseinanderſetzung entwickelt, weit ſchwieriger zu behalten, weil ſie ſolche ſinnliche Anknüpfungspuncte für das Gedächtniß nicht haben. Um dieſe alſo mit Sicherheit wiedergeben zu können, gehörte ſchon eine genauere Bekanntſchaft und Vertraulichkeit mit Chriſto dazu, und daß es kein gleichgültiger Zuhörer geweſen, der ſie überliefern wollte. Alſo konnte dies nur von ſolchen geſchehn, die der Glaube an Chriſtus befähigte, ſeine Reden richtig aufzufaſſen und zu behalten. Wir könnten nun hieraus ſchon den bedeutenden Unterſchied erklären zwiſchen den ſynoptiſchen Evangelien und dem des Johannes, in welchem das Letzte allein entſchieden hervortritt.

Doch müſſen wir jetzt erſt dem Urſprunge der ſchriftlichen Abfaſſung der Lebensgeſchichte Chriſti nachgehn. Das neue Teſtament führt uns ſelbſt darauf, jene evangeliſtiſche Thätigkeit in

und Ketzeriſchem. Nun ergiebt ſich auch ganz nat
einigen Gegenden ein Zuſammentreffen von verſch
lungen über das Leben Chriſti, mündlich und ſchr
den, in andern dagegen nur ein gewiſſer Cyclus
je nachdem der geiſtige Verkehr größer oder gering

Wenn wir nun die Abſtufung, die wir verfol
ſchen dem, was canoniſch geworden und was al
worfen iſt, auf die gemeinſchaftliche Grundlage d
Erzählung beziehn, ſo müſſen wir allerdings ſagen:
richtige Erzählungen mit unrichtigen Auffaſſungen v
und bei den Einzelnen, die ſolche Notizen zum Bel
lichen Darſtellung ſammelten, müſſen wir auch ei
ſchiedenheit des Talents, Richtiges und Unrichtiges
den, annehmen. Daher muß es alſo Sammlunge
ben, die ſich reiner gehalten, und andere, die mehr
gem vermiſcht waren. Betrachten wir nun die A
cryphiſchen Evangelien im Codex pseudepigraphus
c i u s, ſo brauchen wir daraus, daß dieſe erſt weit
ſind, gar nicht zu ſchließen, daß dieſe apocryphiſchen
erſt in den ſpätern Zeiten erſonnen wurden; ſonde
Vielen unter denen, die das Chriſtenthum annahme
Wunderſucht ſein konnte, ſo entſtanden bald auf na
die apocryphiſchen Wundererzählungen, ohne daß

Erzählungen kommen konnten; wogegen in den vom Wege abgelegenſten Gegenden am längſten ſich die apocryphiſchen Erzählungen erhielten.

Unſere drei erſten Evangelien beſtehn überwiegend aus eben ſolchen Elementen, wie wir ſie als natürlichen Gegenſtand der mündlichen Erzählung aufgeſtellt haben; ſo erſcheinen ſie auch als aus ſolchen einzelnen mündlichen Erzählungen entſtanden. Bei Johannes dagegen iſt das Element der Rede überwiegend, und das aus dem Dialog Entſtandene, was für den Erzähler das Schwierigſte war, am hervorragendſten. Auch iſt hier eine beſtimmte Richtung auf einen Zuſammenhang; nicht daß keine Lücke wäre, aber die Stetigkeit in der Entwicklung der Cataſtrophe iſt ſehr deutlich. Fragen wir, wie es in dieſer Beziehung mit den nichtkirchlichen Evangelien geſtanden haben mag, die Origenes unſrer Tetras gegenüberſtellt, ſo wird die Antwort ſehr leicht ſein: diejenigen, welche den Familiennamen des Matthäus tragen, werden gewiß in Analogie mit den drei ſynoptiſchen Evangelien ſtehn; wogegen die übrigen mehr dem Johannes ähnlich geweſen ſein mögen, ja vielleicht auch darüber hinausgehend. Ein Evangelium des Baſilides, welches die gnoſtiſchen Theorien enthielt, wird ſich nicht mit den Gnomen und Parabeln Chriſti begnügt haben, wohl aber mit ſolcher Rede, wie bei Johannes; eben ſo muß das Evangelium des Petrus nach Serapion's Äußerungen mehr didactiſch geweſen ſein. Ja, da Paulus den Ausdruck εὐαγγέλιον ſo gebraucht, daß wir an den Inhalt und eigenthümlichen Typus ſeiner Lehre denken müſſen, ſo iſt gar nicht nothwendig, daß alle Schriften unter dem Namen εὐαγγέλια ausſchließlich erzählender Art geweſen ſind, ſondern ſie können auch didactiſch geweſen ſein.

§. 59.

Wir kehren nun nach dieſer Abſchweifung zu unſrer Frage zurück, wie lange ſchon unſre vier Evangelien in der Kirche mögen geltend geweſen ſein.

Origenes ſtellt die vier gleichſam als Eins dar; und ſo iſt

auch seit der Zeit von kirchlichen Schriftstellern immer davon geredet worden. Aber es ist nicht möglich, daß die vier immer gleichzeitig vorhanden gewesen, sondern sie müssen erst allmählig, je nachdem sie in Gebrauch kamen, zusammengebunden und von den andern abgesondert sein, denn es wäre das Wunderlichste, wenn sie von Anfang an nur mit Bezug auf einander geschrieben sein sollten; auch die kirchliche Tradition ist dafür, daß sie einzeln entstanden sind. Wir müssen also hier zwei Zeiträume unterscheiden, denjenigen, wo die Tetras schon festgestellt war, und denjenigen, wo sie erst gebildet wurde. Die Critiker, welche sich hiermit beschäftigen, scheinen mir viel zu weit in der Neigung zu gehn, die Tetras in eine frühe Zeit hinaufzuschieben.

Da Origenes, von dem wir ausgingen, eigentlich nach Egypten gehört, so tritt uns hier sogleich Clemens von Alexandrien entgegen. Es finden sich bei ihm Anführungen aus Matthäus und Lucas mit Nennung der Namen. Eusebius erzählt uns nun noch, daß Clemens in dem verlorenen Buche der ὑποτυπώσεις von der Anordnung der Evangelien Nachrichten gegeben, die er von älteren Lehrern empfangen habe [1]). Man sieht hieraus, daß zu der Zeit des Clemens schon das Bestreben, die vier zusammenzufassen, vorhanden war, und daß er es von christlichen Lehrern überkommen hatte, die eine Generation älter waren. Aber ob dies schon etwas Allgemeines war, oder sich nur auf die egyptische Kirche beschränkte, darf man nicht zu schnell entscheiden. Olshausen in seinem sehr fleißigen und brauchbaren Buche über die Ächtheit der Evangelien, die er durch Zeugnisse aus dem zweiten und ersten Jahrhunderte nachweist, geht hierin zu weit.

Man hat ferner geschlossen, daß Celsus, gegen welchen Origenes schrieb, auch schon unsere Evangelien gekannt habe. Aber dies scheint mir doch nicht für so gewiß angenommen wer-

1) Euseb. hist. eccl. VI. 14. περὶ τῆς τάξεως τῶν εὐαγγελίων παράδοσιν τῶν ἀνέκαθεν πρεσβυτέρων τέθειται.

den zu können. Er nennt nur ὑμέτερα συγγράμματα, die mit einander in Widerspruch seien, z. B. daß von den Einen bei der Auferstehung Christi ein Engel erwähnt worden, von den Andern aber zwei. Nun führt allerdings Origenes bei seiner Widerlegung dieses Einwurfs die Namen des Matthäus und Marcus, des Lucas und Johannes an; aber ob Celsus diese auch gekannt oder nicht vielmehr andre Erzählungen, worin dies auch so vorkam, ist eine große Frage [1]). Man kann nicht läugnen, daß Celsus von seinem heidnischen Standpuncte die Polemik gegen das Christenthum mit einer gewissen Gründlichkeit angefaßt hat; wenn nun schon damals der Unterschied der kirchlichen und häretischen Evangelien bestimmt festgestellt gewesen, so würde er nicht häretisch-apocryphische Erzählungen gleichmäßig mit solchen, die aus unsern canonischen Evangelien genommen zu sein scheinen, angeführt haben, ohne sie zu unterscheiden.

Gehn wir in eine andre Region über, so tritt uns Irenäus entgegen. Von ihm ist es ganz unstreitig, daß er unsre vier Evangelien nicht nur gehabt, sondern auch in ihrer ausschließlichen Dignität gekannt hat.

Wir kommen nun auf Justin und seinen Schüler Tatian in der Mitte des 2. Jahrh. Ersterer ist von unsern Critikern auf sehr verschiedene Weise behandelt; wir wollen den jüngern, Tatian, zuerst betrachten [2]). Sein Buch διὰ τεσσάρων wird als eine Zusammenstellung aus unsern vier Evangelien characterisirt und gewöhnlich als die erste Evangelienharmonie angesehn, wiewohl man nicht so viel von dem Buche weiß, um dies mit Bestimmtheit behaupten zu können. Der Name „eine Schrift, die vermittelst der vier zu Stande gekommen" deutet offenbar auf unsre vier Evangelien hin. Wenn also Tatian selbst sein Buch so genannt, so würde folgen, daß er die 4 Evangelien als zusammengehörig ausgeschieden und mit besondrer Achtung behandelt hätte.

1) Vergl. die Stellen aus Orig. contr. Cels. bei De Wette. §. 76.
2) Siehe oben Seite 70.

Daß aber Euſebius dieſen Namen dem Tatian ſelbſt zuſchreibt, gilt wenig, weil nach ſeinen Äußerungen über das Buch er es nicht ſelbſt geſehn hat; Theodoret aber, der es kannte [1]), ſagt bloß ὁ Τατιανὸς τὸ διὰ τεσσάρων καλούμενον συντάξαντα εὐαγγέλιον, woraus nicht hervorgeht, daß Tatian ſelbſt es ſo genannt hat. Theodoret ſetzt hinzu: τάς τε γενεαλογίας περικόψας καὶ τὰ ἄλλα ὅσα ἐκ σπέρματος Δαβὶδ κατὰ σάρκα γεγεννημένον τὸν κύριον δείκνυσιν. Dies iſt etwas ſehr Dunkles, was wenig auf die eigentliche Characteriſtik des Buches eingeht [2]). Warum mir aber ſo wenig wahrſcheinlich iſt, daß Tatian die vier Evangelien als ſolche gekannt habe, iſt ſein Verhältniß zu Juſtin.

Bei Juſtin [3]) ſind viele Anführungen, aber unter dem Namen ἀπομνημονεύματα τῶν ἀποστόλων. Wenn er nun unſere vier Evangelien in ihrer ausſchließlichen Kirchlichkeit gekannt hätte, ſo würde er ſich nicht eines ſolchen ganz fremden Titels bedient haben. Im Dial. c. Tryph. wird dieſer Ausdruck erweitert ἀπομνημονεύματα τῶν ἀποστόλων καὶ τῶν ἐκείνοις παρακολουθησάντων; aber es wird dadurch das Umgehen des gewöhnlichen Titels durchaus nicht erklärlicher gemacht. Auch aus der Stelle in der einen Apologie ἀπομνημονεύματα, ἃ καλεῖται εὐαγγέλια würde noch nicht folgen, daß Juſtin die vier Evangelia in ihrer beſondern Dignität gekannt hätte, aber ich muß dieſen Zuſatz für eine Gloſſe halten.

---

1) Siehe oben Seite 203 mit Note 1.

2) Erſt. Entw. Merkwürdig iſt und Aufſchluß gebend die Angabe des Epiphanius, daß τὸ διὰ τεσσάρων εὐαγγελίων des Tatian von Einigen κατὰ Ἑβραίους genannt werde. Denn entweder hat es 2 Bücher gegeben, die κατὰ Ἑβραίους heißen, was ſehr unwahrſcheinlich iſt, oder es liegt eine Verwechſelung zum Grunde. Nun hatte das Evang. sec. Hebr. beſondere Geſchichten zum Theil mit Johannes gemein; ſo konnte jenes leicht auch διὰ τεσσάρων heißen und hieraus die Verwechſelung hervorgehn.

3) Siehe oben Seite 71; vergl. De Wette §. 66. 67.

Nun war Tatian ein Schüler des Justin, aber kein sehr später, und deshalb ist nicht wahrscheinlich, daß in dieser kurzen Zeit die vier Evangelien schon so ausschließlich in Gebrauch und Ansehn gekommen sein sollten, daß Tatian ein Buch darüber schrieb. Er mag sie wohl einzeln auch gekannt und aus richtiger Critik vielleicht nichts aufgenommen haben, was nicht auch darin stand, und dadurch mag der spätere Name seiner Schrift entstanden sein; aber daß er mit der besondern Absicht, eine Harmonie aus den vier Evangelien zu machen, nur eben diese vier, als kirchlich allein anerkannt, ausgewählt habe, ist nicht wahrscheinlich.

Wenn wir die Stellen des Justin mit den entsprechenden in unsern Evangelien vergleichen, so finden wir selbst bei der größten Uebereinstimmung eine Art von Zusammenstellung, welche auf eine Aehnlichkeit mit dem spätern διὰ τεσσάρων des Tatian schließen läßt. Es sind nicht nur Vermischungen aus Matthäus und Lucas (aus Marcus kommt wohl wenig oder so gut wie gar Nichts vor), sondern auch aus Matthäus und Johannes und aus Johannes und Lucas; und das ist für mich eher ein Beweis, daß Justin unsre Evangelien nicht gehabt, als daß er sie hatte. Denn wo man die Tetras anerkannt hat, da hat man zugleich die Verschiedenheit der drei ersten Evangelien von dem des Johannes beachtet. Man sucht nun den Beweis gegen die Bekanntschaft des Justin mit unsern Evangelien, der daraus genommen ist, daß er sie nicht nennt, dadurch zu entkräften, daß er auch die alttestamentlichen Schriften nicht namentlich citire; aber das erklärt sich aus einem Gefühle von Schicklichkeit, weil die Apologien vorzüglich an die römischen Behörden gerichtet waren. Wir können aus den Citaten des Justin keine bestimmte Meinung über die Einheit oder Vielheit und besondere Beschaffenheit der Schriften, die er anführt, bilden. Er führt, unter demselben Namen auch Stellen an, die nur in apocryphischen Evangelien sein können; was schon für sich vollkommen beweis't, daß er die ausschließliche Kirchlichkeit unsrer vier Evangelien nicht gekannt hat. Daß es mehrere Schriften sind, die er unter dem Namen ἀπομνημονεύ-

ματα zuſammenfaßt, will ich gar nicht bezweifeln; es wäre auch ſehr unwahrſcheinlich, wenn dort die ganze chriſtliche Litteratur auf eine Schrift beſchränkt geweſen wäre [1]).

Auch von Marcion [2]) ſucht Olshauſen durchzuführen, daß er unſere 4 Evangelien gekannt und ihre Aechtheit nicht bezweifelt, aber ihrer kirchlichen Brauchbarkeit wegen Ausſtellungen dagegen gemacht habe. Aus den einzelnen Anführungen aus der Schrift des Marcion conſtirt aber darüber gar Nichts, ſondern nur, daß ſeine Gegner vorausgeſetzt, er kenne die 4 Evangelien. Wenn Tertullian ſagt, Marcion habe das Evangelium verfälſcht, ſo macht Olshauſen ſeine Folgerungen daraus, weil damals der Ausdruck Evangelium ſchon die Evangelienſammlung bedeutet habe, aber dabei wird die etwas rabuliſtiſche Polemik des

---

1) Erſt. Entw. Der Name εὐαγγέλιον kommt in den Apologien gar nicht, ſondern nur in dem ſchwerlich von Juſtin herrührenden Dial. c. Tryph. vor. Wäre aber dieſer auch ächt, ſo würde doch τὸ εὐαγγέλιον nicht auf eine Kenntniß unſerer Evangelien führen, da kein Name dabei ſteht, ſondern mehr darauf, daß entweder Juſtin nur Ein Evangelium gekannt hat oder daß das Wort im Singular als allgemeine Bezeichnung für alle Schriften dieſer Art gegolten hat. Juſtin's Ausdruck iſt aber ſehr natürlich und gar keine Veranlaſſung, dabei an Xenophon beſonders zu denken, ſondern nur daß die Apoſtel aus der Erinnerung aufgeſchrieben. An Einer Stelle indeß (im Dial. c. Tryph.) erweitert er den Ausdruck abſichtlich „die Apoſtel und ihre Begleiter" was man freilich der bekannten Tradition nach auf Marcus und Lucas deuten könnte. Es bleibt auch an ſich möglich; denn die Namen eigneten ſich als ganz unbekannte nicht dazu, dem Kaiſer vorgelegt zu werden, an den doch die Apologie ging. Aber die Sache ſelbſt iſt dagegen, weil die ſo angeführten Stellen nicht alle in unſern canoniſchen Evangelien ſtehn, manche gar nicht, manche viel zu ſehr verändert, als daß man dies auf Rechnung des freien Citirens ſchreiben könnte. Eben ſo wenig deutet der Ausdruck auf ein Urevangelium als gemeinſchaftliches Werk mehrerer Apoſtel und Apoſtelgehülfen, ſondern auf eine unbeſtimmte Mehrheit ſolcher Aufzeichnungen.

2) Vergl. oben Seite 64 und 197.

Tertullian übersehn, der mit dem Ausdrucke spielt: weil Marcion nach seiner Voraussetzung das Evangelium des Lucas verfälscht hat, so hat er auch das Evangelium d. h. die Lehre verfälscht. Man beschuldigt ihn, gesagt zu haben, die Apostel hätten die legalia zu der Lehre Christi hinzugefügt. Dies verbindet man mit der andern Nachricht, daß er das Evangelium verfälscht habe, und schließt daraus, Marcion habe behauptet, daß die apostolischen Verfasser unsrer Evangelien ihre Nachrichten vom Leben Christi durch gesetzliche Elemente verfälscht hätten. Aber das liegt darin gar nicht; Marcions Meinung ist nur, daß die Apostel nicht reine Ueberlieferer der Lehre Christi seien; alles Gesetzliche sei auf Rechnung der Apostel zu schreiben. Es folgt also nicht daraus, daß er unsere apostolischen Evangelien gekannt habe, sondern nur, daß er, wenn er dergleichen in seinem Evangelium fand, es den Aposteln zuschrieb. Betrachten wir die Theorie des Marcion, so weit wir sie kennen, so würde auch viel weniger Änderung dazu gehört haben, das Evangelium des Johannes seiner Theorie anzupassen, als irgend eins der synoptischen. Wir können also nicht annehmen, daß er das Evangelium des Johannes gekannt habe, weil er sonst offenbar dies benutzt hätte; er hätte gar keinen Grund gehabt, es mit einzelnen Änderungen nicht neben dem seinigen auch zu behalten. Es war ja gar nicht seine Absicht, sich in Streit mit der Kirche zu setzen; hätte er also die kirchliche Tetras gekannt, so wäre jedes andere Verfahren besser als das, was man ihm zuschreibt, gewesen, um seinen Zweck zu erreichen und doch die Kircheneinheit nicht aufzugeben. Es muß demnach ganz unwahrscheinlich werden, daß Marcion unsre 4 Evangelien gekannt habe; nicht einmal einzeln scheint er sie gehabt zu haben.

Fragen wir also, wann wir mit Sicherheit die Geltung der vier Evangelien aufstellen können, so müssen wir bei Origenes und Irenäus stehn bleiben, höchstens können wir bis Clemens von Alexandrien hinaufsteigen. Keineswegs aber ist vorauszusetzen, daß dies in der ganzen Kirche gleichzeitig gewesen sei, sondern nach der Natur der Sache ist es vielmehr wahrscheinlich

daß es von einem Puncte begann, und die andern Kirchen dann nachfolgten; und wenn wir es zuerſt bei Clemens finden, ſo iſt es wohl zu vermuthen, daß dieſe Ausſcheidung und beſondre kirchliche Anerkennung unſrer vier Evangelien von Egypten ausging.

Einzeln waren ſie ſchon früher bekannt; die Frage aber, wie weit ſich dies nachweiſen laſſe, wird uns erſt ſpäter beſchäftigen, wenn wir jedes Evangelium für ſich betrachten.

§. 60.

Das Wort εὐαγγέλιον ward nun der Name dieſer Schriften, weil ſie vorzugsweiſe das enthielten, was die εὐαγγελισταὶ als Erzählung aus dem Leben Chriſti zu dem κήρυγμα der Apoſtel hinzufügten [1]). Ueberall aber verknüpft ſich mit dieſer Benennung das κατὰ [2]), nicht nur bei unſern vier Evangelien, ſondern auch κατὰ Πέτρον, κατὰ Θωμᾶν, aber auch ebenſo καθ' Ἑβραίους, καθ' Αἰγυπτίους. Soll das κατὰ nur eine andere Art ſein, den Auctor zu bezeichnen [3]), ſo muß doch außerdem noch eine andere Bedeutung deſſelben angenommen werden, denn εὐαγγέλιον καθ' Ἑβραίους kann doch nur heißen: ein Complerus der Lebensbeſchreibung Chriſti, wie er bei den Hebräern gefunden wird; dies iſt alſo ein örtliches Verhältniß und das des Auctors tritt ganz zurück. Hiervon müſſen wir ausgehn, und es wäre darnach ganz möglich, daß ein Evangelium zwei ſolcher Titel haben konnte; z. B. das Evangelium κατὰ Πέτρον hätte eben ſo gut κατὰ Κίλικας heißen können. Nehmen wir ferner die Tradition, daß das Evangelium des Marcus ſeine Auctorität dem Umſtande verdankte, daß er der Evangeliſt des Petrus geweſen, und das des Lucas dem, daß er der des Paulus gewe-

1) Siehe oben Seite 205—208.

2) Siehe oben Seite 90.

3) Erſt. Entw. Selbſt die Stelle in den Makkabäern beweiſt nur, daß es des Nehemias Schrift ſei von dem zu ſeiner Zeit vorgefallenen.

ſen: ſo hätte das erſtere auch das Evangelium κατὰ Πέτρον heißen können, und das zweite das κατὰ Παῦλον. Das κατὰ bezeichnet alſo in dem einen Falle eine beſtimmte Auctorität, in dem andern eine Localität. Wenn wir nun von den Evangelien κατ' Ἑβραίους und κατ' Αἰγυπτίους nicht die Verfaſſer kennen, ſo muß Jedem einfallen, daß dieſe Namen nicht die urſprünglichen ſind; wer ſie ſchrieb, konnte ſie unmöglich gleich ſo nennen, ſondern ſie konnten erſt ſpäter ſo genannt werden, als man ſie ausſchließlich dort fand und ſie unterſcheiden wollte; urſprünglich mögen ſie bloß εὐαγγέλιον geheißen haben. Daraus folgt, daß man urſprünglich bei ſolchen Schriften gar keinen beſondern Werth auf den Verfaſſer legte; und dies iſt auch ſehr natürlich, wenn wir uns ihren Urſprung aus dem Geſchäft der Evangeliſten erklären; denn da iſt der Diaſkeuaſt gar nicht der urſprüngliche Verfaſſer, ſondern einen ſolchen giebt es gar nicht, weil mündlich forterzählt wurde; es giebt nur Quellen und Auctoritäten dafür. — Daß man dieſen Punct bei dieſer Unterſuchung nicht erſt feſtgeſtellt hat, hat viele Verwirrung in dieſen Gegenſtand gebracht.

§. 61.

Ehe wir zu den einzelnen Evangelien kommen, haben wir noch im Allgemeinen davon zu reden, wie der Uebergang vom mündlichen Vortrage der Evangeliſten zur ſchriftlichen Abfaſſung zu denken ſei[1]).

Aber auch hier iſt gar nicht auf etwas Gleichmäßiges zurückzugehn. Denken wir uns ein ſchriftliches Evangelium aus den oben betrachteten Elementen zuſammengeſetzt, aus Erzählungen, die ſeine göttliche Sendung und Meſſianität zu beweiſen beſonders geeignet waren, und aus Reden, die ſeine Lehren enthielten: bilden dann ſolche ἀπομνημονεύματα wohl eigentlich eine Bio-

1) Vergl. Schleierm. üb. d. Schrift des Lucas. S. 9—14.

erſtehungsgeſchichte beſonders mit zu dem beweiſend
gehörte, hier ein Zuſammenhang ſein; aber alles
ohne einen ſolchen. Da wurde alſo eine verſchieden
möglich, was dem biographiſchen Character nicht ange
Nun aber wäre es doch ſehr natürlich, daß es Bio
Chriſtus gegeben habe; in denen, die mit ihm beſt
mußte ſich doch ein ſolches zuſammenhängendes Bild
Leben geſtalten. Aber freilich zu einer ſchriftlichen
deſſelben gehörte eine gewiſſe Ruhe und Muße. Denk
es ſei dergleichen nicht zu Stande gekommen, ſo la
lebten, die Chriſtum ſelbſt begleiteten, ſo konnte es
nicht geſchehn. Jede ſolche biographiſche Abfaſſung i
tern Zeit wäre eine Fiction geweſen, oder es hätte e
fältiges critiſches Verfahren dazu gehört, was für jen
anzunehmen iſt.

Betrachten wir nun unſre vier Evangelien in di
ſo theilen ſie ſich offenbar in dieſe zwei Zweige. Di
ſind ſolche, die aus einzelnen zuſammenhangsloſen
entſtanden ſind, was ſich ſchon daraus ergiebt, daß
oft in verſchiedener Ordnung und Zeitfolge geben. -
Verwechſelung dieſer drei Evangelien mit einer Bi
das entſtanden, was ſich in dem Commentar vo

iten ganz leer ausgehn; wie müßte es alſo im Gedächtniß derer,
: Chriſtum begleiteten, ausgeſehn haben? Aber ſo wie man da-
n abſtrahirt, daß jene Evangelien Biographien ſein ſollten, und
ß es auf eine zuſammenhängende Darſtellung abgeſehn ſei, ſo
ägt ſich dieſer Unterſchied gleich ſehr deutlich ein. Unſere drei
ten Evangelien ſprechen z. B. nur von einem Aufenthalte
)riſti in Jeruſalem. Dies hat man bei Matthäus ſo erklärt, daß
nur das habe erzählen wollen, was nach der Gefangennehmung
)hannes des Täufers geſchehn ſei; bedenkt man aber, daß die
chickſale deſſelben gar nicht mit denen Chriſti zuſammenhängen,
erſcheint dies als völlig willkürlich.

Im Evangelium des Johannes iſt dagegen der biographiſche
)aracter aufs beſtimmteſte ausgeprägt. Alles wird auf be-
mmte Zeiten bezogen, natürlich nicht in der Abſicht, eine Chro-
k vom Leben Chriſti zu liefern, aber doch die ganze Entwicklung
r Begebenheiten von ſeinem öffentlichen Auftreten an. Nehmen
ir dazu, daß bei Johannes in den Reden Chriſti gerade das am
eiſten hervortritt, was am ſchwierigſten in der Ueberlieferung
behalten iſt, das Dialogiſche: ſo ſehn wir, daß dieſe Compoſition
ir von Jemand gegeben werden konnte, der mit Chriſtus gelebt
:t; ein Späterer hätte müſſen genaue critiſche Unterſuchungen
ıſtellen, welche dem Evangelium wohl würden anzumerken ſein.—
in biographiſches Evangelium, wenn es ächt ſein ſoll, konnte
ir von einem Begleiter Chriſti mitgetheilt werden, oder höchſtens
ıs der zweiten Hand.

Denken wir uns alſo dieſe beiden Arten der evangeliſchen
tteratur, die zuſammenhangsloſe und die biographiſche, ſo mußte
e letztere ihrer Urſprünglichkeit nach früher ſein, die erſtere
ınnte auch ſpäter entſtehn. Natürlich konnten, wenn erſt ein
ographiſches Evangelium da war, nachher mehrere davon ge-
acht werden.— Es iſt alſo eine Gleichmäßigkeit und Gleichzei-
gkeit in der Abfaſſung der Evangelien gar nicht vorauszuſetzen.
)ie aggregirenden Evangelien konnten weit ſpater abgefaßt
erden, wenn gleich die einzelnen Elemente ſchon vorher vorhan-

ein geſchichtliches Zeugniß, ſo iſt es etwas ſehr unwa
ches; wir müſſen vielmehr vermuthen, daß, wenn das E
Johannis nicht von der zweiten Ordnung iſt, ſondern d
Johannes angehört, dies das früheſte iſt. Wenn nun
niſſe dagegen wären, ſo müßten wir ſagen, daß unern
jene mündlichen Vorträge in ſchriftliche Abfaſſung i
Denken wir uns aber ein biographiſches Evangelium urſpri
aggregirende ſpäter mit Kenntniß deſſelben verfaßt, ſo
nicht ſo ausſehn, wie unſere drei ſynoptiſchen. Denn
nicht denken, daß ſie nicht ſollten ihre Elemente nach
torität geordnet haben, oder daß wir es ihnen nicht ann
ten, wo ſie dieſelbe vor ſich gehabt haben, und wo nicht
wir alſo das Evangelium des Johannes als ein bio
früher ſetzen, als die drei ſynoptiſchen, ſo müſſen die
der letztern das erſtere nicht gekannt haben. Denn da
thäus Nichts von einem frühern Aufenthalte Jeſu in
weiß, dagegen Vieles in den letzten, der doch nach Joh
wenige Tage dauert, aufhäuft: ſo wäre es höchſt ſonb
nicht irgend eine entſchuldigende Andeutung in Bezu
frühern Reiſen vorkommt. Dies ſcheint alſo eine Be
der gewöhnlichen Anſicht zu ſein.

Nun wollen wir aber noch einmal zu dem Urſprüngli
mündlichen evangeliſtiſchen Thätigkeit zurückkehren, un

der nicht Einiges aus dem Leben Chriſti ſollte feſtgehalten haben, das er mit einer gewiſſen Genauigkeit wiedergab. Da war es alſo ein Austauſch von dem, was Jeder hatte, aber kein Grund, es zu einem beſondern Geſchäft zu machen. Aber leicht mochten Einige einen innern Trieb ſpüren, das, was ſie durch den Austauſch bekamen, eben ſo feſtzuhalten, als was ſie ſelbſt erfahren. Das kann durch Einprägung aus wiederholten Erzählungen rein im Gedächtniſſe geſchehn ſein, oder auch wohl zeitig ſchon durch Schrift. Doch haben wir nicht Urſache, in dieſen Gegenden eine große Leichtigkeit in der ſchriftlichen Abfaſſung anzunehmen; unter den Juden gab es wenig Veranlaſſung zum Briefſchreiben, weil man bei den jährlichen Feſten ſich doch zuſammenfand; auch der geſchäftliche Verkehr brachte nichts Schriftliches mit ſich. Alſo müſſen wir uns das Schreiben auf den litterariſchen Theil des Volks beſchränkt denken, und davon gehörte zu den erſten Chriſten ein ſehr kleiner Theil. Wir müſſen uns alſo hier eine große Verbreitung dieſer Notizen, aber ohne Neigung zur chriftlichen Abfaſſung denken.

Sehn wir auf die weitere Verbreitung des Chriſtenthums, ſo finden wir zuerſt eine unfreiwillige Zerſtreuung der Chriſten nach dem Tode des Stephanus. Es waren wahrſcheinlich vorzüglich helleniſtiſche Juden, welche zum Theil wohl nicht einmal in Jeruſalem mochten anſäſſig geweſen ſein, von denen die Verpflanzung des Chriſtenthums nach außen zuerſt ausging, wie wir dies z. B. in Antiochien authentiſch wiſſen. So wie alſo das Chriſtenthum hier Wurzel ſchlug, war Anlaß da, daß das Erzählen der evangeliſchen Geſchichte ein beſonderes Geſchäft wurde. Diejenigen, welche Chriſtum ſelbſt hier und dort gehört hatten, werden ſich dieſes Geſchäfts beſonders angenommen haben. Nun entſtand bald ein großer Verkehr zwiſchen Jeruſalem und Antiochien, und da werden Chriſten, die noch mehr aus dem Leben Chriſti wußten, hinzugekommen ſein, und das Geſchäft des Erzählens wurde mehr ausgedehnt. Doch ſcheint es, als konnten dies nur die mit Nutzen treiben, die in Paläſtina gelebt, aber kei-

nen Wohnsitz hatten; denn die in Jerusalem wohnten, werden nicht viel von dem gewußt haben, was Christus in Galiläa gethan. Es mußte aber, so wie das Erzählen ein eigentliches Geschäft wurde, ein Fleiß entstehn, nachzuforschen und Elemente, die zur Erläuterung seines Lebens dienten, Paraboliſches und Gnomiſches in größern Massen herbeizuschaffen. Wie dies aber besonders betrieben, die nicht an einen festen Wohnsitz gebunden waren, so war noch weniger Veranlassung zu schriftlicher Abfassung, weil diese ein mehr ruhiges und stetiges Leben erfordert. — Alles konnte mündlich geschehen; denn wie bei der griechischen Rhapsoden war das Gedächtniß damals geübter, als jetzt, wo wir so an die Feder gebunden sind. Daß bei diesem Zusammentragen durch Austausch freilich nicht lange eine wörtliche Uebereinstimmung sein konnte, ist wohl klar; und so läßt sich denken, daß, wenn nachher eine schriftliche Abfassung eintrat, schon verschiedene Relationen derselben Thatsachen da waren. Aber auch hier ist keine Gleichmäßigkeit zu denken, sondern es gieng wieder zwei verschiedene Elemente. Es ist natürlich, daß man besondern Fleiß darauf wandte, die Reden Christi zu überliefern. Auch in den thatsächlichen Elementen, wo sich an die Thatsachen Aussprüche Christi anknüpften, wird sich die Uebereinstimmung länger in der Ueberlieferung seiner Reden erhalten haben, als in der Erzählung. — Wenn wir uns dies weiter ausgebreitet denken, so haben sich bald solche Sammlungen von Erzählungen aus dem Leben Christi gebildet, die sich fortüberlieferten; und da konnten es an verschiedenen Orten verschiedene sein, aber auch dieselben Elemente immer wieder vorkommen. Wegen der besondern Dignität der Leidens- und Auferstehungsgeschichte ist wahrscheinlich, daß die Elemente derselben überall vorzüglich identisch waren, während das Uebrige in größerer Verschiedenheit sich verbreitete.

Es finden sich bei den ältern Kirchenschriftstellern Traditionen, die auf eine gewisse Abhängigkeit des evangelistischen Geschäfts von dem apostolischen hinweisen; aber man muß sich diese nicht zu genau denken, als ob etwa jeder apostolische Mann seinen Evange-

listen hatte, der ihn begleitete, oder als ob alles evangelistisch Ueberlieferte einer apostolischen Bestätigung bedurfte. Es konnten ja Mehrere durch sich selbst beglaubigt sein, als Augenzeugen, wenngleich sie nicht zum apostolischen Kreise gehörten, oder sie konnten, was sie vorgetragen, von solchen gehört haben.

So gestaltet sich die Sache, wenn man sie der innern Wahrscheinlichkeit nach denkt im Zusammenhang mit unsern Notizen über die erste Verbreitung des Christenthums.

Der Uebergang zum Schriftlichen nun läßt sich auf zwei sehr verschiedene Arten denken, entweder als eine Sache der Noth, oder als eine Sache einer freien aber nur unter gewissen Umständen zu befriedigenden Neigung. Sache der Noth konnte es nur dann werden, wenn das Material der mündlichen Ueberlieferung sich anhäufte, und unter Vielen wenigstens Einige waren, die eines schriftlichen Festhaltens bedurften, um ihr Material nicht zu verwirren. Aber auch dies dürfen wir uns nicht in dem Bedürfniß einer gewissen Ordnung begründet denken, die bei dieser nur aggregirenden Sammlung nicht stattfinden konnte, nur daß, was zur Leidens- und Auferstehungsgeschichte gehörte, zuletzt gestellt werden mußte. Aber um Verwechselung des Aehnlichen in dem Material zu verhüten, konnte man wohl vieler schriftlicher Notizen bedürfen, die aber nicht der Art zu sein brauchten, daß sie durch sich selbst verständlich waren. Weit eher läßt sich denken, daß solche schriftliche Aufzeichnungen von den Zuhörern, als von den Evangelisten selbst ausgingen. — Anders war es bei denen, die auf dem Schauplatze der Begebenheiten selbst wohnten, da konnte es Viele geben, die Ruhe und Muße hatten, Erzählungen aus dem Leben Christi zu sammeln und zu ihrem Privatgebrauche solche Aufzeichnungen zu machen. Immer gehörte dazu, sobald sie für sich verständlich sein sollten, eine gewisse Ruhe und Opportunität, um eine gewisse Vollständigkeit durch Vergleichung mehrerer Nachrichten zu erhalten. Aber daraus folgt noch gar nicht, daß die ersten schriftlichen Abfassungen auf eine Gesammtheit des Lebens Christi ausgegangen seien; sondern so wie wir es

ſchäft an einem und demſelben Orte trieb und zu
ſolchen, wo er Gelegenheit hatte, von Autopten Ma
ſammeln, wo ſeine Zuhörer aber wechſelnd waren:
Solcher beſonders geeignet geweſen, eine ſchriftliche
machen, und eine Menge von Material der bloß
Ueberlieferung zu entreißen. Ein Solcher wird Act.
haft gemacht, Philippus, welcher zu den ſieben
Gemeinde in Jeruſalem gehörte. Er wohnte in C
wird ausdrücklich ὁ εὐαγγελιστής genannt; ſeine
προφητεύουσαι geweſen. Aber wir wiſſen gar
ſchriftliche Aufzeichnungen gemacht habe, obgleich e
ſcheinlich war; denn Cäſarea war der Sitz des römi
rators und eine wechſelnde Zuhörerſchaft hier nat
war Galiläa, der Schauplatz der meiſten Thaten Chri
Die Acta erwähnen zwar davon weiter Nichts; abe
folgt daraus, daß unſre Darſtellung unrichtig iſt, d
des Philippus nur beiläufig gedacht.

§. 62.

Hiermit wollen wir eine andere Vorſtellung ver
eine Zeit lang ungemeinen Beifall hatte, die Eich
einem Urevangelium[1]). Sie iſt aus der Aufga

Erzählungen werden vorzüglich identiſch ſein, Ordnung und Stel-
ung aber ſehr verſchieden. — Nimmt man aber bloß die Geſtalt
nſrer Evangelien vor die Augen, ſo kann man wohl leicht zu jener
ypotheſe kommen, die aber, wenn man die Probe mit ihr macht,
n Nichts zerfällt. Wir haben von oben angefangen; wenn wir
un einen Schluß gemacht hätten auf die Geſtaltung der Evan-
elien, wie ſie darnach ſein müßte: ſo wäre die Probe, die wir
u machen hätten, daß wir zuſähen, ob unſre darnach gebildete
orſtellung von den Evangelien mit den wirklich gegebenen zu-
ammenſtimmt. Fängt man aber von unten an, von den vor-
andenen Evangelien, und fragt, worin ihre Verwandtſchaft und
erſchiedenheit ihren Grund haben kann: ſo muß man die Probe
ngekehrt machen.

Eichhorn hat gedacht: was verwandt und wörtlich überein-
immend iſt, muß urſprünglich Eins geweſen, was aber ver-
hieden iſt, muß ſpäter hinzugekommen ſein. So erhalten wir
ber für das Urſprüngliche, das Urevangelium, nur ein ſehr ma-
eres Gerippe. Wenn aber dies ſoll feſt und Eins geweſen ſein,
müßte es doch eine beſondere Beglaubigung erhalten haben;
nd da müßten ſich die Apoſtel über ein ſolches Urevangelium ver-
nigt haben. Die Probe iſt alſo, ob ſich das, von oben ange-
ngen, ſo denken läßt. Aber da finde ich nur ein immer ärger
erdendes Gewebe von Unwahrſcheinlichkeiten. Warum wurde
enn, als ſich die Apoſtel über eine gewiſſe Anzahl von Erzählun-
en als Stoff der evangeliſtiſchen Thätigkeit vereinigten, Einiges
ufgenommen, Anderes ausgeſchloſſen? Unter dem, was bloß
aſſenweiſe zuſammengenommen iſt, finden wir eine große Menge
on denſelben Elementen, wie die, welche einzeln und ausführlich
rzählt werden; warum die Apoſtel dieſe nun am erſtern Orte
eſtrichen, läßt ſich nicht einſehn, da ſie ſich im Gegentheil hätten
euen müſſen, je vollſtändiger und zuſammenhängender ihre Er-
ählungen waren. Viel natürlicher iſt alſo, zu denken, daß die
onderung erſt allmählig gemacht wurde, als die vier Evange-
en in der Kirche feſt wurden, und daß auf dieſe Weiſe manches

Schöne und Aechte mag verloren gegangen ſein, weil es mit Unächtem vermiſcht war. Daß aber die Apoſtel ſich ein Monopol und Richteramt über die zu erzählenden Elemente gemacht und dabei nur ein ſo mageres Ganzes gelaſſen hätten, iſt gar nicht zu denken.

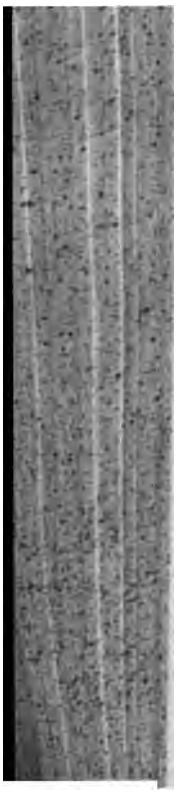
Aber auch der ganze hiſtoriſche Thatbeſtand ſpricht genau betrachtet gegen jene Hypotheſe. Unſre kirchlichen Evangelien ſind doch zugleich mit andern geworden, von denen die Kirchenväter mit einer gewiſſen Achtung reden. Sollen ſich nun dieſe auch an das Urevangelium gehalten haben, ſo müßte, da dieſelben von den verſchiedenſten Gegenden ausgingen, das Urevangelium in dem Zuſtande eines magern hiſtoriſchen Gerippes durch die Apoſtel überall in den Kirchen verbreitet worden ſein, als der Rahmen, an den ſich alles Uebrige anſchließen ſollte. Dann aber iſt unerklärlich, daß bei keinem Kirchenſchriftſteller eine Notiz davon anzutreffen iſt.

Wenn man ſich den natürlichen Gang der Dinge, wie er ohne allen fremden Impuls ſo ſein mußte, als ein Erzählen und Sammeln und ein Aufſchreiben für das Erzählen denkt, und wenn nun eine ſolche Anordnung, wie die des Urevangeliums, hemmend hineingriff: ſo müßte doch eine beſtimmte Abſicht dabei zum Grunde gelegen haben. Dieſe hätte nur in der Ausſchließung anderer Elemente beſtehn können; denn wenn jedem Erzähler freigeſtanden hätte, nach Gutdünken etwas hinzuzufügen, ſo wäre die Anordnung unnütz geweſen; ſollte aber nicht eine Ausſchließung anderer Elemente, ſondern die Verbreitung ſolcher, die vorzüglich geltend gemacht wurden, die Abſicht ſein, ſo hätten ſie müſſen in einer größeren Ausführlichkeit gegeben werden. Eine dritte Abſicht wäre die, eine gewiſſe Ordnung feſtzuſtellen; aber theils liegt eine ſolche critiſche Tendenz gar nicht in jener Zeit, theils hätte dieſe Ordnung doch nur für ſchriftliche Abfaſſungen gegeben werden können, denn die mündliche Ueberlieferung konnte nur fragmentariſch ſein. Dazu kommt noch, daß dieſe Abſicht ſchon in unſern vorhandenen drei Evan-

gelien ſich gar nicht bewährt hätte, denn die Anordnung iſt in ihnen gar nicht dieſelbe. — Wir können uns alſo gar nicht denken, von welcher Abſicht die Apoſtel dabei ausgegangen ſein ſollten. Wie hätten aber auch die Apoſtel es für möglich halten können, einen ſolchen Zweck, dem mündlichen Verfahren beſtimmte Regel und Ordnung zu geben, zu erreichen? Wir müßten ſie dabei als eine Art von adminiſtrativer Behörde denken, die ihre Befehle ausſchickt. Aber ſchon die Communication war damals eine ganz andere. Auch lehrt uns die Apoſtelgeſchichte, daß jener Zweck gar nicht erreicht werden konnte. Als die Apoſtel erfuhren, daß das Chriſtenthum in Samaria verbreitet war, ſchickten ſie Petrus und Johannes dahin; da war aber das evangeliſtiſche Geſchäft durch Philippus und wahrſcheinlich manche Andere ſchon geſchehn [1]). Ebenſo kam die Entſtehung der Gemeinde zu Antiochien erſt zur Notiz der Apoſtel, als ſie ſich ſchon gebildet hatte [2]). Wollten aber die Apoſtel lange nachher manches, was ſchon in öffentlicher Rede war, wieder ausſchließen, ſo wären ſie theils zu ſpät gekommen, theils vermochten ſie gar nicht überall hinzugelangen. Und dann müßte doch davon wenigſtens eine Spur von Tradition erhalten ſein.

Nun iſt noch ein Punct, der für mich ſchon allein die ganze Hypotheſe umwirft, nemlich das Verhältniß des Johannes zum Urevangelium. Die Hypotheſe iſt ganz davon ausgegangen, daß Johannes die drei ſynoptiſchen Evangelien vor ſich gehabt habe. Wenn nun das Urevangelium durch eine Uebereinkunft der Apoſtel zu Stande gekommen iſt, ſo muß Johannes mit dabei geweſen ſein; dann aber hätte er doch gewiß dafür geſorgt, daß das in daſſelbe aufgenommen wurde, worauf er ſo beſondere Wichtigkeit legt, wenn auch nicht die Reden, doch das Geſchichtliche, z. B. die Heilung am Teich Bethesda, die des Blindgeborenen, beſonders die Erweckung des Lazarus. Alſo müßte man doch annehmen, daß Johannes nicht dabei geweſen iſt; aber wir wiſſen Nichts

1) Act. 8, 4—15. 2) Act. 11, 19—22.



einſetzt, ſo überſieht man dabei diejenigen nicht car
gelien, die mit den ſynoptiſchen von einer Famil
würde auch das aus dem Urevangelium heraus
einem dieſer verwandten Evangelien gefehlt hätte.
eine einzelne Erzählung, z. B. die Verſuchungsge
bei Matthäus und Lucas ausführlich, aber bei jed
wovon aber bei Marcus gleichſam nur die Ueb
würde das Urevangelium nur dieſe enthalten ha
wir nun die andern Evangelien dazu adhibiren, ſo
noch mehr Elemente ſich ergeben, von denen nur e
dürftige Ueberſchrift im Urevangelium geſtanden hä

§. 63.

Wir mögen alſo die Sache betrachten, wie
iſt ſie unhaltbar. Wir müſſen nun ſehn, ob wir
tum, woraus das Bedürfniß einer ſolchen Hypot
iſt, auf andere richtigere Weiſe auffaſſen können.

Wir müſſen davon ausgehn, daß das Erzähle
chen aus dem Leben Chriſti in der erſten Zeit g
und überall verbreitet war. Wenn nun die Apoſt
ſten Leiter der Angelegenheiten des Chriſtenthums
ſich, was für einen Einfluß ſie auf dieſes Erzählen

elien ſich gar nicht bewährt hätte, denn die Anordnung iſt in hnen gar nicht dieſelbe. — Wir können uns alſo gar nicht denken, on welcher Abſicht die Apoſtel dabei ausgegangen ſein ſollten. Vie hätten aber auch die Apoſtel es für möglich halten können, inen ſolchen Zweck, dem mündlichen Verfahren beſtimmte Regel und Ordnung zu geben, zu erreichen? Wir müßten ſie dabei als ine Art von adminiſtrativer Behörde denken, die ihre Befehle usſchickt. Aber ſchon die Communication war damals eine ganz ndere. Auch lehrt uns die Apoſtelgeſchichte, daß jener Zweck ar nicht erreicht werden konnte. Als die Apoſtel erfuhren, daß as Chriſtenthum in Samaria verbreitet war, ſchickten ſie Pe- rus und Johannes dahin; da war aber das evangeliſtiſche Geſchäft durch Philippus und wahrſcheinlich manche Andere ſchon eſchehn [1]). Ebenſo kam die Entſtehung der Gemeinde zu Antio- hien erſt zur Notiz der Apoſtel, als ſie ſich ſchon gebildet hatte [2]). Vollten aber die Apoſtel lange nachher manches, was ſchon in ffentlicher Rede war, wieder ausſchließen, ſo wären ſie theils zu pät gekommen, theils vermochten ſie gar nicht überall hinzuge- ungen. Und dann müßte doch davon wenigſtens eine Spur on Tradition erhalten ſein.

Nun iſt noch ein Punct, der für mich ſchon allein die ganze Hypotheſe umwirft, nemlich das Verhältniß des Johannes zum Urevangelium. Die Hypotheſe iſt ganz davon ausgegangen, daß Johannes die drei ſynoptiſchen Evangelien vor ſich gehabt habe. Wenn nun das Urevangelium durch eine Uebereinkunft der Apo- tel zu Stande gekommen iſt, ſo muß Johannes mit dabei gewe- en ſein; dann aber hätte er doch gewiß dafür geſorgt, daß das a daſſelbe aufgenommen wurde, worauf er ſo beſondere Wich- igkeit legt, wenn auch nicht die Reden, doch das Geſchichtliche, . B. die Heilung am Teich Bethesda, die des Blindgeborenen, eſonders die Erweckung des Lazarus. Alſo müßte man doch annehmen, daß Johannes nicht dabei geweſen iſt; aber wir wiſſen Nichts

1) Act. 8, 4—15. 2) Act. 11, 19—22.

gefragt wurden, oder wo ihnen Etwas zu Ohren kam, was ſie beſſer wußten. — Dies liegt in der Natur der Sache; weiter aber kann man nicht gehn, wenn man die urſprüngliche Sonderung der apoſtoliſchen und evangeliſtiſchen Thätigkeit feſthält.

Hieraus folgt alſo, daß die evangeliſtiſchen Materialien, welche für die aggregirenden Evangelien ſich angehäuft hatten, von ſehr verſchiedener Beglaubigung geweſen ſind. Am beglaubigtſten war, was von unmittelbaren Augen- und Ohrenzeugen des Lebens Chriſti ſeinen Urſprung hatte; dann, was von dieſen vielleicht durch die zweite oder dritte Hand in die evangeliſtiſche Kunde kam und von Andern aus dem urſprünglichen Kreiſe beglaubigt wurde. Dann aber muß auch Manches noch dazu gekommen ſein, was aus trüberen Quellen herrührte, wo theils das mangelhafte Gedächtniß, theils die Befangenheit der Vorſtellungen, theils die Wunderſucht Alterationen in den Erzählungen hervorbrachte. Wenn wir uns nun eine ſolche Vermehrung des Falſchen auf der einen Seite als das eine Extrem denken, auf der andern die Reinheit der apoſtoliſchen Ueberlieferung als das andere: ſo haben wir die beiden Charactere des Apocryphiſchen und Canoniſchen, und zwiſchen dieſen giebt es mannigfache Mittelglieder, wenn geſagt wird, in dieſem oder jenem Evangelium ſei manches Wahre geweſen, aber mit Falſchem vermiſcht. Unſere noch vorhandenen apocryphiſchen Evangelien zeugen davon, wie durch ſolche falſche Motive ſich das Apocryphiſche zuſammengehäuft hat; doch ſind dieſe aus weit ſpäterer Zeit. Wie viel Unreines dagegen die ältern ſogenannten häretiſchen Evangelien enthalten haben, iſt ſchwer zu beurtheilen.

§. 64.

Dieſe Auseinanderſetzung läßt es durchaus ungewiß, um welche Zeit unſre aggregirenden Evangelien zu Stande gekommen ſind, und wie ſich dieſer Zeitpunct zu dem der Abfaſſung des Evangeliums des Johannes verhält. Zu einem weitern Puncte enthält aber das bisher Geſagte allerdings einige Elemente.

in geſchichtliches Moment freilich war in einem engern Kreiſe blieben, die Auferſtehung Chriſti, da er ſich nicht dem Volke igte, ſondern nur ſeiner nähern Umgebung, jedoch nach 1. Cor. 5, 6. in zahlreicher Verſammlung. Hier waren aber immer die poſtel die eigentlichen Zeugen. Doch auch hierin hätte das evangelium nicht geleiſtet, was die Apoſtel in dieſer Beziehung itten leiſten müſſen, wenn ſie ein ſolches verfaßt; denn was ıfre ſynoptiſchen Evangelien hierüber gemeinſchaftlich haben, iſt ſtaunlich gering.

Jedenfalls freilich müſſen die Apoſtel auch erzählt haben, nn ſie hatten doch immer auch Solche um ſich, die nicht ſelbſt hriſtum geſehn und gekannt hatten; aber es war kein beſonderes eſchäft für ſie ſelber neben dem des Verkündigens und Lehrens. benſo werden ſie, wenn ſie falſche Auffaſſung oder Irrthum nden, gewiß berichtigt haben; aber eine beſondere Aufſicht über e evangeliſche Ueberlieferung iſt bei ihnen nicht anzunehmen.

Was den Einfluß der Apoſtel auf die aggregirenden Evanlien betrifft, ſo können wir uns keinen amtlichen denken. heils war die Abfaſſung ſchriftlicher Nachrichten aus dem Leben hriſti gewiß nicht amtlich, theils iſt überhaupt ſchwerlich zu der eit an eine ſolche ſchriftſtelleriſche Thätigkeit zu denken, als die poſtel noch als Collegium vereint waren. Ferner würde in der poſtelgeſchichte, deren Verfaſſer doch ſorgfältig Nachrichten aus r erſten apoſtoliſchen Zeit zuſammengeſucht hat, es gewiß nicht ergangen ſein, wenn durch einen apoſtoliſchen Beſchluß, ſei es ittels eines Urevangeliums oder durch irgend eine allgemeine ſtſtellung, die evangeliſche Abfaſſung geordnet wäre. — Was ſo die einzelnen Apoſtel zur Evangelienſchreibung, wenn ſie lbſt keins geſchrieben, gethan haben können, iſt zweierlei: 1. daß ſie inzelnes ſelbſt erzählt haben, was Andere aus ihrem Munde in re Darſtellungen aufnahmen; wobei aber zugleich auch viele ndere eine evangeliſtiſche Thätigkeit ausüben konnten, ohne Gezenheit gehabt zu haben, aus dem Munde der Apoſtel ſelbſt twas aufzunehmen; 2. daß ſie werden berichtigt haben, wo ſie

gefragt wurden, oder wo ihnen Etwas zu Ohren kam, was ſie beſſer wußten. — Dies liegt in der Natur der Sache; weiter aber kann man nicht gehn, wenn man die urſprüngliche Sonderung der apoſtoliſchen und evangeliſtiſchen Thätigkeit feſthält.

Hieraus folgt alſo, daß die evangeliſtiſchen Materialien, welche für die aggregirenden Evangelien ſich angehäuft hatten, von ſehr verſchiedener Beglaubigung geweſen ſind. Am beglaubigtſten war, was von unmittelbaren Augen- und Ohrenzeugen des Lebens Chriſti ſeinen Urſprung hatte; dann, was von dieſen vielleicht durch die zweite oder dritte Hand in die evangeliſtiſche Kunde kam und von Andern aus dem urſprünglichen Kreiſe beglaubigt wurde. Dann aber muß auch Manches noch dazu gekommen ſein, was aus trüberen Quellen herrührte, wo theils das mangelhafte Gedächtniß, theils die Befangenheit der Vorſtellungen, theils die Wunderſucht Alterationen in den Erzählungen hervorbrachte. Wenn wir uns nun eine ſolche Vermehrung des Falſchen auf der einen Seite als das eine Extrem denken, auf der andern die Reinheit der apoſtoliſchen Ueberlieferung als das andere: ſo haben wir die beiden Charactere des Apocryphiſchen und Canoniſchen, und zwiſchen dieſen giebt es mannigfache Mittelglieder, wenn geſagt wird, in dieſem oder jenem Evangelium ſei manches Wahre geweſen, aber mit Falſchem vermiſcht. Unſere noch vorhandenen apocryphiſchen Evangelien zeugen davon, wie durch ſolche falſche Motive ſich das Apocryphiſche zuſammengehäuft hat; doch ſind dieſe aus weit ſpäterer Zeit. Wie viel Unreines dagegen die ältern ſogenannten häretiſchen Evangelien enthalten haben, iſt ſchwer zu beurtheilen.

§. 64.

Dieſe Auseinanderſetzung läßt es durchaus ungewiß, um welche Zeit unſre aggregirenden Evangelien zu Stande gekommen ſind, und wie ſich dieſer Zeitpunct zu dem der Abfaſſung des Evangeliums des Johannes verhält. Zu *einem* weitern Puncte enthält aber das bisher Geſagte allerdings einige Elemente.

meiner Schrift über den Lucas habe ich die Spuren der Zuſammentragung ſolcher früher einzeln vorhandenen Materialien im Evangelium des Lucas nachzuweiſen geſucht [1]). Dies würde alſo beſtätigen, daß ſolche kleine ſchriftliche Aufſätze vorhanden geweſen und geblieben ſind bis zur Zeit der Abfaſſung unſrer Evangelien. Daß dieſe kleinern Zuſammenſtellungen nachher untergingen, iſt ſehr natürlich. Aber eher könnte es zu verwundern ſcheinen, daß ſolche durch die Verwirrungen des jüdiſchen Krieges hindurch in Paläſtina ſollten übrig geblieben ſein; allein bei dem großen Intereſſe, das dieſe Notizen für die Chriſten haben mußten, und da wir Nachrichten haben, daß die Chriſten ſich vom unmittelbaren Schauplatze des Krieges zurückgezogen hatten: ſo können wir nicht unwahrſcheinlich finden, daß ſich ſolche Materialienſammlungen, die nachher benutzt ſind, erhalten haben.

§. 65.

Gegenüber der Hypotheſe von einem Urevangelium iſt eine andere entſtanden auch von dem Bedürfniſſe aus, die große Ähnlichkeit zwiſchen den drei erſten Evangelien zu erklären. Wenn wir uns Bücher von ſo geringem Umfange, wie dieſe, denken, ſo könnten ſie möglicher Weiſe ſo verſchieden ſein, daß ſie außer der Leidens- und Auferſtehungsgeſchichte faſt Nichts mit einander gemeinſam hätten, indem in die Lücken des einen die ähnlichen Momente des andern hineinfallen könnten. Wie kommt es nun, daß jene drei Bücher ſo wenig verſchiedene Elemente haben? Man könnte antworten, daß ſich die von den Apoſteln bewährten Erzählungen hierher zuſammengezogen hätten, während die apocryphiſchen Evangelien die von den Apoſteln nicht bewährten gehabt. Aber dieſe Antwort erklärt nicht, warum dieſe drei Schriftſteller nur gerade dieſe Erzählungen als beglaubigt erhalten

1) Ueber die Schriften des Lucas, ein kritiſcher Verſuch, erſter Theil 1817; in Schleiermachers ſämmtl. Werk. Abtheil. I. Band 2.

fragen aber nun, ob es wahrscheinlich ist, daß solche zusammenhängende schriftliche Abfassungen schon in sehr früher Zeit vorhanden gewesen sind. Unvermeidlich ist, daß man zwischen dem fragmentarischen Mündlichen und dem zusammenhängenden Schriftlichen gewisse Mittelglieder denken muß, ausgenommen in dem Falle, wenn in einer Gegend der Kirche eine besondere Richtung auf die schriftliche Abfassung verbunden mit einer sehr günstigen Lage für das Zusammenfassen mehrerer Nachrichten und einer ruhigen Zeit anzunehmen ist. Suchen wir eine solche Localität, so kommen wir auf Palästina zurück, wo alles dergleichen zusammen war. In der Apostelgeschichte finden wir deutliche Spuren einer gewissen Ruhe, deren sich die Christen in Palästina erfreuten. Mit den ersten Anfängen des jüdischen Kriegs trat jedoch eine Zeit ein, in welcher an dergleichen Unternehmen nicht zu denken war. Die Evangelien müssen also entweder vor dem jüdischen Kriege oder nach demselben, als er schon vergessen war, geschrieben sein. Die vorherrschende Meinung ist allerdings, daß es vorher geschehn sei; sie hängt damit zusammen, daß das Evangelium des Johannes, die andern ergänzen soll, und daß das erste dem Apostel Matthäus zugeschrieben wird. Aber wenn diese Stützpuncte für sich betrachtet nicht sehr haltbar sind, so muß man doch mehr die Wahrscheinlichkeit gründe geltend machen, und darnach war um diese Zeit noch keine Veranlassung zu einer solchen schriftlichen Abfassung, weil noch Ohren- und Augenzeugen des Lebens Christi genug vorhanden waren. Daß man aber in Palästina für andere Gegenden geschrieben haben sollte, hat wenig für sich. Wenn wir also den einen von den beiden Fällen vorziehn, nemlich, daß die Evangelien in derselben Gegend geschrieben und nicht lange einzeln vorhanden gewesen sind, so müssen wir als das Wahrscheinlichste annehmen, daß sie nach dem jüdischen Kriege am Ende des apostolischen Zeitalters entstanden sind.

Bei jener evangelistischen Thätigkeit, die wir beschrieben haben, können wir uns aber kaum denken, daß sie lange ohne die Hülfe schriftlicher Sammlung einzelner Materialien geblieben ist. In

einer Schrift über den Lucas habe ich die Spuren der ſammentragung ſolcher früher einzeln vorhandenen Materialien Evangelium des Lucas nachzuweiſen geſucht [1]). Dies würde o beſtätigen, daß ſolche kleine ſchriftliche Aufſätze vorhanden veſen und geblieben ſind bis zur Zeit der Abfaſſung unſrer angelien. Daß dieſe kleinern Zuſammenſtellungen nachher un- gingen, iſt ſehr natürlich. Aber eher könnte es zu verwundern einen, daß ſolche durch die Verwirrungen des jüdiſchen Krieges durch in Paläſtina ſollten übrig geblieben ſein; allein bei dem ßen Intereſſe, das dieſe Notizen für die Chriſten haben mußten, d da wir Nachrichten haben, daß die Chriſten ſich vom unmit- baren Schauplatze des Krieges zurückgezogen hatten: ſo können r nicht unwahrſcheinlich finden, daß ſich ſolche Materialien- nmlungen, die nachher benutzt ſind, erhalten haben.

§. 65.

Gegenüber der Hypotheſe von einem Urevangelium iſt eine dere entſtanden auch von dem Bedürfniſſe aus, die große Ähn- keit zwiſchen den drei erſten Evangelien zu erklären. Wenn r uns Bücher von ſo geringem Umfange, wie dieſe, denken, ſo nnten ſie möglicher Weiſe ſo verſchieden ſein, daß ſie außer der idens- und Auferſtehungsgeſchichte faſt Nichts mit einander ge- einſam hätten, indem in die Lücken des einen die ähnlichen omente des andern hineinfallen könnten. Wie kommt es nun, ß jene drei Bücher ſo wenig verſchiedene Elemente haben? an könnte antworten, daß ſich die von den Apoſteln bewährten zählungen hierher zuſammengezogen hätten, während die apo- phiſchen Evangelien die von den Apoſteln nicht bewährten habt. Aber dieſe Antwort erklärt nicht, warum dieſe drei chriftſteller nur gerade dieſe Erzählungen als beglaubigt erhalten

---

) Ueber die Schriften des Lucas, ein kritiſcher Verſuch, erſter Theil 1817; in Schleiermachers ſämmtl. Werk. Abtheil. I. Band 2.

hatten, da doch die Apoſtel von weit mehr Factis Zeugen geweſen waren.

Gieſeler ſetzt den Anfang der Evangelien in die mündliche Tradition, welche unter der perſönlichen Direction der Apoſtel geſtanden. Dieſe Hypotheſe ſteht alſo der unnatürlichen des Urevangeliums, welche mit dem Schreiben anfing, gerade entgegen. Aber es bleibt dabei immer unerklärlich, warum die Apoſtel eine Menge von Erzählungen, die ſie berichtigen konnten, wenn ſie mangelhaft waren, ausgeſchloſſen haben, und wie alle weitere Erzählung von einer einzigen Schule, in der die apoſtoliſche Anweiſung ihren Sitz gehabt, ausgehn konnte. Offenbar müßte dies vor der Zerſtreuung der Chriſten, die auf den Tod des Stephanus folgte, geſchehn ſein, denn unter denen, die ſich aus Jeruſalem entfernten, waren gewiß Viele, die aus eigner Erfahrung oder aus den Mittheilungen der Apoſtel vom Leben Chriſti zu erzählen wußten; ſollten ſie ſich alſo auf gewiſſe Erzählungen beſchränken, ſo mußte die apoſtoliſche Anweiſung ſchon vorher gegeben ſein. Nun dürfen wir aber hier nicht bei unſern canoniſchen Evangelien ſtehn bleiben; in den vielen andern, von denen wir Notizen haben, können andere Elemente geweſen ſein, ſo daß das Leben Chriſti doch nicht ſo fragmentariſch mit Ausſchließung vieler Züge behandelt wäre, wie in unſern drei Evangelien. So verſchwindet die Möglichkeit einer apoſtoliſchen Direction, für die ſich kein paſſender Ort finden läßt [1]).

Ich möchte ſagen: ſo wie die Eichhorn'ſche Hypotheſe in ihrer weitern Ausdehnung, wornach die Evangeliſten andere Handſchriften excerpiren, zu ſehr nach der Analogie unſrer heutigen Compilation gemacht iſt, ſo die Gieſeler'ſche zu ſehr nach der Analogie der alten Rapſodenſchulen. — Nun iſt allerdings die Aufgabe, die Übereinſtimmung der drei Evangelien zu erklären, noch ungelöſ't.

---

1) Vergl. oben §. 63.

§. 66.

Wir wollen nun das ganze Bild, das wir erhalten haben, ch einmal zuſammenfaſſen, damit wir kein weſentliches Element erſehn. Wir fangen mit dem Factum der Verbreitung des ›riſtenthums an; denn urſprünglich war Jeruſalem der einzige ınct, wo eine wirkliche Gemeinde beſtand, wenn auch Galiläa, › Chriſtus ſo oft und auch noch nach ſeiner Auferſtehung ge=ſen war, kleinere chriſtliche Gemeinſchaften hatte. Durch die rſtreuung der Chriſten nach des Stephanus Tode wurde theils Samaria, theils in Syrien, Kleinaſien und auf den Inſeln s Chriſtenthum verbreitet. Da müſſen wir alſo evangeliſtiſche ›ätigkeit denken, aber unvorbereitet und ohne apoſtoliſche Di=:tion. In Galiläa, wo viele Zeugen des Lebens Chriſti waren, ınnten leicht Elemente vom Leben Chriſti zuſammenwachſen, die ıe gewiſſe Gleichartigkeit hatten, wogegen es nur zufällig war, ınn Chriſten hinkamen, die vom Aufenthalt Chriſti in Jeruſa=n Etwas wußten; wir müſſen hier alſo eine einſeitige evange=liſche Thätigkeit annehmen, bei der lauter galiläiſche Elemente h zuſammenfanden. In Antiochien dagegen fanden ſich wahr=›einlich größtentheils helleniſtiſche Juden zuſammen, die vor der :rſtreuung in Jeruſalem anſäſſig geweſen waren und hier das ›riſtenthum angenommen hatten; ſie konnten mehr von dem er=hlen, was Chriſtus in Jeruſalem gethan; da läßt ſich alſo die :tgegengeſetzte Einſeitigkeit in der evangeliſtiſchen Thätigkeit den=n. Die pauliniſche Wirkſamkeit wurde nun eine Vermittlung ›iſchen beiden, indem eine Verbindung zwiſchen der Gemeinde Jeruſalem und den von Paulus geſtifteten durch ihn angeknüpft ıd ſorgfältig erhalten wurde. Wenn Begleiter des Paulus, e bisher das evangeliſtiſche Geſchäft getrieben, nach Jeruſalem ımen, ſo konnten ſie dort neue Elemente in ihren Kreis ziehn. n Galiläa war ein Hauptort Cäſarea, nach der Apoſtelgeſchichte :r Wohnſitz eines εὐαγγελιστής, und zugleich ein Vermittlungs=ınct zwiſchen Kleinaſien und Jeruſalem. In Cäſarea konnten ſo auch evangeliſtiſche Elemente von verſchiedenem Urſprunge

und aus verſchiedener Gegend zuſammen kommen. Es mußten nun Ausgleichungen entſtehn und Elemente in mehrere Sammlungen kommen, die in keiner unmittelbar verbunden mit einander beſtanden. Wenn wir nun denken, daß jeder, der die evangeliſtiſche Thätigkeit mündlich ausübte, ſchon dadurch auf einen gewiſſen beſchränkten Complexus gewieſen war, weil eine Menge ähnlicher Begebenheiten ſich zu leicht im Gedächtniß würde verwirrt haben: ſo ſehn wir ſchon ohne Rückſicht auf die ſchriftliche Abfaſſung, daß ein gewiſſes Maaß gegeben war, über welches man ſich nicht hinaus verirrte, und wodurch eine Zuſammenfaſſung aller hauptſächlichſten Elemente bedingt war. Nimmt man nun jene Ausgleichung und dieſe Feſtſtellung eines gewiſſen Maaßes zuſammen, ſo kommt man darauf, in dieſem apoſtoliſchen Kreiſe eine gewiſſe Identität der Elemente und eine Ausſchließung anderer natürlich zu finden.

Die Art und Weiſe des Uebergangs vom Mündlichen zum Schriftlichen iſt ganz unbekannt. Es kommt eine Tradition vor, nach welcher das Schriftliche als eine Art von Nachlaß derjenigen dargeſtellt wird, die bisher in einer Gegend das mündliche Geſchäft betrieben hatten und nun dieſelbe verließen. Dies iſt ſo natürlich, daß es wahr wäre, wenn es auch nur erfunden wäre; es iſt die Entſtehung des Schriftlichen aus dem amtlichen Mündlichen. Aber eben ſo natürlich iſt auch eine andere Entſtehung des Schriftlichen auf dem Privatwege, nemlich daß ſich Zuhörer aus den Vorträgen Etwas aufſchrieben. So ſieht man, wie das Mündliche mit den Anfängen des Schriftlichen gleichzeitig kann fortgegangen ſein. Das Aufhören des Mündlichen ſcheint durchaus gebunden zu ſein an eine Verbreitung ſchriftlicher Aufſätze von einer gewiſſen Vollſtändigkeit.

Können wir nun dies allgemeine Bild durch geſchichtliche Notizen beſtimmter ausfüllen, indem wir ſagen können: hier ſind ſchriftliche Aufſätze, die von ſolcher Vollſtändigkeit müſſen geweſen ſein, und die aus einer beſtimmten Zeit ſind und in einer gewiſſen Gegend gültig geweſen ſind? Wenn wir dies könnten, ſo

könnten wir auch ſagen, zu welcher Zeit in einer Gegend die mündliche Erzählung aufgehört habe, welche urſprünglich als Unterſtützung der apoſtoliſchen Belehrung diente, während nun die Belehrung die Form annahm, welche wir ſpäter finden, daß Abſchnitte vorgeleſen und commentirt wurden. Dies iſt der Uebergang, der in der Natur der Sache liegt, und es fragt ſich, wie ſich in dieſem allgemeinen Rahmen unſre drei Evangelien verhalten. Dieſe Frage zu beantworten, dazu würde gehören, zu wiſſen, in welcher Zeit und in welcher Gegend jedes einzelne Evangelium entſtanden iſt, und wann und wie ſie zuerſt zuſammengekommen ſind, und wie es zugegangen, daß durch dies Zuſammenkommen die übrigen Evangelien außer Gebrauch geſetzt wurden. Dies wäre das Vollſtändigſte, wenn wir die Materialien gehörig zur Hand hätten, aber das iſt freilich nicht der Fall.

Denken wir uns eine Reihe Erzählungen vom galiläiſchen Aufenthalte Chriſti und eine andere Reihe hieroſolymitaniſchen Urſprungs, ſo wird ſich eine Ordnung hierin von ſelbſt gemacht haben, ſo daß die letztere nach der erſtern geſtellt wurde, weil ſie ſich an die Leidensgeſchichte unmittelbar anknüpfte. Und wenn nun auch viele Zeugen des Lebens Chriſti waren, ſo wird ſich doch leicht haben die Meinung bilden können, daß Chriſtus zuerſt in Galiläa gelebt habe, nachher in Jeruſalem, ohne eine poſitive Verneinung, daß Jeſus nicht auch früher nach Jeruſalem kam. Dies erklärt eine Anmerkung im Evangelium des Johannes, wo dieſer beiläufig ſagt, damals ſei Johannes der Täufer noch nicht gefangen geweſen, ſondern habe zugleich mit den Jüngern Chriſti getauft [1]). Johannes erwähnt gar nicht die Gefangennehmung des Täufers; er hatte alſo für ſich keinen Grund, darüber Etwas zu ſagen. Eine gewöhnliche Anſicht iſt nun die, welche wir ſchon bei Euſebius finden, daß die drei Evangeliſten nur haben erzählen wollen, was ſeit der Gefangennehmung des Täufers geſchehn ſei, Johannes aber habe auch das Frühere berichten und

1) Joh. 3, 24. vergl. 3, 22—4, 2.

Johannes fiel, und da nun im Allgemeinen die
als eine galiläiſche dargeſtellt wurde und nur z
hieroſolymitaniſche, wogegen Johannes in Judä
lehrte: ſo erklärt ſich daraus leicht, daß es ſich al
machte, Chriſtus ſei nach der Gefangennehmun
nach Judäa gegangen. Gegen dieſe Anſicht
Evangelio des Johannes gerichtet, nicht gegen
Marcus, denn ſie ſteht gar nicht in Beziehung d
ſtus nach Galiläa gegangen ſei, ſondern darauf
nicht auch in Judäa geweſen ſei. — Unſere
Evangelien ſetzen die ganze Lehrzeit Chriſti in G
was ſie von ſeinem hieroſolymitaniſchen Aufenth
ſchieben ſie in die letzte Zeit und verbinden es
Reiſe. Daraus conſtirt alſo ihr Urſprung aus
folgt aus jener Stelle des Johannes gar nicht,
Evangelien gekannt habe, denn dann würde er t
ganz anders eingerichtet haben, weil jene von
Chriſti vor der Gefangennehmung des Johannes
ſagen, theils würde er wohl noch öfter und bei
heiten mehr Urſache gehabt haben, ſich auf ſie zu

§. 67.

ſchriften, wenn nicht andere Zeugniſſe dazu kommen, folgern zu können, daß ihre Verfaſſer der Apoſtel Matthäus und die im N. T. erwähnten Marcus und Lucas geweſen ſeien.

Wenden wir uns zu den älteſten Zeugniſſen, ſo iſt nicht zu übergehn der Eingang zum Evangelium des Lucas, wo es heißt, es hätten ſchon Viele unternommen, eine Erzählung der unter den Chriſten vorgekommenen Begebenheiten anzuordnen, ſo wie die Thatſachen von den urſprünglichen Augenzeugen überliefert worden; und nun, ſagt Lucas, ſchreibe er dies nach einer nochmaligen genauen Forſchung bis zu den Quellen. — Es folgt hieraus, daß Lucas ſchon mehrere zuſammenſtellende Evangelien gekannt hat, die in einem gewiſſen Zuſammenhange das Ganze umfaßten und die ſchon nach den Ueberlieferungen der Augenzeugen geſchrieben waren. Gewöhnlich will man dies von Matthäus und Marcus verſtehn, die vorher geſchrieben hatten; allein zwei ſind nicht πολλοί. Es würde auch folgen, daß Lucas ſelbſt das Evangelium Matthäi nicht dem Apoſtel zugeſchrieben hätte; doch will ich daraus Nichts gegen dieſen beweiſen, ſondern unbeſtimmt laſſen, ob Lucas das Evangelium Matthäi gekannt hat. Er muß mehr als zwei gekannt haben. — Ferner ſehn wir, daß Lucas ſich ſelbſt mit ſeiner Scription in die zweite Ordnung ſtellt, als der darin Andern nacharbeitet. So verſchwindet ſogleich das, daß der, welcher das geſchrieben, ein Begleiter des Paulus ſollte geweſen ſein; denn wenn ein ſolcher ein Evangelium ſchreiben wollte, ſo hatte er viel Gelegenheit, unmittelbar an die Autopten zu kommen. Paulus ſelbſt war keiner; aber denken wir einen Begleiter deſſelben mit der Abſicht, ein Evangelium zu ſchreiben und zwar als das Reſultat von eingezogenen Erkundigungen, ſo begreife ich nicht, wie es ihm nicht ſollte möglich geweſen ſein, mit oder durch Paulus nach Jeruſalem zu kommen und die Apoſtel ſelbſt zu befragen; aber dann hätte er ſich doch ganz anders zu den andern Evangeliſten ſtellen, ſich über ſie ordnen müſſen. Aber ferner iſt es auch ganz unwahrſcheinlich, daß es damals ſchon ſollte viele ſolche Zuſammenſtellungen gegeben haben,

ſchieden geurtheilt wird [1]). Euſebius und Ire
nemlich des Papias, Biſchofs zu Hierapolis
an einer Stelle ἀνὴρ τὰ πάντα ὅτι μάλιστα
τῆς γραφῆς εἰδήμων nennt [2]), an einer ander
σμικρὸς τὸν νοῦν [3]). Dieſen Widerſpruch will
auflöſen, daß er die erſtere Stelle für die Gloſſe
erklärt; doch da es uns hier nur um das zu thu
pias erzählt, ſo kann uns dies Urtheil gleichgültig
erwähnt nun ferner, Irenäus ſage, daß Papias
rer Schüler des Apoſtels Johannes geweſen ſei, P
ſage dies nicht, ſondern nur, daß er die γνωρί
στόλων, namentlich den Ariſtion und den Joh
gekannt und von ihnen die παράδοσις deſſen,
gelehrt, empfangen habe. Die biſchöfliche Dignit
fällt in die erſte Hälfte des zweiten Jahrhundert
er bei Euſebius (h. e. III. 39.). Ματθαῖος Ἑβ
τὰ λόγια συνεγράψατο. Ἡρμήνευσε δ' αὐτ
ἕκαστος. Es fragt ſich, ob ἑρμηνεύειν hier „
„auslegen und commentiren" heißt; weil vorher
λέκτῳ ſteht, ſo erklärt man es gewöhnlich als Ueb
heißt eigentlich „Orakelſprüche"; daß es jemals v

von Thatſachen vorkomme, davon iſt kein Beiſpiel. Bei kirchlichen Schriftſtellern werden auch die Ausſprüche der Propheten ſo genannt; darnach wäre alſo das Nächſte, daß es Ausſprüche und Reden Chriſti bedeutet. So wäre alſo gemeint, daß Matthäus eine *συγγραφή* der Reden Chriſti gemacht; das läßt aber auf etwas ganz Anderes ſchließen, als auf unſer *εὐαγγέλιον κατὰ Ματθαῖον*. Papias hat nach Euſebius fünf Bücher *λογίων κυριακῶν ἐξηγήσεις* geſchrieben, was doch nur Erklärungen der Ausſprüche Chriſti ſein können. Alſo muß *λόγια* in jener Stelle auch ſo gefaßt werden, und man ſieht daraus, daß Matthäus gar nicht ein Evangelium geſchrieben hat, ſondern nur dieſe *λόγια*, und daß es nachher viele an Werth verſchiedene *ἑρμηνεῖαι* derſelben gegeben hat. Ob dies nun Ueberſetzungen oder Erklärungen waren, iſt nicht völlig zu entſcheiden, aber viel wahrſcheinlicher iſt, daß *ἑρμηνεύειν* hier „erklären" heißt [1]). — Wenn man alſo dieſe Stelle philologiſch behandelt, ſo iſt nicht möglich, ihr einen andern Sinn beizulegen, und es iſt unbegreiflich, wie man ſie hat vom Evangelium Matthäi erklären können. Nun könnte man aber ſagen, daß Papias, indem er eine *συγγραφὴ λογίων* von Matthäus erwähnt, zugleich auch des Evangeliums des Matthäus erwähnt haben kann, wenn dies derſelbe Verfaſſer war, und daß Euſebius dies nur nicht angeführt habe. Aber dies wäre ganz gegen die Weiſe des Euſebius, der immer es ſich zu einem beſondern Geſchäft macht, bei ältern chriſtlichen Schriften, die nicht ganz bekannt waren, anzuführen, auf welche zur *καινὴ διαθήκη* gehörenden Schriften ſie ſich berufen. Es iſt daher wahrſcheinlich, daß Papias unſer Evangelium Matthäi nicht gekannt hat.

Von Marcus ſagt Papias, er ſei *ἑρμηνευτὴς* des Petrus geweſen und habe *ἀκριβῶς* aufgeſchrieben, was er von Chriſti Reden und Thaten behalten habe, *οὐ μέντοι τάξει*. Dies kann entweder heißen, Marcus habe dieſe Sachen nicht zuſammenhängend, ſondern einzeln, oder, er habe ſie zuſammenhängend, aber

1) Vergl. Stud. u. Crit. S. 741—745.

nicht in richtiger Ordnung niedergeſchrieben. Doch iſt die letztere Erklärung ſchon eine künſtlichere; für die erſtere dagegen iſt auch Luc. 1, 1., wo das ἀνατάξασθαι διήγησιν doch nur einen Zuſammenhang überhaupt, nicht den richtigen Zuſammenhang bedeuten kann. Nun entſchuldigt Papias den Marcus damit, daß er es nur ſo habe aufſchreiben können, weil er Chriſtum nicht ſelbſt gehört habe, ſondern nur den Petrus, der einzeln außer allem Zuſammenhange πρὸς τὰς χρείας ſeine Erzählungen gegeben habe. Es folgt alſo hieraus, daß Marcus die Reden und Thaten Chriſti, wie er ſie von Petrus hörte, außer dem Zuſammenhange einzeln aufſchrieb. Wenn wir nun bedenken, daß unſer Evangelium des Marcus gar nicht dieſen Character an ſich trägt, ſondern wie die andern iſt, ſo können wir bei Papias eben ſo wenig ein εὐαγγέλιον κατὰ Μάρκον finden, wie κατὰ Ματθαῖον, wohl aber das, was, als ein Früheres, zu dieſen Benennungen Veranlaſſung geben konnte. — Nimmt man hingegen τάξις in der Bedeutung von richtiger Ordnung, ſo würde die Schrift als nicht die wahre Ordnung der Zeit beobachtend angeführt und durch den vereinzelten Vortrag des Petrus entſchuldigt. Aber dann paßt nicht, daß zur Entſchuldigung ferner geſagt wird, Marcus habe geſucht, Nichts auszulaſſen und Nichts zu verfälſchen; denn ein falſcher Zuſammenhang iſt allerdings eine Verfälſchung der Sache ſelbſt. Ferner wenn τάξις in der Bedeutung der guten Ordnung dem Marcus abgeſprochen wurde, ſo müßte doch eine Ueberlieferung von Solchen da geweſen ſein, welche die richtige Ordnung kannten, oder es müßte ſich dies Urtheil auf andere richtig geordnete Schriften beziehn. Papias führt ſeine Ausſage auf den Presbyter Johannes, einen Schüler des Apoſtels Johannes, zurück; von dieſem alſo oder ſeinem unmittelbaren Schüler müßte die τάξις des Marcus als unrichtig bezeichnet ſein.

Nun iſt allerdings Euſebius ſelbſt der Meinung, daß das, was Papias von Matthäus und Marcus ſagt, auf unſere beiden Evangelien geht. Nun aber führt Euſebius als Schriften, auf die Papias ſich berufen habe, nur 1. Joh. und 1. Petr. an. Wenn

also Papias jene beiden Evangelien angeführt hat, so hat er gewiß das des Lucas noch nicht gekannt; ja man müßte daraus schließen, daß er, obgleich er ein Bekannter von vertrauten Schülern des Johannes war, doch das Evangelium des Johannes nicht gekannt hätte. Dies könnte also von den Gegnern des Evangeliums des Johannes in ihrem Interesse benutzt werden; ich würde dem aber durchaus nicht beitreten, denn die innern Gründe sind für mich so stark, daß zehn solcher äußern Gründe Nichts für mich gelten würden. Ich schließe daraus nur, daß die Verbreitung des Evangeliums des Johannes damals noch schwach war, und daß die gemeinschaftlichen Bekannten des Papias und des Apostels Johannes sich von diesem zu einer Zeit trennten, als er das Evangelium noch nicht geschrieben hatte. — Von meinem Gesichtspuncte aus angesehn, hätte also Papias noch keins von unsern canonischen Evangelien gekannt, höchstens vielleicht noch das des Marcus.

Um aber Nichts zu verschweigen, will ich noch einen Grund gegen meine Ansicht anführen. Oecumenius, der Auszüge aus ältern Commentaren gemacht hat, führt zu Act. 1, 18. Etwas aus den ἐξηγήσεις κυριακῶν λογίων des Papias an. Da die Parallele dazu sich Matth. 27, 5 findet, so könnte man schließen, Papias habe doch unser Evang. Matth. gekannt; aber mit Unrecht. Daß zwischen jenen λογίοις κυρίου des Matthäus und unserm Evangelium ein Zusammenhang ist, will ich gar nicht läugnen; nun gab es viele Aussprüche Christi, die nur in Verbindung mit Factis erzählt werden konnten, besonders in der Leidensgeschichte, wo jedes Wort Christi besondere Bedeutung und Wichtigkeit bekam und deshalb von Matthäus bei seiner Zusammenstellung von Aussprüchen Christi gewiß nicht übergangen wurde, so daß einzelne Umstände, bei denen dies Wort gesagt wurde, in die λόγια κυρίου mit hinein kamen. Da konnte also sehr gut etwas dem, was in unserm Matthäus steht, sehr Aehnliches bei Papias vorkommen, was Oecumenius auf unsern Matthäus übertrug.

Auch rühmt sich Papias bei Eusebius, daß er viel bei Bekannten der Apostel nach dem geforscht habe, was Christus gelehrt, und setzt hinzu: „denn ich bin immer der Meinung gewesen, daß ich mich weit besser aus der lebendigen Rede, als aus den Büchern belehren kann". Also muß er doch Bücher gehabt haben, und zwar solche, die dasselbe Bedürfniß ihm befriedigen konnten, wie seine mündlichen Unterredungen. Es konnten also heidnische oder alttestamentliche nicht sein, sondern sie mußten aus neutestamentlicher Zeit sein und ähnliche Elemente enthalten, wie die, welche er durch die viva vox erfahren konnte. Diese Schriften konnten damals keine andere sein, als solche, die auf die Auctorität von Augenzeugen mit einer gewissen Unmittelbarkeit zurückgingen, also schriftliche ἀπομνημονεύματα. Er hat also unsere canonischen Evangelien nicht gekannt, aber Schriften, welche evangelistische Materialien enthielten.

Fassen wir nun das zusammen, was sich uns mit überwiegender Wahrscheinlichkeit hier ergiebt, so paßt es sehr gut zu der Darstellung, die ich im Allgemeinen aus der Natur der Sache abgeleitet hatte. Die Schriften, welche Papias hier als minder zuverlässige Mittel, sich zu unterrichten, gleichsam beseitigt, brauchen keineswegs apocryphische oder ketzerische gewesen zu sein. Und die ganze Maxime, die er hier aufstellt, zeigt ihn gar nicht als einen σμικρὸς τὸν νοῦν, sondern seine Meinung ist diese: Ich kann dieselben Sachen vielleicht aus schriftlichen Abfassungen erfahren, aber die größere Anschaulichkeit mangelt, und die nähern Umstände fehlen; wende ich mich aber an einen Mann, der die Apostel selbst gehört hat, so kann ich dem nachfragen. Also nicht gerade mit falschen und verwerflichen Schriften hätte Papias diese Vergleichung so anstellen können, sondern auch mit solchen, in denen er richtige evangelistische Nachrichten zusammengestellt fand.

§. 68.

Wenn wir nun die Aussagen des Papias über Matthäus und Marcus in dem Sinne nehmen, welcher uns der wahrschein-

lichſte iſt, und fragen, welcher Zuſammenhang zwiſchen jenen Schriften und unſern mit denſelben Namen bezeichneten Evangelien iſt, ſo erklärt ſich aufs beſtimmteſte der Ausdruck κατά. Wenn nemlich bei einem Evangelium dieſe Zuſammenſtellung von Reden Chriſti zum Grunde gelegen hat, und aus andern Quellen das mehr Thatſächliche hinzugefügt worden iſt, ſo konnte eine ſolche vervollſtändigte Schrift ein εὐαγγέλιον κατὰ Ματθαῖον heißen.

Betrachten wir unſer Evangelium Matthäi, ſo finden wir darin von Reden Chriſti zunächſt die Bergpredigt Cap. 5—7. Aus Vergleichung dieſer mit Stellen in den andern Evangelien läßt ſich auf eine Weiſe, die für mich noch durch Nichts wankend gemacht iſt, zeigen, daß ſie nicht eine Rede geweſen iſt, die ſo im Zuſammenhange gehalten iſt, ſondern daß es eine Expoſition der Lehren Chriſti im Gegenſatz gegen die phariſäiſchen war. Wenn Jemand, der bisher der phariſäiſchen Richtung angehörte, eine Zuſammenſtellung der Ausſprüche Chriſti machte, ſo hätte er ſie gar nicht zweckmäßiger machen können, als es Matthäus thut. Nun ſind daran kleine Maſſen angereiht, die Analogie damit haben, und zwar in einer gewiſſen Form. Das iſt alſo eine ſolche συγγραφή. — Eine andere Maſſe bilden die auf einander folgenden Parabeln von der βασιλεία τῶν οὐρανῶν Mat. 13, 1—52. Daß es wahrſcheinlich ſei, daß Chriſtus dieſe ſo hinter einander vorgetragen, wird wohl Niemand ſagen, denn ſie ſind ſo verwandten Inhalts, daß eine ſtatt aller ſtehn konnte; aber daß Chriſtus oft in den Fall kam, denſelben Inhalt in verſchiedener Form vorzutragen, iſt leicht zu denken. Da beſtand alſo das συγγράφειν des Matthäus im Zuſammenſtellen des Analogen. — Eine dritte Maſſe machen die zum Theil antiphariſäiſchen zum Theil auf die letzten jüdiſchen Dinge ſich beziehenden Reden Chriſti in Jeruſalem Mat. 23. und 24—25. Ich will gar nicht behaupten, daß der Apoſtel Matthäus dieſe beiden ſo von einander verſchiedenen Maſſen als eine zuſammengeſtellt habe, da es nicht einmal wahrſcheinlich iſt, daß ſie aus einem Aufenthalte Chriſti in Jeruſalem ſind; daß aber ein evangeliſtiſcher

συγγραφεύς, der ſchon mit der Tendenz herkam, hieroſolymitaniſche Elemente auf die galiläiſchen folgen zu laſſen, dieſe Reden ans Ende ſetzte und die Weiſſagungen von den letzten Dingen auch, iſt ganz natürlich [1]).

Etwas Ähnliches ſtellt ſich bei Marcus dar, wenn wir auf das οὐ τάξει des Papias ſehn. Unſer Marcusevangelium iſt doch in einem Zuſammenhange geſchrieben. Nun iſt eine gewöhnliche Meinung, die beſonders Saunier ausgeführt hat [2]), daß der Verfaſſer unſers Ev. Marc. das Ev. Matth. und Luc. vor Augen gehabt hat. Wenn alſo Jemand die von Marcus einzeln aufgeſchriebenen Materialien in eine beſtimmte τάξις hat bringen wollen und jene beiden andern Schriften ſchon gekannt hat, ſo hat er ſchwanken müſſen und iſt bald der τάξις der einen, bald der andern gefolgt. Bleiben wir bei dieſer Anſicht, ſo ſtellt ſich die Sache ſo, daß unſere Evangelien Matth. und Luc. eher da waren, als die Materialien des Marcus zu einem Evangelium verarbeitet wurden. Da haben wir alſo eine Art Geſchichte der evangeliſtiſchen Schreibung: voran ſtellen wir die συγγραφή des Apoſtels Matthäus gleichzeitig mit den Materialien des Lucas und mit den zerſtückelten ἀπομνημονεύμασιν des Marcus und dem ganz verſchiedenen Evangelium des Johannes; dann einzeln entſtehend die Evangelien Matth. und Luc., dann die Zuſammenſtellung des Evangeliums Marc. Dabei wird uns zugleich erklärt, wie die Formel εὐαγγέλιον κατὰ Ματθαῖον als eine Art von Familiennamen vorkommt; denn wenn Mehrere die συγγραφή des Matthäus zum Grunde legten, ſo konnten ihre Evangelien alle κατὰ Ματθαῖον heißen. Lucas folgt dagegen bei ſeiner ἀνάταξις von Materialien einem andern Geſetze und hat wahrſcheinlich weder die συγγραφή des Matthäus noch das Evangelium Matth. gekannt.

Dies iſt alſo eine ganz andere Vorſtellung, als die gewöhn-

1) Vergl. a. a. O. S. 746—752.

2) Saunier über d. Quellen d. Ev. des Marcus 1825.

liche, daß nach des Papias Bericht das Evangelium Matth. urſprünglich hebräiſch geſchrieben ſei, und daß es davon eine Menge Ueberſetzungen gegeben habe. Unſerm Matth. ſteht am nächſten das Evangelium κατ' Ἑβραίους, was urſprünglich aramäiſch geſchrieben war; wie verhielt ſich nun dies zu dem, was Papias berichtet? Verſteht man das ἡρμήνευσε δ' ἕκαστος vom Ueberſetzen, ſo hat er das Evangelium der Hebräer nicht berückſichtigt, da dies keine Ueberſetzung war. Da er aber den Marcus einen ἑρμηνευτής des Petrus nennt, ſo kann man fragen, ob nicht auch das ein ἑρμηνεύειν ſei, wenn Einer zu den Reden des Andern die erklärenden Umſtände hinzufügt. Wenn wir dies auf das anwenden, was Papias von den λογίοις des Matthäus ſagt, ſo würde es gerade auf ſolche Schriften, wie unſer Evangelium Matth. und das der Hebräer paſſen: Jeder habe die λόγια Chriſti durch Hinzufügung der hiſtoriſchen Thatſachen, der Umſtände, unter denen er ſie geſprochen, ins Licht geſtellt und commentirt, ſo gut er konnte. Eine Menge von ſchriftlichen Ueberſetzungen iſt auch ſchon an ſich in dieſer erſten chriſtlichen Zeit, wo der mündliche Vortrag ſo ſehr überwog, nicht wahrſcheinlich; denn die Analogie der Ueberſetzung altteſtamentlicher Schriften paßt nicht, da die neuteſtamentlichen noch nicht, wie jene, in den Verſammlungen gebraucht wurden.

Für die ganze Familie der mit unſerm Matth. verwandten Evangelien hätten wir alſo ein gemeinſchaftliches Fundament in der συγγραφὴ λογίων, von der Papias redet. Allerdings konnte dieſe nicht ganz ohne alle thatſächliche Elemente ſein, weil ſich manche Ausſprüche Chriſti nicht ohne ſolche erzählen ließen, wiewohl wir z. B. in der Bergpredigt viele Gnomen finden, die Lucas mit ihren geſchichtlichen Beziehungen erzählt; aber da werden ſie durch die Verwandtſchaft der Gedanken, zwiſchen denen ſie ſtehn, verſtändlich.

Es läßt ſich aber auch aus innern Kennzeichen nachweiſen, daß unſer Evangelium Matth. ſchwerlich vom Apoſtel Matthäus kann geſchrieben ſein, was ich hier nur vorläufig aus drei Um-

ſtänden klar machen will. 1. Es wird Matth. 9, 9. die Erwählung des Apoſtels Matthäus erzählt, wodurch er anfing, Chriſti Begleiter zu ſein. Nun müßte doch ein gewiſſer Unterſchied in der Erzählung zwiſchen dem Frühern ſein, was der Apoſtel nur durch die Berichte Anderer wiſſen konnte, und dem Spätern, was er ſelbſt erlebt hatte. Aber in unſerm Evangelium findet ſich eine ſolche Verſchiedenheit nicht. 2. Vergleichen wir die Auferſtehungsgeſchichte Matth. 28. mit dem, was die andern Evangeliſten darüber haben, namentlich, wie ſich hier Alles ſo unbeſtimmt der Zeit nach zuſammendrängt, wogegen bei Johannes verſchiedene Momente und verſchiedene Schauplätze aus einander treten in Erſcheinungen Chriſti in Jeruſalem und Galiläa, bei denen doch auch Matthäus geweſen ſein muß: ſo ſieht man, wie das ſchwerlich ein Apoſtel kann geſchrieben haben. Natürlich gehe ich hier von der Vorausſetzung der Aechtheit des Evangeliums Joh. aus; wer ſie nicht annimmt, kann freilich auf umgekehrte Weiſe aus Matthäus gegen Johannes argumentiren. Aber wenn wir in demſelben Kreiſe von Argumenten bleiben, ſo hat das Evangelium Joh. ſo viel Kennzeichen der Urſprünglichkeit, daß es einen ſolchen Vorſprung vor Matthäus hat, daß eine ſolche Rückargumentation nicht ſtattfinden kann. 3. Die 3 ſynoptiſchen Evangelien gehn beſtimmt von der Vorausſetzung aus, daß Chriſtus vor dem letzten Oſterfeſte nicht in Jeruſalem geweſen ſei. Wollte man nun auch annehmen, daß Matthäus erſt im letzten Jahre berufen worden, ſo mußte er doch von den andern Apoſteln erfahren haben, daß Chriſtus ſchon öfter dort geweſen. — So kann man alſo nicht wahrſcheinlich finden, daß unſer Evangelium Matth. von dem Apoſtel iſt.

Ebenſo läßt ſich aus unſerm Evangelium des Marcus nachweiſen, daß es nicht unter dem unmittelbaren Einfluſſe des Petrus oder mit irgend einem Mitwiſſen deſſelben geſchrieben ſein kann. So wird z. B. mit Erzählung der Auswahl der Apoſtel verbunden, daß Chriſtus dem Petrus ſeinen Namen gegeben habe; das geſchah aber nicht erſt, als die Zwölf zuſammen

ren, ſondern es war eine frühere Begebenheit [1]). Dagegen eint die Bezeichnung der Brüder Johannes und Jacobus als οἱ βροντῆς ſpäter geſchehn zu ſein, als hier berichtet wird [2]). eſe ganze Erzählung aber, wie ſie hier ſteht, kann ſchwerlich Beſtandtheil jener Schrift geweſen ſein, wenigſtens findet ſich chts darin, was Petrus als διδασκαλία gebrauchen konnte. ſer Evangelium hat alſo wenigſtens auch ſolche Elemente in), die jene Schrift nicht hatte. Dieſe ſind alſo gemacht, um ie τάξις hineinzubringen, da Marcus οὐ τάξει geſchrieben tte; es mußte dabei die Namengebung gleich bei der Erwäh= ng der Apoſtel erwähnt werden. Aber Petrus hat es gewiß ht ſelbſt ſo geſagt, und von Marcus heißt es doch, er habe chts daran verfälſcht, was doch in unſerm Evangelium Marc. f gewiſſe Weiſe geſchehn iſt.

Fragen wir nun unter Vorausſetzung jenes Zuſammenhangs iſchen unſerm Evangelium κατὰ Ματθαῖον und den λογιοίς s Matthäus, wie alſo der zweite Verfaſſer eigentlich zu Werke gangen iſt: ſo hatte er durch dieſe Schrift ſelbſt ſchon einen ſondern Standpunct bekommen. Sie zerfiel gleich in die bei= n Theile des Galiläiſchen und Hieroſolymitaniſchen; es mußte m der geſchichtliche Zuſammenhang, ein Rahmen von Thatſa= en, dazu gemacht werden. Unſer Evangelium giebt nun den ndruck, daß dieſe Einfaſſung der λόγια für die galiläiſche Zeit was dürftig iſt, denn wir bekommen immer nur ein ſehr allge= eines Bild. Es heißt: „Chriſtus begiebt ſich auf einen Berg" ir wiſſen nicht, welchen? oder „er iſt am See" oder „er zieht den galiläiſchen Städten umher"; nirgends anſchaulichere Be= mmtheit. Da ſieht man, daß es dem Verfaſſer gar nicht darum thun war; er hätte vielleicht noch mehr Notizen dieſer Art ibringen können, aber er mochte dann um ſo weniger glauben, s Richtige zu treffen. Es müſſen aber auch ſeine Quellen eben

---

) Marc. 3, 16. vergl. Joh. 1, 42., dagegen Matth. 16, 18.
) Marc. 3. 17. vergl. Luc. 9, 54.

so unbestimmt gewesen sein; bei einzelnen fragmentarischen Erzählungen wurde dieser Mangel nicht empfunden, sondern erst bei der Zusammensetzung mehrerer. Wäre aber der Zusammensetzer ein Augenzeuge gewesen, so würde er von selbst das Bestimmte mitgegeben haben.

Beim Evangelium κατὰ Μάρκον ist es viel schwieriger, ein Verhältniß desselben zu jener Schrift des Marcus bei Papias nachzuweisen. Ueberhaupt sind die Urtheile über das Verhältniß dieses Evangeliums zu den andern so verschieden, daß es einer großen Weitläuftigkeit bedürfte, sie anzuführen. Mir genügt es, nachgewiesen zu haben, daß nicht wahrscheinlich ist, daß unser Evangelium jene Schrift sei. Also muß man entweder auf das Zeugniß des Papias ganz Verzicht leisten, wozu ich keinen Grund einsehe, oder einen realen Zusammenhang des Evangeliums mit jener nur fragmentarischen Schrift annehmen.

Von Lucas wissen wir aus seinen Eingangsworten, daß er einen größern Vorrath von Materialien hatte. Wenn er sagt, es hätten schon Viele das versucht, was er nun auch thun wolle, so kann man nicht glauben, daß er alle jene Versuche nur dem Namen nach gekannt haben sollte; sein Werk selbst zeigt, daß er seine Forschungen aus jenen genommen habe. Das Nächste wäre also, zu sagen: Aus einem größern Reichthum hat er Einiges ausgewählt, Anderes verworfen. Fragen wir, warum er Einiges verworfen habe, so können wir nicht dabei stehn bleiben, daß er nur Unächtes ausgeschlossen, sondern er wird auch Manches, was seinen Erzählungen zu ähnlich war und nichts Neues darbot, weggelassen haben. Es kommen öfter solche Formeln vor, die ganze Reihen von Begebenheiten massenweise zusammenfassen. Nun wäre es doch wunderbar, wenn es darüber keine Erzählungen gegeben hätte; Lucas ließ sie aber aus, weil er schon ähnliche hatte und das Volumen der Schrift nicht auf eine unzweckmäßige Weise vergrößern wollte. So mögen denn in andern Evangelien viele ächte Elemente gewesen sein, die Lucas nicht aufnahm; außerdem aber mag es auch Vieles gegeben haben, was er gar nicht erfuhr, weil es in andern Gegenden circulirte.

§. 69.

Wenn man ſich alſo dies ſo denkt, daß der Verfaſſer von nſerm Evangelium Matth. den geſchichtlichen Rahmen zu jener *σύνταξις λογίων* geben wollte, Lucas aber eine mäßige Auswahl on dem am meiſten Beglaubigten, und denkt man ſich Beide in iner nicht ſehr verſchiedenen Localität: ſo läßt ſich eine gewiſſe Verwandtſchaft in dem, was Beide geben, ſchon zum voraus erarten. Aber freilich die große Uebereinſtimmung im Einzelnen nd in den Worten ſelbſt wird dadurch noch nicht erklärt. Hat nan nun eine ſehr große Vorſtellung von dieſer Uebereinſtimmung, ſo hat man ein Recht zu der Hypotheſe, daß Einer den Andern benutzt habe. Aber ſie iſt nicht ſo groß, als man ſie ſich gewöhnlich vorſtellt. Es iſt nur ſo viel klar, daß ſie in Bezug uf Einzelnes dieſelben Quellen benutzt haben; dazu gehört aber ie Vorausſetzung, daß ſie nicht an zu verſchiedenen Orten ſchrieben.

Halten wir die *σύνταξις λογίων* von Matthäus, wie ſie ns Papias beſchreibt, an die beiden Evangelien Luc. und Marc. nd fragen, ob letztere wohl dieſe Schrift gekannt haben, ſo iſt as bei Lucas allerdings unwahrſcheinlich. Mit Marcus hat es ine ganz andere Bewandtniß. Er vermeidet ausführliche Berichte on Reden Chriſti im erſten Theil, und es ſieht faſt ſo aus, als b er ſich Anfangs gefürchtet hätte, ſeine Schrift würde zu groß erden, und da hat er erſt ſpäter reichlicher aufgenommen. Seine anze Tendenz iſt alſo gar nicht, Reden mitzutheilen, ſondern ehr Thatſachen; daraus folgt aber nicht, daß er jene *λόγια* icht gekannt habe, es lag nur nicht in ſeinem Plan, ausführichern Gebrauch davon zu machen. Wenn wir aber Lucas mit nſerm Matthäus in Bezug auf die *σύνταξις λογίων* vergleichen, o iſt bei Erſterem Manches mit ſeiner hiſtoriſchen Veranlaſſung erzählt, um welches Letzterer keinen ſolchen geſchichtlichen Rahmen gemacht hat, indem er es ſo ließ, wie er es in der *σύνταξις* fand, wiewohl Einiges zu einer ganz andern Zeit geſprochen war, als das dicht dabei Stehende. Nun findet ſich im Lucas aber gar keine Spur von einer Beziehung auf jene Schrift. Man

einem Andern mit aufgenommen wurden. — Fe
ſchon erwähnten Hauptunterſchied zwiſchen den
und hieroſolymitaniſchen Elementen voraus
erſtern immer als die frühern betrachtet wurden.
ſehn wir, wie Chriſtus auch noch in andern Th
ſich aufgehalten hat, in Peräa und Judäa.
mehrere Elemente geben, die ſich nicht recht in d
dere Abtheilung ſchicken wollten. Ein apoſtoliſche
dadurch nicht in Verlegenheit kommen können;
eine Scheidung in Galiläiſches und Hieroſolymit
Art nicht eingefallen. — Hiernach iſt es am beſt
ſuchung ſo einzurichten, daß wir drei verſchiede
annehmen, in welche die einzelnen Elemente
1. diejenigen Elemente, bei denen Chriſtus in Ga
nend theils als Lehrer umherziehend erſcheint, wo
in den Umfang von Galiläa einſchränkt; 2. dieje
beſtimmt galiläiſch, aber auch nicht hieroſolymitan
ganz beſtimmt als hieroſolymitaniſch aufgeführt w

§. 70.

I. Nehmen wir nun alles zuſammen, was
Evangelien in der galiläiſchen Abtheilung

tras gekommen ſein, ehe die Apoſtelgeſchichte verbreitet war, gegen die urſprüngliche Abſicht des Lucas, daß beides ſollte als ein Ganzes betrachtet werden.

Daß dies aber ſo kam, davon iſt offenbar der nächſte Grund der Mangel an Vermögen. Es war zu koſtbar, beides abſchreiben zu laſſen, und da begnügte man ſich damit, noch Nachrichten aus dem Leben Chriſti zu erhalten. Hieran haben wir alſo einen Maaßſtab, wie groß eine Schrift ſein mußte, um eine allgemeine Verbreitung in der Kirche zu erhalten. So ſieht man, warum man ſich auf einen ſehr geringen Umfang beſchränkte. Vergleicht man in dieſer Beziehung unſere drei Evangelien mit einander, ſo iſt das des Marcus das kleinſte; aber hier ſieht man zugleich die urſprüngliche Tendenz, nur einzelne Thatſachen aus dem Leben Chriſti darzuſtellen. Unſerm Matthäus war die διάταξις λογίων gegeben; da war die größte Sparſamkeit nothwendig, um das Ganze nicht zu groß zu machen und doch keine Reden Chriſti auszulaſſen. Bei Lucas ſehn wir ein größeres Gleichgewicht zwiſchen thatſächlichen Elementen und ausführlicher Mittheilung von Reden Chriſti. Denkt man ſich alſo ein ſolches Maaß durch den Zuſtand der Dinge einmal gegeben und die erſte ſchriftliche Zuſammenfaſſung zu einem wirklichen Complex doch natürlich nur auf die Zeitgenoſſen gerichtet: ſo folgt ſchon von ſelbſt, daß nur geſchichtliche Elemente von einer gewiſſen vorzüglichen Bedeutſamkeit konnten in ſolchen Complexus aufgenommen werden, während viele andere lehrreiche, characteriſtiſche, anmuthige Erzählungen nur im mündlichen Umlauf waren. Es kommt alſo vorzüglich darauf an, daß man ſich überzeuge, die geſchichtlichen Elemente unſrer Evangelien ſeien von der Art, daß ſie eine ſolche Heraushebung verdienten, und zwar ſo, daß unabhängig von den Andern Jeder, der auf eine ſolche Zuſammenſtellung ausging, ſie nicht umgehen konnte, ſondern ſie vor andern herausheben mußte. Hierauf kommt es beſonders an, um ſich von dem Verhältniſſe der drei Evangelien zu einander eine richtige Vorſtellung zu machen.

einem Andern mit aufgenommen wurden. — Ferner
ſchon erwähnten Hauptunterſchied zwiſchen den g
und hieroſolymitaniſchen Elementen voraus, v
erſtern immer als die frühern betrachtet wurden. A
ſehn wir, wie Chriſtus auch noch in andern Theile
ſich aufgehalten hat, in Peräa und Judäa. Da
mehrere Elemente geben, die ſich nicht recht in die
dere Abtheilung ſchicken wollten. Ein apoſtoliſcher V
dadurch nicht in Verlegenheit kommen können; ihn
eine Scheidung in Galiläiſches und Hieroſolymitaniſ
Art nicht eingefallen. — Hiernach iſt es am beſten,
ſuchung ſo einzurichten, daß wir drei verſchiedene
annehmen, in welche die einzelnen Elemente geſt
1. diejenigen Elemente, bei denen Chriſtus in Galiläa
nend theils als Lehrer umherziehend erſcheint, wo ſi
in den Umfang von Galiläa einſchränkt; 2. diejenig
beſtimmt galiläiſch, aber auch nicht hieroſolymitaniſch
ganz beſtimmt als hieroſolymitaniſch aufgeführt werd

§. 70.

I. Nehmen wir nun alles zuſammen, was wir
Evangelien in der galiläiſchen Abtheilung w

seiner so langen Abwesenheit Christi in der Wüste
ren, seitdem sie bei ihm waren, so mußten sie
anz zu Anfang stellen, entweder vor oder un-
'ufe. Vor derselben wäre sie ganz isolirt
in Verhältniß zu der Bestimmung Christi
sie thatsächlich auffaßt) annahm, so war
e am angemessensten. — Wenn also
ng der Lehrthätigkeit in Galiläa
ieſe Vereinigung sehr natürlich fin-
.., wie viel Stoff die Versuchungsgeschichte
.. christlichen διδαχαλία zum Grunde zu liegen,
eicht sie ihrer Natur nach zu verbreiten war: so müssen
sie als ein sehr verbreitetes Element in der evangelistischen Ueber-
ierung ansehn. Ja, wir brauchen nicht einmal anzunehmen,
die Apostel selbst diese Erzählung Christi als eine Thatsache
esehn haben; wenn sie nur vor der schriftlichen Aufzeichnung
n so aufgefaßt wurde, so läßt sich ihre Anordnung im Anfange
Evangelien sehr gut erklären, ohne daß eine besondere apo-
ische Direction, ein Urevangelium, eine Benutzung des einen
hriftstellers durch den andern oder sonst eine Hypothese dazu
hig wäre.

Wenn wir den weitern Verfolg betrachten, so finden wir,
es selten mehr als zwei Begebenheiten sind, welche die ver-
ebenen Evangelien in derselben Ordnung erzählen, während
überall Abweichungen in der Reihenfolge sind. So wie man
die Sache so stellt, so bekommt man gleich einen viel gerin-
n Eindruck von der Uebereinstimmung, und die Nothwendigkeit
schwindet, einen gemeinschaftlichen Faden anzunehmen, der zum
unde gelegen habe. Um sich dieses anschaulich zu machen, em-
hle ich die Synopse von De Wette und Lücke, bei welcher
in dieser Beziehung nur Eins noch wünschen möchte. Es
d die Erzählungen nach einzelnen Nummern vertheilt; wenn
n die Synopse solche Combinationen von Erzählungen, die bei
n drei Evangelien dieselben sind, unter eine Nummer gestellt

erklärt, und alles, was dem ähnlich ist, gehört in das zweite Gebiet. Dies sind solche characteristische Puncte, die überall in der evangelistischen Thätigkeit vorherrschen mußten. Außerdem aber wurde, wie wir uns denken müssen, Vieles erzählt rein aus dem Interesse an der Person Christi, ohne eine bestimmte Beziehung auf die Lehrthätigkeit, und da kam es denn vorzüglich darauf an, daß es möglichst mußte unmittelbar von Augenzeugen aufgefaßt sein, weil es nur durch seine Anschaulichkeit und Lebendigkeit wirken konnte. Wenn nun dies das Wesentliche in der mündlichen Thätigkeit war, und die schriftliche Abfassung ihr folgte, so mußte sie doch denselben Typus haben und, wenn auch in einem kleinern Volumen, dasselbe zu leisten suchen.

Wenn wir also den Inhalt unsrer Evangelien aus dem Aufenthalt Christi in Galiläa betrachten[1]), so müssen wir es natürlich finden, daß jede zusammenhängende Geschichtsschreibung anfangen mußte mit der Taufe Christi, weil dies als der Scheidepunct zwischen seinem Privatleben und seinem öffentlichen Auftreten angesehen wurde. In wiefern dies genau ist, ist hier nicht zu untersuchen; auch kommt es nicht darauf an, ob dies beide, daß Christus sich von Johannes taufen ließ, und daß er nach Galiläa ging, unmittelbar zusammen hing; von seiner Taufe an wurde seine öffentliche Wirksamkeit gerechnet. Dies stimmt damit zusammen, Nichts von einem frühern Aufenthalte Christi in Jerusalem zu wissen, und durchaus seine Thätigkeit in Galiläa als die erste anzusehn. Nun tritt noch etwas Anderes zu dieser ersten Einleitung hinzu, nemlich die Geschichte von der Versuchung Christi. Es ist offenbar, daß, wenn diese einmal als Geschichte aufgefaßt war, man ihr keine andere Stelle geben konnte, als unmittelbar nach der Taufe, wenn dies auch in der Geschichtserzählung selbst nicht enthalten war. Denn wenn man auf den Ursprung dieser Erzählung sieht, so konnte sie nur von Christus selbst herrühren, weil Niemand sonst zugegen war. Da

1) Vergl. Schleierm. ü. d. Schr. des Lucas S. 50—158.

die Apoſtel keiner ſo langen Abweſenheit Chriſti in der Wüſte ſich bewußt waren, ſeitdem ſie bei ihm waren, ſo mußten ſie dieſe Begebenheit ganz zu Anfang ſtellen, entweder vor oder unmittelbar nach der Taufe. Vor derſelben wäre ſie ganz iſolirt geweſen; ſobald man ein Verhältniß zu der Beſtimmung Chriſti (was doch iſt, wenn man ſie thatſächlich auffaßt) annahm, ſo war ihre Stellung nach der Taufe am angemeſſenſten. — Wenn alſo Taufe, Verſuchung und Anfang der Lehrthätigkeit in Galiläa verbunden iſt, ſo müſſen wir dieſe Vereinigung ſehr natürlich finden. Nehmen wir dazu, wie viel Stoff die Verſuchungsgeſchichte darbot, um einer chriſtlichen διδαχαλία zum Grunde zu liegen, und wie leicht ſie ihrer Natur nach zu verbreiten war: ſo müſſen wir ſie als ein ſehr verbreitetes Element in der evangeliſtiſchen Ueberlieferung anſehn. Ja, wir brauchen nicht einmal anzunehmen, daß die Apoſtel ſelbſt dieſe Erzählung Chriſti als eine Thatſache angeſehn haben; wenn ſie nur vor der ſchriftlichen Aufzeichnung ſchon ſo aufgefaßt wurde, ſo läßt ſich ihre Anordnung im Anfange der Evangelien ſehr gut erklären, ohne daß eine beſondere apoſtoliſche Direction, ein Urevangelium, eine Benutzung des einen Schriftſtellers durch den andern oder ſonſt eine Hypotheſe dazu nöthig wäre.

Wenn wir den weitern Verfolg betrachten, ſo finden wir, daß es ſelten mehr als zwei Begebenheiten ſind, welche die verſchiedenen Evangelien in derſelben Ordnung erzählen, während faſt überall Abweichungen in der Reihenfolge ſind. So wie man ſich die Sache ſo ſtellt, ſo bekommt man gleich einen viel geringern Eindruck von der Uebereinſtimmung, und die Nothwendigkeit verſchwindet, einen gemeinſchaftlichen Faden anzunehmen, der zum Grunde gelegen habe. Um ſich dieſes anſchaulich zu machen, empfehle ich die Synopſe von De Wette und Lücke, bei welcher ich in dieſer Beziehung nur Eins noch wünſchen möchte. Es ſind die Erzählungen nach einzelnen Nummern vertheilt; wenn nun die Synopſe ſolche Combinationen von Erzählungen, die bei allen drei Evangelien dieſelben ſind, unter eine Nummer geſtellt

hätte, so würden wir dies noch leichter übersehn können. — Wir wollen nun diese Fälle nach den aufgestellten Gesichtspuncten beurtheilen.

1. Zuerst finden wir in allen drei Evangelien verbunden die Heilung eines Gichtbrüchigen und die Berufung des Matthäus, Matth. 9, 1—8. und 9—17. Marc. 2, 1—12. und 13—22. Luc. 5, 17—26. und 27—39., während von der Tauf- und Versuchungsgeschichte an seit Matth. 4, 12. Alles verschieden war. An jene Berufung knüpft sich die Frage über Christi Umgang mit Zöllnern und seine Antwort darauf. Hier haben wir offenbar einen Faden des Zusammentreffens. Da die Heilung des Gichtbrüchigen und die Berufung des Matthäus innerlich durch Nichts verbunden sind, so ist wohl anzunehmen, daß Beides historisch nach einander geschah. Jene Gespräche aber knüpfen sich genau daran an, daß Matthäus dem Erlöser ein Mahl ausrichtete, bei welchem Genossen seines Standes zugegen waren, wodurch die Aeußerungen Christi hervorgerufen wurden. Nun enthalten diese einen wichtigen Aufschluß über die Methode Christi in Beziehung auf die Anordnung seines Lebens für seinen Zweck, nemlich daß er alle äußern Distinctionen übersah und lediglich die innere Empfänglichkeit der Menschen berücksichtigte. So wichtige Aeußerungen Christi also mit dem, wodurch sie hervorgerufen wurden, konnten nicht leicht in einer wenn auch noch so kleinen schriftlichen Aufzeichnung übergangen werden; es war auch natürlich, daß sie eine solche Stelle am Anfange des öffentlichen Lebens Christi fanden. Wir haben zwar noch andere Aeußerungen Christi, die analog sind, z. B. die Parabel vom Zöllner und Pharisäer und die vom verlornen Sohne; aber sie sind doch nicht so verwandt, daß man sagen müßte, sie hätten auf dieselbe Weise allgemein sein müssen. Sie treten von selbst in Vergleich mit jenen in eine zweite Classe.

2. Das Nächste, worin die drei Evangelien zusammenstimmen, ist die Verbindung der Erzählung vom Aehrenausraufen der Jünger am Sabbath und der von der Heilung einer ver-

dorreten Hand, Matth. 12, 1—8. und 9—14. Marc. 2, 23 bis Ende und 3, 1—6. Luc. 6, 1—5 und 6—11. Sie ſtehen alſo bei Luc. und Marc. gleich hinter den beiden vorigen Erzählungen, bei Matth. aber erſt ſpäter. Das ſie unter ſich verbindende Element iſt, daß beide Thatſachen am Sabbath vorfielen, und daß Chriſtus dabei ſeine Grundſätze über den Sabbath ausſprach. Dies war auch wieder von einem ſo wichtigen Einfluß auf die Praxis der erſten chriſtlichen Kirche, und die Apoſtel mußten ſich ſo ſehr auf ſolche Ausſprüche Chriſti berufen, daß es natürlich war, daß ein paar eclatante Begebenheiten dieſer Art und die Aeußerungen Chriſti darüber zuſammengeſtellt wurden. Denken wir daran, wie bald eine gewiſſe Feier des Sonntags als des Auferſtehungstages neben der Feier des Sabbaths Platz nahm, ſo werden wir leicht darauf geführt, daß keine von beiden ſo ſtreng aufgefaßt werden konnte, wie von den Phariſäern, und wie nothwendig es war, dies Vorurtheil der Juden durch die höhere Auctorität Chriſti zu beſeitigen. Dies war alſo auch ein ſo bedeutendes Element, daß es in einem zuſammenfaſſenden Evangelium nicht fehlen durfte.

3. Eine etwas andere Bewandtniß hat es mit der Combination des Sturmes auf dem galiläiſchen Meere und der Heilung des Dämoniſchen in Peräa. Matth. 8, 23—27. und 28—34. Marc. 4, 35 bis Ende und 5, 1—20. Luc. 8, 22—25 und 26—39. Dieſe beiden Begebenheiten ſind nemlich offenbar der Zeit nach zuſammenhängend, und wenn man die eine erzählte, konnte man nicht unterlaſſen, auch die andere zu erzählen, weil in beiden auf ſo eclatante Weiſe die Wunderkraft Chriſti bezeugt war. Die eine war ein Beweis von der Macht Chriſti über die Naturkräfte, die andere nicht nur ein Beweis von ſeiner Macht über die pſychiſchen Kräfte, denn dergleichen kam öfter vor, ſondern es zeigte ſich hier zugleich auf frappante Art die Weiſe, wie Chriſtus ſolche Kranke behandelte; ſo daß dieſe Erzählung im höchſten Grade geeignet war, den perſönlichen Eindruck für die, welche Chriſtum nicht ſelbſt geſehn hatten,

zu ersetzen; weßhalb sie gewiß sehr verbreitet war und in einem Evangelium nicht fehlen durfte. Wenn man sich diese Geschichte ausführlich erzählt denkt, so hätten alle andern Erzählungen von ähnlichen Wunderwerken entbehrt werden können, weil in dieser auf so anschauliche Weise, wie in keiner andern, die Heilung erzählt wird.

4. Unmittelbar an die Rückkehr Christi von dieser Fahrt über den See ist bei Marcus und Lucas, doch nicht bei Matthäus, die Geschichte von der Auferweckung der Tochter des Jairus und von der blutflüssigen Frau angefügt, Matth. 9, 18—26. Marc. 5, 22—43. Luc. 8, 41—56. Diese beiden Erzählungen hängen wieder der Zeit nach genau zusammen, denn die Heilung der blutflüssigen Frau geschah auf dem Wege zur Tochter des Jairus; deshalb blieben sie zusammen, aber von jener Fahrt auf dem See konnten sie eben so gut getrennt, als damit verbunden werden. Nun ist allerdings diese Erweckungsgeschichte fast einzig in ihrer Art; es giebt nur drei solche, die des Lazarus nur bei Johannes, die des Jünglings zu Nain nur bei Lucas, und diese von der Tochter des Jairus, die den drei Synoptikern gemeinschaftlich ist. Nun ist das sehr merkwürdig, daß Christus der Meinung, sie sei todt, ausdrücklich widerspricht. Nimmt man dazu, daß dies eine Begebenheit von einer seltenen Art war, und daß auch das, was in der Zwischenzeit sich ereignete, etwas sehr Eigenthümliches war, nemlich, daß ohne den ausgesprochenen Willen Christi, ohne Aufforderung an ihn, die Heilung der Blutflüssigen geschah: so konnte eine Erzählung von so prägnanter Dignität nicht verloren gehn. Da finden wir alle Elemente von einer ausgezeichneten Bedeutsamkeit, welche, wie Plato einmal in anderer Beziehung sagt, Niemand, der darüber schreibt, ungesagt lassen darf.

5. Das Nächste, was die drei Evangelien auf dieselbe Weise verbinden, ist die Nachricht von der Nachfrage des Herodes nach Christus und die Speisungsgeschichte, Matth. 14, 1—12. und 13—21. Marc. 6, 14—29. und 30—44. Luc. 9, 7—9. und 10—17.

6. Dann folgen noch zwei verbundene Erzählungen, die mit en vorigen zuſammenzunehmen ſind, obwohl ſie nicht bei Allen nmittelbar darnach ſtehn, nemlich das Zeugniß der Jünger nd die Verklärungsgeſchichte Matth. 16, 13 bis Ende und 7, 1—13. Marc. 8, 27—9, 1. und 9, 2—13. Luc. 9, 18—27. nd 28—36., woran bei allen dreien noch die Heilung des Rondſüchtigen hängt, Matth. 17, 14—23. Marc. 9, 14—32. uc. 9, 37—45.— Hier iſt nun die Verknüpfung von des He- odes Forſchungen nach Chriſtus und der Speiſung allerdings on der Art, daß ſie ſehr verſchiedenartige Dinge verbindet. In Beziehung auf die äußern Verhältniſſe Chriſti geht freilich ein ewiſſer Typus durch beide hindurch, aber dies kann nicht die lrſache geweſen ſein, daß ſie mit einander verbunden wurden. Der Schlüſſel liegt erſt in einer Combination, die ſich ergiebt, enn wir beide Paare im Verhältniſſe zu einander betrachten. Das Zeugniß der Jünger iſt hervorgerufen durch die Frage Chriſti: Was denken die Leute von mir? Dies hängt damit zuſammen, aß er ſeine Jünger ausgeſchickt hatte, um das Reich Gottes zu redigen; da war es natürlich, daß er dieſe Frage an ſie richtete. luf dieſelbe Weiſe kam Chriſtus auch zur Kenntniß von dem ntereſſe des Herodes an ihm. Das Zeugniß der Jünger hängt nmittelbar mit der Geſchichte von der Verklärung zuſammen, nd zwar durch eine Zeitbeſtimmung, die wir ſonſt nicht finden, nd welche, obwohl ſie zwiſchen 6 und 8 Tagen differirt, doch uſammenſtimmt, wenn man die verſchiedene Zählung vom An- angs- und Endpunct berückſichtigt. Nun ſieht man, daß das zu- ammenſtrömende Volk das Geſpräch Chriſti mit ſeinen Jüngern ach ihrer Rückkehr von jener Sendung unterbrochen hatte; ſo ällt die Speiſungsgeſchichte dazwiſchen. Man ſieht alſo, wie uſammengehöriges doch nicht zuſammengeſtellt wurde. — Fragen ir nun, was für eine Beziehung dieſe Elemente zur evangeliſti- hen Thätigkeit haben, ſo haben die letzten beiden, das Zeugniß er Jünger und die Stimme aus der Wolke bei der Verklä- ung, eine ſo große Bedeutung für die Geltung der meſſianiſchen

Dignität Chriſti, daß ſie allgemein verbreitet wurden und in einer ſchriftlichen Abfaſſung nicht fehlen durften. Die erſten beiden Elemente ſcheinen in dieſer Beziehung nicht ſo prägnant; doch kann man auch hier einen Grund zur Zuſammenſtellung finden.

Fragen wir noch einmal, wie ſich Lucas zu der Sammlung von Reden verhält, die dem Matthäus zum Grunde liegt, ſo ſind es vorzüglich drei Maſſen, die in dieſen Abſchnitt vertheilt ſind, die Bergpredigt, die Inſtruction an die Apoſtel und die Parabeln vom Reiche Gottes. Die Bergpredigt hat Lucas in einer andern Redaction, cap. 6, 17—49., und Manches aus derſelben hat er an einer andern Stelle. Dies hat ſchon früher den Gedanken ſehr allgemein gemacht, daß die Bergpredigt bei Matthäus nicht in einem Zuſammenhange gehalten ſei, z. B. das Vater Unſer hat Lucas an einer ganz andern Stelle und zwar mit der eigentlichen Veranlaſſung. Zwar haben mehrere neuere Ausleger die Einheit der Bergpredigt vertheidigen wollen; aber wenn man daran denkt, daß die Parabeln ihrer Natur nach gar nicht hinter einander vorgetragen ſein können, ſo muß daſſelbe auch für den erſten Theil der λόγια gelten. Es könnte zwar ſein, daß Lucas die συγγραφή des Matthäus gekannt hat; aber weil er καθεξῆς ſchreiben wollte, ſo machte er von der Ordnung derſelben keinen Gebrauch und ſtellte Jedes an ſeinen beſondern Ort.

Aus den Zuſammenſtellungen, die wir bisher betrachtet haben, ſehen wir, daß einige allgemein verbreitet waren aus dem Prinzip der Analogie des wichtigen Inhalts, andere aus der urſprünglichen Combination der Erzählungen. Letzteres iſt beſonders bei denen der Fall, die nur von den Apoſteln herrühren konnten; die Combination des Sturms und der Heilung des Dämoniſchen konnte nur von denen ausgehn, die mit im Schiffe waren und mit Chriſto ausſtiegen; ebenſo mußte die der Erweckung der Tochter des Jairus und der Heilung der Blutflüſſigen von Einem der Zwölf ſein, die Chriſtum immer begleiteten; daſſelbe gilt von der Verklärung auf dem Berge, die mit ihrer Zeitbeſtimmung und in der Verbindung mit der Heilung des Mondſüchtigen nur von

nen erzählt werden konnte, die mit auf dem Berge waren. ies iſt alſo eine urſprünglich apoſtoliſche Combination. Daß e Apoſtel zur Verbreitung dieſer Erzählungen ſehr beitrugen, iſt ıtürlich wegen ihrer Wichtigkeit und des Frappanten darin. ußerdem ſtand damit die Abreiſe Chriſti aus Galiläa und die orherſagung ſeiner Leiden in Verbindung; alſo war es ein ſo ägnantes Moment, daß es nicht übergangen werden konnte. — a müſſen wir alſo geſtehn, daß das Zuſammentreffen mehrerer ſchriebener Evangelien in dieſen Combinationen gar Nichts für jend ein Verhältniß derſelben unter einander oder für eine be- mmte apoſtoliſche Direction in Bezug auf das Schreiben be- ıif't, wenngleich die Combination ſelbſt auf der apoſtoliſchen :zählung beruht.

§. 71.

Wir haben aber über das, was auf dem Galiläiſchen Bo- n liegt, noch mehr Betrachtungen anzuſtellen. — Zuerſt müſſen r uns rückwärts wenden und auf den Anfang unſrer Evan- lien ſehn, ſofern ſie von dem erzählen, was dem öffentli- en Auftreten Chriſti vorherging.

In unſern vier Evangelien finden wir in Bezug hierauf zwei rſchiedene Maximen: Johannes und Marcus fangen geradezu t dem öffentlichen Auftreten Chriſti an und erzählen von ſeiner :burt und ſeinem frühern Leben gar Nichts; Matthäus und cas haben Erzählungen von ſeiner Geburt und den erſten Be- ›enheiten ſeiner Kindheit. Dieſe entgegengeſetzten Maximen gen wohl mit entgegengeſetzten Anſichten zum Theil zuſammen- ıgen. Man kann ſich eine ſolche denken, die alles Frühere für : nicht im Zuſammenhang mit dem Zweck der evangeliſtiſchen ätigkeit ſtehend anſah; denn das κήρυγμα von der Perſon riſti und das von der βασιλεία τῶν οὐρανῶν war nur eins ɔ daſſelbe, und ſo war von Chriſto Nichts zu erzählen, was n κήρυγμα der βασιλεία τῶν οὐρανῶν voranging. Dies ſt nicht die Erzählung von Johannes dem Täufer, denn damit

fing das εὐαγγέλιον an, wie dies Marcus beſtimmt ausſpricht. – Daß nun Schriften, die ihrem Volumen nach ſo ähnlich und ihrem Hauptzwecke nach ſo identiſch ſind, doch ſo entgegengeſetzte Maximen befolgen können, darüber giebt uns die Beſchaffenheit dieſer Erzählungen einigen Aufſchluß. Es konnte nemlich Chriſten geben, denen dies ein ſehr wichtiger Beweis für die meſſianiſche Würde Jeſu war, daß er aus der Familie Davids abſtammte; Andern aber mochte dies weniger am Herzen liegen, denn nur Judenchriſten konnte es von großer Wichtigkeit ſein. Aber nicht nur Matthäus hat dieſe Erzählungen, ſondern auch Lucas, der doch ſeiner ganzen Perſönlichkeit nach für einen Heidenchriſten gilt; und es ſind innere Kennzeichen genug dafür da, daß er nicht judaiſirte. Aber er konnte dieſe Erzählungen aus einem ganz andern Grunde aufnehmen, nemlich wegen des καθεξῆς, das er ſich zum Zweck gemacht; da nahm er, was er von der Kindheit Jeſu vorfand. Denken wir dieſe letzte Tendenz und erwägen, daß Maria nach Chriſti Himmelfahrt mit ſeinen Jüngern zuſammen lebte und dieſem engſten chriſtlichen Kreiſe genau angehörte: ſo müßten wir uns wundern, wenn durch ſie nicht mehrere Erzählungen aus der Jugend Chriſti ſollten in Umlauf geſetzt ſein; es iſt ſo natürlich, daß, nachdem die Erſcheinung Chriſti vorüber gegangen war, man nun auch nach dem Frühern fragte. Alſo muß dieſe erſte chriſtliche Geſellſchaft mehrere Nachrichten von ſeiner Geburt und ſeinem erſten Leben gehabt haben. Warum ſind dieſe ganz verſchwunden? Ganz ſind ſie es nicht, denn die apocryphiſchen Evangelien enthalten Manches davon; und wenn auch Vieles fabelhaft iſt, ſo braucht es doch nicht erfunden zu ſein, ſondern nur entſtellt durch die Wunderſucht. Lucas nun, der ein eigentliches hiſtoriographiſches Intereſſe beſitzt, hat ein paar einzelne Momente fixirt, die Geburt und Darſtellung im Tempel und die erſte Theilnahme Chriſti an den Feſtreiſen; aber da bricht er ab und ſchließt mit der allgemeinen Formel, daß er bei ſeinen Eltern in Nazareth in kindlichem Verhältniſſe gelebt habe. Schwerlich können wir daraus ſchließen, daß alle andern Erzählungen ſchon

verschwunden waren, als die Materialien zu diesem Evangelium zusammengestellt wurden, sondern, daß sie dem Lucas nicht bedeutend genug erschienen sein müssen, um sein Evangelium damit auszufüllen, das mit andern Erzählungen schon hinlänglich versehn war. Nun sind die ausgewählten Züge gerade sehr bedeutend, um die Richtung Christi auf die Frömmigkeit in seiner Kindheit zu bezeichnen. Die apocryphischen Evangelien reden von einer Theilnahme Christi an dem Gewerbe seines Vaters, welche wohl möglich ist [1]).

Wenn wir die Erzählungen des Matthäus aus dieser frühern Zeit mit denen des Lucas vergleichen, so ist klar, daß sie von verschiedenen Voraussetzungen ausgehn und nicht mit einander zu vereinigen sind, so daß nur die einen richtig sein können. Dies läßt sich sehr natürlich erklären eben aus der vereinzelten Auffassung der Erzählungen, wobei immer zu ergänzen blieb, was von dem Einen so, von dem Anderen so geschah. Ich verweise hierbei auf meine Schrift über den Lucas [2]), und ich glaube, wer nur einige Uebung hat, das, was Verschiedene aufgefaßt haben, zusammenzubringen, wird die Sache nicht anders ansehn können, als dort geschehn ist.

Die lange besprochene Frage, ob die beiden ersten Capitel des Matthäus ächt seien, verliert bei unsrer Theorie ihre Bedeutung; denn sie kann hierbei nur ausdrücken, ob die beiden Capitel schon zur ersten Redaction unsers Matthäusevangeliums gehört haben, oder nicht. Dies aber zu läugnen, ist gar kein Grund; denn es fehlen darüber die äußern Zeugnisse. Indeß ist nicht ohne Bedeutung, daß die Kirchenväter, wenn sie von den mit unserm Matthäus verwandten Evangelien sprechen, immer die Frage mit in Betracht ziehn, ob sie die γενεαλογία σαρκική hatten, oder nicht. So wie wir die Sache behandeln, können wir nicht anders sagen, als: der Redacteur unsers Evangeliums hat diese Genea-

1) Vergl. Marc. 6, 3. mit Matth. 13, 55.
2) Schleierm. üb. d. Schr. des Lucas S. 20—49.

logie irgendwo vorgefunden und ſie aufgenommen. Sagt man nun: die erſte Ueberſchrift βίβλος γενέσεως I. Χρ. gehört nur zu dieſer Genealogie, ſo iſt das richtig; denn es als „Geſchichte der irdiſchen Erſcheinung Chriſti" zu verſtehn, iſt ganz willkürlich; es iſt dies eine Ueberſchrift, wie ſie jede Genealogie hatte, welche damals wohl nur noch Familien von prieſterlichem Amte oder davidiſchem Urſprunge beſaßen. Es iſt alſo dies ein Product von dem jüdiſchen Intereſſe aus, Chriſtum als Nachkommen Davids darzuſtellen. Damit will ich aber dieſe Genealogie nicht verdächtigen, ſondern nur ſagen, daß eine beſondere Richtung dazu gehörte, ſie aufzuſuchen; und daß ſie in unſerm Matthäusevangelium ſteht, bewährt, daß der Redacteur auch dieſes Intereſſe hatte.

Alles Andere aus dem frühern Leben Chriſti mußte aus den kirchlichen Evangelien, (d. h. ſolchen, die auf der einen Seite eine hinlängliche Beglaubigung ihres Inhalts haben, auf der andern Seite auf eine gewiſſe Vollſtändigkeit Anſpruch machen) als das minder Wichtige nothwendig wegbleiben und allmählig verloren gehn. Unter den noch übrig gebliebenen apocryphiſchen Evangelien haben einige beſonders den Zweck, das frühere Leben Chriſti darzuſtellen und zu zeigen, daß die Kraft des Wunderthuns ſchon vom Anfange ſeines Lebens ihm beigewohnt habe. Wir ſehn, wie dieſes der Wunderſucht einen großen Spielraum eröffnete, zugleich aber, wie im noch einfachern und richtigern Zuſtande Erzählungen dieſer Art in den Evangelien nicht vorkommen konnten, weil dadurch das richtige Verhältniß geſtört und das Volumen zu ſehr vergrößert worden wäre. — Ohne alſo eine Hypotheſe über ein beſtimmtes Verhältniß der drei Evangelien zu einander zum Grunde zu legen, können wir uns darüber verſtändigen, daß gewiſſe Elemente in ihrer Verbindung dageweſen und von allen gleichmäßig aufgenommen ſind, ohne daß ſie von einander gewußt haben, und daß andere Elemente ebenſo ausgelaſſen ſind. Es bleibt nur die Differenz der Regionen übrig. Bei Matthäus iſt der Grund, warum er jene Erzählungen aufgenommen hat, offenbar das Intereſſe ſeines Volks, den Begriff der meſſianiſchen

Würde Chriſti vorwalten zu laſſen; bei Lucas iſt es ein Streben nach hiſtoriſcher Totalität. Bei Johannes und Marcus iſt das Gegentheil von dieſem, und es frägt ſich nur, ob bei beiden dieſelbe oder eine verſchiedene Maxime zum Grunde liegt.

Es frägt ſich nun, wie es mit dem Einzelnen iſt, was die Evangelien gemeinſchaftlich haben, und was nicht. Dahin gehören die mit der Taufe Chriſti zuſammenhängenden Nachrichten über Johannes den Täufer und ſeine Äußerungen über Chriſtus [1]). Dies war in der That ein unnachläßliches Element nicht nur außerhalb Paläſtina, ſondern wegen des Zeugniſſes über Chriſtus auch innerhalb deſſelben. Daß nun dieſe Nachrichten im Weſentlichen des Inhalts übereinſtimmen, iſt natürlich, da ein beſtimmtes Factum zum Grunde liegt, und mehrere Apoſtel Chriſti vorher vertraute Schüler des Johannes geweſen waren.

Analog iſt die ſpätere Geſandtſchaft des Johannes an Chriſtus und die Erklärung Chriſti über Johannes nach derſelben [2]). Dieſe mußte denen, die früher in einem Verhältniſſe zu Johannes geſtanden hatten, ſehr wichtig ſein, und die Antwort Chriſti hatte außerdem große Bedeutung für das κήρυγμα von Chriſto. Es iſt alſo natürlich, daß Beides in der apoſtoliſchen Ueberlieferung vorhanden iſt. In der Erzählung des Lucas verwiſcht es ſich, daß dieſe Sendung aus dem Gefängniſſe des Johannes gekommen; indeß eine leiſe Andeutung davon, daß die Wirkſamkeit des Johannes vorüber war, findet ſich doch in den Worten Chriſti τί ἐξεληλύθατε εἰς τὴν ἔρημον θεάσασθαι;

Eine andere gemeinſchaftliche Erzählung iſt die von der Berufung der beiden Brüderpaare, der Söhne des Zebedäus und des Petrus und Andreas [3]). Da dieſe von den vertrauteſten Apoſteln Chriſti handelt, ſo mußte ſie natürlich eine

1) Matth. 3, 1—12. Marc. 1, 1—8. Luc. 3, 1—20.
2) Matth. 11, 1—19. Luc. 7, 18—35.
3) Matth. 4, 18—22. Marc. 1, 16—20. Luc. 5, 1—11.

große Publicität in der evangeliſtiſchen Verkündigung haben. Nun iſt da freilich eine große Differenz zwiſchen den drei Evangelien und dem des Johannes [1]); nach den erſteren ſcheint es die erſte Bekanntſchaft Chriſti mit dieſen Männern geweſen zu ſein, nach Johannes aber kannte er ſie ſchon vorher. Doch läßt ſich dies ſehr gut ausgleichen. Die in den drei erſten Evangelien erzählte Berufung war es erſt, womit das Zuſammenſein jener mit Chriſtus anfing, wenngleich dieſelbe ihnen nicht unerwartet kam, und ſie ihm nicht völlig unbekannt waren. Wenn ſie alſo gefragt wurden, wie ſie mit Chriſto zuſammengekommen waren, und ſie antworteten: durch jene Berufung in Galiläa: ſo konnte es leicht ſcheinen, als ob dies erſt der Anfang ihrer Bekanntſchaft war. Dies war zugleich das am meiſten Anſchauliche, weßhalb es mehr verbreitet wurde, wogegen die Erzählung des Johannes ſich gar nicht eignet, ſo iſolirt vorgetragen zu werden, wie es doch das Erſte in der evangeliſtiſchen Thätigkeit ſein mußte. — Nun hängt dieſe Berufung bei Lucas mit dem Fiſchzuge Petri zuſammen, ſo daß ſeine Erzählung nicht leicht mit der des Matthäus zu vereinigen iſt. Da kann man ſich eben ſo leicht denken, daß nur zufällig dieſe beiden Begebenheiten ſo verbunden worden, wie, daß ſie urſprünglich zuſammengehörten und in der zweiten und dritten Hand getrennt ſind, weil doch der Fiſchzug nicht ſo weſentlich zur Erzählung von der Berufung zu gehören ſchien. Aber der Schein der erſten Bekanntſchaft ruht auf dieſer Erzählung eben ſo gut, wie auf der andern. Man kann aber hieraus einen neuen Grund ſchöpfen, es zu bezweifeln, daß für die Anordnung der Begebenheiten eine apoſtoliſche Leitung Statt gefunden habe, denn es würden die Apoſtel jenen Schein berichtigt haben.

Eine ähnliche Begebenheit iſt die Heilung der Schwiegermutter des Petrus vom Fieber [2]). Da iſt es die Localität von einem apoſtoliſchen Hausweſen, welche zur Verbreitung

1) Joh. 1, 37—42.

2) Matth. 8, 14—16. Marc. 1, 29—34. Luc. 4, 38—40.

dieser Erzählung beitrug. Es sind der Züge von dem nähern Verhältnisse Christi zu den zwölf Aposteln so wenige, daß man sich viel mehr darüber wundern muß, daß nicht mehr vorkommen, als darüber, daß dieser eine so verbreitet ist. Nun ist aber doch nicht zu bezweifeln (ich bin gewiß ein guter Protestant), daß Petrus gewissermaßen der Vorstand der Apostel war; daher mußten Erzählungen, die sich auf ihn bezogen, besonders verbreitet sein.

Nun ist noch eine Heilungsgeschichte den Evangelien des Matthäus und Lucas gemeinsam, die des Knechtes eines Hauptmanns[1]). Dies war ein so ausgezeichnetes Wunder, weil es ohne die persönliche Anwesenheit Christi vor sich ging, daß hinter dieser Erzählung natürlich viele andere in Schatten treten mußten; auch war bemerkenswerth, daß der, welcher um die Heilung bat, sehr wegen seines Vertrauens belobt wurde. Freilich sind auch hier Differenzen, die nur dadurch zu erklären sind, daß die Erzählung durch die zweite und dritte Hand gegangen war.

Nun wollen wir die Erzählungen aus diesem galiläischen Complexus betrachten, welche die Evangelien nicht gemeinschaftlich haben. Da finden wir bei Matthäus und Marcus eine Erzählung von der Enthauptung des Johannes[2]), die bei Lucas nur mit ein paar Worten angedeutet ist. So wie Matthäus die Sache berichtet, sieht man deutlich, daß die Erzählung nicht von einem Apostel herrühren kann, denn es ist eine gewisse Unklarheit im historischen Verlauf darin unverkennbar. Hier ist bei Lucas nicht eine Abweichung, sondern nur eine Verschweigung und andere Stellung; an sich stand die Enthauptung des Johannes in keiner bedeutenden Beziehung zum Leben Christi, daher überhaupt weniger darauf geachtet wurde. Die nähern Nachrichten über den Tod des Johannes konnten nur von denen herrühren, die in einem nähern Verhältnisse zu ihm standen.

Ebenso hat Matthäus gemeinschaftlich mit Marcus die Ge-

1) Matth. 8, 5—13. Luc. 7, 1—10.

2) Matth. 14, 3—12. Marc. 6, 17—29. vergl. Luc. 3, 19. 9, 9.

große Publicität in der evangelistischen Verkündigung haben. Nun ist da freilich eine große Differenz zwischen den drei Evangelien und dem des Johannes [1]); nach den ersteren scheint es die erste Bekanntschaft Christi mit diesen Männern gewesen zu sein, nach Johannes aber kannte er sie schon vorher. Doch läßt sich dies sehr gut ausgleichen. Die in den drei ersten Evangelien erzählte Berufung war es erst, womit das Zusammensein jener mit Christus anfing, wenngleich dieselbe ihnen nicht unerwartet kam, und sie ihm nicht völlig unbekannt waren. Wenn sie also gefragt wurden, wie sie mit Christo zusammengekommen waren, und sie antworteten: durch jene Berufung in Galiläa: so konnte es leicht scheinen, als ob dies erst der Anfang ihrer Bekanntschaft war. Dies war zugleich das am meisten Anschauliche, weßhalb es mehr verbreitet wurde, wogegen die Erzählung des Johannes sich gar nicht eignet, so isolirt vorgetragen zu werden, wie es doch das Erste in der evangelistischen Thätigkeit sein mußte. — Nun hängt diese Berufung bei Lucas mit dem Fischzuge Petri zusammen, so daß seine Erzählung nicht leicht mit der des Matthäus zu vereinigen ist. Da kann man sich eben so leicht denken, daß nur zufällig diese beiden Begebenheiten so verbunden worden, wie, daß sie ursprünglich zusammengehörten und in der zweiten und dritten Hand getrennt sind, weil doch der Fischzug nicht so wesentlich zur Erzählung von der Berufung zu gehören schien. Aber der Schein der ersten Bekanntschaft ruht auf dieser Erzählung eben so gut, wie auf der andern. Man kann aber hieraus einen neuen Grund schöpfen, es zu bezweifeln, daß für die Anordnung der Begebenheiten eine apostolische Leitung Statt gefunden habe, denn es würden die Apostel jenen Schein berichtigt haben.

Eine ähnliche Begebenheit ist die Heilung der Schwiegermutter des Petrus vom Fieber [2]). Da ist es die Localität von einem apostolischen Hauswesen, welche zur Verbreitung

1) Joh. 1, 37—42.

2) Matth. 8, 14—16. Marc. 1, 29—34. Luc. 4, 38—40.

ſer Erzählung beitrug. Es ſind der Züge von dem nähern erhältniſſe Chriſti zu den zwölf Apoſteln ſo wenige, daß man h viel mehr darüber wundern muß, daß nicht mehr vorkommen, s darüber, daß dieſer eine ſo verbreitet iſt. Nun iſt aber doch ht zu bezweifeln (ich bin gewiß ein guter Proteſtant), daß Pe- is gewiſſermaßen der Vorſtand der Apoſtel war; daher mußten zählungen, die ſich auf ihn bezogen, beſonders verbreitet ſein.

Nun iſt noch eine Heilungsgeſchichte den Evangelien des atthäus und Lucas gemeinſam, die des Knechtes eines auptmanns[1]). Dies war ein ſo ausgezeichnetes Wunder, il es ohne die perſönliche Anweſenheit Chriſti vor ſich ging, daß ter dieſer Erzählung natürlich viele andere in Schatten treten ßten; auch war bemerkenswerth, daß der, welcher um die Hei- ng bat, ſehr wegen ſeines Vertrauens belobt wurde. Freilich o auch hier Differenzen, die nur dadurch zu erklären ſind, daß Erzählung durch die zweite und dritte Hand gegangen war.

Nun wollen wir die Erzählungen aus dieſem galiläiſchen Com- xus betrachten, welche die Evangelien nicht gemeinſchaftlich ben. Da finden wir bei Matthäus und Marcus eine Erzählung n der Enthauptung des Johannes[2]), die bei Lucas nur t ein paar Worten angedeutet iſt. So wie Matthäus die Sache ichtet, ſieht man deutlich, daß die Erzählung nicht von einem oſtel herrühren kann, denn es iſt eine gewiſſe Unklarheit im koriſchen Verlauf darin unverkennbar. Hier iſt bei Lucas nicht e Abweichung, ſondern nur eine Verſchweigung und andere ellung; an ſich ſtand die Enthauptung des Johannes in keiner deutenden Beziehung zum Leben Chriſti, daher überhaupt we- ger darauf geachtet wurde. Die nähern Nachrichten über den od des Johannes konnten nur von denen herrühren, die in einem hern Verhältniſſe zu ihm ſtanden.

Ebenſo hat Matthäus gemeinſchaftlich mit Marcus die Ge-

) Matth. 8, 5—13. Luc. 7, 1—10.

) Matth. 14, 3—12. Marc. 6, 17—29. vergl. Luc. 3, 19. 9, 9.

ſchichte von dem cananäiſchen Weibe und von der Speiſung der Viertauſend[1]). Beides hat Lucas nicht. Das Erſte kann nur merkwürdig ſein in Beziehung auf die Art, wie Chriſtus einen Gebrauch ſeiner Wunderkräfte für Nichtiſraeliten abwenden will, doch aber hernach ihn zuläßt. Dieſe Erzählung mußte ein ſehr verſchiedenes Intereſſe haben, je nach der verſchiedenen Anſicht von Meſſianität. Für Einige mochte gar nichts Beſonderes darin liegen, Andern war es etwas ſehr Bedeutendes. Von der Speiſung der Viertauſend hat man ſchon oft die Meinung aufgeſtellt, daß es nur eine andere Redaction von der erſten Speiſungsgeſchichte iſt, die für eine ganz andere gehalten wurde. Daher ſteht ſie in den zwei Evangelien neben jener, während weder Lucas noch Johannes ſie hat.

Ganz allein hat Matthäus die Geſchichte von dem Stater[2]). Weil dies nun gerade eine Erzählung aus dem Hauſe des Petrus iſt, und man daraus ſieht, daß Chriſtus ſich bei ihm aufzuhalten pflegte, ſo kann es ſonderbar ſcheinen, daß ſie nicht bei Marcus iſt, wenn er aufſchrieb, was er von Petrus hatte. Aber Petrus konnte nur ſolche Erzählungen hervorheben, die Bezug auf die διδασκαλία hatten, und davon bot dieſe nicht viel; denn die Aeußerung über das Abgabenweſen iſt hier lange nicht ſo geeignet für die Belehrung über dieſen Gegenſtand, als die ſpätere vom Zinsgroſchen; ſo daß ſie Marcus gar nicht vom Petrus hörte. Dagegen kann ſie nachher im Kreiſe der Jünger erzählt und ſo in den evangeliſtiſchen Vortrag gekommen ſein.

Lucas hat eigenthümlich die Erzählung von einem Beſeſſenen, der in der Schule geheilt wurde[3]), woran Nichts weiter merkwürdig iſt, als daß dieſer Chriſtum den ἅγιος τοῦ θεοῦ nennt; dann hat er allein die Auferweckung des Jüng-

1) Matth. 15, 21—31. und 32—39. Marc. 7, 24—31. und 8, 1—10.
2) Matth. 17, 24—27.
3) Luc. 4, 31—37. Marc. 1, 21—28.

ngs zu Nain[1]) und die Erzählung von der Sünderinn, ie Christum bei einem Gastmahl salbt[2]). Lucas hat e Salbung in Bethanien nicht, welche die andern drei Evanlien erzählen; man könnte also fragen, ob nicht das Geschichthe von beiden Erzählungen dasselbe sei. Nun läßt es sich nicht it denken, daß Christus in Bethanien und in so genauer Benntschaft mit seinen speciellsten Freunden Anlaß gefunden hätte, er die Vernachlässigung, die ihm in dem Hause widerfahren, klagen, wie wirs bei Lucas finden. Ist es also dieselbe Gechichte, so müßte sie doch schon durch viele Hände gegangen n; aber es kann auch eine andere sein.

Es giebt auch ein paar Erzählungen, die Marcus allein hat, mlich die Heilung eines κωφὸς μογιλάλος[3]), wahrscheinlich ies Taubstummen, und die eines Blinden in der Nähe n Bethsaida[4]). Diese Erzählungen haben etwas Eigenümliches, nemlich daß Christus sich bei beiden Heilungen auch wisser materieller Mittel bedient, aber allerdings solcher, bei nen man sich keinen Causalzusammenhang mit der Heilung nken kann. Da ist es möglich, daß gerade deswegen die an:n Evangelisten diese als zu unbedeutend im Vergleich mit den dern Wundergeschichten, wo Christus durch sein bloßes Wort lte, wegließen. Man hat hieraus schließen wollen, daß Marcus e gewisse Neigung habe, die Wunder Christi natürlich zu erren; aber das ist doch gar nicht darin zu finden. Eben so nig läßt sich freilich denken, daß diese Erzählungen aus denen :n, die Petrus zum Behuf seiner διδασκαλία mittheilte, denn zu eignen sie sich gar nicht. Aber es ist doch sehr natürlich, ß Jemand, der unabhängig eine Zusammenstellung vorhandener aterialien macht, eine eigenthümliche Schätzung über den Werth aufzunehmenden Stücke hat.

---

1) Luc. 7, 11—17. vergl. Schleierm. üb. d. Schr. d. Luc. S. 103.
2) Luc. 7, 36—50. vergl. a. a. O. Seite 110 ff.
3) Marc. 7, 32—37. 4) Marc. 8, 22—26.

Wie es zugegangen iſt, daß eine Erzählung wie die Auferweckung des Jünglings zu Nain nicht in den andern Evangelien iſt, das iſt doch nicht ganz ſo ſchwer zu erklären, wie daß die Geſchichte des Lazarus allein bei Johannes ſteht. Einen Aufſchluß giebt, daß die Localität eine ſolche iſt, in der ſonſt Nichts vorkommt. Die Evangeliſten, die in Galiläa ſammelten, wurden durch die localen Andeutungen in der apoſtoliſchen Tradition geleitet; Nain aber liegt außer dem gewöhnlichen Zuge und war gar nicht bekannt, und deshalb mochte dieſe Geſchichte wohl nicht ſo verbreitet ſein.

Matthäus hat noch einige Sachen in dieſem galiläiſchen Complexus, die bei Lucas ſpäter vorkommen und von der Art ſind, daß ſie ſich leichter auf einer Reiſe geſchehn denken laſſen. So die Erzählungen, wobei die Beſchuldigung vorkommt, daß Chriſtus die Teufel durch Beelzebub austreibe [1]). Wo Chriſtus länger war, hätten die Phariſäer gar nicht ſo Etwas ſagen können, ohne ſich ſelbſt zu compromittiren. Ferner einige ſo zu ſagen epigrammatiſche Converſationen Chriſti mit Solchen, die ſich erboten, ihm zu folgen [2]). Dieſe waren gut an ihrer Stelle, wenn Chriſtus auf einer längeren Reiſe war. Ebenſo gehört hierher die Stelle, wie Chriſtus ſeine Jünger vor dem Sauerteige der Phariſäer warnt, was ſie als einen Vorwurf verſtanden, daß ſie nicht genug mit Speiſe verſehn ſeien [3]), was auch nicht ſo denkbar iſt in Gegenden, wo Chriſtus länger blieb.

Das Reſultat, wenn wir die Erzählungen aus der galiläiſchen Localität zuſammennehmen, iſt, daß ſich offenbar das Uebereinſtimmende und Abweichende der verſchiedenen Evangelien gut erklärt, wenn wir nur von der Aufgabe einer Beſchränkung der ſchriftlichen Abfaſſungen für den Gebrauch und von der verſchiedenen Dignität, welche die einzelnen Erzählungen hatten, ausgehn.

---

1) Matth. 9, 34. 12, 24 ff. vergl. Luc. 11, 15 ff.
2) Matth. 8, 19—22. vergl. Luc. 9, 57—62.
3) Matth. 16, 6—12. Marc. 8, 14—21. vergl. Luc. 12, 1.

§. 72.

II. Die zweite Hauptmaſſe, welche die zwiſchen Gali-
a und Jeruſalem liegenden Elemente enthält[1]), hat
en von dem der vorigen ſehr verſchiedenen Character. Der
ıfang derſelben iſt bei den drei Evangelien erſtaunlich ungleich; ſie
ıfaßt, wenn wir den Einzug in Jeruſalem abſondern, bei Mat-
ıus zwei Capitel, bei Marcus eins, bei Lucas aber beinahe
n. Dabei ſind hier äußerſt wenig gemeinſchaftliche Puncte
d nur eine gemeinſchaftliche Combination, nemlich die der
ʒen Erzählung von den zu Chriſto gebrachten Kindern mit der
ıge nach dem ewigen Leben, die Jemand an ihn richtete[2]). —
ir ſehn, wie viel reicher, als die andern beiden, Lucas in die-
n Abſchnitt iſt; allerdings kommt hier Manches bei ihm vor,
ıs Matthäus an einem andern Orte hat, namentlich viele gno-
ſche Ausſprüche Chriſti, die an beſtimmte Thatſachen angeknüpft
d, während ſie bei Matthäus ganz für ſich ſtehn.

An jene Erzählungen, die alle Drei gemeinſchaftlich combinirt
ben, ſchließt ſich bei Lucas die von einem Blinden bei Jericho.
ı war der Uebergang über den Jordan auf dem Wege nach Je-
ſalem; Chriſtus war alſo ſchon nahe am Ziele ſeiner Reiſe. So
ıß eine Tradition auch wohl jene andern beiden Erzählungen
s Ende dieſes Abſchnitts geſtellt haben. Daß aber nicht alle
rei aus einer Quelle ſchöpften, ſehn wir daraus, daß Lucas
t der Geſchichte des Blinden die des Zachäus verbindet, von dem
atthäus Nichts weiß. — Außer dieſen Erzählungen hat nun
atthäus hier nur einige Reden Chriſti mit bloß dialogiſcher Ver-
laſſung ohne weitere Thatſachen. Nun iſt offenbar, daß der Re-
cteur unſers Matthäus, der die διάταξις λογίων aufnehmen
ollte und nun noch die große Maſſe von Reden Chriſti in Je-
ſalem vor ſich hatte, mit der Einſchaltung von Thatſachen ſehr
arſam ſein mußte, wenn er das Volumen nicht überſchreiten

) Matth. 19 und 20. Marc. 10. Luc. 9, 51—19, 28.
) Matth. 19, 13—30. Marc. 10, 13—31. Luc. 18, 15—30.

wollte. Bei Lucas tritt es sehr merklich hervor, daß alle Begebenheiten in dieser Abtheilung in einer großen Unbestimmtheit des Ortes gehalten werden; da heißt es ἐν τόπῳ τινὶ oder ἐν μιᾷ τῶν συναγωγῶν oder dergleichen. Andere Erzählungen fangen mit der ausdrücklichen Bemerkung an, daß Christus damals auf der Reise nach Jerusalem war.

So sieht man deutlich, daß alles, was nicht auf den galiläischen Aufenthalt zurückzuführen ist und nicht den Stempel des hierosolymitanischen an sich trägt, als auf der Reise geschehen angesehn wird. Aber nicht Alles läßt sich doch auf eine und dieselbe Reise bringen, denn einmal heißt es, Jesus sei durch Samaria nach Jerusalem gereis't, Anderes aber ist so, daß man sieht, daß er den Weg durch Peräa nahm. Was Matthäus davon im galiläischen Abschnitte hat, scheint allerdings mehr auf die Reise zu passen, wie es Lucas hat; Anderes dagegen kann doch in Galiläa vorgefallen sein, nur wußte man die Localität nicht genau. Die herrschende Vorstellung bei Lucas ist aber, daß Alles auf der Reise nach Jerusalem geschehen sei.

Es finden sich hier mehrere dem Lucas ganz eigenthümliche Erzählungen. So die Aussendung der 70 Jünger[1]), die an den Vorsatz, nach Jerusalem zu reisen, geknüpft wird. Da hat Lucas viele von den Vorschriften, die Matthäus in der Instruction der zwölf Apostel hat. Man darf sich dies nur recht vergegenwärtigen, um überzeugt zu werden, daß an eine apostolische Leitung bei diesen Zusammenstellungen gar nicht zu denken ist. Die andern Evangelien wissen von den Siebenzig Nichts; ihre Zahl ist eben so merkwürdig, wie die der Zwölf, die sich auf die 12 Stämme bezog. Siebenzig war die Zahl der Aeltesten, welche Moses einsetzte. Die Notiz muß doch Lucas überkommen haben; es ist aber sehr möglich, daß Andere sich dies Factum ganz anders gedacht haben, mehr zufällig, oder zu einem besondern Behuf, z. B. wenn eine Festcaravane zu groß wurde, so theilte

1) Luc. 10, 1—24.

ſie ſich. Aber daß nun ſolche Anweiſungen daran geknüpft ſind, die auf das ganze Geſchäft einer Verkündigung des Evangeliums für die Zukunft gerichtet ſind, das ſtimmt nicht mit einem ſolchen Factum. — Lucas hat hier ferner eine Erzählung, daß ein Phariſäer Chriſtum zum Gaſtmahl einladet, und dieſer die üblichen Waſchungen vorher unterläßt, woran ſich Reden knüpfen [1]). Dies paßt für eine Reiſe beſſer, als für einen conſtanten Aufenthalt; es iſt kein δεῖπνον, ſondern ein ἄριστον, Frühmahl, nach welchem Chriſtus die Reiſe fortſetzen konnte. Da mochte er die Waſchung unterlaſſen haben, weil er eben von ſeiner Frühherberge gekommen war. — Von andern Erzählungen hingegen iſt es nicht ſo klar, daß ſie ſich auf eine Reiſe beziehn, z. B. daß die Nachricht gebracht wurde von Galiläern, die Pilatus bei der Opferung hatte umbringen laſſen [2]). Opfer durften nur in Jeruſalem gebracht werden; es mußte alſo dort bei einem Feſte geſchehn ſein; erzählt werden konnte es aber eben ſo gut in Galiläa, und nur wegen der unbeſtimmten Localität wurde es hierher geſetzt. — Bei den 70 Jüngern wird ihre Ausſendung unmittelbar mit ihrer Rückkehr in Verbindung geſetzt. Dazwiſchen muß aber doch Manches vorgefallen ſein. Man ſieht alſo, wie Lucas die urſprüngliche Erzählung, wo Beides hinter einander ſtand, ganz ſo gelaſſen hat.

Es würde nun nicht unſrer Abſicht entſprechen, die einzelnen Erzählungen bei Lucas alle durchzunehmen, ſondern es kommt nur darauf an, das Verhältniß dieſes ganzen Abſchnitts zur Anſchauung zu bringen. Nun hat man oft die Meinung aufgeſtellt, daß dieſer Abſchnitt bei Lucas, der in den beiden andern Evangelien fehlt, urſprünglich eine beſondere Schrift geweſen ſei, die Lucas ſeinem Evangelium einverleibt habe. Gewöhnlich hat man dieſe eine Gnomologie genannt, aber mit Unrecht, denn es kommen mehr Dialoge und größere Parabeln vor, was man doch

1) Luc. 11, 37—52.
2) Luc. 13, 1—9.

nicht gnomologiſch nennen kann; außerdem iſt eine Menge von Erzählungen darin, wo das Thatſächliche überwiegend, iſt und die einzelnen Ausſprüche Chriſti nicht ſo als die eigentliche Spitze hervortreten. Aber wenn man das zuſammennimmt, was ich bisher darüber geſagt habe, und man will es einen Reiſebericht nennen und annehmen, daß eine Menge von Thatſachen, weil ſie einen zwiſchen dem galiläiſchen und hieroſolymitaniſchen ſchwebenden Character haben, in dieſen Reiſebericht aufgenommen iſt: ſo würde ich Nichts dagegen einzuwenden haben [1]). De Wette aber proteſtirt gegen dieſe Meinung [2]), weil die Eigenthümlichkeit des Schriftſtellers in dieſem Abſchnitte ganz dieſelbe ſei, wie in allen übrigen. Aber das iſt gar nicht die Anſicht, daß er ſollte das Vorgefundene ſo roh aufgenommen haben, ohne an der Diction zu ändern, ſondern er muß es ſeinem Vorſatze gemäß (Luc. 1, 1—4) überarbeitet haben. Wenn man wegen dieſer Einheit der Schreibart dagegen proteſtiren wollte, daß die einzelnen Erzählungen früher vorhanden geweſen, als die Zuſammenſtellung, ſo wäre das doch ganz außer dem richtigen Verhältniß der Sache. Wenn man von eigentlichen Rhapſoden abſieht, die es doch immer nur mit Poeſie zu thun hatten, ſo wird Niemand ein Geleſenes oder Gehörtes genau wiedererzählen, eben ſo wenig genau niederſchreiben; ſondern wenn er auch in Manchem genau und wörtlich folgt, beſonders wo Reden und Worte eines Andern erzählt werden, ſo wird doch ſeine eigne Art mit hineinkommen, bald mehr bald weniger. So auch bei dem Schriftlichen, nur daß dieſes eine etwas größere Gewalt ausübt, als das Mündliche. Doch möge das frühere Sovorhandenſein unentſchieden bleiben; was ich eigentlich ſagen wollte, iſt nur dieſes, es beziehe ſich Alles ſo ſehr

1) Vergl. Schleierm. üb. d. Schr. d. Luc. S. 158—250. Darnach iſt von Luc. 9, 51. nicht bis c. 18, 14., ſondern bis c. 19, 48. zuſammenzufaſſen.

2) Siehe De Wette Einl. §. 92. vergl. §. 86. not. a. und §. 93 b. not. b.

auf die fortgehende Reiſe, als ob es in dieſer Beziehung zuſammengeſtellt wäre. Daß eine ſolche Zuſammenſtellung früher zu Stande gekommen ſei, iſt an und für ſich nicht unwahrſcheinlich. Denn die Leidensgeſchichte wurde gewiß bald als ein Ganzes vorgetragen; und ſo konnte man auch rückwärts gehend das zuſammenfaſſen, was der Herr in Jeruſalem vor ſeiner Gefangennehmung gethan. Das Nächſte war dann die Reiſe. Der Uebergang zur gänzlichen Zuſammenſtellung wird dadurch deſto leichter. Aber freilich auch ohne dergleichen vorzufinden, ſondern wenn Lucas hier auch nur kleinere Erzählungsganze hatte, mündliche oder ſchriftliche (wie ich denn die letztern überhaupt nicht angenommen, um die Evangelien aus der Differenz zu erklären, ſondern nur als in der Natur der Sache liegend): ſo mußte er ſich nach ſeiner vorſichtigern Weiſe alles, was weder galiläiſch ausſah noch hieroſolymitaniſch ſein konnte, in dieſe für ihn einzige Reiſe zuſammenſtellen. Dieſes war eine Sache des Urtheils, da die Localität ſelten angegeben wurde (er fand nur Jericho vor bei dem Blinden und bei Zachäus, daher ihm dieſes als Ende beſtimmt war), und ich habe zu zeigen geſucht, daß Lucas dabei richtig verfuhr. Der Verfaſſer des Matthäusevangeliums war durch die διάταξις auch in Bezug auf die Begebenheiten ſchon genirt und iſt eben deshalb, weil er doch ſchon in allen drei Maſſen von Reden Nichtgleichzeitiges verbunden fand, hierin weniger ſorgfältig.

§. 73.

Stellen wir uns alſo das Verhältniß der Ähnlichkeit und der Differenz unſrer Evangeliſten ſo vor, daß das, was ſie gemeinſchaftlich haben, ſolche Züge ſind, die überall in der evangeliſtiſchen Überlieferung vorkommen mußten, dagegen das, was jeder beſonders hat, ſolche, die jeder nach ſeiner beſondern Individualität auswählte: ſo bleibt uns doch noch ein ſehr ſchwieriger Punct zu betrachten übrig, nemlich daß wir bei Johannes noch andere Materialien haben, von denen man fragen muß, warum nicht auch ſie in die drei verwandten Evangelien gekommen ſind. Ich gehe

von keiner andern Voraussetzung aus, als daß unser Evangelium wirklich ein Werk des Apostels Johannes ist, auch nicht von einem Andern überarbeitet. Wir wollen diese Frage in Beziehung auf die beiden Hauptabschnitte der drei Evangelien, die wir bis jetzt betrachtet haben, aufwerfen, da im letzten Abschnitte eine größere Uebereinstimmung in der Natur der Sache liegt; und ich will zunächst die bedeutendsten Züge hervorheben, die Johannes eigenthümlich hat.

Zuerst fehlt bei den aggregirenden Evangelien alles, was bei Johannes von der ersten Bekanntschaft einiger Apostel mit Christo erzählt wird [1]), also von dem ersten Anfange der Jüngerschaft, angeknüpft an das Zeugniß Johannes des Täufers. Eben so merkwürdig ist das Fehlen des ersten Wunders, das Christus auf der Hochzeit zu Cana verrichtete, und welches Johannes mit einem gewissen Accent als den Anfang der Wunder Christi erzählt [2]). Dies würde viel schwerer zu erklären sein, wenn wir uns eine apostolische Leitung der evangelistischen Ueberlieferung dächten, denn daran würde auch Johannes Theil genommen haben. Gehn wir aber von unsrer ursprünglichen Voraussetzung aus, daß unsre drei aggregirenden Evangelien aus der Masse der evangelistischen Erzählungen hervorgingen, die sich an das apostolische κήρυγμα als einzelne Belege anschlossen: so ist natürlich, daß für solche Unterstützung der Lehre durch Erzählung jene Anfänge des Apostelthums keine Bedeutung hatten und daher wohl nicht in die Ueberlieferung kamen, zumal da das beständige Zusammensein der Jünger mit Christo damals noch nicht angefangen [3]). Dasselbe gilt von dem Wunder zu Cana. Christus ging von seiner Taufe, nachdem er sich nur wenige Tage aufgehalten, nach Cana, wohin er mit seinen Jüngern eingeladen war. Aber wir wissen nicht, ob alle Jünger mit auf dem Fest waren, oder nur einige. Es

1) Joh. 1, 35—52.
2) Joh. 2, 1—11.
3) Siehe oben S. 268.

mochten von den Zwölf nur wenige dabei ſein; außerdem war aus dieſer Erzählung kein andrer Lehrſtoff zu ziehn, als der, daß Chriſtus in Beziehung auf geſellige Vergnügungen kein Rigoriſt und Pedant geweſen ſei. Aber dies ging ſchon aus der Art hervor, wie er ſich Johannes dem Täufer gegenüberſtellte [1]), alſo wäre die Erzählung von dieſer Seite ein überflüſſiges Material geweſen. Aber ſie war wahrſcheinlich wenig bekannt, und der Nachdruck, den Johannes darauf legt, es ſei das erſte Wunder, ſcheint eben darauf zu deuten, daß es noch nicht genug bekannt war. Außerdem war Cana ein Ort, wo Chriſtus ſich nicht oft und lange aufhielt; daher mochten diejenigen, die nachher evangeliſche Nachrichten ſuchten, nicht erwarten, von dorther ſolche zu bekommen.

Darauf erzählt Johannes von der erſten Feſtreiſe Chriſti. Wenn die andern drei Evangelien nur von einem Aufenthalte Chriſti in Jeruſalem wiſſen, ſo folgt daraus nicht, daß ſie hieroſolymitaniſche Begebenheiten aus einem frühern Aufenthalte nicht erzählen könnten. Nun berichtet Johannes gleich bei dem erſten Aufenthalte Chriſti daſelbſt eine ſolche Reinigung des Tempels [2]), wie die andern Evangelien in Verbindung mit dem letzten haben. Viele haben hierbei gemeint, es ſei dies ein Gedächtnißfehler des Johannes, was mir aber durchaus unwahrſcheinlich iſt, da er einen zu klaren Ueberblick über die Hauptmomente des geſchichtlichen Verlaufs hat. Man braucht ſich nur die Sache vorzuſtellen, wie ſie wirklich war, um vorauszuſetzen, daß Chriſtus, ſo oft er in Jeruſalem war, jedesmal etwas Aehnliches thun mußte. In der Nähe des Tempels mußten nothwendig Geldwechsler ſein wegen der Tempelmünze, ebenſo Händler mit Opferthieren. Sie ſollten nur eigentlich außerhalb des Tempels ſein; allein ſie kamen auch in die äußern Vorhöfe und bei großem Gedränge in die Nähe der Hallen, in denen Chriſtus ſowohl, wie

1) Matth. 11, 18. 19.
2) Joh. 2, 13—22.

die Phariſäer, lehrte. Und da war natürlich, daß eine gewiſſe Gewalt angewendet wurde, dieſe Leute von da wegzutreiben, wo ſie kein Recht hatten zu ſein. Aber es iſt wohl ſehr zu erwarten, daß ſie immer wieder kamen. Da ſich nun die hierauf bezüglichen ſpätern Handlungen Chriſti gar nicht ſehr von den frühern unterſchieden, ſo war natürlich, daß ſie von jedem Evangeliſten nur einmal erzählt wurden. Bei Johannes erſcheint die That noch ſtärker, weil Chriſtus damals noch nicht die Auctorität, wie nachher, hatte.

Die Erzählung von der Heilung am Teiche Bethesda[1]) ebenfalls in Jeruſalem bot für die διδασκαλία Nichts dar, als daß ſie am Sabbath geſchehn war. Dergleichen hatten aber die andern Evangeliſten ſchon genug aus dem galiläiſchen Aufenthalte, und es war natürlich, daß ſie in ihren letzten Abſchnitt nur das aufnahmen, was eine beſtimmte Beziehung auf den Verlauf der letzten Begebenheiten hatte, und um ſo weniger nach ſolchen Materialien fragten, wovon ſie Analoges ſchon früher hatten. Johannes aber erzählt es um der Reden willen, die ſich daran knüpften, und wegen der Verhältniſſe, die ſich daraus entwickelten. Hätten dieſe Erzählungen in der evangeliſtiſchen Ueberlieferung ſich mit der Zeitbeſtimmung erhalten, ſo würde die Vorausſetzung von einem nur einmaligen Aufenthalt Chriſti in Jeruſalem nicht haben entſtehn können; man ſieht aber daraus, daß Zeitbeſtimmungen bei der Ueberlieferung gar nicht genannt wurden, was auch in der Natur der Sache liegt. So mochten die drei Evangeliſten viele Züge aus frühern Reiſen Chriſti nach Jeruſalem kennen, aber ohne Zeitbeſtimmung, und ſo konnten ſie gar nicht auf den Gedanken kommen, daß er öfter dort geweſen ſei.

Die Heilung des Blindgeborenen[2]) in Jeruſalem iſt ein an ſich merkwürdiges Factum. Aus der Art, wie die Sache von Johannes erzählt wird, ſieht man, daß es eine allgemeine Vorſtellung geweſen, daß ſich angeborene Blindheit auf keine

1) Joh. 5. 2) Joh. 9.

Weiſe heilen laſſe. Wenn alſo die drei Evangeliſten die Wahl zwiſchen mehreren Blindenheilungen gehabt hätten, ſo würde das, daß die eine die eines Blindgeborenen geweſen, ein Motiv für ſie gegeben haben, dieſe hervorzuheben. Aber ſie mußten ſie doch in den letzten Aufenthalt Chriſti in Jeruſalem ſetzen, und da hatten ſie eben erſt die Blindenheilung in Jericho gehabt, und es mußte als eine Wiederholung erſcheinen, da der Unterſchied doch zu gering war. So iſt es alſo wohl möglich, daß dieſe Erzählung in der evangeliſtiſchen Ueberlieferung wohl geweſen iſt, aber nicht aufgenommen wurde wegen der Stelle, an die man ſie nothwendig bringen mußte. Dieſe Erklärung hat allerdings nur Bedeutung, wenn man ſich denkt, daß die Erzählung von dem Blinden zu Jericho nicht eine ganz vereinzelte war; denn man hatte dann keine reine Auswahl, wenn man den größern Zuſammenhang, worin jene Erzählung vorkam, nicht zerſtören wollte. Uebrigens bleibt immer ungewiß, ob die von dem Blindgeborenen in die Ueberlieferung überhaupt gekommen iſt, denn die Feſtzeit in Jeruſalem war ſo unruhig und überfüllt, daß ein Bild durch das andere verdrängt, und ſolche vereinzelte Erzählungsſtoffe weniger geſammelt wurden.

Aehnlich iſt es mit der Erzählung von der Samariterinn[1]) und mit dem Zeugniß von Chriſto, das Johannes der Täufer gegen ſeine Jünger ablegte, als ſich dieſe über das Jüngermachen Chriſti beſchwerten[2]). Letzteres geſchah in einer Gegend in Judäa, wo Johannes taufte und die Jünger Chriſti ebenfalls, von der aber die andern Evangeliſten nicht erwähnen, daß Jeſus dageweſen ſei. Dies war alſo gar kein Ort für die gewöhnliche Geneſis des evangeliſtiſchen Materials, und da ein Zeugniß des Johannes für Chriſtum ſchon vorhanden war, ſo kam es entweder nicht in die Ueberlieferung, oder, wenn es darin war, doch nicht in die Evangelien. Ueberall ſieht man, wie Johannes andere Geſichtspuncte hatte, als diejenigen, welche aus

1) Joh. 4, 4—42. 2) Joh. 3, 22—36.

kümmerten ſich die Jünger um die Unterredung
weiter. Johannes aber ſtand mit Chriſto in
Verhältniſſe und erhielt von ihm manche vertrau
ſo mag alſo auch dieſe Unterredung ihm allei
aber falls auch alle Jünger ſie erfahren hatte
doch nicht in den evangeliſtiſchen Vortrag kom
ſolcher Dialog gar nicht ſo leicht dem Gedächtn

Das Allerſchwierigſte iſt nun aber, daß die
Auferweckung des Lazarus[1]) gar nicht in
gelien gekommen iſt. Die Erweckung des Jü
iſt nur bei Lucas; die Erzählung aber von der
rus konnte nicht veranlaſſen, die von Lazarus a
ſie von ganz anderer Art iſt, da Jeſus ſelbſt ſ
todt; auch iſt die Erweckung vom Tode ein Wu
kein Verhältniß mit andern zu ſtellen iſt. D
Erzählung von Lazarus nach Johannes ganz ſi
ruſalem, ſie kann alſo nicht früh verſchollen ſein
hannes einen großen Accent deshalb darauf, w
liches Motiv der Gegenparthei geweſen, die
Chriſtus zu beſchleunigen. Aus allen dieſen G
ſich ſehr wundern, daß gar Nichts davon in de
vorkommt. Der Schlüſſel dazu iſt aber auch

dieſelbe ſchon länger kannte und gewöhnlich bei derſelben in Bethanien wohnte, wenn er zum Feſt nach Jeruſalem kam. Daß nun die drei Evangelien Nichts davon wiſſen, iſt ſo merkwürdig, daß ich glaube, es iſt kein Drittes möglich: entweder man muß das Evangelium Johannis für ein ſpäteres Machwerk halten, oder man muß ſich überzeugen, daß die andern drei nicht unmittelbar apoſtoliſchen Urſprungs ſind. Ich kann keinen Augenblick ſchwanken, mich für das Letztere zu entſcheiden, denn das Evangelium des Johannes trägt ſo unverkennbare Spuren der Aechtheit und athmet ſo ſehr auf jedem Blatt den Augenzeugen und perſönlichen Theilnehmer, daß man ſehr von Vorurtheilen eingenommen ſein muß und aus der natürlichen Richtung hinausgeſchoben, um an der Aechtheit zu zweifeln. Bedenkt man dagegen, wie ſich die Nachrichten vom apoſtoliſchen Urſprung des Matthäus- und Marcusevangeliums verhalten, wie das des Lucas gar keine Anſprüche darauf macht, und die andern ſich nicht ſehr von demſelben unterſcheiden; und ſtellt man ſich vor, daß man ſich das Erzählen bei den Apoſteln nur als ſehr untergeordnet denken muß: ſo erklärt ſich die Sache daraus ſehr leicht. In der Beziehung auf die διδασκαλία hatte die Geſchichte des Lazarus keinen großen Werth; für Johannes aber hatte ſie einen ſolchen wegen des Zuſammenhangs mit andern Begebenheiten. Wenn man aber ſagt: in dieſer Geſchichte offenbarte ſich doch gerade das Göttliche in Chriſto und ſeine Wunderkraft am höchſten: ſo muß man erwiedern, daß es gar nicht die Hauptrichtung der Apoſtel geweſen iſt, aus den Wundern das Göttliche in Chriſto zu erweiſen. Wenn alſo die verſchiedenen erſten Quellen der evangeliſtiſchen Ueberlieferung nun auf dieſen Zuſammenhang nicht gekommen ſind, ſo muß dies auch einen Grund haben, da dieſe Familie ſo nahe bei Jeruſalem wohnte, und es doch ſo viele hieroſolymitaniſche Erzählungen in unſern Evangelien giebt. Es muß der Anfang der eigentlich abſichtlichen evangeliſtiſchen Thätigkeit zu einer Zeit oder unter ſolchen Umſtänden geweſen ſein, daß darüber außerhalb des apoſtoliſchen Kreiſes keine Nachrichten mehr zu ha-

Rückſicht überflüſſig. Eher möchte ich eine entge
theſe aufſtellen, nemlich daß jene Familie bald
Grunde nicht mehr dort war, vielleicht eben um
gungen zu entziehn. Wenn man denkt, daß
dem unmittelbaren Kreiſe dieſer Geſchichte eine
geliſtiſchen Ueberlieferung geworden iſt, ſo kann m
wohl erklären. Dies ſcheint aus unſern drei Er
zugehn. Lucas erzählt in der erſten Hauptmaſſe
bung Chriſti, wie ſie bei dem Mahl in Bethani
da iſt ſtreitig, ob dies nicht dieſelbe Geſchichte ſe
erzählt nachher in dem außergaliläiſchen Abſchnitt
nach Jeruſalem [5]) die bekannte Geſchichte von d
ſtern, die Chriſtum bewirtheten; da kommen di
Maria und Martha, vor, aber von einem beſtä
Verhältniß zu Chriſto und von einem Bruder d
nicht die Rede. Bei Matthäus ſtehn in der Erz
Gaſtmahl in Bethanien [4]) die beiden Schweſtern ga
und der Bruder kommt gar nicht vor. Da kan
ſchließen, daß das ganze Verhältniß nicht als E
die Claſſe gekommen iſt, in welcher ſich die evan
lieferung am meiſten gebildet hat.

ge Christi in Jerusalem bis zu seinem Tode be-
chten, indem wir die Auferstehung als einen vierten sondern,
theilt er sich am natürlichsten wieder in zwei Hälften, deren
ere das enthält, was als freie Wirksamkeit Christi in
d bei Jerusalem erzählt wird, während die letztere das
ichtliche Verfahren gegen ihn, die eigentliche Leidensge-
ichte, umfaßt.

1) Auch in der ersten Hälfte, wo eine Menge von Zügen
er öffentlicher Wirksamkeit Christi und längere Reden vorkom-
n, ist doch schon eine weit größere Uebereinstimmung in Stoff
> Anordnung, als in den vorigen Abschnitten. Dies im Allge-
inen zugegeben, so fragt sich, ob daraus etwa ein Beweis zu
ren sei, daß die Evangelisten sich unter einander benutzt, oder
i der Anordnung eine gemeinschaftliche Direction zum Grunde
egen habe. Die erste Hypothese kann nur in Bezug auf die
icher, wie sie jetzt sind, vorgetragen werden, und da ist klar,
i sie gar keine angemessene Erklärung liefert, denn man kann
mer wieder fragen: warum hat denn der spätere Evangelist
i frühern nicht auch in den vorigen Abschnitten benutzt? Und
zweite Hypothese ließe sich auch aus demselben Grunde nicht
:r die ganzen Bücher ausdehnen, sondern sie wäre nur annehm-
', wenn man voraussetzte, daß diese Masse von Begebenheiten
Jerusalem für sich als Ganzes vorgetragen wäre. Unter die-
Voraussetzung würde auch die erste Hypothese gelten, aber
in sind die Verfasser, welche sich unter einander benutzt haben,
r die Verfasser dieses einzelnen Ganzen. Aber dies paßt nicht
dem, was wir aus dem Zeugnisse des Papias annehmen müs-
, denn es kommen hier Reden vor, die gewiß eben so, wie
früheren, in der ersten *συγγραφή* des Apostels Matthäus ge-
sen sind. Man könnte freilich annehmen, der Verfasser unsers
atthäusevangeliums habe in Beziehung auf die letzten Geschichten
e solche Ergänzung, wie er bei den früheren zu der *συγ-*
γραφή des Apostels machte, schon vorgefunden und sie seinem
iche beigefügt. Dann müßte aber eine Differenz der Sprache

Schuldloſigkeit Chriſti und ſeine ſittliche Größe, ſo
lich angeſehn, ſo hervorleuchtet, vorzüglich hervor
Ganze in ſeinem Zuſammenhange vorgetragen
nächſten Verwandtſchaft zu dieſer Geſchichte ſt
die letzten Reden und Thaten Chriſti in Jeruſal
in den drei erſten Evangelien überall keine ſo b
tiſche Tendenz iſt, wie bei Johannes, und eine
vollkommenheiten dieſer Evangelien daraus zu b
doch offenbar, daß in dieſem Abſchnitte Spuren
gmatiſchen Tendenz zu finden ſind; was auch
Sache liegt. Nach Johannes waren vom Syn
gegen Chriſtum gefaßt, ehe er nach Jeruſalem k
Notiz davon. Es mußte alſo in dieſer Zeit vi
nur in den Abſichten gegen ihn ſeinen Grund h
ihm allerlei Schlingen legen. Ebenſo mußte
und handeln, wie es ſeine Kenntniß von ſein
brachte. Da mußte das Einzelne ſich ſo verh
ſachliche Zuſammenhang auch in einer einfachen
doch hervortreten mußte. Wenn wir die ein
aus denen dieſer Abſchnitt zuſammengeſetzt iſt,
aus betrachten, wornach ſich die Zuſammenſtellun
gleichförmig bilden konnte: ſo finden wir doch

o großen Zeichen der Anerkennung von Seiten des Volks ver-
unden war, bildete ein Moment, das Keiner übergehn konnte
ben in dem Vorausſehn auf die Leidensgeſchichte, wie das Volk
hriſto ſo abtrünnig wurde. Daß nun Jeder, wenn er die Ge-
chichten auch nur einzeln hatte, ſich denken mußte, daß eine offici-
lle Anfrage der geiſtlichen Auctorität nach ſeiner Vollmacht[1])
i Verbindung mit ſeinem Eintritt geſchehn ſei, iſt auch ſehr natürlich.
Wenn man alſo dieſe beiden Puncte, den Einzug Chriſti und die
Deputation des Synedriums an ihn, zuſammendenkt, ſo iſt ſchon
i der Erzählung des Lucas ein eigenthümlicher Zug mit einge-
iſcht, nemlich daß Chriſtus in ſichrer Ahnung über das Geſchick
er Stadt in Thränen ausbricht[2]). Dies fehlt in den andern Evan-
elien, und wenn man das des Matthäus überwiegend als ein
aläſtinenſiſches anſieht, ſo muß dies um ſo mehr auffallen; man
uß alſo verſchiedene urſprüngliche Quellen annehmen. Mat-
äus ſchiebt hier die Erzählung von dem Feigenbaum[3])
n, und noch unmittelbarer bringt Marcus dieſe in Verbindung
amit, indem er die ganze Erzählung von der Tempelreinigung
i die vom Feigenbaum zwiſcheneinfügt. Da ſieht man doch, daß
ieſe Erzählung auch als Einzelnheit urſprünglich ſchon verſchieden
eweſen iſt.— Nun war es ſehr natürlich, daß die Reden Chriſti,
ie ſich auf den gegen ihn gefaßten Beſchluß beziehn theils war-
end theils prophetiſch, ſich auch hier anſchließen mußten; dahin
ehört die Parabel von dem im Weinberge ermordeten Sohne des
igenthümers. Im Matthäus ſteht vor derſelben die Parabel von
en beiden Söhnen, von denen der eine des Vaters Willen thut,
er andere nicht. Davon haben Lucas und Marcus Nichts;
lſo iſt auch hier eine Differenz.

Eine zweite Hauptmaſſe gleichſam bilden die abſichtlich an
Chriſtum gerichteten Fragen, die ihm zu Fallſtricken gereichen ſollten.

---

1) Matth. 21, 23—46. Marc. 11, 27—12, 12. Luc. 20, 1—19.
2) Luc. 19, 41—44.
3) Matth. 21, 17—22. Marc. 11, 11—14. und 19—26.

Die bedeutendſte iſt die über den Zins[1]), die ſehr verfänglich geſtellt war, ihn entweder mit den Römern zu compromittiren oder dem Volk alle Gedanken zu nehmen, auf ihn als den Meſſias zu hoffen. Daß nun daran die Frage der Sadducäer ſich knüpft, die eigentlich eine bloß theoretiſche war und auf ihn gar keinen Bezug hatte, ergiebt ſich offenbar als ein Zuſammenhang, der in der Zeit gelegen hat. Die Parthei, welche am feindſten gegen Chriſtus war, bildeten die Phariſäer; die Sadducäer waren überhaupt weniger auf ſeinem Wege, ſie hatten wenig Einfluß auf das Volk und hatten auch ganz andere politiſche Anſichten, als die Phariſäer. Als aber Chriſtus ſich hierin beſtimmt antipharisäiſch erklärt hatte, und da die Sadducäer doch im Intereſſe des Synedriums waren, deſſen damalige Häupter Sadducäer waren: ſo war natürlich, daß ſie auch Etwas ihrerſeits thaten, um Chriſtus in eine theoretiſche Verlegenheit zu bringen. Denkt man ſich den Gegenſatz zwiſchen Phariſäern und Sadducäern als eine allgemein bekannte Thatſache, ſo war es auch natürlich, daß dieſe beiden Verſuche unmittelbar verbunden wurden. So iſt alſo dieſe Verbindung in der Natur der Sache begründet, und gar keine beſondere Erklärung dafür nöthig, ſondern es iſt das gewiß auch einzeln ſchon zuſammen erzählt. Man kann den allgemeinen Satz, daß, wenn Zwei daſſelbe Thema behandeln, ei Puncte giebt, die ſie immer gleich haben müſſen, auch auf die Anordnung anwenden. Wenn die drei aggregirenden Evangelien auch keine ſolche pragmatiſche Tendenz haben, wie Johannes, ſo lag doch ſchon in der Entwicklung der Cataſtrophe ſelbſt für den Gang der Verhandlungen eine natürliche Ordnung, die ſich nicht verflüſſigen ließ. — Die poſitive Polemik Chriſti gegen die Schriftgelehrten überhaupt, welche die meſſianiſchen Ideen anerkannten, iſt das, was ihm auch die Feindſchaft der Sadducäer erregte. Chriſtus legt ihnen die Frage vor, wie ſich das vereinige, daß

1) Matth. 22, 15—22. Marc. 12, 13—17. Luc. 20, 20—26.
2) Matth. 22, 23—33. Marc. 12, 18—27. Luc. 20, 27—40.

der Messias der Sohn Davids sei, und David ihn seinen Herrn nenne [1]). Es konnte nun nicht fehlen, daß die erste συγγραφή des Apostels Matthäus nicht auch sollte zusammenhängende Reden Christi gegen Pharisäer und Schriftgelehrte überhaupt enthalten haben. Nun finden wir solche auch in unserm Matthäusevangelium [2]), und da war es wohl sehr natürlich, daß der Verfasser desselben jene Frage Christi, worauf die Pharisäer Nichts zu antworten wußten, vor diese antipharisäischen Reden stellte. Bei Lucas findet sich nun dies nicht so, sondern er hat dergleichen Reden an andern Stellen.

Nun war ein anderer Punct, der mit einer gewissen Accentuation erzählt wurde und Allen sehr merkwürdig sein mußte, das letzte Hinausgehn Christi aus dem Tempel; dies wurde noch stärker bezeichnet durch die dabei geführten Gespräche. Da folgen seine bestimmten Weissagungen über die Zerstörung des Tempels und die damit verbundenen Warnungen [3]). Dies ist ein Punct, der nirgends fehlen oder in seinem Zusammenhange getrennt werden konnte. Bleiben wir nun hierbei stehn, so sehn wir, wie neben diesem festen Puncte überall in jedem Evangelium mehr oder weniger Einzelnheiten erscheinen, die den andern fehlen, wo man also doch wieder die Freiheit und Eigenthümlichkeit eines jeden erkennen kann. So hat Lucas dort, ehe Christus den Tempel verließ, den kleinen Zug von dem Opfer der Wittwe [4]). Das kann sehr leicht aus einer ganz andern Zeit sein; wer dies einzeln ohne Zeitbestimmung überkam, aber von der Vorstellung ausging, daß Christus während seines öffentlichen Lebens nur einmal in Jerusalem gewesen, konnte es an keine andere Stelle setzen. — Daß nun bei Matthäus noch eine Menge Reden hier gehäuft wird, ist natürlich. Alles, was von Weissagungen Christi zu finden war, und was in der συγγραφή des

1) Matth. 22, 41—46. Marc. 12, 35—37. Luc. 20, 41—44.
2) Matth. 23, 1—37. vergl. Luc. 11, 39—52.
3) Matth. 24, 1—36. Marc. 13. Luc. 21, 5—36.
4) Luc. 21, 1—4. Marc. 12, 41—44.

Apostels zuletzt stand, mußte hier angeknüpft werden. Daher sind hier die Gleichnisse von den zehn Jungfrauen, von den anvertrauten Pfunden, und alles, was von der Wiederkunft Christi handelt [1]). — In der Redaction der letzten Reden Christi ist eine große Uebereinstimmung, weil diese sehr scharf ins Gedächtniß gefaßt wurden.

Es folgt das letzte Stadium der freien Wirksamkeit Christi, woran sich schon die Vorbereitungen zu seiner Gefangennehmung knüpfen [2]). Da ist ein Punct, der nicht bei allen drei Evangelien identisch ist: bei Matthäus und Marcus folgt der Verrath des Judas auf das Gastmahl in Bethanien und die Salbung Christi daselbst, Lucas aber übergeht dieses Mahl. Dies hat seinen Grund gewiß nur in der Aehnlichkeit mit dem, was er früher von der Sünderinn erzählt hatte, die Christum bei einem Mahle, wozu ihn ein gewisser Simon eingeladen hatte, salbte [3]). Bei der Art, wie Lucas sein Evangelium verfaßte, ist kaum zu glauben, daß ihm nicht sollten Erzählungen vorgekommen sein, wo die Verbindung zwischen dem Mahl in Bethanien und dem Verrath des Judas gemacht war. Man muß sich seine Abfassung aber gar nicht so denken, daß ihm das ganze Material gleich vom Anfange im Gedächtniß gegenwärtig war; da kann es leicht sein, daß er die erste Erzählung in den Anfang seines Evangeliums stellte, ohne sie genau mit der andern zu vergleichen, der er die Stelle in dem letzten Theil gab; und da war es natürlich, daß, da er keinen Causalzusammenhang sah, er das Bethanische Mahl nicht noch einmal wiederholen wollte. Wenn man sich denkt, daß Lucas den Matthäus benutzt hätte, so würde dies nicht so leicht zu erklären sein.

Hierauf mußte der Natur der Sache nach die Erwähnung des Osterfestes folgen, und hier reihen sich die Begebenheiten auf

---

1) Matth. 24, 37—25, 46. vergl. Luc. 17, 26. 27. 30. und Luc. 19, 12—27.
2) Matth. 26, 1—46. Marc. 14, 1—42. Luc. 22, 1—46.
3) Luc. 7, 36—50.

ine fast unvermeidliche Weise so an einander, daß die Bestellung er Ostermahlzeit, die Einsetzung des Abendmahls, die im Ge- präche gegebene Andeutung von der Verläugnung des Petrus, as Hinausgehn aus der Stadt, das Nehmen des Nachtquartiers n Garten am Oelberg so sehr eine zusammenhängende Erzählung usmachen, wie kaum die Leidensgeschichte selbst. Es war ein inziges Zusammensein Christi mit seinen Jüngern, wo Nichts ereinzelt werden konnte; es sind Verbindungen, die gar nicht eändert werden konnten. Dessenungeachtet schiebt Lucas Ein- lnheiten ein, die den Andern fehlen; er erzählt, wie Christus Waffen verlangt habe, nach der Warnung, die er dem Petrus ab; bei der Erzählung von dem Gebet im Garten fügt er die Stelle vom blutigen Schweiß und von der Stärkung durch einen Engel n. Dies kann man sich sehr leicht aus der Methode des Lucas klären, nemlich so, daß dies in einer vereinzelten Erzählung vor- m, und er es in die zusammenhängende Geschichte hineinbrachte.

§. 75.

2. Ehe wir zur zweiten Hälfte dieses Abschnitts, zur Lei- ensgeschichte[1]), übergehn, müssen wir auf einige Umstände der Sache Rücksicht nehmen, welche das Verhältniß der Er- ählungen zu einander leichter erklären lassen, obwohl Widersprüche arin zu sein scheinen. Man muß bedenken, daß es eine vollstän- ige Autopsie von Anfang an nicht leicht geben konnte. Manches eschah bei nächtlicher Weile, wo eine Beobachtung außer in un- ittelbarer Nähe nicht stattfinden konnte, Manches an Orten, die ielen unzugänglich sein mußten, wie der hohepriesterliche Pallast nd das Prätorium; ferner kommt mancherlei Gleichzeitiges vor, as also nur aus verschiedenen Erzählungen zusammmengestellt erden konnte, wobei Ergänzungen nothwendig wurden, die sich eder für das, was ihm fehlte, durch Conjectur machen mußte. So bestanden also von vorn herein verschiedene mündliche Erzäh-

1) Matth. 26, 47—27, 66. Marc. 14, 43—15, 47. Luc. 22, 47—23, 56.

vorzüglich das Verhältniß der Evangelien Matthäi
einander; denn über das des Marcus ſind die Anſ
ſchieden, daß ich mir eine kurze zuſammenhängende
deſſelben aufſpare. Im Vergleich mit Johannes m
allen drei Evangelien Unrichtigkeiten zuſchreiben; Joh
nur das, was er ſelbſt geſehn hat, und ſo erhalten
über die andern Evangelien, woraus man ſchließe
Vieles in dieſen nicht aus der Autopſie gekommen

Matthäus und Lucas verlegen beide die Sce
läugnung des Petrus in den Pallaſt des Hoher
phas, wo Chriſtus vom Synedrium verhört und veru
Sie ſtimmen aber dabei nicht genau zuſammen, ſo
offenbar verſchiedene Erzählungen, aber mit dieſem
lichen Irrthum. Denn aus Johannes ſehn wir deut
Verläugnung im Pallaſte des Hannas geſchah, der
hepriester war, und vor dem ſich nicht das Synedr
melte, ſondern vor den Chriſtus nur vorläufig ge
Wir ſehn alſo, daß jene Erzählung der andern E
auf einer unrichtigen Ergänzung beruht, und dieſe
war faſt unvermeidlich für die, welche nicht Augenze

Die Erzählungen bei Matthäus und Lucas be
daß die letzte Entſcheidung über Chriſtus erſt am Fr
folgte. Seine Gefangennehmung aber geſchah am

chen Verurtheilung Christi noch eine zweite Versammlung des Synedriums am andern Morgen darüber halten läßt, wie die Ausführung des Urtheilsspruchs könne bewirkt werden. Lucas begnügt sich mit einer Versammlung und hilft sich auf andere Weise, indem er die Nacht über Christum in den Händen der Wache läßt und ihn erst am Morgen vor das Synedrium bringt. Johannes erzählt nur, was er gesehn, also wie Christus vor Hannas geführt sei, und giebt dadurch den ersten Aufschluß über die Sache; was er nicht mit angesehn, übergeht er und deutet es nur an. Bei Lucas ist nun in sofern schon eine Berichtigung des Matthäus, als Ersterer die Verläugnung Petri vor das eigentliche Verhör stellt; dies stimmt mit der Autopsie des Johannes, nur daß Lucas von dem Vorgeführtwerden Christi vor Hannas Nichts wußte.

Die nächsten gemeinschaftlichen Puncte sind die Erzählungen von der Vorführung Christi vor Pilatus und von dessen Urtheil oder vielmehr seiner Bestätigung des Urtheils des Synedriums. Matthäus schiebt davor die Erzählung von der Reue des Judas und von seinem Selbstmorde, was Lucas gar nicht erzählt, sondern in der Apostelgeschichte nachträgt. Man darf sich nicht denken, daß Lucas es darum nicht erwähnt, weil er es in den Actis aus dem Munde des Petrus erzählen will. Entweder hat er die Nachricht von dem Ende des Judas noch nicht gehabt, oder er hatte nicht die Absicht, sie in den Verlauf der Geschichte im Evangelium aufzunehmen. Ersteres ist das Wahrscheinlichste, weil es eine vereinzelte Notiz war, die außer dem eigentlichen Zusammenhang dieser Geschichte lag. Seinerseits hat Lucas ein andres Moment, die Abführung Christi zu Herodes und seine Zurücksendung auf das forum delicti, eingeschoben, was kein Anderer erzählt. Allein es war sehr leicht möglich, daß diese Thatsache Vielen unbekannt bleiben konnte, weil Christus wahrscheinlich innerhalb des Vestibulum war und von da gleich weiter geführt wurde.

Nach der Verurtheilung folgt bei Matthäus die Geißelung

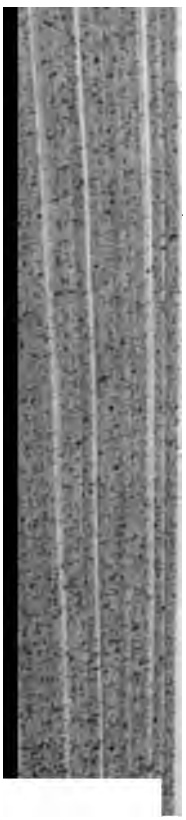
benheit war; aber ſie war vor Aller Augen geſcheh

Nun folgt bei Matthäus die Verlooſung der
Tafel, welche Pilatus an das Kreuz heften ließ, u
der Anweſenden; bei Lucas außerdem noch das G
mit den beiden Mitgekreuzigten. Dann folgt die F
Matthäus das Mißverſtändniß wegen des Eli, Eli,
ſius den Elias rufe; dann das Zerreißen des Vorha
pel und der Tod Chriſti. Außerdem hat Matthäus
und das Hervorgehen verſtorbener Frommen aus
unmittelbar nach dem Tode Chriſti. Dies hat
übrigen Thatſachen disparaten Character, daher auch
ken iſt, daß dies nur mißverſtändlich für Thatſac
und urſprünglich ein poetiſches oder rhetoriſches G
Erzählung war. Auch das Zerreißen des Vorhan
hatte eine ſo große ſymboliſche Bedeutung vom T
beſondern Prieſterthums, daß es ſchwerlich als Tha
ken iſt. Das Hervorgehen der Verſtorbenen aus
hat nicht dieſen Grad ſymboliſcher Bedeutung; abe
nig geſchichtlich anſchaulich, daß man ſich gar kei
davon machen kann. Wenn man annimmt, daß
lich poetiſche Elemente ſind, ſo folgt daraus, daß
von der Leidensgeſchichte, wie wir ſie in dieſen Evc

mathia um den Leichnam und das Begräbniß. Matthäus fügt noch die Nachricht von der Verſiegelung des Grabes hinzu. Dieſe ſteht mit der Fabel, die ſich unter den Juden nachher ausbreitete, daß die Jünger den Leichnam Chriſti weggenommen und ſo die Auferſtehung bewirkt hätten, in genauer Verbindung, doch hat es viele Schwierigkeit, ſie ſich als Erdichtung zu denken. Auf der andern Seite iſt es im höchſten Grade unwahrſcheinlich, daß der hohe Rath ſollte eine Notiz davon gehabt haben, daß Chriſtus ſeine Auferſtehung vorhergeſagt, denn die Jünger ſelbſt hatten es ja nicht verſtanden. Das, was in dieſer Beziehung bei dem Verhör Chriſti vor dem Hohenprieſter zur Sprache kam von dem Aufbau des Tempels, wurde nicht auf ſeine Perſon bezogen, ſondern auf den Tempel ſelbſt. Auch iſt ſchwer zu denken, daß Pilatus, der ſchon ſo ungern in die Verurtheilung gewilligt hatte, eine ſolche außerordentliche Maaßregel getroffen, da er ſich gar nicht für das Synedrium intereſſirte. Dennoch können wir dieſe Erzählung bei Matthäus nicht als eine vereinzelt hineingekommene anſehn, da hernach bei der Auferſtehung wieder von den Hütern die Rede iſt. Man muß ſie ſich alſo ſchon mit der erſten Erzählung von der Auferſtehung Chriſti in Verbindung denken.

§. 76.

IV. Was nun den Auferſtehungsabſchnitt betrifft, ſo ſcheint, als müßte es eine ähnliche Bewandtniß damit haben, wie mit der Leidensgeſchichte, bei der wir eine große Uebereinſtimmung der Evangeliſten in der Natur der Sache begründet gefunden haben. Allein es iſt nicht ſo, ſondern es iſt bekannt, daß die Erzählungen von der Auferſtehung in dieſer Hinſicht voll Schwierigkeiten ſind, und daß vielfältig die Gegner des Chriſtenthums gerade dieſen Abſchnitt gewählt haben, um die Unzuverläſſigkeit aller Nachrichten in unſern Evangelien überhaupt nachzuweiſen. So wie wir aber erwägen, daß bei dieſem Abſchnitte nur Erzählungen von einzelnen Momenten konnten zum Grunde liegen, da



ſich die Verfaſſer unſrer Evangelien von der Sach
nicht dieſelbe war, und es geht daraus wieder
Zuſammenſtellung nur ein ſpäterer Act iſt, wobei
den erſten Urhebern der Erzählungen Rectificatione
den konnten. Dem Einen fehlten Elemente, w
hatte, und darum war auch die allgemeine Anſich
ihnen verſchieden, und ſie ſtellten daher das Einz
ohne Zeitbeſtimmung überliefert war, nach den ver
ausſetzungen zuſammen. — Gehn wir davon aus
ſtel, ſobald ſie anfingen, öffentlich das Chriſtenthum
ſich vorzüglich als Zeugen der Auferſtehung
machten, ſo fragt ſich, ob ſie zu dem Behuf nöth
eine Menge detaillirter einzelner Erzählungen dies
glaubigen Ich glaube, daß ihnen dies gar Nicht
denn ſo wie ſie doch ehrlich geſtehn mußten, daß
ihnen gezeigt, ſo mußte man ihnen doch nur
glauben, und ob ſie da nun eine oder mehrere ei
gen anführten, konnte den Credit nicht vermehr
alſo auch nicht Urſache, die einzelnen Nachrichten
geliſtiſchen Begleitung des erſten κήρυγμα der A
ſondern es waren Erzählungen von Einzelnen.
den Chriſten eine Ueberlieferung darüber geben,

das apoſtoliſche Chriſtenthum hingeſtellt wurde, und dazu gehörte dies, daß der Tod Chriſti den Fortgang der βασιλεία τοῦ θεοῦ nicht hindern konnte. Die Auferſtehung war nun für die Jünger ſelbſt ein Stärkungsmittel ihres Glaubens, und ſie bedurften deſſen, um nicht wieder aus einander zu gehn. So ſtellt ſich das in den Evangelien; aber allerdings kann man das nicht als eine Nothwendigkeit an ſich, ſondern bedingt durch ihren Geſammtzuſtand, anſehn. Das iſt klar, daß das Factum der Auferſtehung von Anfang an iſt geglaubt worden, und daß alſo die Erzählungen darüber müſſen keineswegs von der Art geweſen ſein, daß ſie leicht konnten als Täuſchung angeſehn werden, ſondern daß, wenn man nur an die Ehrlichkeit des Referenten glaubte, man zugleich das Factum glauben mußte. Es findet ſich nicht eher als in der corinthiſchen Gemeinde eine Spur von Zweifeln an der Auferſtehung Chriſti, die aber nur von Solchen herrührten, welche die Idee der Auferſtehung rein auf das geiſtige Leben bezogen. Da weiſ't nun Paulus 1. Cor. 15. auf das Geſchichtliche darüber hin, ſo daß man ſieht, dieſe Erzählung iſt für ihn und in dem Kreiſe, in welchem er lebte, eine eben ſo gut beglaubigte Thatſache, wie alle andern. Nun aber beſchränkt ſich Paulus nach dem Maaß, welches ſein Zweck hat, auf eine ſummariſche Darſtellung der Thatſachen, wovon ihm Nachrichten zugekommen waren, aber ſo, daß er ſeinen Leſern zumuthet, ſich weitere darüber zu verſchaffen. — Daher haben wir auch hier auf einen ähnlichen Urſprung aus evangeliſtiſcher mündlicher Ueberlieferung zu ſehn, die aber nicht aus ſolchen Erzählungen, welche die Apoſtel ſelbſt als Beweiſe aufgeführt hatten, hergenommen war. Wenn die Apoſtel in ihrem Zuſammenſein in Jeruſalem hier mehr, als in andern Abſchnitten, die Haupterzähler geweſen oder gar die Ordner, um ſich aus dem Wunderbaren, was ihnen und Andern begegnet war, ein Ganzes zu machen, ſo müßten unſre Evangelien hier offenbar ganz anders ausſehn. So wie man aber hiervon abgeht und annimmt, die Erzählungen wurden nicht mitgetheilt, um den Glauben an die Auferſtehung hervorzubringen (ſo wie Petrus in ſeiner

erſten Rede, Act. 2., nur die Thatſache ſchlechthin erwähnt), ſondern jede ihres beſondern Inhalts wegen, wie alle andern Einzelnheiten aus dem Leben Chriſti: ſo darf man ſich hier auch gar nicht wundern, daß unſre Erzählungen ſo fragmentariſch ſind, da nicht alles allgemein verbreitet war, was ſich einzeln und zerſtreut vorfindet, und daß einzelne Facta gar nicht darin vorkommen, die wir nur aus der Erwähnung des Paulus im Corintherbriefe kennen. Die Enantiophonien verlieren bei dieſer Anſicht ganz und gar ihre Bedeutung, denn ſie ſind nicht größer, als in andern Abſchnitten, wo man nur nicht daſſelbe Intereſſe gehabt hat, ſie hervorzuheben, und ſie ſind hier doppelt natürlich beſonders bei der erſten Erſcheinung Chriſti, weil hier die Ueberraſchung einer genauen Beobachtung nicht günſtig war, und nicht nur Verſchiedene mußten verſchieden berichten, ſondern auch dieſelben Perſonen können nicht immer gleich erzählt haben.

Nichtsdeſtoweniger iſt es noch ſchwierig genug, wenn man die Evangelien einzeln betrachtet, zu einer klaren Vorſtellung zu kommen. Daß die Apoſtel auch hier nicht die Hauptauctoren der einzelnen Erzählungen geweſen ſind, kann man aus der Beſchaffenheit derſelben, ſo wie man ſie neben einander ſtellt, leicht klar machen. Für ihre Entſtehung ſind zweierlei Motive zu unterſcheiden und zuſammenzunehmen, von denen man das eine mehr ein neugieriges, das andere mehr ein wißbegieriges nennen kann. Denn wenn es darauf ankommt zu wiſſen, wie die Notiz von dem Auferſtandenſein Chriſti zuerſt aufgekommen iſt, ſo iſt das eigentlich nur ein Motiv der Neugier; denn es mag geſchehn ſein, wie es will, das Factum kann dadurch nicht aufgehellt werden. Das zweite iſt, wie bei dem frühern Leben Chriſti, das Motiv zu den Erzählungen von Reden und Thaten Chriſti, worin ſich ſeine Geſinnung darſtellt. Aus dieſen beiden Motiven ſind die Erzählungen, wie ſie in unſern Evangelien verſchieden lauten und verſchieden zuſammengeſetzt ſind, hervorgegangen.

So wie die drei Evangelien von der Vorausſetzung ausgehn, daß Chriſtus nur zum letzten Oſterfeſt nach Jeruſalem gekommen,

übrigens aber in Galiläa einheimiſch geweſen, ſo iſt eben ſolcher Gegenſatz zwiſchen Galiläa und Judäa in der Erzählung von der Auferſtehung. Matthäus weiß — mit Ausnahme des erſten Augenblicks — Nichts von Manifeſtationen des auferſtandenen Chriſtus in oder bei Jeruſalem, ſondern nur von einer in Galiläa; Lucas dagegen weiß Nichts von Galiläa. Bei Marcus findet ſich das Sonderbare, daß die Jünger den Auftrag von Chriſto bekommen, nach Galiläa zu gehn, aber daß nicht erzählt wird, daß dies geſchehn ſei; und die einzige Manifeſtation des Auferſtandenen an ſeine Jünger läßt durchaus nicht die Annahme zu, daß ſie unterdeß in Galiläa geweſen ſein können. Hier iſt es nun wieder Johannis, der Beides vereinigt; bei ihm ſind Manifeſtationen Chriſti in Jeruſalem und in Galiläa. Hier kommt man durchaus nicht über das Dilemma hinaus: entweder muß das Evangelium Johannis falſch ſein, oder das Hiſtoriſche in unſerm Matthäusevangelium kann nicht apoſtoliſchen Urſprungs ſein. Denn Johannes erzählt ausdrücklich, wie das eine Mal, als Chriſtus erſchien, alle Jünger beiſammen geweſen ſind mit Ausnahme des Thomas, wie das andere Mal aber auch dieſer dabei geweſen. Nun ſollte der Apoſtel Matthäus Nichts von dem erwähnen, wobei er beide Male anweſend war? Doch geſetzt, er hätte beſondre Gründe gehabt, dieſe Erzählung von dem Unglauben des Thomas abſichtlich auszulaſſen, ſo würden wir doch wenigſtens verlangen können, daß ſtatt deſſen nun eine klare Vorſtellung von der Art, wie die Jünger zu einer Notiz von der Auferſtehung Chriſti gekommen, da wäre. Dagegen tragen die Erzählungen des Johannesevangeliums auch in dieſer Hinſicht ſo ſehr das Gepräge der Augenzeugenſchaft, daß ich gar nicht zweifelhaft ſein kann, daß hier ein Augenzeuge iſt, ſo gewiß, wie im Matthäusevangelium keiner iſt. Betrachtet man die Erzählungen des letztern, ſo kommt durchaus keine klare Darſtellung heraus, ſo daß auch gänzlich verwiſcht iſt, was für einen Urſprung die Erzählung hat. Die eigentlichen Auctoren könnten nur die Frauen ſeien, von denen erzählt wird, daß ſie zuerſt zum Grabe gegangen. Nun aber wenn geſagt wird, daß

ein Engel vom Himmel herabgekommen sei und den Stein weggewälzt habe, so müßten sie, wenn sie das gesehn hätten, auch Christi Auferstehung gesehn haben, denn sonst wäre ja das Wegwälzen des Steins überflüssig. Aber davon steht Nichts da. In der Erzählung des Herabkommens des Engels liegt offenbar die Tendenz, die Möglichkeit des Factums der Auferstehung zu erklären; aber wie das Factum selbst geschehn ist, das lebend sichtbare Heraustreten Christi aus dem Grabe, kommt gar nicht klar heraus. Eben solche Verworrenheit ist bei der Erzählung von den Hütern, denn entweder mußten sie davon gelaufen sein, oder die spätern Besucher des Grabes mußten sie gefunden haben. Das Erstarrtsein vor Schreck und das Laufen zur Stadt, um es dem Hohenpriester zu sagen, ist ganz aus einander gerissen. Man sieht deutlich einen Einfluß, den die vorige Erzählung von der Bewachung des Grabes auf diese Relation hat; es ist eine nicht hinreichende Ergänzung zu unvollständigen Erzählungen, welche die Aufgabe, sie mit einander in Uebereinstimmung zu bringen, nicht löst und offenbar in diesem Bestreben eine spätere Hand verräth [1]).

In der Erzählung des Lucas ist der erste Theil offenbar die Mittheilung der Art, wie die erste Notiz von der Auferstehung zu den Jüngern gekommen. Da ist die Darstellung ganz verständig und klar, es wird Nichts erzählt, als was die Augenzeugen, die Frauen, wissen konnten; von der Ergänzung durch das Erscheinen des Engels und das Wegwälzen des Steins ist kein Wort da. Es läßt sich Alles sehr wohl mit dem, was Jo-

1) Erst. Entw. Ob nun diese Verschmelzung erst unser Verfasser gemacht oder sie schon früher vorgefunden, ist nicht zu entscheiden, mir aber das leztre wahrscheinlicher. Dagegen verräth in der Galiläischen Erzählung der bekannte Berg auch dieselbe zusammenstellende Hand, welche wir von früher her kennen, und die Unvollständigkeit (man weiß gar nicht, wo Jesus und wo die Jünger geblieben sind) erklärt sich daraus, daß bei der einzelnen Erzählung wahrscheinlich nur der lezte Auftrag Christi ohne allen äußern Apparat, vielleicht als das Ende der διατάξις gegeben war.

hannes hat, in Uebereinſtimmung bringen. Dann folgt bei Lucas die ihm eigenthümliche Erzählung von den beiden Jüngern, die nach Emmaus gingen, und die wohl dem zweiten Motiv angehört, da ſich Chriſtus hier über die meſſianiſchen Weiſſagungen und ſeine frühern Aeußerungen darüber ausſpricht. In dieſer Erzählung iſt Alles klar, außer etwa, ob ſich nicht die beiden Jünger, die das urſprünglich erzählt haben, wegen des Verſchwindens Chriſti die ganze Erſcheinung auf gewiſſe Weiſe mehr geiſterhaft gedacht haben. Lucas aber will offenbar das nicht, denn er erwähnt gleich bei der folgenden Erſcheinung Chriſti in Jeruſalem, wie er ſich betaſten läßt, um dieſen Schein abzuwehren. — Das Folgende iſt unklarer, die Reden Chriſti fügen ſich an das Vorige unmittelbar an, aber auch an das Folgende, daß er die Jünger nach Bethanien hinausgeführt habe. Da ſcheint alſo, daß der Erzähler das alles ſich an einem Tage gedacht habe, wo alſo die Erſcheinung, die nach Johannes 8 Tage ſpäter geſchah, und die Zuſammenkunft mit den Jüngern in Galiläa völlig ignorirt iſt. Ob nun der letzte Zuſammenſteller unſers Evangeliums hier erſt ſelbſt die einzelnen Momente ſo geordnet hat, oder ob er ſie ſo vorgefunden, läßt ſich gar nicht entſcheiden [1]). Sehr merkwürdig iſt nun, daß Lucas im Anfange der Apoſtelgeſchichte eine zweite Erzählung giebt von dem Zuſammenſein Chriſti mit ſeinen Jüngern, welche offenbar eine Ergänzung deſſen iſt, was er im Evangelium mitgetheilt hat. Die Art, wie er da ausdrücklich ſagt, Chriſtus habe 40 Tage lang ſich von Zeit zu Zeit ſeinen Jüngern gezeigt und vom Reiche Gottes mit ihnen geſprochen, ſcheint ziemlich deutlich zu beweiſen, daß er früher ſich das alles an einem Tage gedacht hatte, und daß jene andere Notiz ihm erſt ſpäter gekommen iſt [2]). Dies zeigt uns auch, daß die Apo-

1) Erſt. Entw. Inſofern alles auf denſelben Tag zuſammengedrängt wird, iſt es analog mit der erſten Hälfte des Matthäus, daher ich auch glaube, daß Lukas es ſchon ſo vorgefunden.

2) Erſt. Entw. Dies giebt uns Aufſchluß über den Zuſtand der Ueber-

stelgeschichte, obwohl sie der zweite λόγος sein sollte, doch nicht in einem Gusse mit dem Evangelium fortgeschrieben ist, sondern daß letzteres früher publicirt war und deshalb von den Acta in der Kirche gesondert und mit den andern Evangelien zusammengefaßt wurde. Dies wäre leicht zu ändern gewesen, wenn man den Canon mehr auf litterärische Weise behandelt hätte; aber man sieht daraus, daß man schon gewohnt war, die Texte als ein Ganzes anzusehn, ehe der vollständige Canon existirte.

Bei Lucas wird erwähnt, daß Christus dem Simon Petrus erschienen sei[1]), aber diese Erscheinung selbst wird nicht erzählt. Wenn nun der Verfasser, den die Einleitung kund giebt, ein Gefährte des Apostels Paulus gewesen wäre, so ist nicht zu denken, daß er nicht sollte zu einer Erzählung über das Zusammentreffen Christi mit Petrus gelangt sein, und daß dadurch nicht seine ganze Ansicht von der Auferstehung sich geändert hätte. Denn wenn er durch Vermittlung des Apostels aus authentischen Quellen darüber eine Erzählung bekommen hätte, so würde bei dieser Gelegenheit wohl ein Wink vorgekommen sein, der ihn von der Ansicht abgebracht hätte, daß Alles an einem Tage geschehen sei. Dies bestätigt also die Ansicht, daß das Evangelium und die Acta nicht von einem völligen Begleiter des Paulus herrühren. Daß der Verfasser aber, als er die Apostelgeschichte schrieb, die nähere Notiz über die 40 Tage, die ihm seitdem zugekommen, noch hinzufügte, giebt uns eine große Sicherheit von seinem gesunden Urtheil in der Composition, so weit seine Materialien reichten.

§. 77.

Indem wir nun bisher nur die geschichtlichen Momente der

---

lieferung. Denn offenbar hat er das übrige erst später erfahren, was denn auch gegen ein großes Verbreitetsein der einzelnen Auferstehungsgeschichten zeugt. Zu der Zeit der Apostelgeschichte aber ist er vielleicht im Besitz weit mehrerer Geschichten von der Auferstehung gewesen, die er aber nun nicht mehr anbringen konnte.

1) Luc. 24, 34. vergl. 1. Cor. 15, 5.

vangelien verglichen, wäre nun noch von dem Didactiſchen, den
eben, zu handeln. Die evangeliſtiſche Ueberlieferung als be-
ndres Officium in der Kirche mußte einen Reichthum von ſol-
en Elementen enthalten, weil doch die Apoſtel häufig in ihren
idaskalien ſich auf Ausſprüche Chriſti berufen mußten. Wir
üſſen aber dabei verſchiedene Elemente unterſcheiden, zuerſt das
nomiſche, die einzelne Sentenz, wie ſie ſich aus Thatſachen
er als Antwort auf einzelne Fragen ergiebt. Dies war auf
m Schauplatz des Lebens Chriſti etwas ſehr Vorherrſchendes;
e ganze Richtung der jüdiſchen Didaskalie geht ſehr auf das
charfe, Prägnante, was dieſer Art eigen iſt. Solche Sprüche
ägen ſich leicht ein und eignen ſich ſehr dazu, das unter die
enge zu bringen, was man von derſelben wollte gewußt oder
obachtet haben. Das zweite Element iſt das paraboliſche,
as auch ſehr einheimiſch war. Lehren, die ſich nicht in ſolche
nomen bringen ließen, wurden in der Form von Geſchichten
rgetragen. Und eine ſolche prägt ſich dann eben ſo leicht ein,
ie ein ſelbſt wahrgenommenes Factum. Das dritte ſind mehr
ſammenhängende demonſtrative Belehrungen, die eigent-
h immer den Schluß zu einem Geſpräch bilden, denn ſie ſind
emals abſolut allgemein, ſondern immer für den gegenwärtigen
oment und für die, mit denen Chriſtus redet. — Hierzu müß-
n noch Reden und Geſpräche hinzukommen, die Chriſtus mit
n Zwölfen insbeſondere geführt; aber es ſind deren in den
ggregirenden Evangelien eigentlich ſehr wenige; denn was von
r Art in der Bergpredigt vorkommt, gehört offenbar urſprüng-
h nicht dahin. Was ſich am leichteſten dem Gedächtniß einprägt,
harf gezeichnete Sentenzen und anſchauliche Parabeln ſind am
bereinſtimmendſten. In allem Andern findet man genauere und
inder genaue Auffaſſung, ſo daß man auch hier verſchiedene
uellen unterſcheiden muß. So ſehn wir alſo, daß in allen die-
n Hauptpuncten keine beſtimmte Urſache iſt, eine Benutzung
s einen Evangeliums durch das andere vorauszuſetzen.

So wie man die Vorſtellung von der διάταξις des Matthäus

richtig gefaßt hat, ſieht man auch, daß dieſe unſerm Matthäus-evangelium zum Grunde liegt. Es hat aber auch in dem Mittelſtück Redeſtoff, von dem ſich nicht auf gleiche Art nachweiſen läßt, daß er zur διάταξις gehört habe, größtentheils an Fragen angeknüpft. Lucas hat ſeinen Redeſtoff überwiegend mit geſchichtlichen Veranlaſſungen verbunden; ſelbſt die Bergpredigt knüpft ſich bei ihm vielleicht traditionell an die Vollzähligkeit der Jüngerſchaft als erſte Auseinanderſetzung (Vorhaltung des Segens und Fluchs) an. Nur in dem Mittelſtück Cap. 9—18. hat er Reden ohne beſtimmte Veranlaſſung, aber nicht in dem Maaße, daß man das Ganze als Gnomologie anſehn könnte, zumal bei den großen Parabeln vom verlornen Sohn, vom Haushalter und reichem Mann die Veranlaſſungen noch durch den geſchichtlichen Zuſammenhang auszumitteln ſind. — Aus dieſem Verhältniſſe geht hervor, daß, wenn auch Beide einander gekannt hätten, ſie ſich doch nicht hätten benutzen können, und daß das Gemeinſame hinreichend zu erklären iſt aus der gemeinſamen evangeliſtiſchen Ueberlieferung.

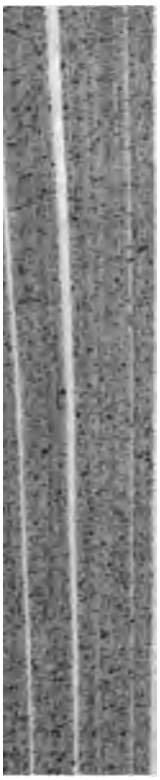
Allein hier ſind nun noch die großen Ähnlichkeiten im Einzelnen, welche durchaus etwas Gemeinſames zu fordern ſcheinen, zu überlegen. Vorläufig bemerke ich nur, daß ebenſo auch eine durch das Ganze durchgehende Eigenthümlichkeit des einzelnen Schriftſtellers behauptet wird, und daß Beides ſich nothwendig gegenſeitig beſchränkt. Es fragt ſich alſo: welches iſt vorzüglich der Sitz des Einen und des Andern? Allgemein iſt wohl anerkannt, daß die Gleichheit am meiſten vorherrſcht in Ausſprüchen Chriſti und den ſich darauf am unmittelbarſten beziehenden Geſchichten. Dieſes aber mußte auch am gleichmäßigſten ſein in der mündlichen evangeliſtiſchen Überlieferung. Denn je ſicherer Jemand war, den Ausdruck Chriſti völlig aufgefaßt zu haben, deſto weniger Willkür hat er ſich dabei geſtattet. Findet ſich Aehnlichkeit in Anführung altteſtamentlicher Stellen, wobei doch weder unſer hebräiſcher Text noch der bei den Septuaginta der Auctor iſt, ſo hat dieſe wohl ihren Grund in den Targums, die im gemeinen Gebrauch waren:

›chſtens könnte ſie beweiſen, daß die einzelne Relation aus ei=
:r gemeinſchaftlichen Quelle iſt. — Indem man aber eigenthüm=
he Ausdrücke und Wendungen zugiebt, ſo beweiſen dieſe eben,
ıß man zur Erklärung jener Uebereinſtimmung nicht Abhängig=
it des Einen vom Andern anzunehmen hat. Die Differenz hat
ren conſtanteſten Sitz in den freien Übergängen, wo das Matthäus=
angelium ſich auszeichnet durch allerlei dem gemeinen Sprach=
brauche nach beſtimmte Ausdrücke, die hier unbeſtimmt gebraucht
ıd, wenn man ſie auf das unmittelbar Vorhergehende bezieht.
iedenkt man aber, wie unſerm Verfaſſer durch die διάταξις ſchon
laſſen gegeben waren, ſo bezieht ſich ſein τότε, ἐν ἐκείνῃ τῇ
ἡμέρᾳ u. dgl. nur auf die Gehörigkeit der Begebenheit in die
laſſe, in der er eben verſirt [1]).

§ 78.

Alſo was ſich als Reſultat in Bezug auf unſre Evange=
:n des Matthäus und Lucas hinſtellt, iſt, daß ſie in ihrem ge=
nwärtigen Zuſtande als zuſammenhängende ſchriftliche Darſtel=
ngen nicht unmittelbar dem apoſtoliſchen Zeitalter angehören,
ndern aus im apoſtoliſchen Zeitalter entſtandenen und zum Theil
)on hier in Verbindung gebrachten einzelnen Erzählungen ſpäter
ſammengeſetzt ſind, und zwar ſo, daß dies ein Geſchäft war,
ofür es keine gemeinſchaftliche Direction gab, und wo im Einzel=
n Manches unſicher und unbeſtimmbar in Bezug auf die Zeitver=

) Erſt. Entw. Außerdem ſind noch zwei Betrachtungen anzuſtellen, 1. daß auch ſchon in dem Uebergang zur ſchriftlichen fragmentariſchen Abfaſſung und durch dieſelbe rückwirkend in der mündlichen Manches ſich ſehr kann angenähert haben; 2. daß die Uebereinſtimmung beim erſten Erſcheinen unſerer Evangelien nicht ſo groß geweſen iſt als eben jezt. Unſere Handſchriften zeugen an vielen Stellen davon, daß aus einem Evangelium in das andere iſt übertragen und nach einem in dem andern geändert worden. Höchſt wahrſcheinlich iſt ähnliches auch ſchon früher geſchehn, wovon wir jetzt die Spur nicht mehr nachweiſen können.



wußte. Ganz unhaltbar iſt, wenn man ſagt, S
nur das erzählen wollen, was ſich zugetragen h
Gefangennehmung des Täufers, Johannes dagegen
here. Dies iſt eine Folgerung, die man aus ein
Matthäus macht, die aber gerade die Unklarheit
ſtimmung bei unſern Evangelien recht ins Licht ſet
auch im höchſten Grade ſonderbar, daß ein Apoſte
lium bei einem Punct angefangen hätte, der gar n
dendes für das Leben Chriſti hatte. Lucas nun, de
Material hat, müßte dann entweder dieſelbe Marim
den Matthäus benutzt haben; Beides iſt gleich un

§. 79.

Die Frage nach dem Verhältniß des Ev
des Marcus zu den beiden andern habe i
verſpart, weil dies mir der ſchwierigſte Punct der
ſcheint. Das Hauptphänomen iſt dabei, daß Marc
Matthäus als mit Lucas weit größere Reihen von
gemeinſchaftlich hat, als dieſe beiden unter ſich.
bei Marcus ordentlich ſo verfolgen, daß er eine S
zelnen Zügen mehr mit dem einen Evangelium gemei
und dann zu dem andern überſpringt, und ſo wechſ

an irgend einem Orte einſchalten, und das brauchte nicht gerade da zu geſchehn, wo er von dem einen Evangelium zu dem andern überging; dies iſt alſo kein Hinderniß. Aber außerdem kommen auch einzelne Ausnahmen in dieſem durch das Ganzen durchgehenden Verfahren vor.

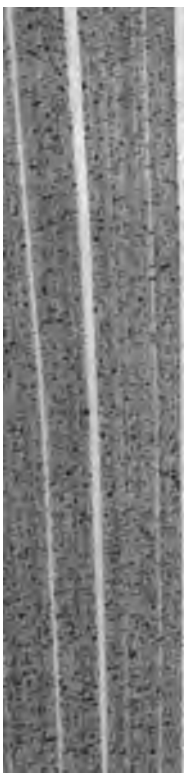
Dies iſt jedoch nur die eine Betrachtungsweiſe der Sache. Dagegen da unſer Evangelium des Lucas abgeſondert von den Actis in die Tetras gekommen iſt, alſo auf jeden Fall früher, als die Acta eine gewiſſe Verbreitung mit dem erſten Theil der Schrift erhalten hatten, und da in dieſer Tetras zu gleicher Zeit das Marcusevangelium war: ſo entſteht hieraus wieder ein Bedenken gegen jene Anſicht, das ich nicht zurückweiſen kann. Denn es müßte jene Benutzung des Matthäus und Lucas durch Marcus eher geſchehn ſein, als die Verbindung der Evangelien abgeſchloſſen war; daß aber ein aus Matthäus und Lucas zuſammengeſetztes Evangelium ſchneller und allgemeiner verbreitet ſein ſollte, als der zweite Theil des Lucas, iſt für mich ſehr unwahrſcheinlich. Nun müſſen wir noch hinzunehmen: wie ſollen wir unſern Marcus anſehn in Bezug auf das Zeugniß des Papias, der offenbar von einem Marcus redet, der Erzählungen aus dem Leben Chriſti nach den Belehrungen des Petrus aufgeſchrieben habe? Wie wir nun aber das, was Papias über Matthäus ſagt, nicht auf unſer Evangelium, ſondern auf etwas Andres beziehn, das Jeder auf verſchiedene Weiſe auszulegen ſuchte: ſo werden wir einen ähnlichen Zuſammenhang vorausſetzen zwiſchen jenem von Marcus aufgeſchriebenen ἀπομνημόνευμα und unſerm Marcusevangelium, wie zwiſchen der συγγραφή und dem Evangelium des Matthäus. Allerdings wenn das οὐ τάξει, was Papias von Marcus ſagt, den Sinn hat, „ohne Zuſammenhang, ohne ein fortlaufendes Ganzes daraus zu machen," ſo mußte Einer, der dieſe einzelnen Erzählungen vor ſich hatte und nun ein ſolches Continuum bilden wollte, ſich entweder nach einer Leitung umſehn oder ganz willkürlich verfahren. Im letztern Falle ließe ſich das Zuſammentreffen in größeren Abſchnitten mit jenen beiden

Evangelien nicht erklären; im erstern Falle aber müßte man annehmen, die Stücke, welche er bald mit Lucas bald mit Matthäus gemeinschaftlich hat, wären schon früher verbunden gewesen; aber wenn man solche Combinationen schon in der evangelistischen Ueberlieferung denken will, so wäre sonderbar, daß das eine Evangelium diese längern Combinationen, die andern beiden aber nur kurze vor sich gehabt haben. Fragen wir ferner, ob man noch in Stande wäre, aus unserm Evangelium Marci das zu sondern, was als aus dem Munde des Petrus genommen jene frühere Schrift des Hermeneuten des Petrus gebildet habe: so müssen wir das verneinen. Einmal giebt es in diesem Evangelium unerwartet wenig, wobei Petrus könnte als eine besondere Quelle gedacht werden, und sehr wenig wird überhaupt seine eigne Person erwähnt. Gerade die besonders den Petrus betreffende Erzählung von dem Stater, welche Matthäus giebt, hat Marcus nicht; in der Geschichte der Verläugnung Petri hat er auch nichts, was auf diese besondere Quelle hinwiese. Nun folgt freilich aus der Stelle des Papias nicht, daß Marcus mit Petrus in einem Verhältnisse besonderer Vertraulichkeit gestanden, sondern es scheint mehr ein officielles Verhältniß gewesen zu sein; und da Petrus nicht Veranlassung hatte, solche persönliche Sachen in seinen Didaskalien vorzutragen, so konnte auch Marcus sie nicht mittheilen. Aber die Erzählungen bei Marcus bieten so wenig dar, was mehr auf einen Augenzeugen schließen ließe, als die bei Matthäus und Lucas, daß das Verhältniß unsers Marcusevangeliums zu jener Notiz des Papias ganz unklar bleibt. Anders wäre es freilich, wenn man das οὐ τάξει darauf bezieht, daß Marcus nicht die richtige Ordnung befolgt habe, so daß dieser Tadel des Papias sein Lob, daß Marcus in der Erzählung des Einzelnen sehr genau sei, einschränkt; dann fallen einige Schwierigkeiten weg, aber das Ganze wird nicht anschaulicher und klarer.

Die Griesbach'sche Ansicht gewinnt ihre Stärke besonders dadurch, daß sich von einer einfachen Voraussetzung aus nachweisen läßt, warum Marcus an den bestimmten Stellen immer den

einen Evangeliſten verläßt und zu dem andern übergeht [1]). Er fängt mit dem Matthäus an; aber er verläßt ihn, wo er die Bergpredigt beginnt. Hieran knüpft ſich nun jene Vorausſetzung, nemlich, daß Marcus ſich ein gewiſſes kleineres Volumen vorgeſetzt und daher die längern Reden vermieden habe. So geht er zu Lucas über, wo Chriſtus nach Capernaum kommt, und bleibt bei ihm, bis er ſeine Redaction der Bergpredigt anfängt. Dann geht er wieder zu dem über, was Matthäus nach der letzten Begebenheit hat, die Marcus ſelbſt dem Lucas nacherzählt hatte, nemlich die Geſchichte von der verdorreten Hand. Nun bleibt er bei Matthäus, bis dieſer hinter dem Gleichniſſe vom Säemann ihm zu viele Gleichniſſe häuft; da wendet er ſich wieder zu dem, was bei Lucas hinter dem Gleichniſſe vom Säemann folgt, wobei er natürlich das auslaſſen muß, was er ſchon nach Matthäus erzählt hat, nemlich das von der Mutter und den Brüdern Jeſu. Er bleibt alſo in der Ordnung des Lucas nur mit der Ausnahme, daß er das Auftreten Chriſti in Nazareth vor der Erzählung der Ausſendung der Apoſtel einſchaltet. Dies erklärt ſich aus dem Folgenden. Er bleibt nemlich nach dieſer Einſchaltung bei Lucas, bis er zur Erwähnung der Hinrichtung des Johannes kommt; da ihm aber dieſe bei Lucas zu kurz iſt, ſo erzählt er ſie nach der längern Darſtellung des Matthäus. Bei dieſem war aber jene Erzählung aus Nazareth kurz vorhergegangen, hier konnte Marcus ſie aber nicht nachholen; ebenſo hatte er ſie im Lucas früher übergangen. So mußte er ſie alſo an einem andern Orte einſchalten, wenn er ſie nicht ganz auslaſſen wollte. — Nachdem er mit der Erzählung vom Tode des Johannes zum Matthäus übergegangen iſt, bleibt er bei dieſem bis nach der Geſchichte der Verklärung, nur daß er zwei eigenthümliche Erzählungen einſchaltet. Im Folgenden haben Matthäus und Lucas ziemlich dieſelbe Ordnung; aber daraus, daß Marcus die Geſchichte vom Stater ausläßt, ſieht man, daß er mehr dem Lucas,

1) Vergl. De Wette §. 94 a.



daher iſt ſie natürlich mehr der Erzählung des
des Lucas ähnlich, und es herrſcht darin die Ord
thäus. Bei Jericho fügt er den Namen des
welches eine beſondere Nebenquelle zu verrathen
gens folgt er hier dem Matthäus, was den Ort
ſetzt nur einen Blinden, wie Lucas.

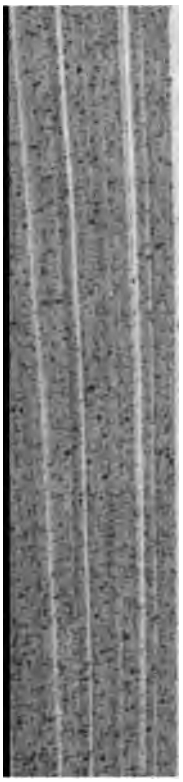
Im hieroſolymitaniſchen Abſchnitte unterſchei
Anfangs von den beiden Andern dadurch, daß e
nigung auf den nächſten Tag nach dem Einzug
von Matthäus auch dadurch, daß er die Geſchic
baum in zwei Momente theilt, was ſich aus dem
Character des Marcus erklärt, wovon ſpäter die
Gewiß hätte er das augenblickliche Verdorren nic
gewußt; aber künſtlich iſt, daß die Jünger es
am Abend noch nicht bemerken, ſondern erſt am
Er traut alſo dem Matthäus in der Tageszeit
er verwechſele zwei verſchiedene Tage. Es kann
mehr ſo deutlich hervortreten, ob er dieſem oder j
der Gefangennehmung Chriſti iſt der nackte flie
ihm eigenthümlich, vielleicht wohl aus einer b
Bei der Geſchichte des Verhörs, wo die falſche
ſtellt werden, hat er die Erklärung eigen, daß

och das Eigene, daß er den Hahn zweimal krähen läßt, was uch, wenn nicht selbst gemacht, doch eine Auswahl des Pikan=ren ist; auch in der Warnung Christi hatte er dies so ausgedrückt. im weiteren Verfolge aber läßt er vieles aus, was Matthäus at: er weiß Nichts von den Verstorbenen, die aus den Gräbern ervorgehn[1]), auch Nichts von den Hütern des Grabes. Da ntsteht also die Vermuthung, daß er in der Auferstehungsgeschichte ehr dem Lucas folgt. Dies ist auch im Anfange der Fall, aber achher folgt er wieder dem Matthäus, indem er das Gebot des ngels, nach Galiläa zu gehn, auch hat. Eigenthümlich ist ihm, aß die Frauen unter sich fragen, wer den Stein ihnen abwälze, as auch eine gemachte Lebendigkeit ist; hernach, daß sich Alles ei ihm auf den Unglauben der Jünger concentrirt, bis Christus nen selbst erscheint[2]). Aber da hat er offenbar den Lucas nicht or sich, denn bei der kurzen Erwähnung der Jünger von Em=aus sagt er, diesen hätten es die Apostel auch nicht geglaubt, ährend bei Lucas, als jene beiden von Emmaus kommen, die ünger schon an die Auferstehung glauben, da Petrus auch schon hristum gesehn hatte. Dieser Umstand wirft meiner Meinung ach jener Ansicht schon ein großes Hinderniß in den Weg, denn ist unbegreiflich, wie er, wenn er die beiden andern Evangelien vor

---

1) Erst. Entw. Am meisten kann einen wundern, daß er das Hervorgehn der Verstorbenen ausläßt. Allein es hat denselben Grund, daß es in seiner Manier mit einer größern sinnlichen Anschaulichkeit nicht vorzustellen war, ohne irgendwie ins absurde zu gerathen.

2) Erst. Entw. Ist nun v. 15 ff. unächt, so schließt er pikant aber auch unbefriedigend mit der Auflösung dieses Unglaubens durch die Erscheinung Christi. Ist es ächt: so ist er dem Lukas weiter gefolgt mit eigenthümlichem Zusaz v. 18., der aber eine Erweiterung von Luc. 10, 19. zu sein scheint. Den innern Gründen nach würde ich an der Aechtheit, die auch äußerlich sehr ungenügend angefochten zu sein scheint, nicht zweifeln. Dann aber freilich hat das Gebot nach Galiläa keinen Erfolg und er kann sich die Sache kaum anders gedacht haben, als daß die Jünger das Gebot aus Unglauben verabsäumt haben, und Christus sich ihnen deßhalb dort habe offenbaren müssen.



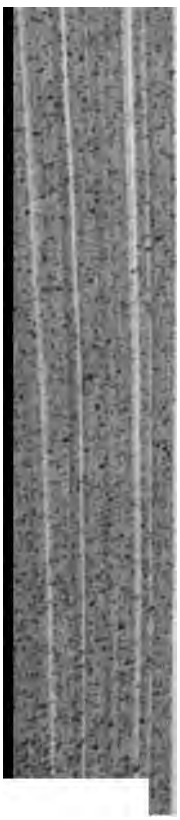
Menge von einzelnen Differenzen findet, die sich
bach'schen Hypothese nicht erklären. Die Ausnahm
bedeutend, daß kein großer Ueberschuß von Wahr
diese Hypothese übrig bleibt.

Wenn wir nun einmal das Evangelium Ma
trachten, doch so, daß wir dabei die Art und B
im Sinne behalten: so kann man ihm einen eige
Character nicht absprechen. Wenn wir nemlic
aussetzung ausgehn, daß wir das Verhältniß i
nur aus der evangelistischen Ueberlieferung ableiten
nicht läugnen, daß eine gewisse Ueberarbeitung in
lium zu bemerken ist, die sich in den andern nicht fin
hat man gegen die Ableitung der Evangelien
Ueberlieferung angeführt, daß in jedem Evangeliu
thümlicher Character zeige; allein dieser Einwurf ha
auf Matthäus und Lucas niemals einen besonde
mich gemacht. Denn bei Matthäus erklärt si
Art der Anknüpfung aus seinem Verhältniß zu
συγγραφή und aus der ganzen Weise, wie de
Localität behandelt. Wegen seiner Neigung für
Anführungen hat man Ursache, anzunehmen, daß er
schen Seite steht, wogegen bei Lucas der Verfasse
vortritt außer im Eingange. Dann müssen wir

in der Sprache beweisen also Nichts gegen diese Entstehungsweise. Aber bei Marcus ist es anders. Da ist ein Bestreben, eine Lebhaftigkeit und sinnliche Anschaulichkeit in die Erzählung zu bringen, das etwas sehr Gesuchtes hat; damit hängt eine gewisse Uebertreibung in der Darstellung zusammen, die hier und da an das Unnatürliche gränzt und haltungslos ist; dann eine Sucht, die Sachen mysteriös darzustellen. In den beiden Heilungsgeschichten, die Marcus allein hat [1]), tritt das hervor, daß er Christus das Wunder abgesondert verrichten läßt, was ja so sehr mit dem Character derselben in den andern Evangelien streitet, und daß Christus dabei allerlei Manipulationen macht; dann sind Spuren von Gemüthsbewegungen dabei, die gar keinen Grund haben. In den Manipulationen finde ich nicht sowohl eine Neigung, die Wunder natürlich zu erklären, als eine Richtung auf das Mysteriöse, und es soll dadurch eine sinnliche Anschaulichkeit in die Erzählung gebracht werden. Ebenso ist eine bedeutende, aber etwas versteckte Stelle die, wo die Seinigen Christum zurückhalten wollen, und es so erscheint, als ob sie bloß wegen der Menge von Heilungen geglaubt, er müsse wohl außer sich sein [2]). Ebenso kommt bei der Reise nach Jerusalem eine Stelle vor, wo eine allgemeine Betrübniß der Jünger, ehe noch Christus sein Leiden verkündigt hat, erwähnt wird, von der man keinen Grund einsieht [3]). So hat Marcus oft ein Zusammenströmen des Volks, wo man nicht weiß, woher es kommt, u. dgl. Eine solche Neigung zur sinnlichen Anschaulichkeit, aber mit unzureichenden Mitteln, ist das Colorit, was durch das ganze Evangelium hindurchgeht, und was davon zeugt, daß er das Ganze von diesem Gesichtspuncte aus mehr überarbeitet hat, als die beiden andern Evangelisten.

Andere haben nun vom Evangelium κατὰ *Μάρκον* die entgegengesetzte Meinung aufgestellt, daß es die Grundlage der beiden andern gewesen sei und die ursprüngliche Ordnung der

1) Marc. 7, 32—37. und 8, 22—26.
2) Marc. 3, 20. 21.
3) Marc. 10, 32.



aues, was bei Marcus zwischen diesen beiden Pun
aber er fährt auch nach denselben nicht in derselbe
sondern erst nachher nach der Verklärungsgeschicht
Zusammenstimmung in der Natur der Begebenheit
her ist diese Zusammenstimmung nur sehr gering.
mich hier einer weitläuftigen Auseinandersetzung,
von De Wette und Lücke giebt davon die klarste

Ich weiß also kein andres Ergebniß aus de
zu ziehn, als: 1. daß die Art, wie Marcus die A
schichte behandelt, durchaus nicht dafür spricht, daß
gelien Matthäi und Lucä vor sich gehabt habe.
mit Matthäus den Befehl an die Jünger, nach G
gemein, aber nicht die dortige Zusammenkunft; un
der Unächtheit von v. 15 ff., welche diesen Wi
würde, ist nicht durchzuführen. Ebenso widerspri
cas. Schwerlich hat er also jene beiden Evangeli
genwärtigen Gestalt benutzt. Aber eben so wenig ist
gesetzte zu behaupten. 2. Es ist gar nicht auszum
Evangelium *κατὰ Μάρκον* sich zu dem ursprüngl
μόνευμα des Marcus verhält, das Papias erw
nichts darin, was den Character der apostolischen
sich trüge. Dies Verhältniß können wir also nur
aus unaufgeklärtes stehn lassen, obwohl ich es nich

und eine Zusammenstellung von einzelnen früher vorhandenen Erzählungen ist. Sollen wir es nun mit den andern vergleichen, so würde zu urtheilen sein, daß es, wenn es auch innerhalb der Gränzen eines canonischen Inhalts sich bewegt, doch in seiner Ueberarbeitung durch das Streben nach Vergrößerung und künstlich hervorgebrachter äußerer Schönheit eine gewisse Hinneigung zum apocryphischen Character hat. Diese Hinneigung bezieht sich aber nur auf die Form; in den Materialien selbst ist nichts, was man nicht als vollkommen ächt anerkennen müßte. Da ist also nicht zu verwundern, daß das große Uebergewicht der rein evangelistischen Ueberlieferung darin und die entschiedene Analogie mit den beiden andern Evangelien diesem Werke seinen Platz in der Tetras des Canons angewiesen hat [1]).

Das Evangelium des Johannes.

§. 80.

Bekannt sind die Zweifel Bretschneider's gegen das Evangelium des Johannes und die Meinung, daß es aus späterer Zeit und ägyptischen Ursprungs sei. Diese Zweifel

1) Erst. Entw. Nimmt man nun zusammen die nicht abzuleugnende Absichtlichkeit in seinen Aenderungen und Zusäzen und die Art, wie er sich zu Matthäus und Lucas verhält: so bleibt allerdings wahrscheinlich, daß er aus beiden für einen andern Kreis, denn ohne eine solche Annahme würde das gehörige Motiv fehlen, ein drittes gemacht habe nach den Maximen, die aus der bisherigen Darstellung hervorgehn. Nur freilich repräsentirt er dann schon eine spätere Periode der schriftlichen Abfassung, und vermöge seiner besondern Richtung nach meinem Gefühl eine gewisse Hinneigung nach dem apocryphischen. Diese ist aber nicht so groß, daß nicht das Uebergewicht der reinen evangelistischen Ueberlieferung und die entschiedene Verwandtschaft mit Matthäus und Lukas hätte hinreichen müssen, jeden Zweifel abzuweisen. (Späterer Zusatz am Rande: Die Auferstehungsgeschichte verringert die Wahrscheinlichkeit, daß er die beiden vor sich gehabt, gar sehr).

haben mich von Anfang an nicht getroffen; aber deshalb weiß ich ſie auch nicht recht anzufaſſen. Es ſind dabei zwei Ausgangspuncte, die ich von vorn herein nicht annehmen kann.

1. Erſtlich nemlich nimmt man die drei andern Evangelien in voraus als aus dem apoſtoliſchen Kreiſe hervorgegangen an; da nun die Differenzen des Johannesevangeliums mit jenen zu groß ſeien, könne dies nicht als apoſtoliſch angeſehn werden. Schon lange haben Viele die Meinung aufgeſtellt, Johannes habe in die Reden Chriſti Vieles von ſeinem Eignen eingemiſcht; er ſei von einer enthuſiaſtiſchen Gemüthsſtimmung geweſen und habe deshalb ſich ein ganz andres Bild von Chriſto gemacht, als die andern Evangeliſten aufgefaßt; und dies habe ihn ſo beherrſcht, daß er, als er nun aus der Erinnerung ſein Evangelium verfaßt, unbewußt ſeine eigne Auffaſſung hineingetragen. Nimmt man aber dies an, ſo muß man, eben wenn man eine größere Achtung vor dem apoſtoliſchen Character hat, leicht dahin kommen, daß man das Evangelium gar nicht auf einen Apoſtel zurückführt. Aber jene Vorausſetzung über die drei andern Evangelien iſt, wie oben gezeigt worden, unbegründet, und man begreift nun, wie ein Evangelium, das von einem Apoſtel wirklich herrührt, einen ganz andern Character haben muß.

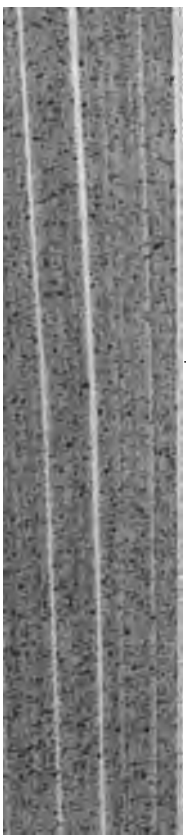
2. Ein andrer Punct iſt der, daß man ſchwerlich glauben kann, daß unſer Johannesevangelium und die Apocalypſe von demſelben Verfaſſer ſeien. Dies iſt freilich auch eine wieder verlorengegangene Meinung; denn in den ältern Zeiten war ſie viel weiter verbreitet, als man gewöhnlich annimmt. Ich halte es für ausgemacht, daß Euſebius die Ueberzeugung gehabt, die Apocalypſe ſei nicht vom Apoſtel Johannes; und das iſt nicht das eigenthümliche Urtheil des Euſebius, ſondern er ſtellt es dar als die allgemeine Anſicht. Wenn man aber davon ausgeht, daß die Apocalypſe vom Apoſtel Johannes ſei, ſo kann und muß man beinahe das Evangelium ihm abſprechen wegen der großen Differenz beider; nimmt man aber das Gegentheil an, ſo ſchwindet der Zweifel.

Auf der andern Seite ist nicht zu läugnen, daß die alten Zeugnisse für das Evangelium des Johannes mit so vielen andern Meinungen vermischt aufgestellt sind, daß ich sie kaum für Zeugnisse halten kann. Das ist aber gerade dasjenige nicht, wovon Bretschneider ausgeht. Es ist nemlich eine alte Ueberlieferung, aber ohne Zeugniß, daß Johannes die andern drei Evangelien gekannt und zur Ergänzung derselben geschrieben habe [1]). Davon kann ich mich aber gar nicht überzeugen, da er dann so viele Widersprüche nicht hätte stillschweigend übergehn können; vielmehr glaube ich, daß Johannes von unsern drei Evangelien Nichts gewußt hat und Nichts wissen konnte, da sie in ihrer gegenwärtigen Gestalt nur später können entstanden sein, als das des Johannes. Aber eben so überzeugt bin ich, daß die drei Evangelisten auch das Evangelium des Johannes nicht gekannt haben; wogegen Letzterer die große Masse der mündlichen evangelistischen Ueberlieferung muß gekannt haben. — Eine andere damit zusammenhängende ebenso falsche Meinung ist, daß Johannes deswegen nach den drei andern Evangelien das seine geschrieben habe, weil dieselben nur das letzte Jahr des Lebens Christi geschildert, weßhalb er die frühere Zeit nachgeholt habe. Allein dieser Abschnitt nimmt nur einen sehr geringen Raum bei Johannes ein, denn die Speisungsgeschichte, die er mit den andern Evangelisten gemeinschaftlich hat, ist schon im 6ten Capitel, und von dem Frühern muß man noch das abrechnen, was zur Berufung der Jünger gehört; so bleibt dafür fast Nichts übrig, als der erste Aufenthalt in Jerusalem und die Unterredung mit der samaritanischen Frau. Der größte Theil des Evangeliums liegt offenbar in einer Zeit, welche die andern auch behandeln.

Ganz anders verhält es sich mit einem sehr alten Urtheile in der Kirche, die drei aggregirenden Evangelien seien σαρκικά, das des Johannes aber πνευματικόν [2]). Dies liegt besonders

1) Euseb. h. e. III. 24. Hieron. de vir. ill. c. 9.

2) Siehe oben S. 196.



weil sie nicht aus dem apostolischen Kreise herrü
aus der evangelistischen Ueberlieferung, die ihre Er
aus dem öffentlichen Leben Christi nahm, wogege
vertrauteren Unterredungen Christi mit seinen Jün
es kommen doch auch in den andern Evangeli
Christi über sein Verhältniß zum Vater vor, die n
stimmen, was bei Johannes weiter ausgeführt
des Glaubens hervorgehoben wird. Ein verschied
findet hier allerdings Statt, das seinen Grund
Johannes sparsam ist in Erzählung von äußern
die es ihm gar nicht ankam. Wenn man sein Er
betrachtet, so sieht man, wie er jedesmal aus a
nicht um ihrer selbst willen, dazu gekommen ist,
zu erzählen. Das Element der Rede Christi dag
gentlich messianischen Gehalte nach, tritt in größe
hervor, wogegen Johannes die einzelnen Thatsa
Christi als durch die evangelistische Ueberlieferun
aussetzen konnte.

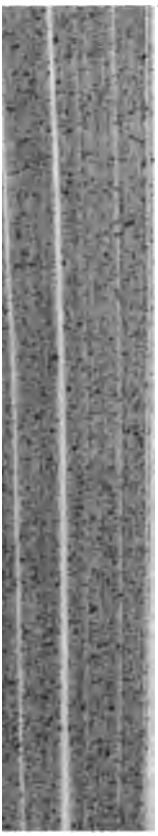
§. 81.

Wenn wir aber ohne Vergleichung mit
Evangelium des Johannes für sich betrachten, so
eindruck des ganzen mir nie ein anderer, als
früher vorhandenen Einzelnheiten zusammengesa

ist in allen johanneischen Erzählungen vergleicht. Dabei geht
ne doppelte Tendenz durch das Ganze hindurch: 1. Christi ganze
Erscheinung als Begründung des Glaubens an ihn klar zu ma-
chen, und 2. die allmählige Entwicklung seines Verhältnisses zu
denen, die das geistliche Ansehn repräsentirten, woraus zuletzt die
Katastrophe hervorging. Das Erste ist also ganz eigentlich eine
Apologetische Tendenz, eine Apologie des Glaubens an Jesum von
Nazareth als den verheißenen Messias, in dem alle Weissagungen
erfüllt sind; das Andere ist eine pragmatische Tendenz, die wie-
der mit jener erstern zusammentrifft und sie ergänzt, so daß man
es nicht als eine Duplicität des Zweckes ansehn kann, sondern
es natürlich zusammengehörig. Denn hier werden die entgegen-
gesetzten Ansichten von Christus dargestellt, wie auf der einen
Seite aus dieser persönlichen Lebenseinheit Christi der Glaube
und die Gemeinschaft, auf der andern die feindseligen Bestre-
bungen sich entwickeln, also einerseits die Catastrophe, andrerseits
das Prinzip der von ihm ausgehenden *βασιλεία*. So hat das
Ganze einen pragmatischen Zweck.

Es ist sehr leicht, dies durch das ganze Evangelium zu ver-
folgen. Ich will dabei den ersten Eingang vorläufig ignoriren;
dann giebt es aber noch einen zweiten, der mit dem Auftreten
Johannes des Täufers beginnt, wobei zugleich der Total-
eindruck der Erscheinung Christi ausgesprochen wird. Da sieht
man das apologetische Thema aufgestellt, aber daneben zugleich
auch das pragmatische, denn es wird gleich damit verbunden der
Gegensatz der exclusiven Richtung auf Moses und das mosaische
Gesetz [1]). Dann folgt das Zeugniß Johannes des Täufers von
Christo, und wie dies die ersten Individuen um Christus versam-
melt, denen er die Aussicht auf himmlische Gemeinschaft eröffnet [2]).
Die Taufe Christi konnte natürlich Johannes nicht eigentlich be-
richten, weil sie nicht zu dem von ihm Erlebten gehört, aber er
läßt den Täufer sie erzählen, und von dieser Erzählung war er

1) Joh. 1, 15—18. 2) Joh. 1, 19—52.



Zeichen, die Chriſtus in Jeruſalem that, ein ihm ſc
ger Glaube an ihn bildete[2]); er habe ſich ihnen
Dies iſt ein ſehr bedeutender pragmatiſcher Punct, wei
Anfang der ausgeſprochenen Hoffnung von Chriſt
irdiſchen Meſſias war, was doch die nächſte Urſache
tern feindſeligen Verfahren gegen Chriſtus ward.
bedeutendes Moment iſt, wie, während Chriſtus ur
beide noch öffentlich handelten, Einige die Eiferſucht
gegen Chriſtum rege zu machen ſuchten, wobei der
ein neues Zeugniß für ihn ablegte[3]). Die Vera
aus dem ſtreng geſetzlichen Character des Johanne
wornach er das Alte repräſentirte, jedoch, wie er ſ
nehmen mußte, wie Chriſtus zunahm. — Nun wir
Folge des unter den Phariſäern ſich verbreitenden
Chriſtus Jünger ſammelte, dar geſtellt, daß er nicht in
ſondern nach Galiläa gehn wollte[4]). Unterwegs ge
ſpräch mit der Samaritanerinn[5]), worin
Aufhebung aller Bedeutung der Localität zum Got
geſtellt, und damit die Verſöhnung dieſer ſtreiten
durch Aufhebung des Particularismus verkündigt wi
her kehrt Jeſus wieder nach Jeruſalem zurück, wo
Ausbruch eines Unwillens in der Maſſe findet, ſicht
phariſäiſchen Parthei erregt, wegen zu freier Be

abbaths und wegen behaupteter Meſſianität [1]). Später ent-
ınd bei Gelegenheit der Speiſung ein Auflauf einer durch die
ähe von Oſtern ſehr bedeutenden Volksmenge in Galiläa, um
hriſtum zu einem politiſchen Partheihaupte zu machen [2]). Chriſtus
ıtzog ſich der Menge gänzlich und ließ den Rauſch vorübergehn, aber
inen Gegnern gab dies Gelegenheit, für die Zukunft zu fürchten,
ıß in eine ſolche Volksbewegung die Römer ſich miſchen und
ın letzten Reſt der Freiheit dem Volke ganz nehmen könnten.
nmittelbar darauf wird eine durch unverſtandene geiſtige Erklä-
ıngen Chriſti veranlaßte rückgängige Bewegung des Glaubens
ıter der Menge berichtet, und es läßt ſich faſt vermuthen, daß
ıch unter den Zwölf noch theilweiſe ein ſolcher falſcher Glaube
ar, da Chriſtus ſie fragt, ob ſie auch ſich abwenden wollen [3]).
ernach wird erzählt, wie Jeſus aufgefordert ſei, auf das Laub-
ättenfeſt zu gehn, und wie über ihn verſchiedene Meinungen
ıter dem Volke auf dem Feſte geweſen, aber man ſich nicht mehr
traut habe, frei über ihn zu reden [4]). Die phariſäiſche Parthei
ıß alſo ſich ſtark über ihn geäußert haben; es werden ſogar
erſuche gemacht, ſich ſeiner zu bemächtigen, wobei ſich Nicode-
us einem ſolchen Verfahren opponirt [5]). Dann folgen wieder
eden Chriſti, worin er aufs ſtärkſte ſeine meſſianiſche Würde
ſpricht, ohne Widerſpruch zu erregen [6]); da ſcheint alſo ſeine
rthei wieder mächtiger zu ſein; doch bei ſeiner Aeußerung über
n Verhältniß zu Abraham entſteht wieder ein zelotiſcher Volks-
ıflauf [7]). Darauf beſchließt das Synedrium den ſ. g. kleinen
ann gegen jeden, der Jeſum für den Meſſias erklären würde [8]),
as ſich bei der Geſchichte des Blindgebornen deutlich kund thut.
s folgt ein neuer Verſuch, Chriſtum wegen ſeiner meſſianiſchen
ehauptungen zu greifen und zu ſteinigen, weßhalb er Jeruſalem

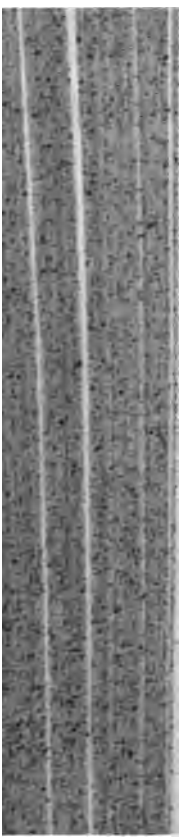
---

1) Joh. 5, 10—18.
2) Cap. 6, 14. 15.
3) Cap. 6, 60—71.
4) Cap. 7, 1—13.
5) Cap. 7, 32—52.
6) Cap. 8, 12—20.
7) Cap. 8, 56—59.
8) Cap. 9, 22.

ruck; da zeigen sich die Wirkungen jener Auferi
Bethanien, theils bei dem von Seiten Christ
Einzuge in Jerusalem. Er verkündigt nun selb
nahe bevorstehend, und seine Anhänger unter de
nicht Muth zu einer Gegenwirkung [5]). So ist d
tische Entwicklung der Catastrophe gegeben. W
Judas nicht hineingemischt, so hätte es doch an
Jesum zu ergreifen, nicht gefehlt. Daher läßt
nes über Judas, und wie er bis zu seinem V
nicht näher aus, mit Ausnahme des einzigen Ums

Dies ist der Gang des Evangeliums von
Seite, und da sieht man deutlich, wie diese
so an einzelnen Zügen hängen, wie in den a
so stark hervortreten, daß man die pragmati
nicht übersehn kann. Das apologetische Elem
Seite des pragmatischen, ist nun theils in
theils in den Reden Christi niedergelegt. D
zu bemerken, wie in dem ganzen Zeitraum
Auftreten Christi in Jerusalem alle größern
ja selbst ganz kleine Aeußerungen (wie c. 1, 51
mit der messianischen Behauptung Christi zu
sind Aeußerungen über seine Dignität, über
seiner Sendung, über sein Verhältniß zum Vat
Verhältniß zur alten Volksleitung, wogegen s

cht vorkommen; einige Parabeln allerdings, wie daß Christus
h als den Hirten und als die Thür darstellt, aber immer im
ıfammenhang mit solchen bestimmten messianischen Aeußerungen.
ıun ist auch immer mit diesen Reden Christi die Darstellung
r dadurch erweckten Stimmung, also immer das Pragmatische
it diesem Apologetischen verbunden. Achtet man darauf, wie
ese Reden theils sich aus Gesprächen entwickeln, theils wegen
s symbolischen Vortrags nicht so leicht zu behalten waren, so
kommt man eine rechte Anschauung von der Differenz zwischen
m eigentlich apostolischen Erzählungselemente von Reden Christi
nd denjenigen Ueberlieferungen dieser Art, die aus einer andern
uelle kommen konnten. Solche Reden, wie Joh. 6., und Ex-
acte aus solchen Dialogen, wie mit Nicodemus und der Sama-
terinn, festzuhalten und wieder zu geben, dazu gehörte offenbar
n näheres Verhältniß zu Christus. Sie konnten nur von einem
postel wiedergegeben werden, und andrerseits eigneten sie sich
ir eine evangelistische Ueberlieferung gar nicht, weil sie nicht so in
gerundeten Ganzen vorgetragen werden konnten. Ebenso ver-
ılten sich die Reden in Jerusalem c. 5. 7. 8 und 9. Auch die
eden in Cap. 10. hängen genau zusammen mit der Frage der
hariſäer an Christus, ob er sie zu denen rechne, die blind seien
er blind werden wollen. Hier kommen jene beiden Para-
eln vor, und der Uebergang von Thür zu Hirt ist nicht eben
hr populär, aber ich möchte nicht einmal behaupten, daß beide
ıs verschiedener Zeit und nur der Aehnlichkeit wegen verbunden
nd; denn eine solche wiederholte Parabelnanführung ist in
er rabbinischen Didascalie etwas sehr Gewöhnliches. Vergleichen
ir nun diese Reden mit den antipharisäischen namentlich bei
Matthäus, so müssen wir sagen, daß Johannes die letztern nicht
it mit aufnehmen wollen, weil jene das Verhältniß weit mehr
i seinem Innern trafen. Die Vorwürfe, welche Christus bei
Matthäus den Pharisäern macht, mußten zwar einen bedeutenden
indruck auf das Volk machen; aber das Verhältniß zwischen Chri-
us und den Pharisäern hätte doch dasselbe sein müssen, wenn auch



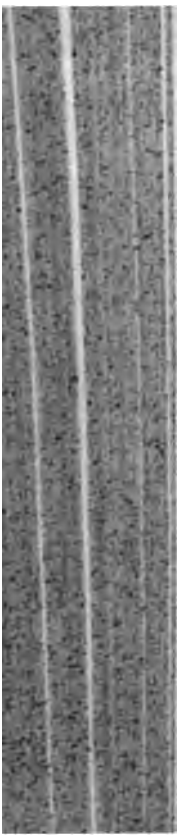
aggregirenden Evangelien konnten ſolche Redemaſ
dort finden, nicht fehlen, es müßten denn Ch
Eindruck verfehlt haben, wodurch ſie in Vieler M
evangeliſtiſche Ueberlieferung kamen. Dagegen kor
bei Johannes auf die, welche Chriſtum nur einma
hörten, nur einen momentanen Eindruck machen
denen, die in vertrautem Verhältniſſe zu ihm ſta
Zuſammenhang aufgefaßt werden.

Die Meinung, daß Johannes habe die and
ergänzen wollen, ſtützt ſich theils auf die Zeit, in
wegt, theils darauf, daß er manches, was er hätt
ſen, darum nicht erzähle, weil er es als bekannt v
darauf, daß er manches Ungenaue in den übri
berichtige. Der erſte Punct iſt ſchon oben w
den zweiten betrifft, ſo muß man unterſcheiden,
wenn er Etwas nicht erzählt, es aus der mündli
ſchen Ueberlieferung oder aus den drei andern
bekannt vorausſetzt. Das Letztere müßte beſonde
werden, nemlich es müßte etwas ſein, was nicht a
mündlichen Ueberlieferung auch ſein könnte, ſondern
gelien eigenthümlich wäre. Ob aber Johannes
zählen müſſen, wenn er es nicht als bekannt vorc
kommt ganz auf den Standpunct des Verfaſſers a
erzählen für nothwendig hielt. Man ſagt, Johan

ach Galiläa geſchahen, und von einem beſondern Seitenblicke auf e andern Evangelien iſt keine Spur. Die andern Geſchichten erden um der Reden willen erzählt oder ſind pragmatiſche Mo= ente für das Ganze. Man ſieht übrigens aus der Art, wie Jo= nnes erzählt, daß Chriſtus viele Zeichen gethan, und daß Viele n derſelben willen an ihn geglaubt [1]), daß es gar nicht ſeine bſicht war, Wunder um ihrer ſelbſt willen zu erzählen, da er ſie s bekannt vorausſetzt, ſondern daß er ſie nur einmiſcht, wo ſein lan eine ſolche Aufführung nöthig macht. Auch ſieht man gar cht, daß gerade unſre drei Evangelien ergänzt würden; denn Cana [2]) ſonſt nicht als Aufenthaltsort Chriſti vorkommt, ſo nnten jene beiden Erzählungen auch außerhalb der evangeliſti= en Ueberlieferung überhaupt gelegen haben. Dieſe Rubrik zeigt h alſo, ſo wie man die Sache genauer betrachtet, ziemlich leer. — as den dritten Punct betrifft, ſo hätte Johannes, wenn er die dern Evangelien *berichtigen* gewollt, noch manches zu berich= en gehabt, was er unberichtigt läßt. Man führt Joh. 3, 24. s eine Berichtigung des Matthäus an, welcher die Gefangen= hmung des Täufers zu früh ſetzt. Aber dies kommt gar nicht i einem Factum vor, was Matthäus auch hat, denn dieſer erzählt chts davon, daß Chriſtus und ſeine Jünger *nach* der Gefan= nnehmung des Täufers *getauft* hätten [3]). Eher iſt es ſo zu klären, daß die Gefangennahme bald darauf wirklich geſchah, und o Johannes das Zeitverhältniß ausdrücklich beſtimmen wollte. en ſo wenig kann Joh. 11, 2. auf Matth. 26, 7. bezogen wer= n, denn die Berichtigung wäre weit beſſer bei der Erzählung bſt erfolgt. Hier anticipirt Johannes nur dieſen Umſtand, in= m er die Sache aus der Ueberlieferung als bekannt vorausſetzt. auch wegen der Vorherſagung Chriſti gewiß allgemein bekannt ar. Wollte Johannes mit dieſer Notiz den Matthäus berichtigen, hätte er irgend eine Andeutung von dem ganzen Verhältniß r Familie des Lazarus zu Chriſtus geben müſſen. — Dagegen

---

) Joh. 2, 23. 2) Joh. 2, 1. 4, 46. 3) Matth. 4, 12.

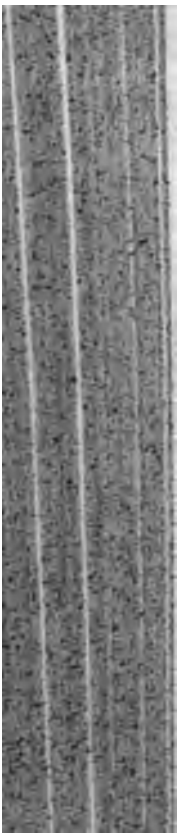


§. 82.

Wir wollen nun weiter gehn zu dem Abſchn
nes, wo die eigentlich pragmatiſche Behandlung
wo die Abſichten der Gegner Chriſti zur Reife g
ihre Ausführung anfängt, da, wo Chriſtus zum le
Jeruſalem kommt. Hier beginnt eine bedeutende
den Chriſti bis zu ſeiner Gefangennehmung, wori
tiſche dominirt, indem dieſe Reden Selbſtdarſtellun
mit Hindeutung auf das, was nach ſeinem Tode
immer ausgehend von der Ueberzeugung, daß jetzt
perſönlich für ihn eintreten müſſe.

Das Ganze fängt an mit einer fortwährender
Chriſti auch äußerlich, ſo daß der Eindruck, den
Einzelnen und die Maſſe ausübt, und die Art,
parthei gegen ihn zu Werke geht, recht ſtark gegen
So die Salbung, verbunden mit der beſtimmte
ſeines Todes, dann die Verherrlichung durch die
zuge in Jeruſalem, dann die Art, wie die Griech
ein fortlaufendes Bild der Glorie, aber überall m
des Todes durchzogen, ſchließend mit noch ein
goriſchen Ausſprechen ſeiner Beſtimmung und d
an ihn zu glauben [1]). — Nun erwähnt Johan
dem Scheiden aus dem Tempel und den Reden

ɔ finden. Wenn wir die Massen von Reden, die wir bei Mat-
ɪus seit der Ankunft Christi in Jerusalem finden, zusammennehmen
ɔ die, welche Johannes hat: so will ich zwar nicht behaupten, daß
nicht denkbar sei, daß Christus alles dies in diesen wenigen
ɪgen gesprochen habe; aber vergleicht man die Richtung der
ɛden und die Stimmung in beiden Massen, so hat man Mühe,
ɔ das in solcher Continuität zu denken. Aber wenn daraus ein
ɛweis sollte genommen werden, daß die Reden bei Johannes nicht
ɔt seien, weil sie auf solche Weise von jenen andern abweichen: so
ɛise ich nur auf die unläugbare Thatsache zurück, daß die drei andern
ɔangelien Nichts von einem mehrmaligen Aufenthalte in Jeru-
lem wissen, daß sie also alles, was sie von dort erfahren haben,
diese letzte Zeit zusammendrängen. Aber dabei ist auch sehr
ɔglich, daß Johannes Vieles von dem, was Christus in dieser
ɪit gesprochen, hier gar nicht hat aufnehmen wollen, weil er sich
dieser letzten Zeit mehr auf das innere Leben Christi, sein Ver-
ltniß zu den Jüngern, und auf das, was unmittelbar zum Ge-
mmtverlauf gehört, beschränken wollte. — Nun folgt die große
chwierigkeit, daß Johannes da, wo er von einem Mahle Christi mit
nen Jüngern spricht, welches sich nach dem ganzen Zusammen-
ɪnge als das letzte zu erkennen giebt, doch weder das Abendmahl
ɔch das Osterlamm erwähnt, sondern statt dessen das Fußwaschen.
abei ist doch die Ankündigung des Verraths des Judas da,
elche die andern Evangelisten beim Abendmahl als ein Haupt-
oment erzählen. Hier ist die Frage sehr an ihrer Stelle, ob
ɔht Johannes hier die Einsetzung des Abendmahls hätte erwäh-
ɪn müssen, wenn er sie nicht als bekannt vorausgesetzt hätte.
n und für sich ist möglich, daß Johannes nicht denselben Werth
uf diese Handlung Christi gelegt hätte; aber im Zusammenhange
er Thatsachen ist dies nicht zu denken, da aus den pauliniſchen
Briefen hervorgeht, daß gleich bei der Errichtung der ersten Ge-
ɪeinden auf diese Thatsache gebaut wurde, und das Abendmahl
ɪn Institut in allen christlichen Gemeinden geworden war. Da ist
un nicht zu glauben, daß Johannes, wenn er auch einen gerin-

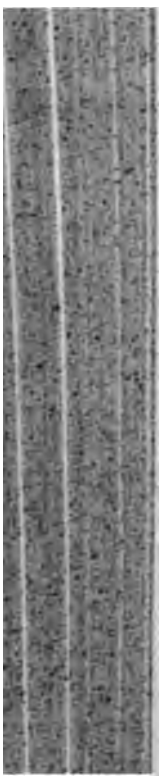


Verhältniß zu ihnen erwähnen und darüber reder
die Einſetzung des Abendmahls ſich zum Fußwaſc
ſich zum Oſtermahl verhielt. Aber ſo, da er kein
ſagt, ſondern den Widerſpruch gerade recht grel
ſcheint, indem bald darauf folgt, daß die Prieſter
Oſterlamm gegeſſen [1]), ſo folgt daraus, daß er die
gelien nicht gekannt hat. Will man aber nun ſa
baren Abweichungen ſeien ein Zeichen der Unächt
geliums, ſo muß ich ſagen: wenn ich mir denken
Späterer, um ſeine Anſichten von Chriſtus in Uml
ein ſolches Evangelium ſchreiben und dem Apoſtel
terſchieben wollte — denn daß der Verfaſſer für e
gen und Theilnehmer gehalten ſein *will*, iſt unläug
er ſich ja gehütet haben, in einen ſolchen Widerſpru
und geſetzt, der Unterſchiebende hätte die Evangel
gekannt, ſo waren doch gerade dieſe Elemente in
ſchen Ueberlieferung ſo verbreitet, daß er ſich hätte
weichungen erlauben können. Dieſe ganze Darſtel
Fußwaſchen als ein ſymboliſcher Unterricht, die A
Verraths, gleichſam die Ausſchließung des Judas
liſchen Gemeinſchaft in tiefer, angemeſſener Gemüth
Art der Ausmittelung des Verräthers, alles dies
deutlich als die Erzählung eines Augenzeugen;
Geſchichte der Speiſung und des Blindgebornen u

nahnung zum Gleichmuth, dann die Verkündigung des Geiſtes,
was ſich daran knüpft. Gelegentlich wird geſagt, daß ſie
ſtehn [1]), und dann ſchließt ſich eine neue Rede Chriſti an
e alle Anknüpfung, beginnend mit dem Bilde des Weinſtocks;
ıſo einfach fügt ſich das Gebet Chriſti daran, und am Ende
d das Hinausgehn aus der Stadt erwähnt [2]). Dieſer Schluß
:ichnet deutlich dieſe Reden als in unmittelbarer Folge gehalten.
'r muß alſo die apoſtoliſche Auffaſſung und Erinnerung beſon=
3 in Anſpruch genommen werden. Und Alles trägt auch ſo
: den Character der Erzählung eines Augenzeugen; das Auf=
n vom Mahle, das ſich Entfernen von Gebäuden, wo das Bild
ı den Reden aus der unmittelbaren Umgebung hergenommen
ſein ſcheint, indem Chriſtus zwiſchen den Weinbergen herging,
es hat ſo ſehr das Gepräge der Unmittelbarkeit, daß jeder
danke an etwas ſpäter Gemachtes ganz verſchwindet.

In der Leidensgeſchichte, wo die Gefangennehmung
der eigentliche Anfang der Cataſtrophe dargeſtellt wird, iſt ein
derſpruch in der Art, wie Johannes und wie die andern Evan=
iſten den Zuſtand Chriſti darſtellen. Bei Johannes nemlich
ımt kein Moment vor, wo ihn die klarſte Beſonnenheit und
:he mit der vollkommenen Gewißheit ſeines Todes auch nur
en Augenblick verlaſſen hätte; wogegen in den andern Evan=
ien eine dem widerſprechende Gemüthsſtimmung beim Gebete
Gethſemane dargeſtellt wird. Kannte Johannes dies nur als
zelne Erzählung, ſo konnte er ſich nicht verpflichtet halten, Etwas
zegen zu ſagen; aber als durch zuſammenhängende Geſchicht=
reibung befeſtigt hätte er es kaum können unberückſichtigt laſſen.
ollte man dagegen denken, daß ein ſpäterer Verfaſſer dieſen Je=
, ſo wie er bei Johannes iſt, habe erdichten wollen, ſo hätte
gar keine Notiz von der evangeliſtiſchen Ueberlieferung haben
iſſen, wenn er gerade im Widerſpruch damit erzählte. — Es
eint, als wenn die Leidensgeſchichte damals noch nicht als Ein=

1) Joh. 14, 31. 2) Cap. 18, 1.



war, ſetzt er freilich als bekannt voraus, und das
c. 18, 28. ſcheint ſich ordentlich auf dieſe bekannte U
zu beziehen. Aber daß er es ausgelaſſen, hat auch noc
daß er nicht ſelbſt dabei geweſen, und er erzählt
was er ſelbſt geſehn. Hätte er die andern Evangelien
hätte er eine Andeutung geben müſſen, wie eine V
beider Localitäten bei ihnen ſtattfand.

Gehn wir zu der Auferſtehungsgeſchichte
Johannes das Eigene, daß er ſagt, man habe weg
des Sabbaths den Leichnam in ein Grabmal nahe
gebracht [1]). Das lautet ſo, als ob er nur interimiſtiſ
bracht, und dies nicht das Grab wäre, welches urſp
Joſeph von Arimathia für Chriſtum beſtimmt war;
ſich ein Verdacht ſchöpfen, daß Joſeph ſelbſt nach d
den Leichnam von da hätte wegnehmen können, und
das Grab ſei leer gefunden. Vergleicht man dies mi
Matthäus erzählt, daß ſich unter den Juden das
breitet habe, die Jünger hätten den Leichnam Chriſti
erwartet man darüber, hätte Johannes das Evangeli
gekannt, eine Andeutung. Aber aus dem weitern
Geſchichte ſieht man, daß der Verdacht ungegründe
ſind hier wieder die Erzählungen von der Art, daß

ben haben, und zum Theil die unmittelbare persönliche Theilnahme bekunden. Am Schluß von Cap. 20. sieht man, wie es dem Johannes nicht auf eine Menge von Einzelnheiten, wodurch doch immer nur dasselbe wiederholt würde, angekommen ist, sondern auf den Eindruck des ganzen Lebens Christi. Er kann also und wird auch wohl noch viel mehr gewußt haben, aber ohne bestimmten Trieb, es zu erzählen.

Das letzte Capitel des Evangeliums ist vielfach angefochten worden, und man kann sich dem wohl schwerlich entziehn, daß es ein späterer Nachtrag ist, denn das vorige Capitel enthält einen förmlichen Schluß. Der eigentliche Inhalt des letzten Capitels ist die Abweisung eines unter den Christen verbreiteten Gerüchts, daß Johannes nicht sterben, sondern die Wiederkunft Christi erleben werde; so scheint es also gegen das Ende des langen Lebens des Johannes hinzugefügt zu sein. Aber daß es, wenn auch nicht unmittelbar aus der Feder des Johannes geflossen, doch aus seiner mündlichen Erzählung gekommen, daran ist wegen des ganz ähnlichen Characters dieser Erzählung mit den andern im Evangelium nicht zu zweifeln. Aber ich finde auch keine Ursache, das Erstere nicht anzunehmen. Nur die beiden letzten Verse (v. 24. 25), die eine Art von Sanction der ganzen Schrift enthalten, möchten nicht dem Johannes zugehören, sondern wahrscheinlich den Vorstehern der Gemeinde, bei der Johannes zuerst sein Evangelium niederlegte. Johannes selbst sah es nur als Nachschrift an und brauchte keinen neuen Schluß zu machen.

Wo nun dies Evangelium zuerst erschien und wann? das wissen wir eben so wenig, wie bei den andern, nur so viel ist gewiß, daß Johannes die andern nicht vor sich gehabt. Es ist schon ein bedeutender Fortschritt, wenn sich bis zum höchsten Grade wahrscheinlich machen läßt, daß das Johannesevangelium älter ist, als die andern drei in ihrer jetzigen Gestalt, indem es sich nirgends auf sie bezieht, sondern höchstens auf einzelne durch die Ueberlieferung verbreitete Erzählungen.

§. 83.

So wie man nun das allgemeine Verhältniß und den ganz verschiedenen Typus und die verschiedene Tendenz des Johannes-evangeliums und der drei übrigen ins Auge faßt, so schwindet der Nerv aller Zweifelsgründe gegen die Aechtheit des ersten. Wir können dann nicht von der Voraussetzung ausgehn, daß die drei ersten Evangelien eine vollkommen zusammenhängende Geschichte enthalten, sondern sie sind aus einzelnen Erzählungen zusammengesetzt, welche größtentheils von Solchen herrühren, die nicht zum engsten Kreise der Jünger Christi gehörten. Das Evangelium des Johannes ist dagegen das Resultat der apostolischen Auffassung. Und es ist kaum zu bezweifeln, daß Jesus, so wie Johannes ihn dargestellt hat, auch das kann gesagt und gethan haben, was ihn die andern Evangelien sagen und thun lassen, wenngleich man nicht sagen kann, daß aus dem Bilde, was uns die andern Evangelien geben, unmittelbar das durch Johannes gegebene sich bilden lasse. Dies geht aber ganz natürlich aus der Art hervor, wie die andern Evangelien zu ihren Erzählungen gekommen sind.

Es ist dann auch gar nicht nöthig, eine besondre Absicht dem Evangelium des Johannes zum Grunde zu legen. Denn wenn er Nichts wollte, als seine Auffassung Christi, wie sie auf dem geschichtlichen Christus ruhte, mittheilen, so braucht man weder auf irgend eine dogmatische Tendenz noch auf eine Beziehung auf andere Schriften zurückzugehn. Was ich vorher von der apologetischen Tendenz sagte, ist dasselbe; denn wenn er seine Anschauung von Christo wiedergeben wollte, so mußte er auch den Eindruck wiedergeben und die Art, wie er dazu gekommen [1]). Daß nun unsre Vorstellung von Christi Leben und Wirken eine sehr unvollständige sein würde, wenn wir das Johannesevangelium nicht hätten, wird Niemand bezweifeln, und daß es mit zu dem Bedeutendsten in der göttlichen Providenz gehört, daß es geschrieben und aufbehalten worden, ist nicht zu läugnen. Damit hängt

1) Vergl. Joh. 20, 31.

aß wir wenig von einer welthiſtoriſchen auf die
ɜ des Chriſtenthums gerichteten Thätigkeit des
Es gehörte ein ſtilleres, weniger bewegtes Le-
Erinnerung an dieſe Begebenheiten ſo zu pfle-
er ziemlich langen Zeit ſo treu wiedergege-

umhin, wenngleich ich überzeugt bin,
e Zweifelsgründe ganz beſeitigt hat,
orgebracht ſind, Etwas zu ſagen.
geſpart habe, iſt der Eingang
man nun freilich ſagen: Jo-
atte keine gelehrte Bildung
...nabe damals, unterrichtet.
will man nun Spuren finden von einer frem-
iren, entweder aus einem orientaliſchen, alexan-
diſchen Urſprung oder aus dem, was nur in
ı Schulen mitgetheilt wurde. Nun ſagt man
ſopheme über die eigenthümliche Perſönlichkeit
ie Leitung der ganzen Darſtellung Chriſti, und
iſti bei Johannes ſtimmten mehr mit der eig-
ohannes zuſammen, als mit den andern Evan-
ſei zu ſchließen, daß ſie mehr dem Johannes,
. Nun will ich gern geſtehn, daß, wenn in dieſem
re, wovon ich glauben müßte, Johannes könne
ıgange mit Chriſto bekommen haben, ſondern es
ſprung, ich ſelbſt bedenklich werden würde, ob die-
ehören könne. Man könnte dann immer noch ſich
en offen laſſen; entweder, daß Johannes ſpä-
Kenntniſſe erworben habe, die ihn in den
die eigentliche Erzählung dieſen Eingang als
Glaubensbekenntniß zu ſetzen, in Ausdrücken,
ɔ angeeignet, oder daß der Eingang, wie der
remden Hand ſei. Aber ich glaube, daß we-
ɔas Andre nöthig iſt. Mir ſcheint indeß, man

kommt nicht zu einer richtigen Ansicht über diesen Eingang, wenn man von vorn anfängt; sondern es ist besser, wenn man von hinten anfängt dort, wo er sich in die folgende Darstellung verliert. Nehmen wir den Satz: „Christus kam in sein Eigenthum, und die Seinigen nahmen ihn nicht auf" so ist das ganz einfach und verständlich. Wenn nun kurz vorher gesagt wird, Christus sei das Licht, und das Licht habe in der Finsterniß geschienen, so ist das ein ganz natürlicher bildlicher Ausdruck; und wenn wir finden, daß Christus in Reden bei Johannes sich selbst das Licht der Welt nennt, so sehe ich nicht ein, warum diese Reden Christi von Johannese rst sollen gemacht sein nach dem Eingange, und warum diese Selbstdarstellung Christi nicht vielmehr umgekehrt Einfluß auf den Eingang gehabt haben soll. Wenn wir ferner in den Reden Christi sehn, daß er selbst seine Worte Geist und Leben nennt [1]), und daß seine Jünger seine belebende Kraft in seinen Worten finden, und wenn wir sehen, wie Christus nicht nur bei Johannes, sondern auch in den andern Evangelien sein Verhältniß zum Vater darstellt: so ist doch wohl am natürlichsten, daß wir sagen: dies Verhältniß hat sich kund gegeben in den Worten Christi, und in seinem Wort manifestirt sich die göttliche Offenbarung, die in ihm war. Aber nun ist die Rede von diesem λόγος, ehe er σάρξ geworden; man könnte sagen, ὁ λόγος σὰρξ ἐγένετο sei die natürliche kürzeste Darstellung davon, daß Gott im menschlichen Leben Christi sich durch das Wort offenbart hätte; aber nun ist vor diesem von einem Sein des λόγος und von der Identität desselben mit Gott die Rede. Fragen wir also, woher Johannes dies habe, ob es eine gnostische Emanationstheorie sei, so hat es davon doch noch gar keine eigentliche Merkmale. Will man es ein ächt jüdisches Philosophem nennen, was sich gebildet, seitdem die messianische Idee die Form angenommen, daß der Messias ein höheres Wesen sei, welches auf die Erde herabkommen werde: so ist das in der That etwas sehr Zweideutiges, ob das ist

1) Joh. 6, 63. 68. 5, 24. 12, 48. al.

jeweſen, und erklärt wird hierin doch Nichts aus einer andern Reihe von Gedanken und Philoſophemen. Dagegen ſind allerdings in den Aeußerungen Chriſti Veranlaſſungen genug zu ſolchen Vorſtellungen; wenn Chriſtus von einer δόξα ſprach, die er beim Vater hatte, ſo konnte dies leicht ſo ausgelegt werden und zu ſolchen Vorſtellungen Veranlaſſung geben. — Nun aber bietet ſich noch eine andere Anſicht dar. Es wird nemlich die ganze Erlöſung durch Chriſtus als eine neue geiſtige Schöpfung dargeſtellt; dies geht durch das ganze neue Teſtament hindurch und wird von Johannes, indem er die χάρις καὶ ἀλήθεια durch Chriſtus dem Geſetze durch Moſes gegenüberſtellt, ganz beſtimmt ausgeſprochen. Wenn man nun ſagt: er wollte hier nichts Andres, als dieſe neue Schöpfung nicht als etwas Späteres, ſondern als etwas ebenſo Anfängliches, wie die erſte Schöpfung, darſtellen: ſo iſt das ja die ganz richtige Tendenz, in der eigentlich göttlichen Wirkſamkeit alles Zeitliche auszuſchließen, und da iſt alſo nichts Andres, als der göttliche Rathſchluß der Erlöſung in dem göttlichen Weſen ſelbſt gegründet, und der Gehalt des von Chriſto ausgehenden höhern Lebens eben ſo identiſch mit dem göttlichen, wie im Hebräerbrief. Vergleichen wir dieſen Typus des Eingangs des Johannes mit dem Anfange des Hebräerbriefs und auf der andern Seite mit dem erſten Anfange der Schöpfungsgeſchichte: ſo kann man ſich aufs klarſte denken, wie rein auf dem Grunde einzelner Aeußerungen Chriſti dieſe Darſtellung hat entſtehn können, ohne daß man zu irgend einer fremden Philoſophie oder jüdiſchen Geheimlehre ſeine Zuflucht nehmen müßte; und ſo wird klar, wie dieſer Eingang das Product der Reden Chriſti iſt, und daß nicht umgekehrt dieſe Reden Chriſti das Product des Johannes ſind, weil dieſer Eingang von ihm iſt [1]).

1) Erſt Entw. Will man von dieſer Hypotheſe (eines fremden Urſprungs der Gedanken im Eingang) ausgehn und wie Bretſchneider den erſten Brief und das Evangelium demſelben Verfaſſer zuſchreiben, ſo hätte doch in einer ganz freien Gedankenverbindung dieſes fremde Element noch ſtärker müſſen zum Vorſchein kommen. So viel kann man zuge-

hin gekommen, ohne auch
erwähnen, die bei den
Caiphas, was aber au
war, setzt er freilich
c. 18, 28. scheint
zu beziehen. A
daß er nicht ..... gesagt und get
was er ... gelien sagen und thun lasse
hätte er ... kann, daß aus dem Bilde, was uns d
beider ... unmittelbar das durch Johannes gegeb
Dies geht aber ganz natürlich aus der Art h
dern Evangelien zu ihren Erzählungen gekom
Es ist dann auch gar nicht nöthig, eine b
Evangelium des Johannes zum Grunde zu
er Nichts wollte, als seine Auffassung Christ
geschichtlichen Christus ruhte, mittheilen, so
auf irgend eine dogmatische Tendenz noch auf
andere Schriften zurückzugehn. Was ich vo
getischen Tendenz sagte, ist dasselbe; denn we
ung von Christo wiedergeben wollte, so muß
druck wiedergeben und die Art, wie er dazu
nun unsre Vorstellung von Christi Leben un

rswoher, ſo kommt dieſe Vorausſetzung ebenſo dem Johannes
Gute. Dieſe Einwendungen ſind alſo ganz grundlos.

Etwas bedeutender ſind die hiſtoriſchen Bedenklichkeiten,
ıb es ſind wirklich ein paar Puncte da, die uns irre machen
nnten. Erſtlich nemlich, daß Johannes die Gegner Chriſti im-
er οἱ Ἰουδαῖοι nennt. Man ſagt, wenn der Verfaſſer ſelbſt von
eburt ein Jude geweſen, ſo würde er nicht dieſen Namen als
ezeichnung der Gegner gebraucht haben. Aber wenn claſſiſche
chriftſteller aus Athen nicht bloß das Volk Ἀθηναῖοι nennen,
ıdern, wenn ſie ſelbſt gerade zu einer unterdrückten Parthei ge-
ren, auch die Oberſten und Herrſchenden ſo bezeichnen: ſo ſehe
ı nicht ein, warum nicht Johannes ebenſo ſoll geſprochen haben.
ie conſtituirende Maſſe des Volks, das Volk in der ἐκκλησία,
urde immer οἱ Ἀθηναῖοι genannt; ebenſo bezeichnet οἱ Ἰουδαῖοι
:, welche auf irgend eine Weiſe den Ton angaben, alſo haupt-
chlich die Oberſten und Phariſäer. Als Gegenſatz gegen die
ıυδαῖοι hat ſich Johannes einerſeits die μαθηταί gedacht, andrer-
ts die Γαλιλαῖοι, bei denen nicht dieſelben Einflüſſe ſtattfanden,
ıb die nicht unter derſelben Obrigkeit waren. Daß die Jünger
ößtentheils ſelbſt Galiläer waren und in Jeruſalem ſo genannt
urden, will ich gar nicht einmal in Rechnung bringen.

Eine andere Schwierigkeit iſt, auch in Bezug auf die Ver-
ıichung des Johannes mit den andern Evangeliſten, daß er
ehr als einmal von der ἑορτή ſpricht, zu der Jeſus gegangen,
ne nähere Beſtimmung, ob es das Oſterfeſt oder ein andres ge-
ıeſen [1]). Nun ſagt man, wäre der Verfaſſer ſelbſt des jüdiſchen
empeldienſtes kundig geweſen, ſo würde er ſich nicht dieſes un-
ſtimmten Ausdrucks, ſondern des beſtimmten bedient haben. Aber
ıhannes gebraucht doch auch die eigentlichen Namen der Feſte,
ύσχα, σκηνοπηγία [2]); alſo kann ihm die Bekanntſchaft damit
cht gefehlt haben. Aber wenn er doch in einer Gegend, wo das
elleniſche das Dominirende war, und für nichtjüdiſche Leſer ſchrieb,

1) Joh. 4, 45. 5, 1. 2) Cap. 2, 23. 7, 2.

ſo iſt ihm nicht zu verdenken, daß er ein Feſt, das nicht gerade Oſtern war, unbeſtimmt als ἑορτή bezeichnet [1]); man müßte im Gegentheil einen beſondern Grund auffinden, warum er den beſtimmten Namen eines Feſtes anführt. — Joh. 7, 37. 38. vermißt man bei der Anſpielung auf einen jüdiſchen Feſtgebrauch eine nähere Bezeichnung deſſelben; aber gewiß war es dem Johannes nur zu weitläuftig, für die Hellenen den Ausſpruch Chriſti durch eine ausführliche Beſchreibung der Feſtgebräuche zu erörtern. Es liegt wieder ſo, daß gerade ein unterſchiebender Schriftſteller ſo nicht geſchrieben haben würde.

Noch wird ein Umſtand hervorgehoben, der eine unrichtige Vorſtellung des Verfaſſers anzudeuten ſcheint, die er nicht hätte haben können, wenn er der Apoſtel Johannes geweſen, nemlich, daß er ſagt, Caiphas ſei des Jahres Hoherprieſter geweſen [2]. Nun war das Amt des Hohenprieſters ein lebenslängliches und ging immer nach der Primogenitur in der Familie des Aaron weiter. Da ſcheint jener Ausdruck die Meinung vorauszuſetzen, daß der Hoheprieſter jährlich gewählt würde. Aber wir müſſen bedenken, daß die Römer die größte Willkür in der Beſetzung dieſer Stelle ausübten; ſie ſetzten bald ein, bald ab, nur blieben ſie bei der hohenprieſterlichen Familie. Daraus nun, daß Johannes erzählt, daß Jeſus auch zu Hannas geführt wurde, der früher Hoherprieſter geweſen war, iſt zu ſchließen, daß eine gewiſſe Unſicherheit herrſchte, und Johannes hob nur hervor, daß Caiphas in dem Jahre ſchon oder noch Hoherprieſter geweſen. Willkürlich iſt, in jenen Ausdruck die Vorſtellung von einem jährlichen Wechſel hineinzulegen, welcher gar nicht in der Analogie jüdiſcher Verfaſſung war; auch iſt nicht nachzuweiſen, woher ſie ein Alexandriner haben konnte.

Nun aber, denke ich, man muß auch gerecht ſein und diejenigen Umſtände anführen, die ganz unerklärlich ſind, wenn nicht der Apoſtel Johannes der Verfaſſer iſt. Johannes iſt der Einzige,

1) Joh. 5, 1. 2) Cap. 18, 13.

welcher erwähnt, daß die Jünger ſchon zu Lebzeiten Chriſti getauft haben, was zweimal vorkommt, zuerſt: Johannes habe noch getauft und Chriſtus auch, hernach berichtigend: Chriſtus habe nicht ſelbſt getauft, ſondern ſeine Jünger [1]). Bei den andern Evangeliſten findet ſich dergleichen gar nicht, ſondern da ſteht erſt am Ende, daß Chriſtus den Auftrag giebt, in ſeinem Namen zu taufen. Das war alſo in der evangeliſtiſchen Ueberlieferung die herrſchende Vorſtellung. Wer hätte nun wohl gegen dieſelbe auf die Idee kommen ſollen, daß die Jünger ſchon während des Lebens Chriſti getauft? Wenn noch Etwas daraus gefolgert würde, ſo ließe es ſich noch eher erklären; aber das iſt gar nicht der Fall, es wird beide Male nur ganz gelegentlich erwähnt. Nur wenn es wirklich ſo geweſen war, konnte der Verfaſſer es erzählen.

Der Umſtand, der für mich ſchon ganz allein den Gedanken an eine Unterſchiebung entfernen würde, iſt, daß eine Anſicht über den Aufenthalt Chriſti durch das ganze Evangelium des Johannes hindurchgeht, die ganz abweicht von der in den andern drei Evangelien, welche doch ein Reſultat der Ueberlieferung war. In dieſen nemlich wird Galiläa als der eigentliche Lebenskreis Chriſti gedacht, nur als Ausnahmen erſcheinen jene Reiſe nach Jeruſalem am Ende ſeines Lebens und vorher einige kleine Abſtecher, die er macht. Bei Johannes dagegen wird Jeſus von ſeinen Jüngern zuerſt in Judäa gefunden, wo Johannes tauft; von da geht er nach Galiläa zur Hochzeit in Cana, darauf nach Capernaum, dann gleich wieder nach Jeruſalem zum Feſt; dann wollte er nicht in Judäa bleiben, weil ihm die Phariſäer feindlich waren, ſondern ging nach Galiläa. Da war alſo die Vorausſetzung, als ſei es natürlich geweſen, daß er in Judäa geblieben wäre, und es verſchwindet ganz der Schein von einem habituellen Aufenthalte in Galiläa. Der Widerſpruch mit den andern Evangelien hebt ſich dabei, wenn man dieſe in ihre einzelnen Beſtandtheile auflöſ't. Wenn man ſich aber das Johannesevangelium in ſpäterer Zeit

1) Joh. 3, 22. 26. und 4, 1. 2.

aggregirenden Evangelien konnten ſolche Redema
dort finden, nicht fehlen, es müßten denn Cl
Eindruck verfehlt haben, wodurch ſie in Vieler A
evangeliſtiſche Ueberlieferung kamen. Dagegen ko
bei Johannes auf die, welche Chriſtum nur einm
hörten, nur einen momentanen Eindruck machen
denen, die in vertrautem Verhältniſſe zu ihm ſt
Zuſammenhang aufgefaßt werden.

Die Meinung, daß Johannes habe die an
ergänzen wollen, ſtützt ſich theils auf die Zeit, i
wegt, theils darauf, daß er manches, was er hät
ſen, darum nicht erzähle, weil er es als bekannt v
darauf, daß er manches Ungenaue in den übr
berichtige. Der erſte Punct iſt ſchon oben n
den zweiten betrifft, ſo muß man unterſcheiden,
wenn er Etwas nicht erzählt, es aus der mündl
ſchen Ueberlieferung oder aus den drei andern
bekannt vorausſetzt. Das Letztere müßte beſond
werden, nemlich es müßte etwas ſein, was nicht
mündlichen Ueberlieferung auch ſein könnte, ſonder
gelien eigenthümlich wäre. Ob aber Johannes
zählen müſſen, wenn er es nicht als bekannt vor

er zu Milet von den Aelteſten aus Epheſus Abſchied nahm, des Johannes erwähnen müſſen. Ob nun Johannes zwiſchen ſeinem Aufenthalte in Jeruſalem und dem in Epheſus noch anderswo geweſen, darüber wiſſen wir gar Nichts. Nur das iſt gewiß, daß ſein Evangelium mehr für nichtjüdiſche Leſer berechnet iſt; alſo, da wir von einer großen Miſſionsthätigkeit und vielen Reiſen des Johannes Nichts wiſſen, ſo würde nach den Datis, die wir haben, wohl wahrſcheinlich ſein, daß es eher in Epheſus, als in Jeruſalem, oder wenigſtens in helleniſchen Gegenden, nicht in paläſtiniſchen und aramäiſchen geſchrieben iſt.

Was die urſprünglichen Zeugniſſe für die Geltung und Verbreitung dieſes Evangeliums betrifft [1]), ſo iſt da auch nur ſehr wenig, was auf den Urſprung und die Zeit der Abfaſſung ſchließen läßt. Mit beſtimmten Zeugniſſen, wann es bekannt geworden, ſind wir nicht beſſer daran, als bei den andern Evangelien. Die Spuren von Citationen, die man bei Ignatius und Barnabas hat finden wollen, ſind doch ſehr unſicher. Erſt bei Theophilus von Antiochien und bei Irenäus finden ſich beſtimmte Anführungen. Seit der Zeit aber wird das Evangelium des Johannes überall als ὁμολογούμενον und in der jetzigen Ordnung und Verbindung mit den andern drei aufgeführt. Daß dieſe Ordnung eine chronologiſche ſei, wie Hug behauptet, würde eine critiſche Unterſuchung vorausſetzen, welche in jenen Zeiten nicht anzunehmen iſt. Das Wahrſcheinlichſte iſt, daß die Ordnung aus der Folge entſtanden iſt, in welcher die Gemeinden, deren Verzeichniſſe am meiſten den übrigen zum Grunde lagen, in den Beſitz der Evangelien gekommen ſind. Seit Origenes finden wir immer die Tetras und nicht ein Evangelium allein früher oder ſpäter, als die andern. Von Papias könnte man behaupten, daß er das Johannesevangelium nicht gekannt, ſondern nur die andern drei, denn Euſebius ſagt von ihm nur, daß er Zeugniſſe aus dem erſten Briefe des Johannes gebrauche, aber erwähnt des Evange-

1) Siehe De Wette §. 109.

liums nicht. Allein daraus läßt ſich jenes doch noch nicht ſchließen.

Wir müſſen hierbei noch einmal auf die Ueberſchriften der Evangelien zurückkommen. Im Allgemeinen betrachtet weiſt die Formel εὐαγγέλιον κατὰ ꝛc. ſchon auf eine Mehrheit zurück, indem das Hauptwort daſſelbe bleibt, und der beigefügte Name den Unterſchied angiebt. Dennoch kann man daraus noch nicht mit Sicherheit ſchließen, daß dieſe Ueberſchriften erſt entſtanden ſind, als die vier Bücher ſo zuſammengefaßt wurden; denn wir finden ſie auch außerhalb der Tetras. Wir müſſen ſie alſo einzeln erklären, und das κατά bedeutet nicht immer daſſelbe. Bei Matthäus iſt es am meiſten in ſeiner eigentlichen Bedeutung, secundum, und bezieht ſich auf die urſprüngliche διάταξις des Apoſtels. In κατὰ Ἑβραίους bezeichnet es das unter einer Claſſe von Gemeinden herrſchende ἀπομνημόνευμα. Bei Lucas iſt ein ähnliches Verhältniß, wie bei Matthäus, wenigſtens möglich, da das große Mittelſtück Cap. 9—18 ein ſonſt nicht ſo vorkommendes iſt; wenn nun dieſes von einem Lucas wäre, ſo könnte ein andrer Verfaſſer ſein an den Theophilus gerichtetes Evangelium ſelbſt als κατὰ Λουκᾶν bezeichnen. Bei Marcus kann es, wenn wir an die Notiz des Papias denken, das bedeuten, was nach den Aufzeichnungen des Marcus zuſammengeſtellt iſt; wenn man aber der Hypotheſe Griesbach's folgt, ſo würde es eine von Marcus ausgehende Bearbeitung von ſchon Vorhandenem ſein. Es kann aber auch bei allen drei gleichmäßig bedeuten, daß es ein von dem Einen ſo, von dem Andern anders aus der fragmentariſchen Ueberlieferung zuſammengetragenes Ganze ſei. Aber bei Johannes war in keiner von dieſen Bedeutungen zu einer ſolchen Bezeichnung Veranlaſſung, und es wäre unerklärlich, wie das Buch dieſelbe ſollte unabhängig und von vorn herein erhalten haben, ohne daß ſchon auf eine Mehrheit von Evangelien Rückſicht genommen worden. Aber wenn es mit den drei andern, bei denen dieſe Bezeichnung urſprünglich ſein konnte, zuſammengeſchrieben wurde: ſo war natürlich, daß dieſelbe nun auch auf dieſes

Evangelium überging; denn die reine Bezeichnung des eigentlichen Verfassers durch κατά hat sonst keinen Grund.

Da das Evangelium ursprünglich mit Cap. 20. geschlossen war, in späterer Zeit aber sich irgend eine Veranlassung ergab, die einzelne Erzählung des 21sten Capitels noch hinzuzufügen: so muß man schließen, daß in der Zwischenzeit das Evangelium noch nicht verbreitet war, denn sonst würden sich wohl noch Exemplare ohne Cap. 21. bis zu der Zeit erhalten haben, wo man dergleichen Betrachtungen anstellte. Aber dergleichen existiren nicht und auch keine Notiz davon, woraus ich schließe, daß das Evangelium bis dahin nur in dem einen Exemplare, worin Johannes es schreiben ließ, vorhanden war. Die letzten beiden Verse von Cap. 21., worin noch das Zeugniß hinzugefügt wird, daß man wisse, daß Johannes die Wahrheit geredet habe, können nicht von ihm selbst sein; auch wird man schwerlich glauben können, daß dies noch zu Lebzeiten des Johannes geschrieben sei, daß gleichsam unter seinen Augen die Vorsteher der Gemeinde, die im ersten Besitze des Evangeliums war, ihm sollten ein solches Zeugniß ausgestellt haben. Wenn aber erst nach seinem Tode sein Evangelium zur Vervielfältigung gekommen ist, so kann ich mir sehr gut denken, daß für Andere dies hinzugefügt wurde. Nun aber folgt noch ein Satz (v. 25.) in der ersten Person des Singulars, der mit dem Zeugniß nicht zusammenhängt und nicht gut anders, als von Johannes selbst herrühren kann. Alles dies zusammengenommen kann man sich also die Sache nur so denken: Johannes hat ein sehr hohes Alter erreicht (bis zur Regierung des Trajan). Bei den zu dieser Zeit sehr verbreiteten chiliastischen Vorstellungen konnte sich jene Meinung, daß Johannes leben würde, bis Christus wiederkäme, nach jenem Ausspruche Christi wieder erneuert haben und dem Johannes zu Ohren gekommen sein. Dies veranlaßte ihn, diese Geschichte genauer und der Wahrheit angemessener zu erzählen. Da konnte man ihn leicht fragen, warum er sie nicht gleich in das Evangelium aufgenommen habe, da das Ganze ein Abschnitt ist, den man wohl nicht gern missen würde,

weil er zeigt, wie Chriſtus den Petrus gleichſam wieder einſetzt. Für Johannes aber mußte er wohl nicht ſo wichtig ſein, da er ihn Anfangs übergangen hat. Nun aber erzählt er ihn zur Widerlegung jenes Gerüchts und fügt noch zuletzt hinzu, daß er noch viel Mehr hätte anführen können, aber Alles zuſammen genommen würde viel zu viel geworden ſein. Das Zeugniß iſt wahrſcheinlich an einen falſchen Ort gekommen; es mag urſprünglich nur ein marginale geweſen ſein und hat ſich dann in ſeine jetzige Stelle hineingeſchoben, wo es ſich gut anpaßte. Das Evangelium muß alſo an ſeinem urſprünglichen Orte bis zum Tode des Johannes geblieben ſein, ohne ſich weiter zu verbreiten. Es iſt auch keine Urſache, anzunehmen, daß die andern Evangelien viel früher vorhanden geweſen. Dies führt alſo auf die Zeit, wo ſie von verſchiedenen Orten aus zu gleicher Zeit ins Publicum kamen und ſo die gleichen Ueberſchriften erhielten. Wenn dagegen das Evangelium des Johannes von Anfang an bei ſeiner Abfaſſung eine Ueberſchrift bekommen hätte, in welcher der Name des Johannes genannt geweſen, ſo wäre mir wahrſcheinlicher, daß jenes Zeugniß wäre anders ausgedrückt worden, denn dann hätte der Leſer ſchon gewußt, daß das ganze Buch von Johannes herrührte.

Drittes Capitel.

Die Apoſtelgeſchichte.

§. 85.

Es iſt ſchon erwähnt, daß, ungeachtet die Apoſtelgeſchichte ihrem Eingange nach nicht ein Buch für ſich, ſondern der δεύτερος λόγος zum Lucasevangelium und an denſelben Theophilus gerichtet iſt, beide Theile doch ſchon von Anfang an aus einander geriſſen ſind, da ſie in den Handſchriften, ſo viel ich weiß, nirgends zuſammen erſcheinen und eben ſo wenig in irgend einem Canon. Man ſieht daraus, wie wenig man bei der Sammlung der neuteſtamentlichen Schriften auf eine litterariſche Weiſe zu Werke gegangen iſt, und wie überall die kirchliche Rückſicht

r vorherrſchende war, nach welcher die vier Evangelien zuſam-
ngehörten. Wenn aber beide Schriften von Anfang an zu-
ich abgeſchrieben wären, ſo wäre doch am natürlichſten geweſen,
s Evangelium Lucä in der Tetras zuletzt zu ſtellen, ſo daß
an den δεύτερος λόγος unmittelbar daran gefügt hätte. Des-
lb möchte ich ſchließen, daß das Evangelium von Anfang an
ſich abgeſchrieben und verbreitet wurde, und zwar, ehe die
oſtelgeſchichte publicirt war, woraus aber nicht folgt, daß ein
eutender Zwiſchenraum zwiſchen der Abfaſſung des einen und
andern Buchs geweſen. Daß überhaupt die chriſtlichen Bü-
r urſprünglich auf ſolche Weiſe publicirt ſind, wie andre Bücher,
mlich durch Menſchen, die ſich aus der Vervielfältigung von
chriften ein Gewerbe machten, iſt nicht wahrſcheinlich, da die
hriſten immer eine eng unter ſich abgeſchloſſene Gemeinſchaft
aren, und dieſe Schriften Andere nicht intereſſirten; ſie ſind
elmehr in irgend einer chriſtlichen Gemeinde niedergelegt und
ben ſich von hieraus durch den Zuſammenhang mit andern Ge-
einden verbreitet. — Da beide Schriften an denſelben Theophi-
s gerichtet ſind, ſo müſſen ſie ihm doch auch wohl zuerſt zu-
ſchickt ſein. Nun können beide Theile kurz nach einander ihm
gekommen, und dennoch kann das Evangelium einzeln abgeſchrie-
n ſein, weil es ein allgemeineres Intereſſe, als die Acta, hatte.
amit ſtimmt überein, daß Chryſoſtomus (hom. I. in Act. Ap.)
gt, dieſes Buch ſei Vielen ganz unbekannt, ſowohl an ſich, als
ch, wer der Verfaſſer ſei. Nun finden wir es aber doch in
len Verzeichniſſen der canoniſchen Bücher, es mußte alſo in den
emeinden, welche ſolche Sammlungen hatten, vorhanden ſein,
d zu dieſen gehörten die, mit denen es Chryſoſtomus urſprüng-
h zu thun hatte, Antiochien und Conſtantinopel, auch. Aber
mochte den Chriſten nicht ſo durch öffentliches Vorleſen bekannt
in; man ſieht alſo, daß nicht hiſtoriſcher Sinn genug war, um
leiches Intereſſe für beide Schriften des Lucas zu erwecken.
aß aber der Verfaſſer eine Trennung derſelben nicht beabſich-
gte, ſieht man aus dem Eingange der Acta deutlich, obwohl es

natürlich war, daß er hier ein zweites Buch anfing. Sind
beide ſo im Sinn und Willen des Verfaſſers Eins geweſen,
folgt, daß man auch die Frage nach der eigentlichen Abſicht,
welcher die Apoſtelgeſchichte geſchrieben iſt, nicht ſo behandeln
als wenn ſie eine beſondere Schrift geweſen wäre; ſondern
muß auch die Abſicht für beide eine und dieſelbe geweſen
nemlich eine zuſammenhängende Rechenſchaft de rebus christi
zu geben. Man kann nur fragen, wie es zugegangen iſt, daß
Verfaſſer gerade dieſe Materialien aufgenommen hat und an
nicht; aber man verwickelt ſich in eine falſche Anſicht, wenn
nicht von der Einheit der Abzweckung beider Schriften ausgeht,
chen Fehler die meiſten Critiker bei dieſem Buche begangen ha

Es frägt ſich hier alſo, ob der Anfang des Evangeliums
einen gemeinſchaftlichen Eingang zu beiden Schriften zu halten
Der Anfang der Apoſtelgeſchichte nemlich geht auf das Eva
lium zurück und ſagt, wovon dies gehandelt habe; dann
knüpft ſich gleich die Erzählung von der Himmelfahrt an,
was man erwartete, nemlich daß die eigentliche Tendenz des
ten λόγος angegeben werde, wird dadurch unterbrochen und
ſcheint auch nachher nicht. Wenn wir nun eben deswegen
das Evangelium zurückgehn, ſo beginnt dies damit, daß
Viele unternommen hätten, eine ordentliche Erzählung von
„unter uns" vorgegangenen Begebenheiten aufzuſtellen,
auch er nach genauer Erforſchung in gehöriger Ordnung auf
ben wolle. Dieſer ganz allgemeine Ausdruck περὶ τῶν πεπλη-
ροφορημένων ἐν ἡμῖν πραγμάτων geht keineswegs allein auf
Geſchichte Chriſti, ſondern auch auf das nach der Himmelfahrt
Kreiſe der Jünger Geſchehene. So könnte man alſo wohl ſchließ
daß die Acta mit dem Evangelium von derſelben Art ſeien, daß
Verfaſſer frühere Nachrichten von Augenzeugen vor ſich gehabt
genaue Nachforſchungen angeſtellt habe. Auch das Erſte,
Viele ſchon verſucht, dies darzuſtellen, könnte ebenſowohl auf

1) Siehe oben Seite 88.

Halt der Acta, als des Evangeliums gehn; und wir finden
rdings unter den später für unächt erklärten Schriften solche,
Aehnlichkeit mit der Apostelgeschichte haben, z. B. die Acta
ri, die uns hier sehr willkommen sein müßten, wenn sie nur
t ganz apocryphisch gewesen wären.

Die Untersuchung über diesen Gegenstand ist noch nicht bis
den Punct zurückgegangen, der zuerst in Ordnung gebracht
den muß. Man hat lange alle Evangelien als gleichartig
esehn, und die Unterscheidung, daß die drei ersten aus einzel-
Erzählungen entstanden sind, und nur das des Johannes die
prüngliche Darstellung eines Augenzeugen ist, ist erst eine Frucht
terer Untersuchung und auch jetzt nicht allgemein angenommen.
er selbst diejenigen, welche dies anerkennen, meinen, es verstehe
von selbst, daß die Apostelgeschichte eine zusammenhängende,
laufend selbstgearbeitete Scription sei. Aber nur aus der
wohnheit ist man auf diese Meinung gekommen; und es ist
rdings dies die natürliche Voraussetzung bei jeder Schrift, und
n muß erst besondere Gründe haben, davon abzugehn. Aber
nn wir schon bei dem Evangelium solche Gründe hatten, so ist
natürlich, daß von zwei zusammenhängenden Schriften, die ein
anzes sein sollen, die zweite ein Original darstellen soll, wäh-
nd die erste eine Zusammensetzung von andern schon vorhande-
n Erzählungen ist. Der Verfasser würde dann doch beide Theile
hr gesondert haben, und während er sich im ersten auf die
berlieferung der Augenzeugen beruft, müßte er im zweiten erwäh-
n, daß hier sein eignes Werk sei, und Selbsterlebtes erzählt werde.

Hier ist also eine neue Untersuchung anzustellen, und diese
üpft sich sogleich an den Namen des Verfassers an. In
ei pauliniſchen Briefen, Coloss., Philem., 2. Tim., wird ein Lu-
s unter den Begleitern des Paulus genannt. Nun wird
i mehreren Stellen der Apostelgeschichte in der ersten Person des
lural gesprochen, so daß man sieht, der Erzähler muß dabei ge-
esen sein. Da nun die Apostelgeschichte doch den Namen des
icas führt, so ist wohl sehr natürlich, anzunehmen, daß der Ver-

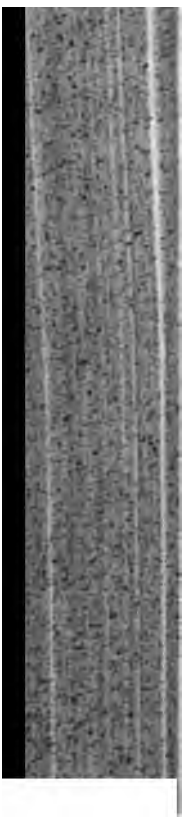
ſich gehabt, dieſen ausdrücklichen Widerſpruch mit Lucas hat aufnehmen können. Denkt man nun gar an den Marcus, der ἀπομνημονεύματα aus den Didaskalien des Petrus aufnahm, ſo müßte dieſer gerade das am erſten wiſſen, daß Petrus Chriſtum geſehn hatte. — Wenn man von dieſem Zweifelspuncte aus das Bisherige noch einmal überlegt, ſo muß man freilich geſtehn, daß ſich noch eine Menge von einzelnen Differenzen findet, die ſich aus der Griesbach'ſchen Hypotheſe nicht erklären. Die Ausnahmen erſcheinen zu bedeutend, daß kein großer Ueberſchuß von Wahrſcheinlichkeit für dieſe Hypotheſe übrig bleibt.

Wenn wir nun einmal das Evangelium Marci für ſich betrachten, doch ſo, daß wir dabei die Art und Weiſe der andern im Sinne behalten: ſo kann man ihm einen eigenthümlichen Character nicht abſprechen. Wenn wir nemlich von der Vorausſetzung ausgehn, daß wir das Verhältniß im Allgemeinen nur aus der evangeliſtiſchen Ueberlieferung ableiten, ſo kann man nicht läugnen, daß eine gewiſſe Ueberarbeitung in dieſem Evangelium zu bemerken iſt, die ſich in den andern nicht findet. Allerdings hat man gegen die Ableitung der Evangelien aus mündlicher Ueberlieferung angeführt, daß in jedem Evangelium ſich ein eigenthümlicher Character zeige; allein dieſer Einwurf hat in Beziehung auf Matthäus und Lucas niemals einen beſondern Eindruck auf mich gemacht. Denn bei Matthäus erklärt ſich die beſondere Art der Anknüpfung aus ſeinem Verhältniß zur urſprünglichen συγγραφή und aus der ganzen Weiſe, wie der Verfaſſer die Localität behandelt. Wegen ſeiner Neigung für altteſtamentliche Anführungen hat man Urſache, anzunehmen, daß er auf der hebräiſchen Seite ſteht, wogegen bei Lucas der Verfaſſer ſelbſt nie hervortritt außer im Eingange. Dann müſſen wir die Eigenthümlichkeit in der Sprache daraus herleiten, daß viele Erzählungen in der mündlichen Ueberlieferung urſprünglich aramäiſch waren, und daß bei denen, die griechiſch waren, die Redactoren unſrer Evangelien ſich nicht an das Grammatiſche und die Schreibart im Einzelnen werden gehalten haben. Die Eigenthümlichkeiten

ſon erzählt wird, hier aber werden Paulus und
rchonten gebracht und ins Gefängniß geworfen.
te Perſon wieder ein und bleibt von nun an,
gelaſſen ſind und weiter ziehn. Da ſagt
t ins Gefängniß geworfen und ſei, als
vi geblieben, aber auffallend iſt doch,
ig wie ſein Kommen erwähnt wird.
r dritten Perſon fort bis Cap. 20,
lippi kommt und von dort nach
leiter genannt, und es heißt
.. voran und erwarteten uns in
wiſſten nach dem Oſterfeſte von Philippi aus.
ies nun ſo: Lucas ſei ſo lange in Philippi geblie-
ulus habe ihn bei ſeiner Rückkehr wieder von dort

Aus Philippi aber kann Lucas nicht gebürtig
denn das Chriſtenthum wurde erſt von Paulus nach
cht; Lucas müßte alſo dort etwa als Vorſtand der
ückgelaſſen ſein; wie aber Paulus auf der Reiſe
s dahin ihn ſo ſchnell dazu vorbereiten konnte, und
inen Grund hatte, ihn jetzt, wo er ſchon eine große
atte, wieder mitzunehmen, ſehe ich nicht ein, und es
Zuſammentreffen der erſten Perſon mit Philippi als
ges. Der Gebrauch der erſten Perſon geht nun
h bei der Ankunft Pauli in Jeruſalem verliert, Act.
iſt dies natürlich, denn hier war der Zuſammenhang
t nicht mehr ſo genau. Zuletzt kommt die erſte
er Abreiſe des Apoſtels von Cäſarea nach Italien
uch hier ganz plötzlich und ohne Nennung eines Na-
ren Gebrauch erklärt. Sie bleibt nun durch den
ericht, Cap. 27, 1—28, 16.

n alſo aus dieſem Eintreten und Verſchwinden der
nichts Andres ſchließen, als, daß ſolche Erzählungen
ſind, bei denen Jemand in der erſten Perſon, und
nen Jemand in der dritten erzählt. Dies iſt in



erſte Perſon mitten in das Ganze hinein. Sein
Lucas weder jemals in der erſten noch in der drit
kann man ſich das leicht auch bei Erzählungen
denken, daß der Eine ſich ſelbſt mehr mit einſch
aber nicht. Wenn es alſo noch ſonſt Indicatior
die Wahrſcheinlichkeit, die ſchon in der Einheit
lium liegt, beſtätigten, daß die Apoſtelgeſchichte
beſtehenden Materialien zuſammengetragen ſei:
Gebrauch der erſten Perſon ſich leicht hineinfügen
ſcheinlichkeit beſtärken.

Nun ſind aber noch mehrere Umſtände in
eine ſolche Vermuthung der Zuſammenſetzung a
zählungen im höchſten Grade befördern. Dahin
daß die Bekehrungsgeſchichte Pauli nicht weniger
kommt, einmal an ihrem eigentlichen Orte c.
Paulus ſie, als er in Jeruſalem zum Volke ſpr
dann erzählt er ſie noch einmal vor Agrippa c.
wohl gar nicht wahrſcheinlich, daß Jemand, der
hängende Geſchichtſchreibung giebt, daſſelbe Factu
len ſollte. Er hätte ja viel leichter nachher bl
Paulus habe nun ſeine Geſchichte erzählt. Aber
daß dieſe Erzählungen zuerſt einzeln vorhanden

haben mich von Anfang an nicht getroffen; aber deshalb weiß ich sie auch nicht recht anzufassen. Es sind dabei zwei Ausgangspuncte, die ich von vorn herein nicht annehmen kann.

1. Erstlich nemlich nimmt man die drei andern Evangelien in voraus als aus dem apostolischen Kreise hervorgegangen an; da nun die Differenzen des Johannesevangeliums mit jenen so groß seien, könne dies nicht als apostolisch angesehn werden. Schon lange haben Viele die Meinung aufgestellt, Johannes habe in die Reden Christi Vieles von seinem Eignen eingemischt; er sei von einer enthusiastischen Gemüthsstimmung gewesen und habe deshalb sich ein ganz andres Bild von Christo gemacht, als die andern Evangelisten aufgefaßt; und dies habe ihn so beherrscht, daß er, als er nun aus der Erinnerung sein Evangelium verfaßt, unbewußt seine eigne Auffassung hineingetragen. Nimmt man aber dies an, so muß man, eben wenn man eine größere Achtung vor dem apostolischen Character hat, leicht dahin kommen, daß man das Evangelium gar nicht auf einen Apostel zurückführt. Aber jene Voraussetzung über die drei andern Evangelien ist, wie oben gezeigt worden, unbegründet, und man begreift nun, wie ein Evangelium, das von einem Apostel wirklich herrührt, einen ganz andern Character haben muß.

2. Ein andrer Punct ist der, daß man schwerlich glauben kann, daß unser Johannesevangelium und die Apocalypse von demselben Verfasser seien. Dies ist freilich auch eine wieder verloren gegangene Meinung; denn in den ältern Zeiten war sie viel weiter verbreitet, als man gewöhnlich annimmt. Ich halte es für ausgemacht, daß Eusebius die Ueberzeugung gehabt, die Apocalypse sei nicht vom Apostel Johannes; und das ist nicht das eigenthümliche Urtheil des Eusebius, sondern er stellt es dar als die allgemeine Ansicht. Wenn man aber davon ausgeht, daß die Apocalypse vom Apostel Johannes sei, so kann und muß man beinahe das Evangelium ihm absprechen wegen der großen Differenz beider; nimmt man aber das Gegentheil an, so schwindet der Zweifel.

Auf der andern Seite iſt nicht zu läugnen, daß die alten Zeugniſſe für das Evangelium des Johannes mit ſo vielen andern Meinungen vermiſcht aufgeſtellt ſind, daß ich ſie kaum für Zeugniſſe halten kann. Das iſt aber gerade dasjenige nicht, wovon Bretſchneider ausgeht. Es iſt nemlich eine alte Ueberlieferung, aber ohne Zeugniß, daß Johannes die andern drei Evangelien gekannt und zur Ergänzung derſelben geſchrieben habe [1]). Davon kann ich mich aber gar nicht überzeugen, da er dann ſo viele Widerſprüche nicht hätte ſtillſchweigend übergehn können; vielmehr glaube ich, daß Johannes von unſern drei Evangelien Nichts gewußt hat und Nichts wiſſen konnte, da ſie in ihrer gegenwärtigen Geſtalt nur ſpäter können entſtanden ſein, als das des Johannes. Aber eben ſo überzeugt bin ich, daß die drei Evangeliſten auch das Evangelium des Johannes nicht gekannt haben; wogegen Letzterer die große Maſſe der mündlichen evangeliſtiſchen Ueberlieferung muß gekannt haben. — Eine andere damit zuſammenhängende ebenſo falſche Meinung iſt, daß Johannes deswegen nach den drei andern Evangelien das ſeine geſchrieben habe, weil dieſelben nur das letzte Jahr des Lebens Chriſti geſchildert, weßhalb er die frühere Zeit nachgeholt habe. Allein dieſer Abſchnitt nimmt nur einen ſehr geringen Raum bei Johannes ein, denn die Speiſungsgeſchichte, die er mit den andern Evangeliſten gemeinſchaftlich hat, iſt ſchon im 6ten Capitel, und von dem Frühern muß man noch das abrechnen, was zur Berufung der Jünger gehört; ſo bleibt dafür faſt Nichts übrig, als der erſte Aufenthalt in Jeruſalem und die Unterredung mit der ſamaritaniſchen Frau. Der größte Theil des Evangeliums liegt offenbar in einer Zeit, welche die andern auch behandeln.

Ganz anders verhält es ſich mit einem ſehr alten Urtheile in der Kirche, die drei aggregirenden Evangelien ſeien σαρκικά, das des Johannes aber πνευματικόν [2]). Dies liegt beſonders

1) Euseb. h. e. III. 24. Hieron. de vir. ill. c. 9.

2) Siehe oben S. 196.

weil sie nicht aus dem apostolischen Kreise hersta
aus der evangelistischen Ueberlieferung, die ihre Er
aus dem öffentlichen Leben Christi nahm, wogege
vertrauteren Unterredungen Christi mit seinen Jün
es kommen doch auch in den andern Evangeli
Christi über sein Verhältniß zum Vater vor, die n
stimmen, was bei Johannes weiter ausgeführt
des Glaubens hervorgehoben wird. Ein verschied
findet hier allerdings Statt, das seinen Grund
Johannes sparsam ist in Erzählung von äußern
die es ihm gar nicht ankam. Wenn man sein Ev
betrachtet, so sieht man, wie er jedesmal aus a
nicht um ihrer selbst willen, dazu gekommen ist,
zu erzählen. Das Element der Rede Christi dag
gentlich messianischen Gehalte nach, tritt in größe
hervor, wogegen Johannes die einzelnen Thatsa
Christi als durch die evangelistische Ueberlieferun
aussetzen konnte.

§. 81.

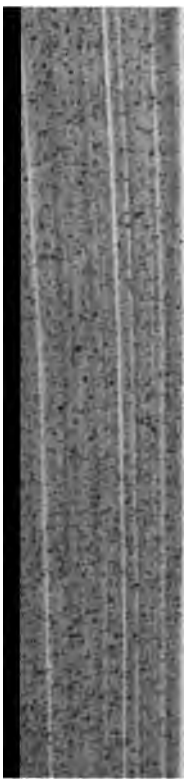
Wenn wir aber ohne Vergleichung mit
Evangelium des Johannes für sich betrachten, so
eindruck des ganzen mir nie ein anderer, als d

wird zuerſt erwähnt, wie die 11 Jünger, die n
werden, zuſammengehalten haben, und wie d
Stelle des Judas gewählt wird. Dann folgt d
eine Menge hinzukommt, dann die Einführung
ſchaft, die aber gar nicht ſo beſtimmt beſchrieben
der Sache fremd iſt, ſie genau verſtehn kann.
aufgehoben wurde, wird gar nicht geſagt, ſon
nur aus dem Streit der Helleniſten und Hebräer
wen. Wenn alſo offenbar dieſe Erzählung von
ſchaft nur auf einzelne Begebenheiten, die Geſch
und der 7 Diaconen bezogen wird: ſo ſieht man
fender Zuſammenhang gar nicht beabſichtigt,
ἀπομνημόνευμα an das andre gereiht wird. —
zweiten Centralpunct betrachten, den Tod des S
damit verbundene Zerſtreuung der Chriſten, ſo
Folge, daß dadurch zuerſt das Chriſtenthum nac
rien und weiter gebracht wurde. Wenn nun
die Sache zuerſt vorgetragen wird, ordentlich
ſollte, ſo hätte es auf ganz andre Weiſe geſch
c. 11, 19. erwähnten Gegenden hätten müſſen ſch
aufgenommen werden. Ebenſo wird nach der E
Bekehrung des Paulus c. 9, 31. geſagt, daß

Cypern, und da iſt keine Spur davon, daß hier ſchon früher Chriſten geweſen waren, was doch c. 11, 19. berichtet war; es weiß alſo die ſpätere Geſchichte von der frühern Nichts. Daſſelbe findet ſich, wo c. 15, 39. noch einmal Cypern erwähnt wird. Ebenſo iſt merkwürdig, wie c. 8, 40. erzählt wird, daß Philippus nach Cäſarea gekommen ſei, und nachher c. 10, 1 ff., daß Petrus von Joppe nach Cäſarea zum Cornelius gegangen ſei. Wenn Philippus vorher das Evangelium verkündigt hatte, ſo mußte er es auch in Cäſarea gethan haben; da konnte alſo Cornelius ſich leichter an Philippus wenden, der in derſelben Stadt war. Da muß man alſo doch nothwendig annehmen, daß die Erwähnung von der Reiſe des Philippus nach Cäſarea eine Anticipation iſt; und das würde ſelbſt in einer zuſammenhängenden Darſtellung nicht auffallen. Aber wenn nachher die Erzählung wieder auf Cäſarea kommt, ſo mußte geſagt werden, daß Philippus damals noch nicht dort war.

Betrachten wir noch einmal die Sache mehr im Großen, ſo können, wie wir geſagt haben, Jeruſalem und Antiochien als Mittelpuncte des Ganzen erſcheinen; an Jeruſalem knüpfen ſich dann jene beiden Momente, das Pfingſtfeſt als Keim der innern Organiſation und der Tod des Stephanus als Veranlaſſung der äußern Verbreitung; an Antiochien ſchließen ſich die Miſſionsreiſen des Paulus an, der jedesmal dorthin zurückkehrt. Aber dieſer Schein von Organiſation verſchwindet wieder bei näherer Betrachtung. Im letzten Theile muß man dieſe Einheit erſt mühſam herausſuchen, denn nur ganz beiläufig wird erzählt, daß Paulus wieder nach Antiochien zurückgekehrt ſei. Ferner wird geſagt, daß Paulus hernach wieder nach Jeruſalem gekommen ſei; da wäre doch natürlich geweſen, daß die Begebenheiten in Jeruſalem während dieſes ganzen Zeitraums nachgeholt würden, da dies früher der Hauptpunct der Geſchichte geweſen war.

Die critiſchen Behandler dieſes Gegenſtandes werden von denen, welche um jeden Preis die beſtehende Anſicht vertheidigen wollen, ermahnt, doch dieſe Schriften nicht nach der Weiſe unſerer kunſtgerechten Geſchichtſchreibung zu beurtheilen. Das iſt bil-



steht, die in Jeruſalem urſprünglich mußten entſ
auch nur von dort aus konnten geſammelt werden
gen von Apoſteln und Schülern derſelben bilden de
Denken wir uns am Ende des apoſtoliſchen Zeita
der ein Intereſſe hat, Nachrichten über die erſte
Chriſtenthums zu ſammeln, und Gelegenheit, von
lichen Generation in Jeruſalem Nachrichten einzu
ein Solcher leicht im Stande ſein, ſolche Nachrich
wie ſie der erſte Theil der Acta umfaßt. Ebenſo
Gelegenheit hatte, Nachrichten von den Apoſteln
ſo würde er die Data erhalten haben, die den zw
machen. Auf dieſe Weiſe kann dieſe Zuſammenſte
ſein. Sehn wir von dieſem Geſichtspuncte die S
noch einmal an, welche am meiſten das Anſehn
ßern Abſchnitt zu verknüpfen, ſo ſtellt ſich die
ſo dar, daß dies nur ein ſolcher Uebergang iſt, d
macht hat, der die Erzählungen an einander reih
nur an das zunächſt Liegende gedacht hat. Denn
ſo gut auch die galiläiſchen, ſyriſchen und cypriſ
erwähnen können, aber das geſchieht nicht, weil
lernächſten Fortſchreitung gehört. Es kommt erſt
ſchichte von Antiochien im Zuſammenhange damit

πάντων ἐν ἡμῖν πραγμάτων enthalten, was nach der Himmelfahrt geſchah, und man wird nicht anders können, als das πολλοὶ ἐπεχείρησαν, was von dem Ganzen dieſer πραγμάτων geſagt wird, auch auf den zweiten Theil, den Inhalt der Acta, beziehn. Sonach läßt ſich denken, daß der Verfaſſer die Apoſtelgeſchichte aus früher ſchon geſammelten ſchriftlichen Nachrichten zuſammengeſtellt hat. Dennoch aber kann ich nicht glauben, daß er ſolche Bücher, wie die Acta Petri u. dgl., vor ſich gehabt habe. Denn einmal ſind dieſe nachher für unächt erklärt worden, was ſich nicht auf den Verfaſſer, ſondern auf den Inhalt derſelben beziehn kann; darnach müßte alſo unſre Apoſtelgeſchichte, wenn ſie daraus geſchöpft hätte, auch für verwerflich erklärt worden ſein. Zweitens wird dieſes Buch doch vorzüglich von Petrus gehandelt haben und weiter im Leben deſſelben gegangen ſein, als unſere Apoſtelgeſchichte; der Verfaſſer der letztern alſo würde, wenn er jenes Buch gekannt, mehr von Petrus erzählt haben, als er doch thut. Die πράξεις Πέτρου können alſo nicht zu den Quellen unſers Verfaſſers gehört haben.

Viele der einzelnen Aufſätze in den Actis beziehn ſich auf die Gründung einzelner Gemeinden und das, was weſentlich damit zuſammenhängt. 1. Die erſten Aufſätze handeln durchaus von der Entſtehung und Organiſation der Gemeinde zu Jeruſalem. Da dies die natürliche Metropolis aller Gemeinden in Paläſtina wurde, ſo gehören zu dieſen Nachrichten auch die von der Verbreitung des Chriſtenthums in Paläſtina, denn die Nachrichten über Samaria kamen von Philippus nach Jeruſalem, und von hieraus wurden Petrus und Johannes dahin geſchickt. 2. Hernach iſt die Gründung der Gemeinde von Antiochien die Hauptſache. 3. Bei den pauliniſchen Begebenheiten finden wir ein paar ganz eigentliche Reiſeberichte, wo die Stiftung von vielen Gemeinden berichtet wird, zuerſt bei der gemeinſchaftlichen Reiſe des Paulus und Barnabas, dann bei der des Paulus allein, wo er nach Europa übergeht. Da liegen die Gemeinden von Philippi und Theſſalonich ſo zuſammen, daß ihre Gründung natürlich in einem Zuſammenhange dargeſtellt

Nachricht von der Gründung einer ſolchen, und
Entſtehung derſelben ausführliche Rechenſchaft
aber folgt wieder ein Reiſebericht, und ſo wec
Elemente.

Wenn wir nun hier noch auf mancherlei
Rückſicht nehmen, zunächſt, wie in den Bericht
Vorgänge in Jeruſalem nach der Himmelfahrt J
was darauf hindeutet, daß man die Zuſammenk
in eine gewiſſe äußere Ordnung mit Verzeichniſ
Synagogen, gebracht: ſo gewinnt es das Anſeh
Schriften zum Grunde gelegen, die ein Gemeinb
den geweſen ſind und die nöthigen Data für die
rung der kirchlichen Angelegenheiten enthalten h
können ſolche Criterien nicht mehr angewendet w
tiochien wird allerdings ein beſonderer Umſtand a
die dortige Gemeinde von vorzüglichem Intereſſe
lich, daß hier der Name *Χριστιανοί* aufgekomm
men auch ſpäter Verhandlungen vor, die ſich ge
die Gemeinde von Antiochien beziehn, über die
von Juden- und Heidenchriſten. Man ſieht aus
Paulus, daß dieſer von den hier darüber gegeben
wärts keinen Gebrauch gemacht und noch freier

Datum darin vorkommt. Wollten wir dies annehmen, so waren noch so viele für das Christenthum wichtige Begebenheiten und Züge aus dem Leben der Apostel zu erzählen, die vor dem jüdischen Kriege leicht zu erfahren waren, daß sich ihr Fehlen gar nicht erklären läßt. Ganz anders ist es, wenn die Apostelgeschichte nach dem jüdischen Kriege entstanden ist. Da war durch die Auflösung aller Verhältnisse und durch die partielle Verwüstung Judäa ein sehr ungünstiges Terrain für weitere Forschung. Aber die frühern Begebenheiten, wie die Gründung der ersten Gemeinde in Jerusalem, hatten so allgemeines Interesse, daß die Nachrichten davon schon vorher müssen nach andern Gegenden gekommen sein; und deshalb erhielten sie sich, während die spätern Nachrichten über diese Gemeinde wohl für die palästinischen Christen, nicht aber für andere dasselbe Interesse hatten. So erklärt sich also der Umstand, daß die palästinischen Nachrichten so bald abbrechen, und nur solche vorkommen, die mit der Geschichte des Paulus zusammenhängen.

Was die Reiseberichte betrifft, die den Apostel Paulus zum Gegenstand haben, so liegt in der Natur der Sache, daß in den vielen von ihm gestifteten Gemeinden, namentlich in denen, deren Mitglieder eine größere geistige Bildung hatten, Manche sein mußten, die ein Verlangen hatten, genauere Notizen von seinen persönlichen Umständen zu haben, daß also da leicht kleine Sammlungen von Nachrichten aus seinem Leben entstehn konnten, welche der Verfasser der Apostelgeschichte im zweiten Theile derselben benutzen konnte. Was für das Evangelium ihm die evangelistische Thätigkeit war, das war ihm hier der Zustand der Gemeinden, welcher solche Nachrichten mit sich brachte.

Es kommt hier noch ein interessanter Punct zur Sprache. Das Evangelium hat einen bestimmten Eingang, und die Apostelgeschichte auch, obwohl er hier nicht ausgeführt ist, sondern sich in die Himmelfahrtsgeschichte verliert. Dagegen hat das Evangelium keinen bestimmten Schluß, sondern die Begebenheit ist nur etwas Schließendes für sich; nur daß ein Zusammenhalten

der Jünger nach dem Tode Chriſti angedeutet wird, könnte man als Schluß anſehn. Aber die Apoſtelgeſchichte hat nun gar Nichts dergleichen. Da entſteht alſo die Frage, ob man glauben kann, daß das Werk wirklich von ſeinem Verfaſſer vollendet ſei. Sollte er nicht, wenn ſeine Nachrichten hier ſchloſſen, und er ſelbſt das Unbefriedigende dieſes Schluſſes fühlen mußte, noch einen guten Wunſch oder eine ſonſtige Anrede an Theophilus haben hinzufügen müſſen? Nimmt man aber mit mir an, daß das Buch viel ſpäter geſchrieben iſt, ſo wäre doch natürlich geweſen, daß er angegeben, daß nur bis dahin ihn ſeine Quellen geführt. Wenn man alſo Schluß und Eingang mit einander vergleicht, ſo kann man nicht anders, als annehmen, daß der Verfaſſer ſein Werk nicht vollendet hat, ſondern noch Etwas hinzufügen wollte. Was ihn daran gehindert, ob der Tod oder ungünſtige Umſtände, wiſſen wir nicht. Nehmen wir das an, ſo müſſen wir auch den Verfaſſer von dem Vorwurfe der Ungleichmäßigkeit im Einzelnen und des Mangels an Abrundung des Ganzen freiſprechen.

Hierin liegt nun ſchon Urſache genug, alle Fragen über irgend einen beſondern Zweck der Apoſtelgeſchichte abzuweiſen. Einmal braucht man ja überhaupt einer geſchichtlichen Darſtellung keinen beſondern Zweck unterzulegen, da die Geſchichte ein Zweck für ſich iſt und keines andern außer ſich bedarf. Ueberall wo eine Klarheit des Bewußtſeins iſt, daß Vergangenheit und Zukunft ſich auf einander beziehn, da iſt auch eine Richtung auf die Geſchichte. Nimmt man noch hinzu, daß das Chriſtenthum damals ſchon bedeutend angefeindet wurde, und daß es unter den Chriſten ſelbſt nicht an einer Neigung für das Wunderbare fehlte, welche leicht in die mündliche Ueberlieferung Falſches hineinbringt: ſo mußte das Intereſſe für die Wahrheit der Thatſachen im Zuſammenhange der chriſtlichen Dinge ſehr lebendig bei denen geworden ſein, die zu einer ſchriftlichen Darſtellung eine gewiſſe Befähigung hatten. — Man hat aber dieſe Frage nach dem Zweck der Apoſtelgeſchichte vorzüglich deshalb aufgeſtellt, um ſich die Art und Weiſe ihrer Zuſammenſetzung zu erklären. Aber wir

Dann würde aber alles, was in das Gebiet de
der Verbreitung des Evangeliums fällt, ein hor
Apoſtelgeſchichte ſein. Als Geſchichte der Miſſion
und Antiochien aus iſt ſie auch nicht vollſtändig
in den pauliniſchen Briefen manches, was gar
Solche einzelnen Zwecke anzuführen, iſt alſo
und man muß ſich einzig und allein an das halt
faſſer ſelbſt im Eingange ſeines Buchs anführt,
aus dem Standpuncte, den er hatte, erklären.

Um nun unſer *Reſultat* auf das Einfachſ
ſo kommt es nur auf zwei Puncte an, um uns
nung der Apoſtelgeſchichte, wie ſie vor uns lie
1. daß in den größten und am meiſten entwic
Nachrichten, welche ihre Entſtehung und, was dam
betrafen, vorhanden geweſen und nach und n
einzelner mehr gebildeter Gemeindeglieder überg
daß in der Verwirrung des jüdiſchen Krieges
Verkehr der Gemeinde von Jeruſalem mit den kl
ſolche hieroſolymitaniſche Chriſten, die ſich in A
paläſtiniſchen Nachrichten geſetzt hatten, nach Syri
kamen, ſo daß leicht ein Einzelner, welcher dort l
wie die Apoſtelgeſchichte, ſchreiben konnte. Dazu

Dann würde aber alles, was in das Gebiet des
der Verbreitung des Evangeliums fällt, ein hors-d
Apoſtelgeſchichte ſein. Als Geſchichte der Miſſionen
und Antiochien aus iſt ſie auch nicht vollſtändig,
in den pauliniſchen Briefen manches, was gar nic
Solche einzelnen Zwecke anzuführen, iſt alſo g
und man muß ſich einzig und allein an das halten,
faſſer ſelbſt im Eingange ſeines Buchs anführt, un
aus dem Standpuncte, den er hatte, erklären.

Um nun unſer Reſultat auf das Einfachſte
ſo kommt es nur auf zwei Puncte an, um uns die
nung der Apoſtelgeſchichte, wie ſie vor uns liegt,
1. daß in den größten und am meiſten entwickelt
Nachrichten, welche ihre Entſtehung und, was damit
betrafen, vorhanden geweſen und nach und nach
einzelner mehr gebildeter Gemeindeglieder übergega
daß in der Verwirrung des jüdiſchen Krieges bei
Verkehr der Gemeinde von Jeruſalem mit den kleina
ſolche hieroſolymitaniſche Chriſten, die ſich in Beſ
paläſtiniſchen Nachrichten geſetzt hatten, nach Syrien
kamen, ſo daß leicht ein Einzelner, welcher dort lebt
wie die Apoſtelgeſchichte, ſchreiben konnte. Dazu k

ſich in den Corintherbriefen Andeutungen von der
welche die Apoſtelgeſchichte beſchreibt, mit Aenderung
in ſeinem Plane gemacht. Wenn nun Jemand, d
kannte, die Apoſtelgeſchichte geſchrieben oder über
ſo wäre eine ſolche Enthaltſamkeit, daß er nicht
Erklärungen und Andeutungen über die Verhältniſſ
ſen eingeſtreut hätte, ſchwer zu erklären, da es vi
genheit dazu gab. Außerdem aber giebt es auch
ſende Widerſprüche zwiſchen den Relationen der
pauliniſchen Briefe. So ſtreitet die Angabe im Ga
Paulus nach ſeiner Bekehrung von Damascus nich
ſalem gegangen, ſondern nach Arabien und von
mascus zurück und erſt drei Jahre ſpäter nach Jer
ſei und dort außer Petrus und Jacobus keinen
habe, mit dem, was die Apoſtelgeſchichte hierüber b
ſer Widerſpruch giebt auf der einen Seite einen
der hiſtoriſchen Aechtheit der Acta, ſofern er zeigt,
mit Beziehung auf die pauliniſchen Briefe geſchrie
der andern Seite aber müßte, wenn der Verfaſſer
des Paulus geweſen, doch auffallen, daß er ſich von
Puncte nicht genauern Aufſchluß geholt. Denkt
einen ſpätern Verfaſſer, der früher vorhandene Er

und die Steuer doch ſchwerlich vor der Hungers
geſchickt ſein, ſo ſieht man, wie 11, 30. auch r
cipation von etwas Künftigem iſt. Die Juden
können alſo in der Zwiſchenzeit nach Antiochien
ſo daß 11, 30. dieſelbe Reiſe wäre, wie 15, 2.; r
der Verfaſſer dies ſelbſt zuſammenhängend geſchri
bei 15, 2. Bezug auf 11, 30. genommen, beſonde
gar nicht geſchrieben haben würde. Es entſtand 12
das Mißverſtändniß des Zuſammenſtellers, der dur
taniſche Erzählungen verleitet Paulus und Barnaba
dachte und deshalb, als er die antiocheniſche Geſchi
fing, ſie erſt wieder nach Antiochien zurückführen zu
So entſtand eine ſcheinbare Reiſe, die gar nicht exi
wenn man 11, 30. und 12, 25. mit dem hiero
Inhalte des 12ten Capitels vergleicht, ſo ſieht ma
und Barnabas weder während der Zeit Etwas
gethan haben, noch ſchon früher weggereiſ't ſein
wenn man eine Aneinanderreihung von ſchon vo
nicht auf einander beziehenden Erzählungen annim
dieſen Widerſpruch los werden.

Daß nun außerdem nicht alles, was in der
kommt, in der Apoſtelgeſchichte kann nachgewieſen w

in der Ermahnung, die göttlichen Warnungen zu Herzen zu nehmen [1]). Sie hat aber das Besondere, daß chronologische Angaben darin sind, die nicht mit dem alten Testament übereinstimmen, weder nach dem hebräischen noch nach dem griechischen Text. Wie es sich nun auch damit verhalte, so würde doch Jemand der diese Reden bloß eingelegt hätte, sie in genauer Uebereinstimmung mit dem alten Testament gemacht haben. — Die Rede des Paulus in Athen c. 17, 22—31. ist offenbar nur ihrem Anfange nach ausführlich gegeben, während das Uebrige zusammengezogen ist, denn die Erscheinung Christi ist nur angedeutet und sogleich seine Auferweckung erwähnt, so daß man dies nicht für eine ausführliche Darlegung, sondern nur für einen Auszug halten kann. Hätte Jemand dieses nur eingelegt, so würde er es so nicht gemacht, sondern die Hauptsache mehr hervorgehoben haben; denke ich mir aber, daß es mit der Relation zugleich als Auszug gemacht wurde, um die Geschichte bis auf diesen Punct zu bringen, so war jenes nicht nöthig. — Hernach ist noch der merkwürdige Umstand, daß die beiden ähnlichen Reden des Paulus vor dem Volk in Jerusalem und vor Agrippa in der Erzählung seiner Bekehrung weder unter sich noch mit der frühern geschichtlichen Relation so übereinstimmen, daß die Angaben ganz in einander aufgelöst werden können. Wenn der Verfasser der Acta sie selbst gemacht hätte, so würde er sich wohl gehütet haben, solche Widersprüche hineinzubringen, wogegen sich diese bei der Annahme verschiedener Quellen leicht erklären lassen.

Nun sagt man aber noch, diese Reden seien im Ton einander so ähnlich, die Individualität der Redenden trete so wenig hervor, daß man sie deshalb als das Werk eines Einzigen ansehn müsse. Dies kann ich jedoch nicht finden, und ich will nur ein paar Puncte anführen, bei denen man entweder dem Schriftsteller eine Kunstfertigkeit zugestehn, die man doch von andern Puncten aus immer wieder läugnen wird, oder die Reden für ursprünglich von

1) Erst. Entw. Ob nicht die vielen Tage v. 31. eine Quelle der 40 sind.

den verschiedenen Personen gehalten erklären muß. Die Rede des Stephanus und die des Paulus zu Antiochien in Pisidien haben beide denselben Gegenstand, nemlich die frühere Geschichte des jüdischen Volks, so daß man sie als sich gegenseitig ergänzend ansehn könnte. Aber genau betrachtet, ist das nicht so. Stephanus hat die bestimmte Tendenz, immer hervorzuheben, daß das Volk von Anfang an diejenigen, welche Gott ihm gesendet, verworfen und verfolgt habe, was denn auf Christum angewendet wird. Dies ist das eigentliche Ziel der Rede, welches ganz der Stimmung entspricht, in welcher er nach dem Zusammenhang der Geschichte sein mußte, da er in den Synagogen die Messianität Christi immer verkündigt hatte und von den Juden deshalb am meisten angefochten war. Und auch das Ende der Rede ist so naturgemäß, daß ein Schriftsteller, der sie erdacht hätte, ein höchst künstlerisches Talent haben müßte. Dagegen hat die antiochenische Rede des Paulus einen viel ruhigern Character; Paulus geht auf die Schrift zurück, um sich als einen Schriftkundigen geltend zu machen, wogegen die genauen geschichtlichen Notizen für den, welcher das Ganze erdichtete, gar keinen Werth hatten. Jede Rede hat einen dem Ort und den Umständen so angemessenen Character und ist so sehr individualisirt, daß man dem Verfasser einen hohen Grad von historischer Kunst einräumen müßte, wenn er sie sollte eingelegt haben.

Wenn man auf die Eingänge und Ausgänge der Reden sieht, die bei einigen allein angegeben sind, so erkennt man, daß sie durch einzelne Relationen überliefert sind, gerade wie unsere Voraussetzung war, aber gar nicht so, daß sie gleich, nachdem sie gehalten, aufgeschrieben wären. Der Eingang prägt sich immer am leichtesten dem Gedächtniß ein, der weitere Verfolg schwindet eher aus demselben, das Ende dagegen knüpft sich wieder an die Thatsachen an und wird so mit denselben aufbewahrt. Also gerade, wenn sie einzeln referirt wurden, mußten die Reden so aussehn, wie wir sie in der Apostelgeschichte finden, und so bestätigen sie wieder unsere Voraussetzung.

§. 90.

Das Weſentliche von meiner Anſicht über die Apoſtelgeſchichte findet ſich auch in De Wette's Einleitung, nur etwas unbeſtimmt gehalten. Ueber einige Puncte muß ich mich noch näher erklären.

De Wette kommt darauf hinaus, daß Lucas wohl möge ſchriftliche Quellen gehabt haben, aber er habe ſie zu einem Ganzen in einander gearbeitet, und es ſeien deutliche Zurückweiſungen auf frühere Stellen zu finden [1]). In dem aber, wodurch De Wette dies nachweiſen will, kommt auch manches vor, was auf die Unterſcheidung der einzelnen Erzählungen hindeutet. — Cap. 11, 16. ſei eine beſtimmte Zurückbeziehung auf cap. 1, 5., wo das Wort Chriſti, auf das Petrus in ſeiner Erzählung von der Taufe des Cornelius ſich beruft, erzählt wird. Nun ſagt De Wette im Allgemeinen, man könne nichts Andres als Aufzeichnungen von Ohrenzeugen für treue Quellen der mitgetheilten Reden halten, was auch meine Anſicht iſt. Wenn aber hier in der Rede des Petrus eine Zurückweiſung auf Früheres wäre, ſo müßte dies eingeſchaltet ſein und alſo eine Ausnahme machen. Nun finden ſich dieſe Worte Chriſti nicht in den Evangelien [2]), ſondern nur im Anfange der Apoſtelgeſchichte, aber ſo, daß ſie faſt noch in der indirecten Rede vorgetragen werden da, wo der Eingang der Acta ſich in die Erzählung der Himmelfahrt verliert, ſo daß bei dieſen Worten auf einmal die erſte Perſon in der Rede Chriſti eintritt. Wenn ich alſo ein ſolches Hineinarbeiten annehmen ſoll, ſo möchte ich es lieber hier annehmen und ſagen: weil Petrus in ſeiner Rede ſich auf dieſen Ausſpruch Chriſti berief, ſo war es ſehr natürlich, daß der Verfaſſer dieſe von Petrus angeführten Worte in Cap. 1. mit eingeſchaltet hat. Allerdings beweiſ't dies, daß er von vorn herein eine Ueberſicht über ſeine

1) Vergl. De Wette Einl. §. 115. in der 1ſten Ausg. von 1826.

2) Vergl. ähnliche Worte Johannes des Täufers Matth. 3, 11. Marc. 1, 8. Luc. 3, 16. Joh. 1, 33.

zu den folgenden Erzählungen, als Schlüſſe zu
c. 9, 31., wo man ſieht, daß es nicht etwas vo
rührendes iſt, weil er nicht die Gemeinden von
hätte, und daß er auch nicht die Materialien ſ
hat, daß alle Spuren einer ſolchen Zuſammenſ
den wären; denn dann hätte er ja nur Galiläa
weil er noch Nichts davon erwähnt hatte.

Beſonders noch hat man in Bezug darauf,
vom Verfaſſer herrühren ſollen, geltend gemacht,
nen aus dem A. T. in der Apoſtelgeſchichte, di
Reden ſich finden, aus der Ueberſetzung der LXX
ſelbſt da, wo dieſe ſehr vom hebräiſchen Texte
ſcheint freilich ganz und gar auf einen helleniſt
deuten. Nach unſrer Anſicht des Buches w
müſſen, daß es überwiegend wahrſcheinlich iſt,
ſolymitaniſchen Nachrichten urſprünglich aramä
es fragt ſich, wie dann der Text der LXX.
iſt. Allein wenn die Sache ſich ſo verhalten ſoll
angedeutet habe, daß der Verfaſſer alle ſeine N
nem Orte, wie Antiochien, Epheſus oder Corin
melt haben, wohin ſchon vor dem jüdiſchen Kr
niſche Chriſten ausgewandert ſein mögen, welch

Chriſtenheit, ſondern nur für den jüdiſchen Beſta
beſtimmt. Im erſten Briefe des Petrus ſind beſti
Kleinaſiens genannt, er iſt alſo auch nicht an die
heit gerichtet. Der zweite Brief des Petrus hat
gemeine Zuſchrift, aber Andeutungen innerhalb d
ſtimmen dazu nicht. Der erſte Brief des Johanne
ſolche Adreſſe, und in ſofern fehlt ihm der Charact
von vorn herein; der zweite des Johannes hat
Adreſſe, die buchſtäblich genommen den Namen ein
den man freilich ſchon frühzeitig auf die Kirche ge
aber eine Spielerei ohne Sinn ſein würde; der dr
ſtimmt an eine Perſon, den Gajus, gerichtet. N
das hat wieder eine allgemeine Ueberſchrift an di
haupt. Nun iſt aber gerade der zweite Brief des
des Judas früher ſehr beſtritten, ſo daß ſich nicht t
von ihnen die Bezeichnung aller andern hergenom
— Eine dieſer ſehr nahe ſtehende, aber fälſchlich
cirte Meinung iſt die des Oecumenius, daß καθ
λαι ſo viel ſei, wie ἐγκύκλιοι, nemlich daß ſie al
ben für einen gewiſſen Kreis eingerichtet geweſen.
druck ſchließt eine beſtimmte Art von Publication
der erſte Brief des Petrus konnte in allen Gemei

eher einen Namen, wie ἀποστολικαί, als καθο
gen können. — Wenn übrigens meine Anſicht v
ſpäter bekannt geworden ſind, als die pauliniſche
daraus Nichts für die Zeit, in welcher ſie abg
ſagt zwar, daß der allgemeine chronologiſche Th
liſchen Briefe ein nachpauliniſcher ſei, aber nur f
iſt dies richtig, nicht für die einzelnen Briefe.

Die Ordnung, nach welcher dieſe Briefe a
iſt nicht überall dieſelbe, weder in den Handſchri
canoniſchen Verzeichniſſen. Es iſt alſo auch kein
die gewöhnliche Reihenfolge zu binden. Da nun
Briefe ſich am nächſten an etwas Früheres, das
Johannes, anknüpfen, ſo ſcheint es mir natürli
zufangen.

§. 92.

Der erſte Brief des Johannes iſt von
Kirche anerkannt worden, die andern beiden da
theilweiſe bezweifelt und auch nicht gleichzeitig mit
und Jacob. in die Sammlung aufgenommen.
Differenz liegt im Inhalte nicht, auch ſpricht ke
lieferung für den erſten, und ſind keine beſtimm

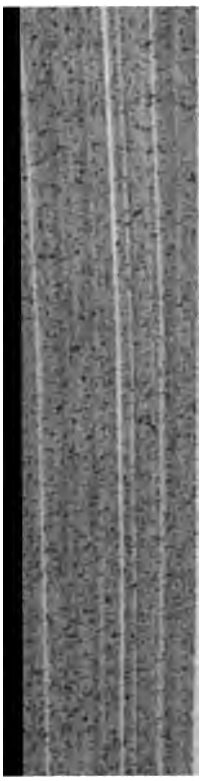
als bekannt voraus. Die beiden andern haben die gewöhnliche Briefform, aber der Auctor bezeichnet ſich nur als ὁ πρεσβύτερος. Die critiſche Empfindung, die jenem Unterſchiede zum Grunde lag, ſcheint alſo die geweſen zu ſein, daß der Apoſtel Johannes ſich eher ganz verſchwiegen haben würde, wie im Evangelium, als daß er ſich mit ſolchem nichtapoſtoliſchen Namen angekündigt haben ſollte. Dazu kommt, daß Papias einen andern Johannes als ſeinen älteren Zeitgenoſſen nennt, und da wird es leicht, dieſen mit ὁ πρεσβύτερος zu identificiren. Dies iſt wohl der nächſte Grund, warum die beiden letzten Briefe nicht ſo als ὁμολογούμενα erſcheinen, wie der erſte. Aber keineswegs will ich damit ſagen, daß es auf dieſem Unterſchiede der Bezeichnung beruhe, daß man den erſten für johanneiſch gehalten, ſondern nur, daß deshalb die beiden andern weniger für ächt gegolten.

§. 93.

Woher nun die allgemeine Tradition entſtanden, daß der erſte Brief ein Werk des Apoſtels ſei, wiſſen wir nicht; es müſſen alſo wohl die erſten Abſchriften ſchon den Namen des Apoſtels getragen haben. Hätten wir aber auch gar keine Nachrichten von dem Verfaſſer des Briefes, ſondern nur das Evangelium als das des Johannes, ſo würde es ſchon ohne alle Zeugniſſe einen hohen Grad von critiſcher Wahrſcheinlichkeit haben, daß dieſer Brief von demſelben Verfaſſer ſei, wie das Evangelium. Die ganze Sprache hat die entſchiedenſte Aehnlichkeit, ſowohl formell als materiell, in Ausdruck, Conſtruction, Satzbildung und Zuſammenfügung. De Wette hat Alles zuſammengeſtellt, ſo daß dies wohl gar keinen Zweifel leidet.

Der Brief iſt dennoch in ſeiner johanneiſchen Aechtheit angefochten, von Lange in Roſtock und hernach von Bretſchneider, der ihn in ſeine Critik des Evangeliums mit hineinzog. Allein die Gründe, die gegen den Brief angeführt werden, ſind nicht der Rede werth, und es iſt in demſelben keine Spur von irgend etwas, das ſpäter ſein müßte, als Johannes geſchrieben haben kann.

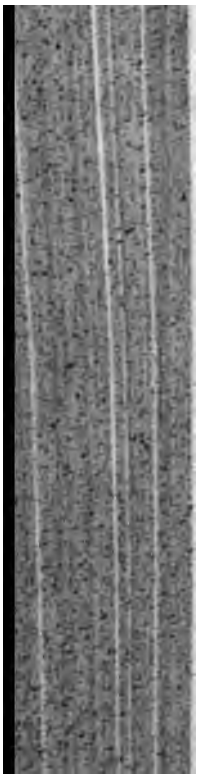
und Wirkſamkeit des Johannes, und die übereinſtimmenden Traditionen hängen nur an zwei Puncten, nemlich daß er Anfangs lange Zeit überwiegend in Jeruſalem, ſpäter in Epheſus gelebt habe. Das Letztere muß wohl in einer hiſtoriſchen Notiz ſeinen Urſprung gehabt haben, das Erſtere aber kann ſehr leicht darauf beruhn, daß Chriſtus beim Sterben ſeine Mutter dem Johannes empfahl, ungeachtet ſeine Brüder damals ſchon gläubig waren, da ſie in den Actis unmittelbar nach der Himmelfahrt in inniger Gemeinſchaft mit den Apoſteln erſcheinen. Aus dieſer Thatſache iſt alſo wohl das als eine evangeliſtiſche Nachricht entſtanden, daß Johannes bis zum Tode der Maria in Jeruſalem geblieben ſei. Nun giebt es noch eine andere, aber ziemlich unſichere Notiz, die von ſeinem Exil in Patmos, die offenbar keinen andern Grund hat, als daß man davon ausging, daß die Apocalypſe ein Werk des Apoſtels ſei; aber da gar keine von der Angabe der Apocalypſe unabhängige Notiz über dies Exil vorhanden iſt, ſo müſſen wir ganz davon abſehn. — Wenn nun unſer Brief aus der paläſtiniſchen Zeit des Apoſtels wäre, ſo würde natürlich ſein, daß, wenn er ſich nicht an die ganze Chriſtenheit richtet, er überwiegend ſolche Chriſten, die aus dem Judenthum gekommen, im Auge habe; dagegen, wenn aus der epheſiſchen Zeit und beſonders für kleinaſiatiſche Leſer, daß er ſich an Heidenchriſten wende. Finden ſich alſo beſtimmte Charactere für das Eine oder das Andere, ſo würde dies darüber entſcheiden, ob er in Paläſtina, alſo früher, oder in Epheſus, alſo ſpäter, geſchrieben iſt. Hieran ſchließt ſich, daß, wenn der Brief den entſchiedenen Character eines höhern Lebensalters hätte, dies für Epheſus ſprechen würde, das Umgekehrte für Paläſtina. Allein es iſt nun weder das Eine, noch das Andre mit Beſtimmtheit zu ſagen. De Wette erklärt ſich zwar entſchieden dafür, daß der Brief vorzüglich an Heidenchriſten gerichtet ſei, und allerdings folgt aus dem, was ich über den Doketismus geſagt habe, nicht, daß dabei nur an Judenchriſten zu denken ſei, denn dieſe Vorſtellung war für die Heiden eben ſo gut durch ihre Mythologie vorbereitet; aber der Hauptgrund der De Wette'ſchen



mir daher das Wahrſcheinlichſte und Natürlichſte,
buchſtäblich, ſondern bildlich zu nehmen, und da
dication darin weg. — Was das Andre betrifft,
gen, daß der Brief eher den Character eines höh
an ſich trägt, als den eines kräftigen Alters.
gewiſſe Breite, eine Neigung, auf daſſelbe zurück
ſtrengen Zuſammenhang. Das iſt freilich eine A
man im höhern Alter häufig findet, auch bei So
einen conciſern Stil hatten. Aber darüber läßt ſi
Etwas ſagen, wenn man Schriften aus der früh
Verfaſſers auch hat. Nun haben wir hier nur
womit wir den Brief vergleichen können; dabe
Merkwürdige ein, daß es eine häufig aufgeſtellte
letztere gehöre unmittelbar mit dem erſteren zu
nur willkürlich von ihm getrennt, da er den Sc
den ſollte, während Andere ihn als Publicationsſc
geliums angeſehn haben. Darnach würde alſo
geſchrieben ſein, und auf ſolche Differenzen Nicht
können. Ueberhaupt haben wir ſo wenig poſ
über den Apoſtel, daß wir von dieſer comparat
ſagen können. Aus dem Briefe ſelbſt geht allerdin
Verfaſſer ſich in Hinſicht des Alters über ſeine

wahrſcheinlicher, daß dieſer Brief an irgend eine einzelne Gemeinde geſchrieben iſt.

Gegen die Verbindung des Briefes mit dem Evangelium, ſo daß er den paränetiſchen oder polemiſchen Theil deſſelben bildete, ſpricht ſchon der zweifache Schluß des Evangeliums, denn der Brief müßte dann doch in einer Reihe mit dem letztern geſchrieben ſein. Er müßte auch ſpäter verfaßt ſein, als das nachträglich hinzugefügte 21ſte Capitel, worin das letzte Zeugniß von fremder Hand iſt. Wie dieſes nun ſollte hineingekommen ſein, wenn der Brief erſt ſpäter von dem Evangelium getrennt wäre, läßt ſich nicht begreifen. Sehen wir aber von dieſem Zeugniſſe ganz ab und nehmen c. 21, 25. als Worte des Johannes, ſo ſchließt ſich der Brief auch nicht gehörig hier an. Nehmen wir aber an, jenes letzte Capitel wäre erſt hinzugefügt worden, nachdem der Brief, der früher geſchrieben wäre, ſchon vom Evangelium losgeriſſen geweſen, ſo würde er an das Ende von Cap. 20. ſich anſchließen müſſen, worin allerdings auch eine Art von ermahnender Anrede iſt. Dann müßte aber der Anfang des Briefs mit dieſem Schluſſe des Evangeliums wegen ihrer Aehnlichkeit ganz anders zuſammengefloſſen ſein. — Andere haben umgekehrt den Brief als Einleitung des Evangeliums angeſehn oder als Begleitungsſchreiben, womit dieſes publicirt ſei. Um die erſtere Anſicht zu prüfen, müſſen wir uns den Schluß des Briefes mit dem Anfange des Evangeliums zuſammendenken; das giebt aber kein andres Reſultat, als die entgegengeſetzte Verbindung. Es iſt hier wieder eine gewiſſe Verwandtſchaft, indem das Ende des Briefs von dem Verhältniſſe Jeſu zu Gott und der göttlichen Mittheilung durch ihn handelt. Da hätte alſo ebenſo ein ſolches Zuſammenfließen ſtattfinden müſſen. Was aber die Vorſtellung eines Publicationsſchreibens betrifft, ſo kommt außer etwa am Anfange und am Schluſſe im ganzen weitern Verlaufe des Briefs keine Beziehung auf das Evangelium vor. Die Verwandtſchaft aber müßte ſich doch nicht bloß im Eingange und im Schluſſe, ſondern im Kern der Schrift ausſprechen. Man hat beſonders im An-



ſern geübt hat, und dies bringt uns auf den B
ſchiedsbriefes. Nehmen wir nun ſolche Stellen
1. 12. 13. und ſogleich v. 14., ſo fragen wir un
ſonderbare Art dies doch iſt, daſſelbe im Präſe
ritum zu wiederholen, und da zu ſagen: „ich ſchr
nicht, was? ſondern warum? denn ὅτι kann m
als „weil" faſſen, und was geſchrieben wird, iſt e
μὴ ἀγαπᾶτε τὸν κόσμον etc. Man meint, d
einen frühern Brief hindeute; aber davon kan
nicht überzeugen, denn die genaue Wiederholung
zu, und der Aoriſt von γράφω ſteht ſehr häu
ben Briefe, den man eben ſchreibt, indem die
ſchlagt wird, nach welcher der Empfänger ihn
alles ſcheint mir auch den Character eines Abſc
wobei es ſo ſehr gewöhnlich iſt, daß man den
wiederholt. Es fragt ſich aber, von wem und in
hung man dieſen Abſchied annehmen ſoll. Den
paläſtiniſche Zeit, ſo war der Apoſtel in Begriff, P
laſſen; denkt man aber an die epheſiſche Zeit, ſo h
tung ſeines baldigen Todes geſchrieben. Aber zu
zwiſchen dieſen beiden Zeiten fehlen alle Indicien.
ein ſolches c. 2, 18. finden wollen, indem man

züglich, weil die Verhältnisse der christlichen Kirche, auf welche angespielt wird, der Zeit nach erst später und der Localität nach eher unter hellenischen Christen in Kleinasien, als unter Judenchristen in Palästina, anzunehmen sind. Allerdings giebt es auch manches, was auf das Gegentheil deuten könnte; man hat geltend machen wollen, das der Ausdruck ὁ Χριστός (2, 22. 5, 1.) mehr ein jüdischer sei und sich auf messianische Vorstellungen beziehe; aber dies ist schon dadurch, daß Johannes selbst aus dem Judenthum herkam, bedingt, und bedenken wir, daß schon in der ersten Gemeinde der Heidenchristen der Name Χριστιανοί aufkam, so verliert dieser Einwurf seine Bedeutung ganz. Nun habe ich schon gesagt, daß die Stellen gegen den Doketismus keineswegs bestimmt auf Heidenchristen anspielt, denn auch unter Judenchristen waren dergleichen Ideen; aber wir haben doch keine Notiz davon, daß ein solcher Doketismus unter Judenchristen in Palästina vorgekommen wäre. Zwar war Cerinth ein Judenchrist, aber in Kleinasien; also weist auch dies auf diese Localität hin.

Ein andrer Ausdruck, ὁ ἀντίχριστος und sogar im Plural ἀντίχριστοι, verbunden mit der Andeutung, diejenigen, welche so bezeichnet werden, wären zwar aus der christlichen Gemeinde ausgegangen, aber sie hätten derselben eigentlich nicht angehört (2, 19.), hat, wie er da ohne etwas Näheres hingestellt ist, etwas sehr Räthselhaftes. Aber hält man sich die einzelnen Elemente vor und vergleicht sie mit den nächsten geschichtlichen Erscheinungen, so muß es wahrscheinlich werden, daß die ersten Keime des Gnostischen unter diesen Ausdrücken latitiren. Es ist ein alter Streit, ob im N. T. schon gnostische Erscheinungen angedeutet sind, und man hat es überwiegend verneint. Aber es kommt darauf an, wie man es näher bestimmt, und man muß bei solchen historischen Fragen einen großen Unterschied machen zwischen der Erscheinung selbst und den Keimen derselben, die immer schon sehr früh sich zeigen. Andeutungen von ganz ausgebildetem Gnosticismus finden wir freilich im N. T. nicht, aber seine Keime werden wirklich schon erwähnt. Der Name Gnosticismus ist selbst sehr un-

Gnoſtiſche, als auf irgend etwas Anderes. Darnach iſt dem ſchwerlich eine andre Localität, als eine kleinaſiatiſche denkbar, und wenn wir beachten, daß Epheſus ein Hauptort für die Communication des öſtlichen Aſiens mit dieſen Ländertheilen war, ſo iſt es wohl ſehr möglich, daß dergleichen von Oſten her hier eingedrungen war.

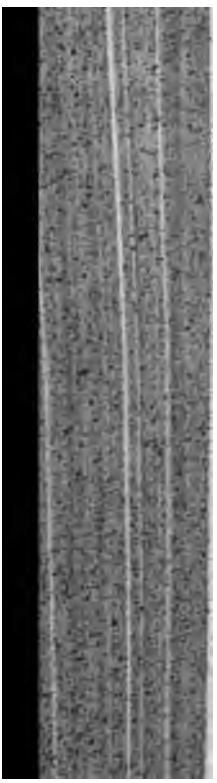
Einen andern Punct giebt es noch, der allerdings mehr antijüdiſch zu ſein ſcheint, indem Johannes ſagt, daß die ἁμαρτία die eigentliche ἀνομία iſt (3, 4.). Man ſieht daraus, daß Anſichten von andern Arten der ἀνομία, die nicht mit der ἁμαρτία zuſammenhingen, dageweſen ſein müſſen. Da denkt man leicht an das äußere Ritual des jüdiſchen Geſetzes. Aber es gab keine chriſtliche Gemeinde in Kleinaſien, zumal in Hauptſtädten, die nicht auch jüdiſche Elemente gehabt hätte; daß dergleichen vorkommt, darf uns alſo in Bezug auf die Localität nicht irre machen.

Faſſen wir nun den Brief ſo auf, ſo ſind wir auch gar nicht mehr in Verlegenheit über ſein Verhältniß zum Evangelium. Die Anklänge an das Evangelium erklären ſich daraus, daß die Darſtellungsweiſe dort die des Johannes war, und daß er hier einen Auszug von ſeiner Lehre gab. Es iſt etwas ganz Anderes, zu ſagen, Johannes habe in die Reden Chriſti im Evangelium ſeine eignen Anſichten verwebt. Das würde ich nie behaupten; denn welche anderen Anſichten ſollte er gehabt haben, als die er durch die Mittheilung Chriſti erhalten? Aber wer ſollte ſich wohl einbilden, daß die Reden Chriſti buchſtäblich wiedergegeben ſind? Das iſt ſchon deshalb nicht möglich, weil Chriſtus wird aramäiſch geſprochen haben, und es doch keine buchſtäbliche Ueberſetzung iſt. Daher iſt es ganz natürlich, daß die Reden Chriſti bei Johannes eine individuelle Färbung haben; und dieſe findet man im Briefe wieder, woraus die Identität des Verfaſſers hervortritt. Weiter aber folgt Nichts, es müßte ſonſt viel beſtimmtere Beziehung genommen ſein.

Man könnte noch einen Punct geltend machen wollen, um die Zeit des Briefes einigermaßen zu beſtimmen, aber es iſt auch

kein reines Urtheil, weil er sie gebraucht, um aus ihnen Beweise gegen die Apocalypse zu nehmen. Sie haben sich demnach ohne sichere Auctorität nur allmählig in den Canon eingeschlichen, und die Zweifel gegen ihre Aechtheit sind nur schwer zu überwinden.

Sieht man auf die innern Merkmale, so scheint der 2te Johannesbrief aus einzelnen Aussprüchen des ersten zusammengesetzt, wozu freilich zum Theil gerade die schwierigsten Sachen genommen sind. Nur V. 8. ist eigen, aber auch nicht sehr dem Uebrigen angemessen ausgedrückt. Dazu kommt noch eine Regel, welche man kaum dem Apostel Johannes zuschreiben kann, in V. 10. und 11., eine Unduldsamkeit, die gegen alle neutestamentliche Analogie ist. Der dritte Brief hat eine Grácität, die hinter der des ersten sehr zurückbleibt; so V. 4. das μειζότερος. Allerdings werden hier gewisse persönliche Verhältnisse berührt, jedoch auf eine Weise, daß man sie sich schwerlich recht denken kann, aber so, daß man eine Art von Imitation von Relationen findet, die in den paulinischen Briefen vorkommen. Der Verfasser klagt über einen gewissen Diotrephes in einer ungenannten Gemeinde, als einen φιλοπρωτεύων, von dem gesagt wird: οὐκ ἀποδέχεται ἡμᾶς. Von dergleichen finden wir wohl Spuren in den pauliniſchen Briefen, aber das hängt damit zusammen, daß palästinische Christen von streng judaisirender Denkungsart ihn, als eigentlich nicht zu den Zwölf gehörig, nicht anerkennen wollten. Aber bei Johannes fällt ein solcher Vorwand ganz weg, und es ist unbegreiflich, daß im apostolischen Zeitalter in einer christlichen Gemeinde ein Apostel nicht anerkannt worden wäre. Wie Paulus in solchen Fällen auf seine persönliche Ankunft verweis't, mit welcher alle Zweifel schwinden würden, so hier V. 10. Ferner setzt das ἐκ τῆς ἐκκλησίας ἐκβάλλειν eine officielle Auctorität des Diotrephes voraus, was aber nicht dem φιλοπρωτεύων entspricht, wornach er keine solche zu haben scheint. Als von einem Gegenstücke ist von einem Demetrius die Rede, der allgemein ein gutes Zeugniß habe. Aber irgend ein Auftrag ist gar nicht vorhanden, obgleich man doch an ein Mitglied derselben Gemeinde denken muß, mit welchem der



gen, wie 2. Joh. 10. 11., für die christlich
canonisches Ansehn einräumen. Dies ist auch
es scheint, als ob practisch das Urtheil gegen
Kirche die Oberhand behalten hätte.

§. 96.

Die Verhältnisse der beiden petrinisch
verschieden, daß jeder für sich besonders betrach

Der erste Brief des Petrus giebt si
Ueberschrift als einen wirklichen Brief zu erken
den sogleich in dieser Ueberschrift manches Bei
tet: Petrus, ein Apostel Jesu Christi, den Aus
in die Zerstreuung zugewandert sind, in Pontu
padocien, Asien und Bithynien. Die ἐκλεκτ
Christen sein. Διασπορά kommt vor für alle C
Volks außerhalb Palästina's, die in verschied
Palästina ausgewandert sind, was jedoch schon
nerationen geschehn sein kann. Ἐπιδημεῖν ste
enthalt an einem Orte, wo man nicht einheim
müßte also genau genommen auf eine spätere
ben einer frühern gehn; allein dies ist doch nic
so gut kann sich παρα auf die ursprüngliche

nau ſind und nicht nur die Judenchriſten, ſondern die chriſtlichen Gemeinden überhaupt bezeichnen ſollen. Und es läßt ſich auch aus dem Geſichtspunct des Petrus wohl erklären, wie er dazu gekommen iſt, die Gemeinden ſo zu bezeichnen, daß dadurch überwiegend der jüdiſche Theil derſelben getroffen wird. Im Allgemeinen war immer die Verbreitung des Chriſtenthums dem Judenthume nachgegangen, und die Praxis war, daß ſich die Verkündiger zunächſt an die Juden wendeten, und es konnte ſich daher leicht Jemand das Bild von außerpaläſtiniſchen Gemeinden ſo machen, daß die Judenchriſten den urſprünglichen Kern bildeten. Nehmen wir dazu, daß Petrus lange in Paläſtina und ſolchen Ländern gelebt hatte, in denen das nationaljüdiſche Element wirklich das Uebergewicht in den chriſtlichen Gemeinden hatte, und die Heidenchriſten nur als hinzugekommen angeſehn wurden: ſo kann man ſich gerade von ihm jenes Verhältniß der Zuſchrift noch am erſten erklären. Die Ueberſchrift müßte darnach ſo erklärt werden: „den Auserwählten d. h. ſämmtlichen Chriſten, die ſich angeſiedelt haben, nemlich als chriſtliche Gemeinde", ſofern dieſe doch urſprünglich in der Synagoge entſtanden iſt.

Eichhorn hat behauptet, daß dieſer Brief nicht von Petrus geſchrieben ſein könne, ſondern nur von einem Schüler des Paulus, weil er Zeichen der pauliniſchen Schule an ſich trage. Zur Beurtheilung dieſer Behauptung muß ich einige allgemeine Betrachtungen voranſchicken. Es iſt eine nothwendige, aber ſchwierige Aufgabe, in einer Region, wie dieſe, zu unterſcheiden, was einer einzelnen Perſon angehört, und was einen gemeinſamen Typus trägt, d. h. was gerade beſtimmt pauliniſch iſt, und was ſeinen Grund nur in dem Uebergegangenſein des Chriſtenthums in die außerjüdiſchen Elemente hat. Eine Analogie hierzu bietet auch die ſocratiſche Schule dar. Man ſchrieb in ihr, was der Schule angehört, zwei einzelnen Perſonen, welche in ihr einen überwiegenden Credit hatten, zu und nannte, was einen gewiſſen Typus hatte, platoniſch oder xenophontiſch. Will man ſo die Individualitäten möglichſt unterſcheiden, ſo kann man leicht nach

wiſſen nur, daß er die erſte Reiſe des Paulus mit Barnabas mitmachte und ein näheres Verhältniß zu Barnabas, als zu Paulus, hatte, weßhalb er ſich eher nach jenem, als nach dieſem, gebildet haben müßte [1]). Auf der andern Seite aber muß man ſich fragen, wie Petrus zu einer Fertigkeit im Gebrauch der griechiſchen Sprache gekommen iſt. Was wir von ihm aus der neuteſtamentlichen Geſchichtsſchreibung wiſſen, führt uns gar nicht darauf. Zwar erfahren wir, daß er auf kurze Zeit wenigſtens nach Antiochien gekommen iſt [2]), aber es iſt nicht wahrſcheinlich, daß er dort oder in andern helleniſchen Gegenden ſich lange aufgehalten habe. Daher hat ein Brief des Petrus in griechiſcher Sprache etwas Auffallendes, und wenn irgendwo die Vermuthung von einem aramäiſchen Original einer neuteſtamentlichen Schrift gelten könnte, ſo wäre es bei den katholiſchen Briefen, von deren Verfaſſern wir den paläſtiniſchen Urſprung und Aufenthalt wiſſen. Wer alſo urſprünglich aramäiſch Geſprochenes in das Griechiſche zu übertragen hatte, konnte um ſo weniger ſich von der pauliniſchen Sprache entfernt halten. Dies wurde ſehr dadurch erleichtert, daß die Gedanken in unſerm Briefe ſo allgemein gehalten ſind und ſo wenig eigenthümliche Färbung haben [3]); bei ſo allgemeinen moraliſchen Ermahnungen nahm man keine anderen Ausdrücke, als ſolche, welche im chriſtlichen Leben gangbar geworden waren, und hierbei war der pauliniſche Typus der herrſchende. Wenn man alſo von Marcus ganz abſtrahirt, ſo ließe ſich, wenn ſich Petrus zur griechiſchen Abfaſſung ſeines Briefes eines Andern bediente, eine Analogie mit der Sprache des Paulus ſchon in voraus vermuthen.

1) Act. 12, 25. 13, 13. 15, 37—39. vergl. jedoch 2. Tim. 4, 11.

2) Gal. 2, 11.

3) Erſt. Entw. Die Allgemeinheit des Inhalts ſcheint mir keine erhebliche Einwendung. Da Petrus dort beſondere Verhältniſſe hatte und Einer aus ſeiner Nähe die Gegenden bereiſen wollte, ſo konnte er wol die Abſicht haben, jenen Gemeinen etwas freundliches durch einen apoſtoliſchen Zuſpruch zu erweiſen; dann mußte er ſich aber im Allgemeinen halten.

einen Brief unterſchiebt, den er für apoſtoliſch angeſehn haben will, ſo kann ich mir nicht denken, daß er ſich auf einen ſo ſchlüpfrigen Boden begeben haben ſollte; denn hier iſt offenbar etwas, was gar nicht in die gemeinſame öffentliche Lehre der Chriſten übergegangen war, und was uns noch immer als etwas Fremdes in den neuteſtamentlichen Vorſtellungen erſcheint. Jeder, der eine ſolche Unterſchiebung verſucht, hütet ſich ſchon inſtinctmäßig vor allem, was zu einer tiefern Unterſuchung veranlaſſen kann, und hält ſich auf dem allgemeinen, wohlbekannten Gebiet. Jede abweichende Vorſtellung müßte Fragen veranlaſſen, woher ſie kommt, und das iſt einem ſolchen Unternehmen ungünſtig.

Ein andrer Verdachtsgrund, den man gegen unſern Brief geltend gemacht hat, iſt, daß in demſelben ein Zuſtand von Verfolgung als eingetreten oder unmittelbar bevorſtehend dargeſtellt wird, namentlich, daß die Chriſten unter allerlei falſchen Vorwänden verfolgt würden, c. 4, 12—16. Man ſagt, dies habe den eigenthümlichen Character der Verfolgungen, zu denen Nero das Signal gegeben, und beruft ſich dabei auf eine Stelle des Tacitus, die aber gerade das Gegentheil beweiſ't, indem ſie zeigt, wie ſchon früher die Chriſten in Verdacht von allerlei Verbrechen waren [1]). Da in allen dieſen Gegenden, wo Heiden- und Judenchriſten gemiſcht waren, die Verfolgungen, wie wir aus den Actis wiſſen, von den Juden ausgingen, ſo mußten dieſe nach falſchen Vorwänden ſuchen; dagegen waren, nachdem Nero's Verfolgung angegangen war, ſolche Vorwände gar nicht nöthig, ſondern da wurden ſie offen ὡς Χριστιανοί verfolgt wegen des Haſſes der Römer gegen ſie. Wenn man alſo auch gelten läßt, daß Petrus zur Zeit des Nero in Rom mit dem Paulus hingerichtet iſt, was ich hier nicht unterſuchen will, obwohl ich es für ganz unbegründet halte: ſo kann man deshalb doch nicht ſagen, daß dieſer Brief

1) Tacit. ann. XV. 44. Ergo abolendo rumori Nero subdidit reos et quaesitissimis poenis adfecit, quos per flagitia invisos vulgus Christianos appellabat.

nicht von dem Apoſtel geſchrieben ſein könne. Man kann einen ſolchen Zuſtand, wie er hier beſchrieben wird, ſehr gut auch vor der neroniſchen Verfolgung denken; ja dieſe letztere wäre wohl gar nicht zu Stande gekommen, wenn nicht ein ſolcher Zuſtand vorhergegangen wäre. So verſchwinden alſo bei genauerer Betrachtung die Einwände immer mehr.

Es bleibt nur übrig, daß man ſagt, es ſei nicht recht zu erklären, wie Petrus dazu gekommen ſein ſollte, einen Brief an Chriſten zu richten, die doch wahrſcheinlich in die Provinzen des Paulus gehörten, und wohin wenigſtens das Chriſtenthum aus den von Paulus geſtifteten Gemeinden gekommen war, da doch dieſer die Regel aufgeſtellt hatte, daß er ſich nicht in ſolche Regionen eindränge, welche ſchon andern Verkündigern des Chriſtenthums angehörten.

Gerade die auch von Polycarp angeführte Stelle c. 1, 8. enthält für mich einen deutlichen Beweis, daß der Brief wenigſtens von einem unmittelbaren Schüler Chriſti herrührt. Denn wie konnte Jemand, der Chriſtum ſelbſt nicht geſehn hatte, es an Andern beſonders hervorheben, daß ſie an ihn glaubten, ohne ihn geſehn zu haben? Dies ſetzt voraus, daß der Schreiber ihn geſehn.

Wo Petrus geweſen, als er den Brief geſchrieben, conſtirt gar nicht; denn die Stelle, woraus man geſchloſſen hat, er ſei in Babylon geſchrieben, ſcheint gerade dagegen zu ſprechen (c. 5, 13). Denn wäre Petrus ſelbſt dort geweſen, ſo würde er nicht geſagt haben: „es grüßt euch die Miterwählte in Babylon", ſondern: „meine Miterwählte (meine Frau oder die Gemeinde) hier." Eben ſo wenig kann man auf die Zeit der neroniſchen Verfolgung ſchließen.

§. 97.

Mit dem zweiten Briefe des Petrus verhält es ſich ebenſo, wie mit dem zweiten und dritten des Johannes; denn er iſt, ſobald er bekannt geworden, bezweifelt, und alle ältern Kirchenſchriftſteller reden von ihm, als von einer verdächtigen Schrift.

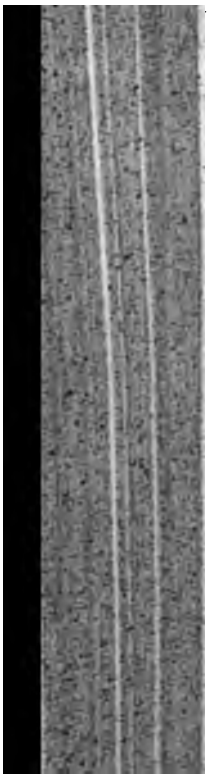
entlehnenden Verfaſſer erkennen kann; und man muß dabei die verſchiedenen Geſichtspuncte richtig gegen einander abſchätzen. Die Kürze und Ausführlichkeit iſt meiner Meinung nach ein völlig indifferenter Punct; der Entlehnende kann eben ſo gut erweitern wie epitomiren. Es kömmt vorzüglich darauf an, daß man die urſprüngliche Anlage erkennt. Nun iſt klar, daß eigne Gedanken ceteris paribus klarer ausgedrückt werden, in größerer Beziehung auf einander und in genauerer Zuſammengehörigkeit erſcheinen, als ſolche, die man ſich angeeignet hat. Dies iſt alſo der Hauptpunct, woran man das Urſprüngliche erkennen muß. Ein Beiſpiel aus unſerm Briefe im Vergleich mit dem des Judas iſt Cap. 2, 9—12 vergl. Jud. 5—10. Hier iſt Petrus ganz dunkel, indem er den einzelnen Fall weggelaſſen hat, der das Ganze klar gemacht hätte. Da ſieht man alſo, der Verfaſſer hat aus Judas geſchöpft und hat durch ungeſchicktes Epitomiren die Stelle verdunkelt. Dies gilt aber nicht nur von Einzelnheiten, ſondern vom Ganzen. Bei Judas wird von dem Eindringen ſolcher Menſchen in die Gemeinde geredet, die ſittenloſe Grundſätze haben und verbreiten; bei Petrus aber wird dies zweifelhaft gehalten, und bald auf unmoraliſche Menſchen, bald auf Irrlehrer bezogen. Da hat alſo Judas den Vorzug der Klarheit in der ganzen Anlage [1]). — Außerdem ſind aber noch zwei andere Meinungen aufgekommen, zuerſt, daß beide Schriftſteller aus einer gemeinſchaftlichen uns unbekannten Schrift geſchöpft haben, und allerdings ſind die Differenzen bedeutend genug, um eine ſolche Erklärung möglich zu machen. Aber es ſchwebt hier die bloße Möglichkeit in der Luft, da gar kein Indicium weiter dafür vorhanden iſt, und es iſt Nichts da, was ſich nicht auch anders erklären läßt; ſo iſt alſo dieſe Hypotheſe ganz nutzlos. Der zweite Brief Petri hat einen andern Hauptgeſichtspunct, als der des Judas; es muß alſo das, was er aus dieſem aufnimmt

1) Erſt. Entw. Im Judas iſt mehr Conſiſtenz. Den Ausſchlag aber gibt die rauhere Sprache im Judas, die gewiß keiner würde erkünſtelt haben der eine mildere vor ſich hatte, ſondern umgekehrt.

bei ihm anders werden. Eine andre Meinung iſt die von Auguſti in ſeiner Erklärung der katholiſchen Briefe, daß die beiden Verfaſſer ſich vorher verabredet hätten. Dies iſt der vorigen Annahme ganz analog, denn das Gemeinſchaftliche wäre dann das Mündliche, das vorher aufgeſtellte Thema, welches Beide ausführen wollten. Aber ſo ſtehn die Briefe gar nicht, daß man ein ſolches Thema finden könnte, es ſind vielmehr Einzelnheiten, nicht ein Hauptgedanke, der durch das Ganze hindurchginge, was beiden Briefen gemeinſam iſt, denn eigentlich hat jeder ein beſonderes Thema für ſich. Wenn man 2. Petr. ganz lieſ't, ſo findet man, daß, was der Verfaſſer gegen gewiſſe Menſchen tadelnd ausführt, wobei er ſie wie die alten falſchen Propheten des jüdiſchen Volks als falſche Lehrer beſchreibt, auf die Zukunft geht, alſo einen theoretiſchen Geſichtspunct hat, wovon Judas Nichts zeigt, bei welchem nur der Mißbrauch der göttlichen Gnade zum Vorſchub der Sinnlichkeit der Hauptpunct iſt. Bei Petrus ſind es ψευδοδιδάσκαλοι, welche nicht an die bevorſtehende παρουσία Χριστοῦ glauben, und es iſt genau genommen die Tendenz des ganzen Briefs, gegen dieſe zu warnen. Bei Judas ſind es Unſittliche, welche ſich in die Gemeinde eingeſchlichen haben, und, wie Paulus ſagt, die ἐλευθερία in eine ἀφορμὴ τῇ σαρκί verwandeln (Jud. 4.). Eine Verabredung kann alſo nicht zum Grunde gelegen haben.

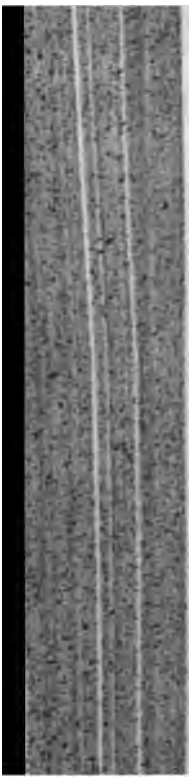
Eine beſonders ſcharfſinnige Auskunft hat Ullmann getroffen [1]). Genau betrachtet hänge der 2te Brief Petri gar nicht zuſammen, es ſei keine Einheit darin, ſo daß ſchwerlich zu glauben, daß er von einem Verfaſſer herrühre. Nun ſei kein Grund, das erſte Capitel dem Apoſtel Petrus abzuſprechen; es ſei aber ein Fragment, dem der Schluß fehlt; da habe ein ſpäterer Verfaſſer c. 2. und 3. daran gehängt und nach dem Briefe Judä gemacht. — Allein gegen dieſe Hypotheſe ſprechen ſowohl äußere, als innere Gründe. Man kann zwar eine Differenz der Schreibart zwiſchen dem erſten Capitel und den folgenden nicht läugnen, aber ſie erklärt

1) Ullmann d. 2. Br. Petr. krit. unterſucht. 1821.



genden beginnt und V. 16. ſchon die Paruſie er
das Ende zum Anfang zurück, was bei jener H
lich wäre, wogegen dieſe Art der Wiederaufnahme
wenn man es als ein Ganzes anſieht.

Alsdann aber hat es Mancherlei gegen ſich
petriniſch zu halten. Eine Stelle freilich komm
in Betracht, welche ſonſt als ein Zeichen der U
hat, c. 3, 2., wo der Verfaſſer ſich mit dem Au
στόλων ἡμιῶν ſelbſt aus den Apoſteln ganz aus
Recht ſagt Eichhorn, daß ἡμιῶν in dieſer Stell
tion zu ἀποστόλων ſein kann; aber nun iſt di
der latiniſirenden Codices, während die rein
leſen, was alſo die bezeichnet, welche den Leſern
ſtenthum verkündigt haben. Aber wenn der Ver
eine Kenntniß aller pauliniſchen Briefe zuſchreib
offenbar ſchon nach einer Sammlung, denn ſon
von allen ohne Unterſchied reden. Noch mehr d
λοιπὰς γραφάς auf eine ſpätere Zeit; denn we
von den altteſtamentlichen Schriften verſtehn wo
doch die Briefe des Paulus dieſen gleichgeſt
in einer ſpätern Praxis die Rede ſein konnte, a
mentliche Schriften in den Gemeinden vorgeleſe



unter den Apoſteln weder bei Matthäus noch M
aber bei Lucas in beiden Verzeichniſſen Act. 1.
er ihn Ἰούδας Ἰακώβου nennt. Dieſen Genit
ſeinen Bruder bezogen, aber dies iſt doch eine kü
da ein ſolcher Genitiv immer den Vater andeute
Lucas in jenen Verzeichniſſen die bekannten Brüde
aber den Judas nicht zum Jacobus Alphäi, f
Urſache haben, ihn für einen Bruder deſſelben z
alſo diejenigen Recht haben, welche den Brief
ſchreiben, ſo müßte Judas zugleich einen Bru
einen Vater Jacobus gehabt haben. Nun ko
13, 55. und Marc. 6, 3. noch ein Judas vor
unter denen, die als Brüder Chriſti aufgeführt
bekannte Streitſache, wie es mit dieſer Brüder
ich mich hier nicht einlaſſen, aber daß dieſe beid
mit Judas Jacobi und Jacobus Alphäi, iſt ni
Wenn nun der Brief von dem Bruder Jeſu w
nur aus Beſcheidenheit ſich nicht Bruder, ſond
genannt. Dies wäre freilich eine ſehr gute Erklä
nur eine ſichere Tradition hätte, daß der Brief
das iſt.

Dieſer Brief gehört auch zu denen, welche

Hieronymus berichtet, eine Thatsache ist, so zeigt dies wenigstens, daß keine andere sichere Ueberlieferung vorhanden gewesen, daß der Brief apostolisch sei. Es findet sich aber außer dieser Berufung auf Enoch noch eine andere auf den Streit des Engels Michael mit dem Teufel über den Leichnam des Moses (V. 9.), wovon wir aus Origenes wissen, daß es in einem Buche Ascensio Moysi vorgekommen ist. Origenes hat Beides verbunden, den Brief für apostolisch gehalten und doch die Berufung auf ein apokryphisches Buch angenommen.

De Wette ist der Meinung, der Brief müsse vor der Zerstörung Jerusalems geschrieben sein, denn da hier mehrere Strafgerichte erwähnt würden (V. 5—7.), so hätte, wenn Jerusalem schon zerstört gewesen, dies nicht fehlen dürfen [1]). Allein mit diesem Argumentum ex silentio ist es immer eine mißliche Sache. Es kann sein, daß die Zerstörung Jerusalems schon lange gewesen war, und daß der Verfasser dieselbe doch nicht mit dem Untergange von Sodom und Gomorrha zusammenstellen wollte, um nicht ein allgemeines Verdammungsurtheil über die Juden auszusprechen. Er wollte nicht irgend Etwas aus Willkür zu den göttlichen Strafgerichten rechnen, was nicht im A. T. als ein solches bezeichnet war.

Der Verfasser unterscheidet sich übrigens aufs bestimmteste von den Aposteln V. 17., und, wie mir scheint, nicht bloß von ihnen selbst, sondern auch von ihrer Zeit. Denn er sagt, die Apostel hätten verkündigt, daß ἐν ἐσχάτῳ χρόνῳ Spötter kommen werden, und im Anfange des Briefes hat er gesagt, daß diese da seien. Dennoch aber darf man auf die ganz willkürliche Hypothese des Grotius keinen Werth legen, daß ein Bischof von Jerusalem, der funfzehnte in der Reihe, welcher Judas geheißen, den Brief geschrieben habe, weßhalb Grotius die Worte ἀδελφὸς δὲ Ἰακώβου ausläßt. Dies ist ein bloßer Einfall; aber daß der

1) In der ersten Ausgabe der Einl.; vergl. dagegen die 4te. §. 183.

Brief nicht in das apoſtoliſche Zeitalter gehört, können Beſtimmtheit ſagen.

Wenn alſo der Verfaſſer ſich ſelbſt weder als Apo als Zeitgenoſſen der Apoſtel bezeichnet, ſo gewinnt die V welche Clemens von Alexandrien vorträgt, mit einer klein änderung ſehr viel Wahrſcheinlichkeit. Er vermuthet, daß d prophetiſch gegen die Carpocratianer gerichtet ſei, welche di loſigkeit in Schutz genommen haben ſollen; nur möchte Prophetiſche dabei löſchen und nicht die ausgebildete Secte ſondern die erſten Keime derſelben. Dann ſtellt ſich d ziemlich in dieſelbe Reihe mit den pſeudojohanneiſchen, wahrſcheinlich einen Schüler des Apoſtels zum Verfaſſer ha in dieſelbe Zeit mit unſerm Briefe fallen können.

Ein Brief, wie dieſer, mit einer ganz unbeſtimmten kann wohl nicht anders, als auf dem gewöhnlichen W Publication anderer Bücher in Umlauf gekommen ſein; al ſcheint er zu klein und unbedeutend. Wir müſſen uns al ſubjectiven ſehr ſtarken Beweggrund zu ſeiner Abfaſſung u auch eine eigenthümliche Methode denken, um ein ſolches e Blatt öffentlich bekannt werden zu laſſen, ohne daß es un Da läßt ſich ſchwerlich etwas Anderes denken, als ein De bei einer chriſtlichen Gemeinde mit der Anweiſung, es bekannt zu machen, als es von dieſem Puncte aus mögli Daß die Schrift deſſenungeachtet die Form eines Briefes hat, auf dieſe Weiſe gar nicht gehörig begründet, und da kann wohl eine Nachahmung der pauliniſchen Briefe nennen, a ganz im Allgemeinen. Nun konnte aber der Zweck nu irgend eine Gemeinde erreicht werden, die den Charact Metropolis hatte, wo das Kirchliche dem Induſtriellen Weiter aber kommen wir nicht, und es giebt keine Ant darüber, wo der Brief könnte entſtanden ſein. Die Anf von apocryphiſchen Schriften deutet darauf, daß der Verf einer Gegend gelebt haben muß, wo dieſe bekannt waren. wir wiſſen aus unſern Kenntniſſen über das Buch Enoch u

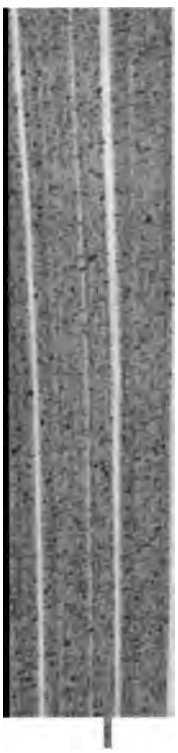
censio Mosis gar nichts Näheres darüber. Wir würden ſchwan- zwiſchen Syrien, Paläſtina und Egypten, welches die Puncte b, worauf wir Rückſicht zu nehmen hätten.

§. 99.

Der Brief des Jacobus iſt gewöhnlich als der erſte un- den katholiſchen angeführt worden, ſo von Euſebius (h. e. II. .)[1]), der aber zugleich bemerkt, daß der Brief für unächt gelten und von vielen der Alten gar nicht erwähnt worden ſei. ter dieſen ſtand wohl Papias oben an, von dem Euſebius ſagt, ß er Zeugniſſe aus 1. Joh. und 1. Petr. gebrauchte, und von n er es gewiß nicht verſchwiegen haben würde, wenn er auch t Jacobusbrief angeführt hätte. Auch noch ſpäter findet ſich das, was ſeiner Authentie gar nicht günſtig iſt: Hieronymus e vir. illustr. 2.) ſchreibt ihn dem aus der Apoſtelgeſchichte be- nnten Jacobus zu, den er mit Jacobus Alphäi für einerlei hält, t aber hinzu, daß Einige ihn für nicht von dieſem, ſondern n einem Andern in deſſen Namen verfaßt hielten, ungeachtet er noniſche Geltung erhalten habe. Hieronymus hatte die Beſtim- ung des lateiniſchen Canons in Händen; dennoch trägt er kein edenken, dieſen Brief, deſſen Unächtheit er nicht unwahrſchein-) findet, darin zu laſſen.

Bei der Frage nach dem Verfaſſer des Briefes müſſen wir nächſt eine Reviſion über die neuteſtamentlichen Männer des Na- ns Jacobus halten. Da haben wir den Apoſtel Jacobus, Bru- r des Johannes und Sohn des Zebedäus, dann den andern poſtel Jacobus, Sohn des Alphäus, ferner einen Jacobus, der atth. 13, 55. und Marc. 6, 3. unter den Brüdern Jeſu erwähnt rd zugleich mit Joſes, Simon und Judas. Es frägt ſich, ob s drei oder zwei Jacobi ſind. Außerdem erſcheint in der Apo- lgeſchichte ein Jacobus unter denen, die zu Jeruſalem das Wort hren, als Paulus wegen des in Antiochien entſtandenen Streits

[1]) Siehe oben S. 43.



ſten Male nach Jeruſalem gekommen ſei, um Petru
ρον δὲ τῶν ἀποστόλων οὐκ εἶδον, εἰ μὴ Ἰάκω
φὸν τοῦ κυρίου. Nun wiſſen wir, daß εἰ μὴ ni
genommen wird, und darnach iſt nicht nothwen
Bruder des Herrn ein Apoſtel geweſen iſt; ſonſt
bus Alphäi ſein, der aber nicht Chriſti Bruder, ſ
ter wäre. In jener Stelle des Matthäus iſt al
chen Brüdern des Erlöſers die Rede, denn ſie
bar hinter ſeiner Mutter genannt. Deshalb ſchre
ſen Brief und den des Judas zweien Brüdern C
aber noch ungewiß, ob der als Verfaſſer des N
Jacobus ſich gerade unter den im neuen Teſta
findet.

In der Ueberſchrift Ἰάκωβος, θεοῦ καὶ
Χριστοῦ δοῦλος liegt gar kein Indicium, woraus
nehmen iſt. Hieronymus nennt den Verfaſſer
Jeruſalem Jacobus cognomento Justus, qui appel
mini, und man ſieht, daß er keinen von den vier
dern meint, denn appellatur deutet auf einen ἀδά
Sinne; in wiefern aber dieſe Nachricht auf Z
oder nicht, conſtirt gar nicht. Es ſind auch no

ruſalem noch keine Nachricht von dem Erfolge der Verkündigung des Paulus und Barnabas, und es ſcheint damals noch kein ſolcher Zuſtand der Chriſten geweſen zu ſein, wie er in unſerm Briefe dargeſtellt wird, und wenn Jac. 2, 7. eine leiſe Anſpielung auf den Beinamen *Χριστιανοί* enthalten iſt, ſo konnte man dieſen in Jeruſalem erſt kennen, nachdem er von Antiochien aus eine gewiſſe Verbreitung erhalten hatte. Das alles ſcheint eine ſpätere Zeit zu verrathen, als die, in welcher Jacobus Zebedäi lebte. Wenn wir alſo mit einer gewiſſen Beſtimmtheit läugnen können, daß der Brief von dieſem ſei, ſo iſt dies das Einzige, was ſich über den Verfaſſer deſſelben mit einiger Sicherheit ſagen läßt.

Wenn man fragt, an wen der Brief gerichtet iſt, ſo findet ſich hier etwas ganz Ueberraſchendes in der innern Ueberſchrift, nemlich: an die zwölf Stämme in der Zerſtreuung, d. h. an alle Juden außerhalb Paläſtina's. Sonach ſcheint es, daß der Brief ebenſowohl an die ungläubigen, wie an die gläubigen Juden gerichtet iſt. So haben es auch Einige genommen, und im erſten Capitel erſcheint auch keine nähere Beſtimmung, aber Cap. 2, 1. heißt es: „Meine Brüder, verbindet mit dem Glauben an unſern Herrn Jeſus Chriſtus kein Anſehn der Perſon", und da iſt nachher die Rede von den Verſammlungen der Chriſten und von der großen Differenz der Stände und des Vermögens in denſelben, was auf die erſten Zuſtände, wo Alles ſo ſehr noch eine Analogie mit der Gütergemeinſchaft hatte, nicht zu paſſen ſcheint. Alſo an Chriſten iſt der Brief doch nur gerichtet, aber nicht an andere, als Judenchriſten. Daraus geht zugleich hervor, daß er nicht als ein eigentlicher Brief an beſtimmte Gemeinden mit beſonderer Adreſſe geſchickt iſt, denn nirgends hätten die jüdiſchen Chriſten auf eine beſondere Weiſe verſammelt werden können, weil ſie ſich aus den Gemeinden nicht ſcheiden ließen, ohne Spaltungen zu veranlaſſen. Dies hätte auch nur zu einer gewiſſen Zeit geſchehn können, denn ſpäter, wo alle Differenz zwiſchen Juden- und Heidenchriſten aufgehoben war, und die Chriſten ſich immer mehr von den Juden ſonderten, wäre gar nicht auszumitteln geweſen, welche urſprüng-

lich Judenchriſten waren, und welche nicht. Dieſe Schrift iſt alſo wie ein Buch zum Leſen beſtimmt, und die briefliche Form iſt ein bloßer Schein; es fehlt ihr auch ein Ende, wie es Briefe zu haben pflegen, Schlußformel, Begrüßung und Hervorheben von Einzelnheiten.

Da nun der Brief für Chriſten von jüdiſcher Abſtammung beſtimmt iſt, aber ganz allgemein, ohne allen Unterſchied des Orts, ſo frägt ſich, wie Jemand dazu kommen konnte, eine Schrift nur für dieſe aufzuſtellen zu einer Zeit, wo es überall ſchon viele Chriſten gab, die zu dieſen nicht gehörten. Wenn Etwas über ihr Verhältniß zu den Heidenchriſten zu ſagen war, ſo konnte ſehr gut eine Schrift an jeden Theil beſonders gerichtet werden, nur nicht als ein Brief, der vorgetragen werden ſollte, ſondern als eine öffentliche Schrift. Aber von dem Verhältniſſe der Judenchriſten zu den Heidenchriſten iſt in unſerm Briefe kein Wort geſagt, und alles, was darin ſteht, konnte eben ſo gut den Heidenchriſten gelten. Man hat deshalb verſchiedene Hypotheſen über die erſten Leſer aufgeſtellt. Nöſſelt meint in ſeinen opusculis, er ſei an den jüdiſchen Theil der Gemeinde zu Antiochien gerichtet, man müſſe ſich ihn ſo früh, wie möglich, denken, und ἐν τῇ διασπορᾷ ſei eine Anſpielung auf die Stifter der dortigen Gemeinde, welche Act. 11, 19. οἱ διασπαρέντες ἀπὸ τῆς θλίψεως τῆς γενομένης ἐπὶ Στεφάνῳ genannt werden. Eichhorn meint, der Brief ſei an die Judenchriſten gerichtet, welche Paulus und Barnabas auf ihrer erſten Miſſionsreiſe bekehrten; damals ſei noch kein Streit zwiſchen Juden- und Heidenchriſten geweſen, welcher erſt durch die Anweſenheit des Petrus in Antiochien ausgebrochen ſei: der Brief ſei alſo zwiſchen dieſe erſten Anfänge und die Berathungen in Jeruſalem zu ſetzen. Aber es müſſen doch ſchon vorher Controverſen ſtattgefunden haben, und wenn Jacobus an dieſen Berathungen zu Jeruſalem beſondern Antheil hatte, ſo muß um ſo wunderbarer erſcheinen, daß von dieſen Streitigkeiten kein Wort vorkommt. Und wenn am Ende Paulus gar ſelbſt der Träger des Briefs geweſen ſein ſollte, wie ſollte es dann zugehn,

daß er in demſelben gar nicht genannt, und daß von ſeinen perſönlichen Verhältniſſen Nichts angedeutet wird? Was aber die von Eichhorn angeführte Verabredung Gal. 2, 9. betrifft, daß Paulus und Barnabas den Heiden, Jacobus aber und Petrus den Juden predigen ſollten, ſo iſt es eine ganz falſche Anſicht der Sache, als ob darin ein Verbot gelegen habe, daß von Jeruſalem aus nicht auch zu Heidenchriſten dürfte geredet werden. Dann hätten ja Paulus und Barnabas auch nicht in die jüdiſchen Synagogen gehn dürfen, und die Spaltung wäre dann ſchon auf den höchſten Punct getrieben. Jene Verabredung machte ſich ganz von ſelbſt: Antiochien wurde als die Mutterkirche für die helleniſtiſche Verbreitung des Chriſtenthums, und Jeruſalem für die Muttergemeinde der paläſtiniſchen Miſſionen angeſehn, und es war natürlich, daß die, welche wegen der Opportunität an den Tempeldienſt gewöhnt und an das Geſetz gebunden waren, nicht ſo geeignet ſein konnten, das Chriſtenthum unter Hellenen zu verbreiten, wie die Chriſten zu Antiochien. Der Brief ſtimmt aber gar nicht mit den Verhältniſſen überein, um aus jener Zeit ſein zu können; damals war das gute Vernehmen zwiſchen Juden- und Heidenchriſten ſo ſehr das Hauptintereſſe, daß das gänzliche Nichterwähnen deſſelben dafür ſpricht, daß der Brief ſpäter zu ſetzen iſt, denn ſo zeitig, daß von einem Verhältniſſe zwiſchen Juden- und Heidenchriſten noch Nichts zu ſagen war, konnte ein Brief an außerpaläſtiniſche Judenchriſten nicht geſchrieben werden. Paulus fand immer für nöthig, wieder auf dies Verhältniß zurückzukommen. Sehen wir aber auf eine ſpätere Zeit, ſo war diejenige unmittelbar vor und nach der Zerſtörung Jeruſalems allerdings eine Zeit, worin dergleichen Prätenſionen in Bezug auf das Geſetz von ſelbſt ein Ende haben mußten. Aber etwas Beſtimmteres wiſſen wir nicht.

Was den Inhalt des Briefes betrifft, ſo iſt es ſchwer, eine ordentliche Ueberſicht zu gewinnen. Schon Luther klagt darüber, daß der Verfaſſer Eins ins Andre wirft, und wenn Eichhorn zum Lobe des Briefs ſagt, daß die Uebergänge einfach und na-

Stunden gegeben hat. Wie mag jemand in d
Gemeinden ziemlich bald der Fall geweſen ſein,
cheniſche Gemeinde hätte nicht ſo große Miſſionsre
können, wenn nicht reiche Mitglieder darunter war
Jacobus in Jeruſalem aus ſo großer Entfernung
über Dinge giebt, die er eigentlich nur aus eig
kennen lernen konnte, ſo mußte er doch dergleiche
Umgebung vor Augen gehabt haben. Ein zweiter
von c. 2, 14. an die Auseinanderſetzung des Verh
πίστις und ἔργα, wobei man ſo oft gefragt ha
zu der pauliniſchen Lehre verhalte. Es haben in
beſonders Eichhorn, aus einander geſetzt, daß ma
eilig aus dieſer Stelle auf eine Kenntniß der pa
ſchließen darf. Es könnte auch bloß eine Kenntni
des Paulus ſein, die er ja in Jeruſalem aus
hatte. Nun iſt aber merkwürdig, daß hier gerade
für die Werke gebraucht wird, was Paulus für d
wendete, nemlich das des Abraham; ja es wird
als Beiſpiel angeführt, was auch Hebr. 11, 31. v
alſo wegen Abraham auf die pauliniſchen Briefe r
ſo muß wegen Rahab auf den Hebräerbrief recurri

er das Gesetz als zwischeneingekommen betrachtete. So konnte also diese Bezugnahme des Paulus auf Abraham leicht bekannt sein. — Wenn es nun im Briefe heißt: „der Glaube ohne Werke ist todt", so ist dies dasselbe, wie wenn Paulus den Glauben als durch die Liebe thätig setzt; und unser Verfasser versteht unter den Werken nicht die gesetzlichen Werke als vorgeschriebene, sondern die aus dem Glauben hervorgegangenen, und es sind also eben die Werke der Liebe. Der Begriff der πίστις ist aber ein andrer, als bei Paulus, da sie c. 2, 19. auch den Teufeln zugeschrieben wird, während es bei Paulus das Vertrauen auf die göttliche Verheißung ist, und nie würde dieser gesagt haben, daß der Monotheismus an sich der wahre Glaube sei. Wenn also eine genaue Beziehung auf die pauliniſche Theorie hier wäre, so müßte das Ganze anders gestellt sein. Das σὺ πιστεύεις ὅτι ὁ θεὸς εἷς ἐστιν, das Princip des Monotheismus, steht wieder in genauem Verhältnisse damit, daß die innere Ueberschrift bloß das allgemein Monotheistische bezeichnet, nicht aber das Christliche. Hier scheint also die Richtung gar nicht auf die pauliniſche Lehrweise zu gehn, sondern auf das, was auch Paulus an den Juden als solchen tadelt, nemlich daß sie glaubten, durch die ihnen anvertraute Erkenntniß Gottes und des Gesetzes gerecht werden zu können. So ließe sich auch denken, daß Abraham und Rahab als stehende Beweise hineingekommen sind, Letztere, weil sie Heidinn war, Ersterer wegen der Werke. So scheint es also möglich, daß hier durchaus gar keine Notiz von der pauliniſchen Theorie zum Grunde liegt, und dies würde allerdings wieder für eine sehr zeitige Abfassung des Briefes sprechen, denn wenn der Verfasser von der Selbstgenügsamkeit der Erkenntniß ohne die Ausübung reden wollte, so hätte er zu einer Zeit, wo die pauliniſche Theorie im Umlauf war und Wurzel gefaßt hatte, es nicht auf diese Weise thun können, ohne letztere zu berücksichtigen. Wäre aber hiernach der Brief früher, so könnte er nicht in die außerpalästiniſchen Gegenden gerichtet sein, was doch in der Ueberschrift zu liegen scheint. So kommt man also durch die eine Indication immer zu einer

Wiederkunft des Herrn c. 5, 7. das einzige eigent
wogegen die erste Ermahnung und die Warnung
ληψία sehr gut von einem jüdischen Obersten an
ergehen konnte. Im zweiten Theile (c. 3, 1. bis
die Polemik gegen einen egoistischen Wetteifer der eig
gedanke. Andere fassen dies freilich anders, aber n
das Ganze in mehrere kleine Stücke zerreißen wil
es nicht anders, als so, ansehn. Dies ist ebenfalls
Christliches. Nur im letzten Theile (c. 4, 13. bis
allen Ermahnungen die Rücksicht auf die παρουσ
zum Grunde. Dies ist offenbar die Vorstellung eines
es ist so wenig, wie möglich, von dem eigenthüml
darin, so daß es den Character des noch nicht vö
denseins des Judenthums vom Christenthum zu
Zuletzt (c. 5, 13—20.) folgen noch einige besondere
ohne bestimmten Character.

Es ist gar nicht leicht, auf ein einfaches Result
Wollen wir, der Indication des Namens folgend,
die eigentlich canonische Zeit der apostolischen Schri
muß sie, da sie an Nationaljuden gerichtet ist, in di

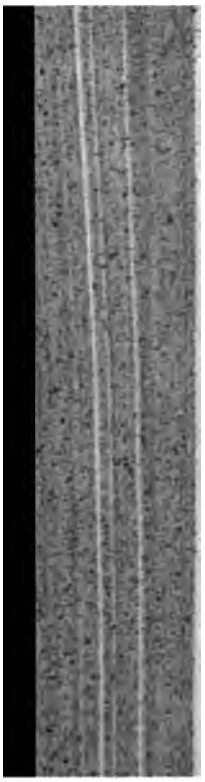
oder ihm eine ganz andere Richtung zu geben. Was kann ταῖς δώδεκα φυλαῖς ταῖς ἐν τῇ διασπορᾷ heißen? Es war dafür ein beſtimmter Sprachgebrauch. Aber wie verhält es ſich mit der Eintheilung der 12 Stämme zur Zeit Chriſti? Sie war ſeit der Rückkehr aus dem Exil gar nicht mehr vorhanden, und wie die Juden, welche ſich zerſtreuten, ihre Stammdifferenz aufbewahrt haben ſollten, iſt ſchwer nachzuweiſen. Aber wenn dies Bewußtſein auch geblieben wäre, und die 12 Stämme ihre Realität noch hatten: ſo waren doch auch die, welche in Paläſtina wohnten, unter einander zerſtreut, denn der Begriff des Stammes knüpfte ſich in der ganzen eigentlich hiſtoriſchen Zeit der Juden an die Landeseintheilung. Nun war aber gar nicht möglich, daß bei der Rückkehr aus der Gefangenſchaft dieſe Eintheilung wieder geltend gemacht wurde, denn nur die Stämme, welche zum Königreich Juda gehörten, kehrten in Maſſe zurück, nicht die, welche zu Iſrael gehörten. So vertheilten ſich dieſe über das ganze Land, und wenn man alſo den Begriff der 12 Stämme genau feſthält, ſo waren alle in der διασπορᾷ; das Land war nicht in derſelben Eintheilung geblieben, und die Abſtammung dabei gänzlich vernachläſſigt worden. So bliebe es möglich, daß der Brief an paläſtiniſche Judenchriſten gerichtet iſt und doch ſolche Ueberſchrift haben konnte. Wer eine ſolche Ueberſchrift wählte, müßte dabei die Vergleichung der alten Zuſtände im Sinne gehabt haben; davon verräth ſich freilich im Briefe Nichts, indeß möglich bleibt es immer. Dann läßt ſich der Brief als ein ſolcher denken, der von den Heidenchriſten gar keine Notiz nimmt, aber die Entſtehung und Verbreitung chriſtlicher Gemeinſchaften im Auge hält. Alle Ermahnungen darin ſind recht wohl für einen ſolchen Zuſtand geeignet. Das bleibt allerdings wahr, daß, wenn man die Hinweiſung auf Chriſtum als die Quelle eines neuen höhern Lebens als die eigentlich evangeliſche Art auffaßt, dieſe dem Briefe fehlt, und wenn man dies als die eigentliche Kraft einer chriſtlichen Anſprache anerkennt, ſo wird man auch nicht viel dagegen einzuwenden haben, daß Luther ihn einen ſtrohernen Brief nennt. Dies

deutet auf eine Auffassung, aus welcher nachher das ebionitische Christenthum kann entstanden sein, und wenn ich den Brief in diesem Verhältnisse denke, so wird er mir ein rechtes Exemplar davon. Aber dabei entsteht sogleich ein großer Zweifel. Nemlich von einem solchen Briefe eines Judenchristen an seine palästinische Stammgenossen würde man erwarten, daß er aramäisch abgefaßt wäre. Die Versuche aber, die man beim neutestamentlichen Schriften gemacht hat, Spuren der Uebertragung aus dem Aramäischen nachzuweisen, gelingen bei diesem Briefe noch weniger, als bei den pauliniſchen; auch die Structur ist nicht aramäisch. Es kann man nicht umhin, den Brief für ein griechisches Original zu halten. Man darf aber nicht glauben, daß das Griechische in Palästina unbekannt war; es gab in Jerusalem hellenistische Synagogen, wo also natürlich die LXX. tractirt wurden, und in Galiläa gab es viele nicht zum jüdischen Volk gehörige Einwohner, und ebenso in Peräa und Decapolis. So würde eine aramäische Schrift, welche für diesen ganzen Umfang bestimmt war, nicht überall verständlich gewesen sein; wogegen man wohl überall eine gewisse Kenntniß des Griechischen voraussetzen konnte.

Eichhorn schreibt dem Verfasser eine gewisse Gewandtheit im Griechischen zu; aber dem kann ich gar nicht beistimmen. Paulus besitzt eine weit größere Gewandtheit, und wenn man dem Johannes auch eine solche nicht eben beimessen kann, so fließt ihm die Sprache doch wenigstens natürlich. Bei Jacobus dagegen ist eine so große Künstlichkeit, welcher doch keine Absichtlichkeit zum Grunde liegen kann, daß man sieht, daß dem Verfasser die Sprache fremd ist. Es ist kaum der Mühe werth, Einzelnes dieserhalb herauszuheben, denn ich glaube, daß Jeder diesen Eindruck bekommen wird, der den Brief unbefangen lies't. Doch will ich ein paar Beispiele anführen, um zu zeigen, was ich bei diesem Urtheile im Auge habe. Cap. 1, 2. ist ὅταν πειρασμοῖς περιπέσητε ποικίλοις ein unbeholfener Ausdruck, denn ποικίλος paßt nicht zu πειρασμός und das Verbum auch eigentlich nicht, denn das Eigenthümliche in Beidem kommt nicht zur Geltung, und nur bei

einer gewissen Dürftigkeit des Gedächtnisses in einer Sprache läßt sich eine solche Anwendung unpassender Ausdrücke denken. Cap. 1, 17. ist παραλλαγή ein gewöhnlicher Ausdruck für das Uebergehn aus dem Hellen in das Dunkle; aber τροπῆς ἀποσκίασμα, eine Spur (so erklären wenigstens die Lexicographen das Wort) von Wendung, ist dasselbe wie παραλλαγή und ein höchst gekünstelter Ausdruck, weil ἀποσκίασμα, was hier eine andere Bedeutung hat, wieder in das Gebiet von Schatten und Licht fällt. Ebenso ist V. 18. ἀπεκύησεν vom Geborenwerden aus dem Wort der Wahrheit sehr unbeholfen, da es mehr an das Schwangersein erinnert und sich weniger zum uneigentlichen Gebrauche eignet, als τίκτειν. So würde also der Character der Sprache sehr zu jener Voraussetzung passen. Es wird also noch mehr wahrscheinlich, daß der Brief aus der ersten Zeit des Christenthums ist, aber daß bei dem Verfasser mehr die Auffassung vorwaltete, aus welcher nachher das Ebionitische entstand, so daß ihm der jüdische Monotheismus die Hauptsache war, und das Christenthum nur die vollkommenste Ausbildung desselben. Dann aber kann man sich schwer denken, daß dieser Jacobus derselbe gewesen, der unmittelbarer Schüler Christi und Apostel war, auch nicht der, welcher nachher Bischof von Jerusalem ward und so sehr für die Verbreitung des Christenthums unter den Heiden war.

Sehen wir wieder auf den Inhalt des Briefs und die Behandlungsweise der Gegenstände, so machen diese denselben Eindruck, wie die Sprache. Manches ist darin, was durchaus einen äußerlichen, wunderlichen Typus hat ohne einen innern Gehalt und eigentliche Kraft. Cap. 4, 13—15. sieht man offenbar Einen, der an Juden schreibt; da läuft das Ganze darauf hinaus, daß in den gewöhnlichen Dingen die Vergänglichkeit des irdischen Lebens und die Abhängigkeit von Gott ihnen nicht so gegenwärtig ist, daß sie es aussprächen. Aber dies Bewußtsein kann man wohl haben, ohne es auszusprechen, weil es sich von selbst versteht; jene Worte sind also inhaltslos. Vieles ist Wortschwall, so Cap. 5, 1—6., wo den Reichen solche Vorwürfe gemacht werden,



ihm überhaupt eine andere Bewandtniß zu hab
denn die ungewöhnliche Behandlung mit auf d
in der Sprache ſchieben. Es entſteht die Anſicht
ein ſpäteres Product und eigentliches Machwerk
zugleich eine That zu ſein, und ohne daß der
beſtimmtes Publicum gedacht hat.

So haben wir zwei Hypotheſen über den B
gegenſtehn und beide Vieles für ſich haben, die
von den äußern Indicien ausgeht und das bet
Briefe nicht behandelt iſt, die andere, wenn m
was im Briefe wirklich behandelt wird, und dara
ſammenhang im Ganzen iſt. Es frägt ſich, ob
Drittes giebt, worin ſich Beides vereinigen läßt;
lerdings der Fall, wenn man ſich eine Beziehun
das Andere denkt und bei der Stelle des Hieronym
daß Einer den Brief im Namen eines Andern eb
gehören alle die Fälle von zweifelhaft gemachten
ſerm neuen Teſtament: wenn der zweite Brief
Petrus iſt, ſo hat ihn ein Anderer in ſeinem Na
ebenſo, wenn die drei Paſtoralbriefe nicht von Pa
erſten Briefe an Timotheus habe ich mir das ſo
Verfaſſer ſich bewußt geweſen iſt, ſich lauter pauli

geſtellt hat, die ihm ſelbſt nicht geläufig war: ſo erklärt ſich dadurch Alles auf eine Weiſe, welche zugleich durch die älteſte patriſtiſche Angabe unterſtützt wird, und dies iſt die Annahme, bei der ich am liebſten ſtehn bleibe, um die Entſtehung und Abfaſſung dieſes Briefs zu erklären.

§. 100.

Wenn wir nun eine Zuſammenſtellung machen, wie ſich die ſieben katholiſchen Briefe zu ihrem canoniſchen Anſehn verhalten, ſo würde die Sache ſo zu ſtehn kommen, daß 1. Joh. und 1. Petr. am meiſten Wahrſcheinlichkeit für ſich haben, den Apoſteln anzugehören, denen ſie zugeſchrieben werden, und zwar 1. Joh. noch mehr, als 1. Petr.; dagegen 2. Joh., Jud. und Jacob. ſind wohl nicht apoſtoliſche Briefe, aber man kann ihnen nicht abſprechen, eigens erlaſſene Briefe zu ſein, die ſich auf Abweichungen und Unordnungen in der Kirche beziehn. 2. Petr. und 3. Joh. ſcheinen am wenigſten etwas Aechtes an ſich zu haben; 3. Joh. macht zwar keinen Anſpruch, dem Apoſtel anzugehören, ſtellt ſich aber wie 2. Joh. und iſt ein mehr rhetoriſch als practiſch entſtandenes Product. Daſſelbe muß von 2. Petr. geſagt werden, beſonders in Beziehung auf Jud. — Gehn wir darauf zurück, daß 1. Joh. und 1. Petr. allein das älteſte Zeugniß, das wir kennen, für ſich haben, das des Papias, ſo ſind dieſe allein als protocanoniſch anzuſehn. Der Jacobusbrief iſt zwar zeitig in den Canon gekommen (ſchon in der Peſchito), da er aber immer ſtreitig geweſen iſt, ſo ſtellt er ſich mehr zu den zweiten, als zu den erſten. Wenn ſein Inhalt aus den Vorträgen eines apoſtoliſchen Jacobus genommen, die Zuſammenſetzung aber eine ſpätere iſt, ſo behält ſein Inhalt den Anſpruch, einer apoſtoliſchen Zeit anzugehören, die Schrift ſelbſt aber kann dem 1. Joh. und 1. Petr. nicht gleichgeſtellt werden.

Nehmen wir aber einmal alle katholiſchen Briefe zuſammen und fragen nach ihrer canoniſchen Dignität, wenn wir ſie als eine eigne Abtheilung neuteſtamentlicher Schriften betrachten, ſo

Begriff einer Sünde zum Tode, was ein Pu
liche Moral wäre als Parallele zu der Stelle vor
der den heiligen Geiſt. Aber wir können dieſe S
lichen Lehre nicht anwenden, da der Begriff g
iſt, und die Auslegung alſo immer nur willkü
Angenommen, dieſe Stelle bezöge ſich auf einen n
richt zurück, wie es wahrſcheinlich iſt, ſo ſind wir
dieſe Aeußerung ſo zu benutzen, wie die urſprün
jener uns fehlt. — Der erſte Brief Petri hat die
von der Predigt an die Geiſter im Gefängn
ein Dogma zu machen geſucht hat, ſofern im ap
bolum die Stelle von der Niederfahrt Chriſti zu
auf ſtützt, obwohl es noch zweifelhaft iſt, ob es r
tus nicht doppelter Ausdruck für daſſelbe iſt, da e
Formen dieſes Bekenntniſſes fehlt. Aber immer n
ein eigentlicher Lehrſatz, ſondern ein Punct in d
len, verborgenen Geſchichte Chriſti zwiſchen ſeine
ner Auferſtehung. Aber ſo wie dieſe Vorſtellung
iſt, läßt ſie ſich durchaus nicht fixiren. — Aehnli
15. die Stelle von dem Gebet und der Salbu
ken. Wenn man ſagt, daß daraus die römiſche
crament der letzten Oelung gemacht hat, ſo wä

Wenn wir also sagen müssen, unentbehrliche Stützen für die christliche Lehre und Aussprüche, wodurch andere christliche Lehrstücke in ein bestimmtes Licht gesetzt werden, haben wir in diesen Briefen nicht, und dazu haben sie alle etwas, was aus dem Gemeingebiet der christlichen Lehre herausgeht, so folgt, daß sich nicht behaupten läßt, daß es ein großer Schaden gewesen wäre, wenn diese ganze Abtheilung in unserm Canon fehlte. Daraus will ich aber weiter gar Nichts schließen, als daß der Begriff des Canons historisch aufzufassen und nicht aus der Nothwendigkeit des Inhalts entstanden ist. Von Zurückweisen einzelner Schriften aus dem Canon ist daher gar nicht die Rede.

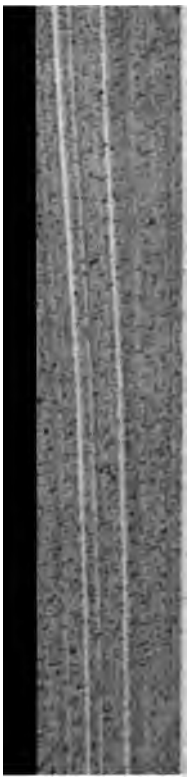
Die große Genauigkeit, mit welcher Eusebius überall, wo er von Schriften älterer Zeit spricht, sich bemüht, nachzuweisen, aus welchen Schriften die älteren Lehrer Zeugnisse genommen haben, ist als eine Gesinnung der älteren Kirche der Grund der Unterscheidung, die man zwischen Proto- und Deuterocanonischem gemacht hat. Auch in neuerer Zeit hat man die Regel aufgestellt, aus deuterocanonischen Schriften keine Glaubensartikel zu begründen, welche nicht auch in den protocanonischen Schriften enthalten sind. Dies ist eigentlich dasselbe, was ich gesagt, daß sie keinen eigenthümlichen canonischen Werth haben, insofern man ihnen keine normale Dignität beilegt.

Fünftes Capitel.

Der Hebräerbrief.

§. 101.

Den Brief an die Hebräer habe ich nicht gleich nach den pauliniſchen, sondern erst hierher gestellt, weil er in Beziehung auf den Canon in einem gewissen Verhältnisse zur Apocalypse steht. Denn wenn die katholischen Briefe größtentheils als deuterocanonisch angesehn werden, so dürfte man diese beiden Schriften gleichsam hemicanonisch nennen, da jede von ihnen durch die andere canonisch geworden ist. Da die lateinische Kirche den Hebräerbrief



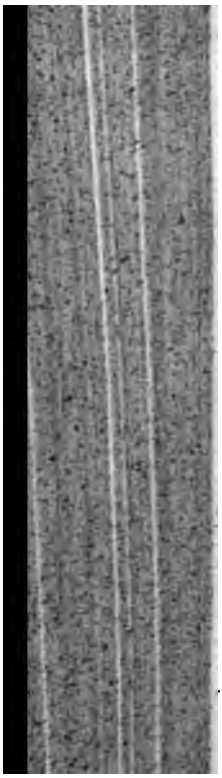
gehörig gewürdigt, und ebenſo ſcheint man zu v
Aufnahme des Hebräerbriefs in den Canon auf d
ſeines pauliniſchen Urſprungs geſchloſſen zu haben
auch in der griechiſchen Kirche bei Clemens von
Origenes beſtimmte Zweifel, ob der Hebräerbrief
aber keineswegs iſt derſelbe deswegen nicht in der
worden.

Bis jetzt herrſchen über dieſen Brief in Be
alle Puncte, welche die neuteſtamentliche Critik zu
entgegengeſetzte Meinungen. Die Fragen, von we
welcher Grundſprache und wann er geſchrieben i
noch ſtreitig.

Um nun zu ſehn, wie die Sache ſteht, wo
nach der kirchlichen Anerkennung fragen, d. h. na
und der Ueberlieferung der ältern Zeit, wobei ma
ſcheiden muß, was auf irgend einem Zeugniſſe b
alſo Ueberlieferung iſt, und was eigentlich Urtheil i
mir nun die Sache ſo zu liegen, daß auch das
nur Urtheil iſt, und das Einzige in allen Stellen ü
was als Ueberlieferung auftritt, iſt bei Tertullia
c. 20.), alſo weder ſehr alt, noch in einer Gegend
der frühern Zeit in den größern allgemeinen kird

lians. Aber wir dürfen gar nicht daraus folgern, daß die
Ueberlieferung eine urſprüngliche war, ſondern wir müſſen nur
gen: das Urtheil, daß dieſe Schrift dem Barnabas angehöre,
r im Kreiſe des Tertullian ſo weit verbreitet, daß es ihm als
Ueberlieferung erſchien.

Die Schrift ſelbſt giebt keinen Verfaſſer an; ſie beginnt ohne
Formel, womit Briefe anzufangen pflegen, und hat zwar den
chluß eines Briefes mit Grüßen und Segenswünſchen, wie die
auliniſchen, aber ohne auch hier den Verfaſſer zu nennen. Wo-
r iſt es nun gekommen, daß der Brief ſpäterhin lange Zeit für
auliniſch gehalten iſt? Wenn wir ſehr zeitig ſchon Zweifel
n ſolchem Urſprunge finden, ſo folgt daraus doch, daß vorher
hon behauptet worden war, daß er pauliniſch ſei. Woher ſich
er dieſe Behauptung ſchreibt, wiſſen wir gar nicht. Wenn aber
Origenes (bei Euseb. h. e. VI, 25.) ſagt, der Brief könne
r Sprache nach nicht von Paulus ſein, ſondern dieſer müſſe ſich
f irgend eine Weiſe eines Andern bei der Schreibung deſſelben
dient haben: ſo folgt daraus, daß, wenn eine irgend ſichere
eberlieferung dageweſen wäre, ein Zweifel aus ſolchen Gründen
n der damaligen Zeit nicht entſtanden ſein würde. Allerdings
ugnet Origenes nicht ganz den pauliniſchen Urſprung, denn er
gt, die Gedanken ſeien pauliniſch, aber er behauptet auch Nichts
eiter, als einen ſolchen Lehrtypus, alſo daß der Brief aus der
auliniſchen Schule ſei. Bei einer ſichern Ueberlieferung würde
ch der Zweifel nicht ſo weit hinausgewagt haben. Selbſt Hie-
onymus, ungeachtet er dem Briefe den canoniſchen Platz vin-
icirt, ſagt „Paulus, oder wer ſonſt dieſen Brief geſchrieben ha-
en mag", ferner: „wenn Jemand dieſen Brief gelten laſſen will",
nd, es ſei ungewiß, wer ihn geſchrieben, Einige ſagten, Bar-
abas, Einige, Lucas, Andere, Clemens von Rom. Da iſt alſo
ichts Anderes, als die Anerkennung der Schule und das Abwei-
en der Perſon des Paulus. Photius ſagt (bibl. cod. 232.),
Hippolytus und Irenäus hätten geläugnet, daß der Brief
auliniſch ſei. — Die Zweifel ſetzen alſo zwar eine Behauptung

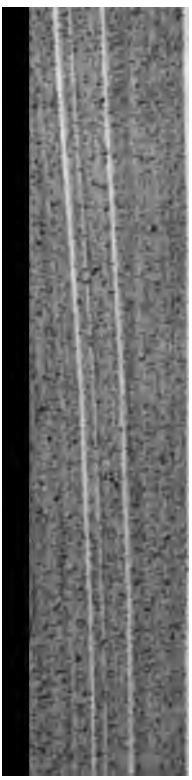


nicht hat weiter geltend machen können.

Wir müſſen alſo ſuchen, aus innern Gr
wie die Meinung, daß der Brief von Paulu
entſtanden iſt, wenn der Verfaſſer ſich nich
und eine Ueberlieferung darüber nicht dagewes
aber darf die von Tertullian angeführte Mein
der Verfaſſer ſei, ſo gering angeſchlagen werde
als ſei ſie doch nur im proconſulariſchen Afric
oder gar nur eine Vermuthung Tertullians.
Ausdruck ſo beiläufig und ſo beſtimmt, daß
kann, er habe einen Widerſpruch dagegen zu
alſo muß er dieſe Meinung doch für die allg
gehalten haben, auch kann ſie wohl nicht auf
Africa beſchränkt geweſen ſein, da der Zuſamm
mit den andern lateiniſchen zu groß war. A
beiden Meinungen als die älteſten einander g
andere, daß Paulus der Verfaſſer ſei, war na
chiſchen Kirche allgemein. Mit der letztern h
ſichten über Lucas und Clemens Romanus z
gehn davon aus, daß Paulus den Brief habe
ſchreiben oder überſetzen laſſen. Nun freilich
ſchichtlichen Ueberlieferung ruhend kann man

§. 102.

Es frägt sich also zunächst, wer die in der äußern Ueberschrift Genannten Ἑβραῖοι sind. Das Wort kommt im engern und weitern Sinne vor; ursprünglich war es Volksname, und daher konnten alle Nachkommen Abrahams so genannt werden. Aber schon damals wurden Helleniſten und Hebräer unterschieden, obgleich in höherm Sinn Ἑβραῖοι auch die Helleniſten bezeichnen konnte, wenn es dem Ἕλληνες gegenüberstand; so nennt sich Paulus einen Ἑβραῖος ἐξ Ἑβραίων, um seine ächt jüdiſche Abſtammung zu bezeichnen, obgleich er wahrscheinlich ein Helleniſt aus Cilicien war. So sehen wir also schon in der Ueberschrift eine Unbestimmtheit. Sie kann entweder alle Judenchriſten, oder Judenchriſten, die nicht Helleniſten, sondern in Paläſtina waren, bezeichnen. Beide Meinungen haben ihre Vertheidiger gefunden. Denken wir uns aber eine Schrift an die Judenchriſten überhaupt gerichtet, so fragt sich, wie ein solches Publicum in Anspruch genommen werden konnte. Nur auf dem Wege der gewöhnlichen Publication eines Buchs; dann ist es aber kein Brief. Wir kommen also auf die Frage, wie es um das Briefliche in dieser Schrift steht. Sie fängt an, wie eine Abhandlung, aber der briefliche Schluß ist da. Wie verhält sich nun dies Ende zu jenem Anfange? Darüber sind auch verschiedene Meinungen; man kann sagen, das Briefliche findet sich erst in dem, was man einen Anhang zu der Schrift nennen kann, also von V. 17. oder V. 18. des letzten Capitels an, wo die Anrede in einzelnen Vorschriften und Wünschen conſtant fortgeht; da ist eine Art von Schluß schon V. 21., nach welchem noch ein Zusatz folgt. Nach einer andern Ansicht aber kann man sagen, daß sich schon im Briefe selbſt solche Anreden finden und Spuren, welche die Aehnlichkeit mit einem Briefe gar zu ſtark an sich tragen; dies verſtärkt sich immer mehr und tritt also am Ende am unverkennbarſten hervor. Beide Ansichten lassen sich mit einander vermiſchen; man kann sagen: der Verfaſſer hat sich unsere Schrift von Anfang an als einen Brief gedacht, d. h. er hat beſtimmte Leſer im Auge gehabt,

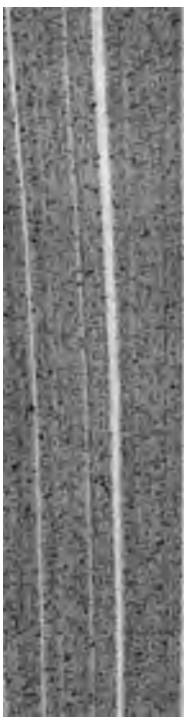


doch ohne locale Einheit, gelten ſollte; nun ab
am Ende der Schrift eine Gelegenheit ergeben
handlung an einen beſtimmten Ort zu ſenden
Perſonen, die mit zu ſeinem Publicum gehörten,
res zu ſagen, und daher kam erſt zu Ende das
Da wir nun Nichts haben, was der einen Anſich
den Ausſchlag geben könnte, ſo kommen wir noc

Der Hauptinhalt der Schrift iſt eine
Chriſtenthums mit dem Judenthum von der Jde
aus, nemlich von der Jdee des Tempels als Si
Gegenwart Gottes für das auserwählte Volk u
des jüdiſchen Prieſterthums als Vermittlung z
Gott. Durch dieſe Vergleichung ſoll die Vorzü
ſtenthums gezeigt werden. Nun geht der Verfa
ner Beziehung dabei ſehr ins Einzelne. Das E
fache Theorie der prieſterlichen Würde, indem e
ſtammung beruhende levitiſche und die aller Abſ
rende des Melchiſedek ſich gegenüberſtellt und di
niſſe zu Abraham aus über jene erhebt. Dies i
der jüdiſchen Dialectik und deutet auf einen Ver
geübt iſt, und auf ein Publicum, welches das g
ſtehn konnte. Das Zweite iſt, daß der Verfaſſer

ein Priester sein, denn da bestehn die Priester in ihrem Geschlecht nach den Vorschriften Mosis; Christi λειτουργία aber wird als eine himmlische beschrieben; dasselbe wird in c. 9. gesagt. Daraus scheint hervorzugehn, daß die Schrift abgefaßt ist, so lange der Tempeldienst noch bestand, und als noch keine überwiegende Wahrscheinlichkeit war, daß er aufhören würde, also vor dem Anfange des jüdischen Krieges, denn dessen Ausgang konnte der Sachkundige wohl voraussehn. Die ganze Auseinandersetzung konnte gar nicht gemacht werden, wenn diese Einrichtungen, auf die ein so hoher Werth gelegt wurde, schon aufgehört hatten.

Sehn wir nun von hieraus, als dem eigentlichen Centrum des Briefes, wieder nach den beiden Fragen über den Verfasser und die Leser hin, so müssen wir in Beziehung auf jene beiden alten Meinungen sagen, daß sowohl Paulus als Barnabas recht gut das geschrieben haben kann. Beide hatten diese Bekanntschaft mit dem jüdischen Cultus: Paulus hatte diese rabbinische Schule gemacht und war in dieser Art der jüdischen Beweisführung geübt; Barnabas war ein Levit, zwar von Geburt ein Cyprier, also ein Helleniſt, aber er hatte in Jerusalem ein Grundstück, das er bei der Gütergemeinschaft verkaufte (Act. 4, 36.); als Levit mußte er diese Kenntniß haben und auch einen hohen Werth auf das jüdische Priesterthum legen. Was die Leser betrifft, so hat man gesagt, man könne nicht bei allen Judenchristen überhaupt ein solches Interesse am jüdischen Tempeldienst voraussetzen, sondern nur bei den palästinischen. Aber dies scheint mir nicht richtig zu sein, denn daß damals so viele helleniſtische Juden in Jerusalem wohnten, daß sie dort ihre eigne Synagoge hatten, kann doch nur im Interesse am Tempel, im Wunsche, am Dienst desselben Theil zu nehmen und in seiner Nähe zu sterben, seinen Grund haben. Wenn man dies nicht berücksichtigt, kömmt man freilich leicht dahin, zu sagen, der Brief könne nur an palästinische Judenchristen gerichtet sein, die den Tempeldienst vor Augen hatten. Eine bestimmte Entscheidung läßt sich also daraus noch nicht geben.



dies zu Paulus? Die Argumentationsweise kan
sagt ist, ihm eben so gut zukommen, allerdings
etwas mehr ins Einzelne gehn, so müssen wir
der Andern übereinstimmen, daß hier nicht der
ist [1]). De Wette hat (§. 161.) eine große Men
lichen Bemerkungen aufgeführt, und diese Zus
sehr gut. Er zeigt, wie solche Ausdrücke, die
geläufig sind, im Briefe ganz fehlen, und dage
Ausdrücke vorkommen, die in den paulinischen
nicht finden. Aber ich glaube, man kann hierin
und sagen, die ganze Vorstellung, daß Christus
dargestellt wird, sei nicht in der Art und Weise
will damit gar nicht behaupten, daß dieser Ge
hätte kommen können; aber da in allen seinen
seine Tendenz ist, das neue Testament mit de
gleichen, so hätte auch dies sehr auf seinem We
er faßt die Sache immer von einer andern Sei
Gesetz, nicht der Tempeldienst, die Hauptsache bei
und er nimmt weit mehr die Richtung auf die
auf das Symbol. Der ganze Inhalt macht es

einlich, daß Paulus den Brief geschrieben haben sollte. Schon
e Anlage hat etwas dem Apostel ganz Fremdes. Doch kann
nicht beistimmen, wenn De Wette sagt, die Ansicht über
setz und Glauben sei im Hebräerbrief anders, als bei Paulus.
dieser Hinsicht ist wohl kein solcher Gegensatz, daß der Brief
ht von Paulus oder einem seiner Schüler herrühren könnte;
s stimmt auch mit dem, was Origenes sagt, überein. Aller-
gs aber, wenn die Ansicht des Paulus über das Judenthum
sen Weg eingeschlagen hätte, so müßte sich eine Neigung dazu
hl auch in den andern pauliniſchen Briefen zeigen, und deshalb
nn dieser Brief nicht gut von Paulus sein. — Dächte man
gegen an Barnabas als Verfasser, so müßte es Jeder natürlich
den, daß eine gewisse Uebereinstimmung der Ansichten zwischen
m und Paulus gewesen sein muß, und dazu mußte er als Le-
: besonderes Interesse am Tempeldienst nehmen. Aber es sind
ei Umstände dagegen. Es giebt noch jetzt einen Brief unter
m Namen des Barnabas, welcher seinem ganzen Inhalte nach
t dem Hebräerbriefe sehr übereinstimmt, aber doch auf einem ganz
dern Wege dahin kommt. Der Verfasser ist nemlich ein Vertheidiger
: typischen Erklärung aller jüdischen Einrichtungen im Gegensatz
gen die buchstäbliche und sieht diese letztere als Grund des Ver-
:bens des Judenthums an. Ganz anders im Hebräerbrief, wo
lmehr das Buchstäbliche als das Richtige angesehn wird, aber als
i Uebergang zum Christlichen, der für sich nicht genügt. Nun
freilich der unter dem Namen des Barnabas vorhandene Brief
ch bestritten, und man kann das also nicht als eine völlige Ein-
ndung ansehn und es nur so stellen: wenn dieser Brief von
arnabas ist, so kann der Hebräerbrief nicht von ihm herrühren.
ollte man aber jenen Brief des Barnabas für unächt erklären
d dagegen den Hebräerbrief als von ihm verfaßt ansehn, so ist
i anderer Umstand dabei wohl zu beachten, den auch Bleek her-
rhebt. Wenn man nemlich das Verhältniß des Paulus zu Bar-
bas in der Apostelgeschichte genau betrachtet, so geht daraus
vor, daß Paulus dem Barnabas im Gebrauch der Rede über-

legen geweſen iſt, denn überall tritt Paulus als der redende, thätige auf [1]). Dagegen zeigt der Hebräerbrief eine weit größere Gewandtheit in der Sprache, als die pauliniſchen Briefe. Es kommt freilich das wohl vor, daß Jemand im mündlichen Sprechen nicht ſehr fertig iſt und doch in der ſchriftlichen Rede vorzüglich. Alſo iſt auch dies keine hinlängliche Einwendung gegen die Abfaſſung des Hebräerbriefs durch Barnabas. Nun aber iſt auch im Briefe ſelbſt eine Stelle, welche ſehr beſtimmt gegen Barnabas zu ſprechen ſcheint, nemlich Cap. 2, 3. Es iſt offenbar, daß Keiner von den Zwölf das geſchrieben haben kann, aber eben ſo wenig Paulus oder Barnabas, denn dieſe waren Coetanen der Apoſtel, und es war keine Zeit zwiſchen denen, die Chriſtum gehört hatten, und jenen verfloſſen. Auch hebt Paulus es immer beſtimmt hervor, daß er ſein Chriſtenthum nicht von den andern Apoſteln habe; Barnabas aber war in Jeruſalem anſäſſig, wo er als cypriſcher Levit wahrſcheinlich die Tempelgeſchäfte ſeiner Landsleute beſorgte, und hat alſo wahrſcheinlich Chriſtum ſelbſt gehört; er gehörte zu den erſten Mitgliedern der Gemeinde zu Jeruſalem. Wenn man aber aus jener Stelle hat ſchließen wollen, daß diejenigen, an welche der Brief gerichtet war, nicht die Apoſtel zu Lehrern gehabt haben können, ſo folgt das keineswegs daraus, denn es kann ja die zweite Generation geweſen ſein. Nur der Verfaſſer ſelbſt kann nicht Zeitgenoſſe der Apoſtel ſein. So werden alſo die beiden älteſten Meinungen über den Urſprung des Briefs beſeitigt.

§. 103.

Es fragt ſich, ob ſich nun noch irgend Etwas über den Verfaſſer des Hebräerbriefs vermuthen läßt. Die Art, wie Lucas [2]) und

1) Vergl. Act. 14, 12.

2) Erſt. Entw. Man kann wohl ſagen, wer die Eingänge des Lucas geſchrieben hat, könne möglicherweiſe des Stils wegen auch dieſen Brief geſchrieben haben; aber das iſt auch alles und poſitiveres läßt ſich bei einer ſo kleinen Probe nicht ſagen. Aber es iſt kein Grund vorhanden,

Clemens [1]) als Verfaſſer angeſehn werden, zeigt, daß dieſe Meinung der, daß es Paulus ſei, ſo untergeordnet iſt, daß von ihr nicht mehr die Rede ſein kann. Man hat geſagt, ein bedeutender Mann in der Kirche muß der Verfaſſer auf jeden Fall geweſen ſein nach dem Eindrucke, den der Brief ganz natürlich macht, und da dieſer vor dem jüdiſchen Kriege geſchrieben ſein muß, ſo iſt wahrſcheinlich, daß es ein Mann ſei, von welchem die Apoſtelgeſchichte Spuren enthält. Aber einen Einzelnen beſtimmt herauszuheben, iſt doch ganz willkürlich. So haben Einige den Silas, Andere den Aquila genommen; von Timotheus konnte nicht füglich die Rede ſein, weil er im Briefe ſelbſt vorkommt. Aber was wir von dem Einen und dem Andern wiſſen, enthält keinen irgend näheren Fingerzeig. Eine andere Meinung iſt ſeit Luther aufgekommen, nemlich daß Apollos der Verfaſſer ſei, welcher ſeitdem Viele beigetreten ſind. Doch zuvor will ich noch einen Umſtand betrachten, wegen deſſen Bleek den Silas und Andere aus Jeruſalem als Verfaſſer abweiſen will. Der Tempel wird nemlich im Briefe ſo beſchrieben, wie ihn Salomo gebaut hatte; nun aber erzählt Joſephus, daß nach der erſten Zerſtörung des Tempels das Allerheiligſte leer war, weil Alles geraubt war; es müſſe alſo, ſagt Bleek, wer aus Jeruſalem war, den Tempel und den Gottesdienſt genau kennen, ein Solcher alſo könne das Allerheiligſte ſo nicht beſchrieben haben. Aber dies ſcheint mir nicht ſo zu ſein. Erſtlich kam es dem Verfaſſer bloß darauf an, den Tempeldienſt in ſeiner Herrlichkeit darzuſtellen und doch das Chriſtenthum darüber zu ſetzen; er konnte alſo, wenn er auch die Veränderung recht gut wußte, doch es überſehn, daß durch die

dem Lucas eine ſolche Beſchäftigung mit dem Judenthum zuzutrauen. Aber wenn er ſich — mit Paulus in Jeruſalem — damit beſchäftigt, ſo würde er nicht etwas ins Allerheiligſte geſezt haben, was nicht mehr darin war.

1) Erſt. Entw. Clemens Rom. hat in ſeinem Briefe Stellen, die dem Hbrbr. ähnlich ſind; allein ſie ſind auch wahrſcheinlich demſelben entnommen und das übrige ſtellt keine Aehnlichkeit dar.

Schuld der ungünſtigen Umſtände nicht Alles mehr in derſelben Art war. Ferner aber iſt auch ungewiß, ob das unter dem Volk ſo bekannt war, da das Allerheiligſte nicht betreten werden durfte. Im Talmud finden wir zwar eine Tradition, daß die Bundeslade und das Uebrige von Jeremias gerettet ſei und zur Zeit des Meſſias wieder zum Vorſchein kommen ſollte; aber außer bei den Rabbinen braucht dieſe Tradition nicht ſo bekannt geweſen zu ſein [1]).

Ehe ich mich aber über die Hypotheſe über Apollos näher erkläre, muß ich noch einmal auf die Frage zurückgehn, wer die Ἑβραῖοι geweſen ſind, oder wenn wir die Ueberſchrift als unächt anſehn, welche Leſer eigentlich angeredet werden. Denn es giebt auch Stellen, welche zu zeigen ſcheinen, daß die Chriſten in Jeruſalem nicht gemeint ſein können, beſonders Cap. 12, 4.: Ihr habt noch nicht bis aufs Blut widerſtanden im Kampfe gegen die Sünde und habt doch ſchon des Troſtes vergeſſen, der euch als Söhne Gottes anſpricht. Da ſagt man, dieſe Stelle beweiſe, daß die Angeredeten noch keine eigentlichen Verfolgungen erfahren, noch keine Märtyrer unter ſich hatten. Dagegen giebt es freilich andere Stellen (10, 32.), wo eben denſelben geſagt wird, ſie wären ebenfalls ſchon durch Allerlei hindurchgegangen, und theils hätten ſie ſelbſt Beſchimpfungen erfahren, theils wären ſie κοινωνοὶ derer geweſen, denen ſolche widerfahren ſeien. Nun lehrt uns allerdings die Apoſtelgeſchichte Nichts von blutigen Verfolgungen in Jeruſalem, denn die vom Synedrium ausgehende (Act. 8, 1—3.) konnte keine blutige ſein, da dieſes dazu das Recht nicht hatte, und daß Jacobus Zebedäi durch Herodes hingerichtet wurde (Act. 12, 1.), ſtand nicht in Verbindung mit einer allgemeinen Verfolgung, und eben ſo wenig die Abſicht gegen Petrus. Es konnte alſo wohl den Chriſten zu Jeruſalem auch

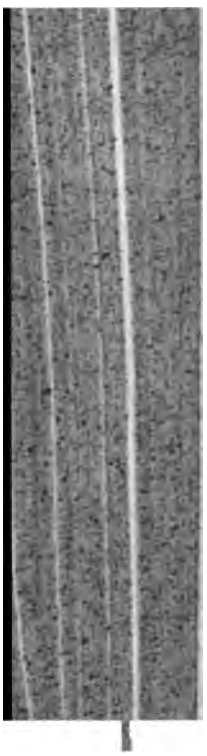
1) Dagegen erſt. Entw. Da Silas von Jeruſalem aus, wahrſcheinlich doch nicht als ein Fremder, nach Antiochien geſchickt wurde, ſo wird er wol auch beſſer über den Tempel unterrichtet geweſen ſein.

nachher geſagt werden: „Ihr habt noch nicht bis auf's Blut gekämpft"; ſehr wohl aber paßt es für ſie, daß es Hebr. 10, 32. heißt: „Erinnert euch der frühern Tage", wenn damit die frühere Verfolgung des Synedriums gemeint iſt. Ich ſehe alſo keinen Grund, warum der Brief nicht an die Gemeinde in Jeruſalem gerichtet ſein könnte. Jener Schein aber hat andere Hypotheſen veranlaßt, die ich nur anführen will, die aber künſtlich ſind und Nichts für ſich haben. Man muß allerdings davon ausgehen, daß die Ueberſchrift nicht unmittelbar zum Briefe gehört und vielleicht nicht urſprünglich iſt, ſondern erſt ſpäter hinzugekommen, wie denn auch die Itala ſie nicht hat. Aber es bleibt doch immer das, daß die Schrift rein an Solche gerichtet iſt, die Juden geweſen und als ſolche zum Chriſtenthum übergetreten ſind. Wenn man nun ſagte, nach Paläſtina könne der Brief nicht beſtimmt ſein, weil dort ſchon blutige Verfolgung geweſen, ſo hat man entweder die Judenchriſten in Macedonien oder in Galatien als Leſer angenommen. Die letztere Meinung hängt mit der vom pauliniſchen Urſprunge zuſammen; zugleich ſei der Galaterbrief an die dortigen Heidenchriſten geſandt. Aber eine ſolche Trennung der Juden- und Heidenchriſten konnte dem Apoſtel gar nicht in den Sinn kommen. Beides iſt ganz willkürliche Hypotheſe. Eine andere Annahme, die mit der von der Abfaſſung durch Apollos zuſammenhängt, iſt, daß der Brief an die Judenchriſten in Alexandrien gerichtet ſei. In dem alten Verzeichniſſe bei Muratori ſteht: fertur etiam ad Laudecenses, alia ad Alexandrinos, Pauli nomine fictae ad haeresem Marcionis; da könnte man ſagen, da man einen apocryphiſchen Brief an die Laodicener hat, ſo müſſe der an die Alexandriner unſer Hebräerbrief ſein. Wir wiſſen nun gar Nichts von der Entſtehung der Gemeinde zu Alexandrien. Apollos war ein alexandriniſcher Jude; wir finden ihn in Kleinaſien, wo er zum Chriſtenthum bekehrt wird und ſogleich anfängt, das Evangelium zu predigen (Act. 18, 24—28.); er kommt dann zunächſt in Corinth vor (Act. 19, 1. 1. Cor. 1, 12.) und wird (Tit. 3, 13.) dem Titus in Creta empfohlen. Nun kann man die Mög-

lichkeit nicht läugnen, daß Apollos wohl ſpäter eine Gemeinde in Alexandrien habe gründen und unſern Brief an ſie richten können. Der Einwand, daß man außerhalb Paläſtina's nicht ſo großes Intereſſe am Tempeldienſt gehabt, paßt auf die alexandriniſchen Juden am wenigſten, die ſich einen eignen Tempel nach dem Muſter des ſalomoniſchen gebaut hatten, worin ſie alſo auch eine Bundeslade und andere Heiligthümer nachgebildet haben können. Auf dieſe Weiſe wäre auch jener Schwierigkeit abgeholfen, daß dieſe Heiligthümer im hieroſolymitaniſchen Tempel nicht vorhanden waren. — Es iſt noch ein Umſtand zu betrachten, welcher allerdings Bedenken dagegen erregt, daß der Brief an paläſtiniſche Judenchriſten gerichtet ſein könne. Seine ganze Structur iſt nemlich ſo, daß, ſtatt daß man in pauliniſchen Briefen einen theoretiſchen und paränetiſchen Theil unterſcheiden kann, hier bei jedem Abſchnitte das Paränetiſche hervorgehoben wird, ſo daß man ſieht, dies iſt die Hauptſache, und zwar ſo, daß die Leſer vor Abfall, d. h. Rücktritt zum Judenthum, gewarnt werden. Nun giebt uns aber die Apoſtelgeſchichte gar keine Indication davon, daß in dieſem Zeitraum eine ſolche Neigung in Paläſtina vorhanden geweſen iſt. Seit den erſten Schritten gegen das Chriſtenthum, die mit der Steinigung des Stephanus zuſammenhängen, findet ſich nachher nur das einzige Factum, was wir nicht genau zu ſtellen wiſſen, die Hinrichtung des Jacobus, aber es iſt keine Spur von allgemeiner Verfolgung, vielmehr wird angedeutet, daß die Gemeinden ſich ruhig fortgebaut hätten. Nun iſt auch gewiß, daß die paläſtiniſchen Chriſten am Tempeldienſte nach wie vor Theil genommen haben; alſo konnte von einem Rücktritt zum Judenthum nicht die Rede ſein, da ſie es nicht verlaſſen hatten. Als Paulus zum letzten Male in Jeruſalem war, wurde ihm gar nicht zum Vorwurf gemacht, daß er ein Chriſt war, ſondern daß er den Tempel entheiligt hätte; der eigentliche Grund des Haſſes gegen ihn war aber, daß er die Gültigkeit des Geſetzes außerhalb Paläſtina's beſtritt. Es ließe ſich alſo eine Neigung zum Abfall der Chriſten hier gar nicht anders denken, als daß ſie entweder

dahin kamen, zu glauben, daß Jeſus nicht der Meſſias ſei, oder die ganze meſſianiſche Idee für eine falſche Auslegung zu halten. Das Letztere wurde von vielen Juden angenommen; zu dem Erſteren müßten wir eine beſondere Veranlaſſung denken, die aber in einer Verfolgung nicht liegen konnte, ſondern etwa nur im Zuſammenhange mit der Verheißung der Wiederkunft Chriſti, was ſich aber ſchwerlich eher denken ließe, als nach der Zerſtörung Jeruſalems, welche in den Reden Chriſti mit ſeiner Wiederkunft nahe zuſammen gerückt wurde, und nur bei ſolchen Chriſten, bei welchen die Auffaſſung der βασιλεία τοῦ θεοῦ nicht geiſtig war. Alles dies aber ſtreitet gegen die Phyſionomie des Briefes ſelbſt, und ſo hat es Schwierigkeit, ihn für paläſtiniſche Leſer beſtimmt zu denken. Wenn man ſich dagegen denkt, daß er an egyptiſche Judenchriſten gerichtet iſt, ſo ſteht die Sache anders, und jene Schwierigkeit hört auf. Aber freilich bleibt dies immer nur eine leere Vermuthung, denn wir wiſſen von den dortigen Gemeinden gar Nichts. Dazu kommt noch, daß wir zwar die älteſten Zeugniſſe von dieſem Briefe bei alexandriniſchen Lehrern finden, aber nirgends die geringſte Spur, daß er an dieſe Gemeinden beſonders gerichtet war, und das Stillſchweigen der alexandriniſchen Lehrer darüber wäre unerklärlich. Daher iſt auch dies nur eine nicht hinlänglich begründete Hypotheſe.

Denkt man ſich nun den Apollos als Verfaſſer, aber das Publicum des Briefs als paläſtiniſch und die Zeit als vor der Zerſtörung Jeruſalems, und denkt man ſich, daß eine ſolche Neigung zum Abfall aus ungeduldiger Erwartung der Wiederkunft Chriſti entſtehn konnte: ſo wäre ja wohl möglich, daß es einzelne Chriſten mit ſolcher Neigung gegeben haben mag, nur nicht ſo zahlreich, daß in den Actis Etwas davon hätte erwähnt werden müſſen, und nicht in der Art, daß Paulus bei ſeiner Anweſenheit davon Notiz bekam, oder daß es im Widerſpruch mit der weitern Verbreitung des Chriſtenthums ſtand. Dabei iſt aber noch ein Umſtand zu bedenken. Wenn dies nemlich ſo war zu einer Zeit, als noch mehrere Apoſtel ſich zu Jeruſalem aufhielten, wie konnte ein Chriſt



§. 104.

Es bleibt immer ſo, daß man bei jeder Ar
ſern Brief, zu welcher man ſich geneigt fühlt, a
rigkeiten ſtößt, zu deren Löſung es an Datis
aber dem Anſehn des Briefes ſelbſt keinen Ein
der rein chriſtliche Inhalt deſſelben und ſein Urſ
liſchen Zeitalter ſteht deſſen ungeachtet feſt. We
Verfaſſer kein unmittelbarer Schüler Chriſti, ſo
in der zweiten Generation war, ſo folgt daraus
wir den Brief als eine canoniſche Schrift vom zwei
müßten. Denn denen des Lucas würde er imm
ſein, und den unbekannten Verfaſſern der meiſten
kommt kein höherer Rang zu. Der Hebräerbrief
im neuen Teſtamente mit eben ſo vielem Rechte,
dern Schriften, welche nicht nachweislich von
ſprunge ſind.

Deſſenungeachtet hat man viel an dem Anſe
gemäkelt, und er iſt namentlich ſeit der Reformatio
worden. Die Art, wie Luther ihn in ſeiner Ueberſetzun
der Briefe mit den am meiſten bezweifelten der kathol

Thatſache an, daß dieſe ſich mehr zum ebionitiſchen oder nazaräiſchen Chriſtenthum hinneigten, obgleich es darin noch große Abſtufungen giebt: ſo fragt ſich, wie ſich der Verfaſſer, indem er ſich ausſchließlich an dieſe wendete, hierzu geſtellt hat. Man kann nicht ſagen, daß eine ausdrückliche Polemik gegen dieſe Anſicht im Briefe vorkommt, aber eben ſo wenig, daß er dieſe Anſicht theile. Es folgt Nichts weiter, als daß er aus einer Zeit herrührt, wo dieſelbe ignorirt werden konnte, weil die Differenz ſich noch nicht ſo entwickelt hatte. Dies ſtimmt auch damit überein, daß man ihn vor den jüdiſchen Krieg ſetzt. Wenn wir aber die Chriſtologie unſers Verfaſſers betrachten, ſo geht er ja auf dieſelbe Auslegung meſſianiſcher Stellen des alten Teſtaments zurück, wie wir ſie bei den Apoſteln finden. Er ſchreibt Chriſto eine Dignität zu, die ihn über alle andern auch höhern Ordnungen geiſtiger Weſen ſetzt, und ſo wüßte ich nicht, was man Nazaräiſches, ſich von der Doctrin der Apoſtel Entfernendes in dieſem Briefe finden wollte. Er fängt an mit der vollſtändigſten Verherrlichung Chriſti, und wenn man ſagt, die Art, wie er ihn mit den Engeln vergleicht, deute auf eine untergeordnete Anſicht von Chriſto, ſo kann man das nur behaupten, wenn man von ganz unſtatthaften Vorausſetzungen, wie von einer ausgebildeten Trinitätslehre oder einer ausgebildeten Lehre von zwei Naturen in Chriſto zu jener Zeit, ausgehn wollte. Die Vergleichung iſt auch gar nicht ſo, daß ſie, nach unſrer Weiſe ausgedrückt, auf die Subſtanz ginge, die ganz aus der Unterſuchung bleibt, ſondern es handelt ſich nur von der Dignität der einen und der andern Weſen in dem Gebrauch, den Gott von ihnen zur Erlöſung der Menſchen macht, alſo von ihrem Verhältniſſe als göttliche Organe für die σωτηρία der Menſchheit. Es gehört dies mit zur Vergleichung des alten und neuen Bundes, da es auch ſonſt vorkommt, daß die Engel bei der Geſetzgebung Moſis thätig geweſen. — Ebenſo kann man nicht ſagen, daß der Verfaſſer des Hebräerbriefs eine höhere Vorſtellung von dem Werthe der moſaiſchen Geſetzgebung in Bezug auf das Seelenheil habe, als Paulus; ſeine Darſtellung wendet ſich nur

und man hat dies wohl erkannt, denn ſonſt hät
nung, daß Paulus der eigentliche Urheber des B
ſo verbreiten können.

Es iſt noch ein andrer Punct zu betrachten, n
daß, wenn diejenigen, die das Chriſtenthum ange
von demſelben abfielen, es kein Heil mehr für
ſcheint im Widerſpruch zu ſtehn mit der ſpäter ki
nen Lehre von den Lapsis. Cap. 6, 4. heißt es:
lich, daß diejenigen, die einmal erleuchtet geweſen
Gaben gekoſtet haben und des heiligen Geiſtes th
den ſind, wenn ſie abfallen, ſich wieder zur μετ
könnten; und Cap. 10, 26: Wenn wir freiwilli
Sünde fallen, nachdem wir die Erkenntniß der W
gen hatten, ſo iſt kein Opfer für die Sünde mehr
nur eine furchtbare Erwartung des Gerichts. Die
offenbar die: Indem der Verfaſſer die beiden De
Moſes und Chriſtus vergleicht, ſo ſagt er, eine dritte
wer alſo die zweite verläßt und zur erſten zurückk
mit der Ueberzeugung, daß im Chriſtenthum keine
ordnung iſt, für den giebt es keine dritte. Wen
zweifelte, daß in Chriſto die meſſianiſche Idee wi
war, und ſich nur von der Perſon Chriſti entfer

m Chriſtenthum nicht möglich ſein ſollte. Davon iſt gar nicht Rede.

Wenn wir alſo nur den Brief im Großen und Ganzen be=chten, und nicht, wie es bei dieſer Schrift, die mehr einen toriſchen als dialectiſchen Character an ſich trägt, am wenigſten emeſſen iſt, an den Worten kleben: ſo werden wir auch Nichts in finden, was Keime in ſich enthielte, die dem, was in der rche geltende Lehre geworden, widerſtritten.

Sechſtes Capitel.

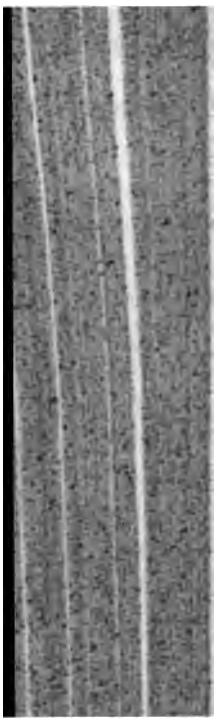
Die Apocalypſe.

§. 105.

Bei der Offenbarung Johannis beſchäftigen uns theils Fragen der höhern Critik nach der Einheit des Buchs in ſich d nach dem Auctor, theils die hiſtoriſche Frage nach der Art d Weiſe, wie ſich die Geltung des Buchs feſtgeſtellt hat.

Ueber die Einheit der Apocalypſe hat das Bedeutendſte leek geſagt [1]). Er ſtellt die Anſicht auf, daß das Buch aus ei Hälften beſtehe, welche zu verſchiedener Zeit geſchrieben ſeien, erſte vor der Zerſtörung Jeruſalems wahrſcheinlich mit einem chluſſe, welcher bei der Hinzufügung des zweiten Theils weg=ſchnitten ſei; denn es ſei deutlich, daß der erſte Theil die Zer=rung Jeruſalems ignorire, der zweite aber ſie vorausſetze. Wenn ſe Facta richtig ſind, ſo iſt klar, daß das Ganze nicht in einem uſſe zu denken iſt. Dann aber bleibt gleich die Möglichkeit, daß e Zuſammenſchmelzung von einem Andern herrühre, als die Ab=ſſung, und daß letztere von Verſchiedenen ſein kann. Ich bin eit entfernt, irgend eine Behauptung hierüber aufzuſtellen; allein wie man das als eine exegetiſche Thatſache ſetzt, daß beide älften von verſchiedenen Vorausſetzungen ausgehn, ſo iſt gleich

1) In der theologiſchen Zeitſchrift, herausgegeben von Schleiermacher, De Wette und Lücke, 2ter Theil. 1820.



Hypotheſe widerſetzt, aber von De Wette dan
daß ſie gegen klare exegetiſche Ergebniſſe Nichtt
Aber es fragt ſich doch, wie es mit dieſer Na

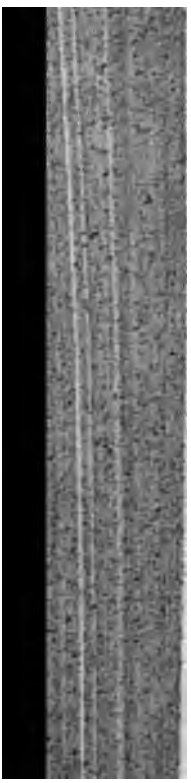
Um alſo erſt den Thatbeſtand ſicher zu ſte
zwei Nachrichten zu betrachten. Andreas, B
rea in Cappadocien, von dem wir noch eine
die Apocalypſe haben, ſagt im Proömium daz
ration des Buchs ſei nicht nöthig weitläuftig
frühern Kirchenlehrer, Gregorius und Cyrill, u
Papias, Irenäus, Methodius und Hippolytu
racter der Inſpiration beglaubigt. Dies hat n
keinen großen Werth, da Andreas die Stelle
ſelbſt anführt, welcher an das Zeitalter der Ap
und mehrere Schüler des Johannes kannte. N
andere Nachricht dazu, womit es eine ganz
hat. Irenäus (adv. haer. V. 30.) ſagt vor
es nöthig geweſen wäre, den Namen deſſelben
Menſchengeſchlecht bekannt zu machen, ſo würd
denjenigen geſchehn ſein, der die Apocalypſe geſe
ſei nicht vor langer Zeit ſchon geſehn, ſondern faſ

könnte. Man darf aber dieſe Nachricht nicht ſo leicht be-
deln. Irenäus war ein Schüler des Polycarp und wird ein
Presbyter deſſelben genannt. Da nun Alles darauf hinausgeht,
Apocalypſe in dieſe Gegend zu verweiſen, ſo konnte Irenäus
ol Nachrichten darüber haben, ob die Apocalypſe ſchon früher
hrieben war. Und er ſpricht darüber ſo beſtimmt, daß es gar
t wie eine Vermuthung klingt.

§. 106.

Nun aber fragt ſich, ob jene Anſicht über eine frühere Ab-
ung wirklich ein ſicheres exegetiſches Ergebniß iſt. Und
möchte ich den Satz behaupten, daß es gar nicht möglich iſt,
ſichere exegetiſche Ergebniſſe aufzuſtellen, d. h. ſo, daß man die
Deutung der Erſcheinungen mit Sicherheit angeben könnte. Da-
kommt es nicht auf einzelne Stellen an, ſondern darauf, daß
n ſieht, wie die Sachen im Allgemeinen dargeſtellt ſind.

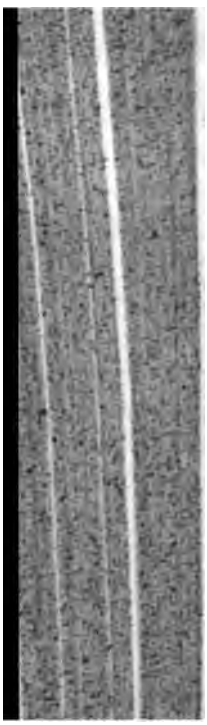
Wir wollen zuerſt einmal ſehn, wie der Verfaſſer ſich über
s Buch ankündigt. Er überſchreibt es ganz nach hebräiſcher Weiſe,
d zwar ἀποκάλυψις Ἰησοῦ Χριστοῦ, welche Gott ihm gege-
, um ſie ſeinen Knechten zu zeigen, was geſchehn ſoll in der
rze. Der Eingang verſpricht alſo Begebenheiten, welche bald
hehn ſollen. Wenn man nun alle einzelnen Geſichte betrachtet,
nachher auf einander folgen, und ſie als bedeutende Begeben-
en anſieht, die nach einander ſich ereignen ſollen (ohne noch
nd weiter nach dem Was? zu fragen): ſo muß man ſchon ge-
n, daß der gewöhnliche menſchliche Maaßſtab von dem δεῖ
γενέσθαι ἐν τάχει dabei aufhört, und dadurch wird Alles unſi-
, und man hat keinen Grund mehr, zu beſtimmen, wann die
Füllung der Begebenheiten angehn wird. Es bleibt alſo von
n herein Nichts übrig, als zu ſagen, hier iſt eine Mannigfal-
keit von Bildern, ohne daß jedes einzelne eine Begebenheit
eutet, ſo daß dieſelben ſo auf einander folgen ſollen, wie hier
Bilder. Da nun dieſe Einleitung, wenn ſie irgend etwas
alles zum Grunde legen ſoll, nicht zuläßt, daß man eine ſtrenge



wollen wir als den dritten Theil zuſammenfaſſen
man, was ich als den erſten Theil bezeichne,
leitung an, aber dies ſcheint mir ganz unrich
dann müßte in den Sendſchreiben eine Beziel
gende Statt haben. Dieſe glaubt man allerl
finden „Selig iſt der, welcher dies lieſ't, u. ſ.
drängt.“ Dies hängt genau mit dem ἐν τά
führt uns auf unmittelbar bevorſtehende Din
„Johannes den ſieben Gemeinden in Aſien.“
zu verſtehn wäre, daß die ſieben Gemeinden
Folgenden ſein ſollen: ſo müßten ſie in den S
wie darauf verwieſen ſein. Dies geſchieht aber
dieſe Sendſchreiben ruhn auf einem Geſichte,
wird, und in welchem Johannes den Auftrag
λος der einen Gemeinde dies, dem der andern
Dies bezieht ſich, wie es ſcheint, auf nahe be
aber eine Andeutung davon, daß ſie ſich die
aneignen ſollen, kommt nicht vor. Man muß
Sendſchreiben unterſcheiden, die dem Johannes
den, und die allgemeine Zuſchrift mit dem förm
Eingange, c. 1, 4 ff. Nun kommt V. 7. die
Chriſtus im Begriff ſei, zu kommen in den

en zu Ende ſind, da iſt nur ein Schluß des letzten, wie der
Schluß der andern iſt: „Wer Ohren hat, zu hören, der höre u. ſ. w.“
n folgt c. 4, 1.: „Nach dieſem ſahe ich u. ſ. w.“ und nun
der ganze Zuſammenhang zwiſchen dem Folgenden und dem
eigen nur der, daß geſagt wird: „die erſte Stimme, die ich
ört hatte wie eine Poſaune, ſagt: Steige hier herauf, ſo will
dir zeigen, was nach dieſem geſchehn ſoll.“ Da ſieht man
hl, wie man gleich mit der Zeitanſicht in eine gänzliche Ver-
nheit kommt. Wenn man die Ueberſchrift als eine allgemeine
rachtet, ſo ſteht das ὅσα δεῖ γένεσθαι ἐν τάχει als etwas ganz
gemeines da und muß auf Alles gehn. Wenn man ſie nur
Ueberſchrift zu den ſieben Sendſchreiben betrachtet, ſo kann
n freilich ſagen, das Folgende iſt ein Späteres; aber dann er-
eint ſie nicht mehr als eine allgemeine, und man wird unſicher
er den Zuſammenhang zwiſchen dieſem und dem Folgenden. Da
iß ich alſo gar nicht, wie man von ſichern exegetiſchen Ergeb-
ſen reden kann, die ſich auf irgend einen einzelnen Zeitpunct
ehn, da ſchon der Zuſammenhang des Einzelnen ſo ungewiß iſt.

Nun möchte ich aber behaupten, daß in dieſem zweiten Theile
4—11., der mit dem erſten dadurch zuſammenhängt, daß es
elbe Stimme iſt, ſich nichts findet, was eine beſtimmte Vor-
ſetzung von dem Nochbeſtehen Jeruſalems enthält. Dieſe be-
t auf Auslegungen, die eben ſo gut etwas ganz Anderes er-
en können. Es kommt freilich das jüdiſche Volk in ſeinen
lf Stämmen vor; aber in den zwölf Stämmen war es nach
Zerſtörung Jeruſalems eben ſo gut vorhanden, wie vor der-
en. Im ganzen zweiten Theil iſt nichts, was berechtigen könnte,
end eine beſtimmte Auslegung zu machen. Da iſt Einer, der
dem Thron ſitzt und anzuſehn iſt, wie Jaspis und Carniol.
rher in den Sendſchreiben war die eigentlich handelnde Perſon
ner, der unter den ſieben Leuchtern ſtand mit ſieben Sternen
ſeiner Hand und einem Schwerdt in ſeinem Mund. Zwiſchen
ſen Beiden iſt keine Verbindung. Der auf dem Throne ſitzt,
vier ζῶα um ſich, die ſich aber gar nicht zu einem ſinnlichen



ſiegeltes Buch, ſo iſt doch die Schrift die H
Siegel ſind das Hinderniß, dazu zu gelangen.
eines Siegels kommen Erſcheinungen, aber ſo
Deutung davon zu faſſen iſt. Wenn nun all
löſ't ſind, ſo ſollte man denken, würde das B
ſchein kommen, aber davon iſt keine Spur, ſ
der ganze Abſchnitt zu Ende. Da ſcheint mir,
geſchnitten iſt, nicht nur der Schluß, ſondern
geſchnitten zu ſein. Es iſt alſo in der bildlic
nicht ſo viel Zuſammenhang, daß man darau
rie der Auslegung gründen kann. Ebenſo i
einzelnen Sachen. Bei der Löſung jedes Si
den Thieren ſeine Stimme erheben, da es a
ſind, ſo fehlt ſchon beim fünften Siegel dieſe
Incohärenzen, daß Parallelen angelegt werden
gehalten werden, gehn durch das ganze Buch;
einem klaren Ergebniß für die Bedeutung n
denn immer, wenn man auf etwas ſtößt, da
ſcheint, ſo findet ſich hernach, daß der Verfa
ſen hat.

Jene Anſicht, daß die Auseinanderſetzungen am

s Rohr gegeben, um den Tempel und Altar zu meſſen, und bei wird ihm geſagt: „Den äußern Hof laß weg und miß ihn cht, denn er iſt den Heiden gegeben, und ſie werden die Stadt treten 42 Monate lang.“ Darauf iſt die Rede von zwei Zeu- n, welche 1260 Tage lang prophezeihen und dann von einem hiere, das aus dem Abgrunde kommt, getödtet werden. Da ißt es V. 8.: „Ihre Leichname werden liegen auf der Straße r großen Stadt, welche geiſtig Sodom und Egypten heißt, wo ch ihr Herr gekreuzigt iſt.“ Sie werden aber nachher in den immel aufgenommen werden, und ein Erdbeben wird ein Zehn- eil der Stadt vernichten. Hierbei ſind im Text die Tempora nz wunderlich durch einander gemiſcht, ſo daß jede Zeitbeſtim- ung ungewiß wird. Nun ſchließt man, daß der Verfaſſer von r Zerſtörung Jeruſalems Nichts gewußt hat, weil er ſagt, daß ur der zehnte Theil untergeht. Aber wie kann denn die „heilige“ Stadt, und die Stadt, welche geiſtig Sodom und Egypten ge- annt wird, dieſelbe ſein? Und wie kann hier eine wirkliche That- che mitten unter lauter Bildern eintreten? Da ſehe ich alſo in ſicheres exegetiſches Ergebniß. — Mit der Stelle, wegen wel- er der zweite Theil nach der Zerſtörung Jeruſalems geſchrieben in ſoll, hat es ganz dieſelbe Bewandtniß, und es iſt dabei eben wenig Sicherheit der Interpretation. Es wird c. 13. von der rſcheinung eines Thiers mit 7 Köpfen und 10 Hörnern geſpro- en, und von dem einen Haupte heißt es (V. 3.), es ſei tödt- ch verwundet und werde nachher wieder heil. Dann heißt es . 17, 8.: „das Thier war und iſt nicht und wird wieder aus em Abgrund emporkommen.“ Nachher wird die Auslegung da- on gegeben, das Thier ſei das Römerthum, und die 7 Häupter Könige. Aus der Zahl derſelben V. 10. ſchließt man auf die bfaſſungszeit dieſes Theils. Dabei bezieht man das tödtlich wunde aupt auf Nero, nemlich auf ſeinen wirklichen Tod und auf das factum, welches auch durch andere Schriftſteller bekannt iſt, daß nan glaubte, daß Nero nicht todt ſei, ſondern im Orient verbor- en lebe und wiederkommen werde. Nun wäre alſo Nero einmal

weit genug gegangen, ſondern nimmt noch viel
Deutung an. Allerdings hat es Etwas für ſich,
alle Deutung bloß bei der Aufeinanderfolge d
bleibt, zwiſchen dem 11ten und 12ten Capitel
nehmen und einen Mangel an Zuſammenhang.
es ganz und gar mit Entſiegelung des Buchs z
ſiebenten Entſiegelung ſollte es nun aus ſein, aus
nun noch das Buch ſelbſt käme; aber bei der ſi
lung werden die Erſcheinungen vervielfältigt, in
Poſaunen auftreten, und bei jeder Poſaune wie
ſcheinung kommt. Bei der ſiebenten Poſaune
Ende ſein, und das iſt auch da, aber nicht ſo,
warten ſollte, denn es ſollte das dritte Wehe ko
bei der 5ten und 6ten Poſaune das erſte und zw
Aber zwiſchen die 6te und 7te treten die zwei
7te bringt den Schluß, daß alle Reiche der Wel
ben ſind. Bleek vermißt das dritte Wehe und
aber bei der ſiebenten Poſaune iſt doch auch ein f
denn wenn Alles Chriſto übergeben iſt, müßte
zu Ende ſein. Und dennoch folgt noch das, w

wieder an. Die erste Erscheinung ist da das gebärende Weib, vor dem der Drache steht, um das Kind zu verschlingen. Dieser kommt auf die Erde mit seiner ganzen Zerstörungslust. Da ist nun Alles auch Streit, bis es sich zuletzt wieder ebenso auflöst, wobei die letzte Stimme des Engels auf eine höchst unklare Weise in eine göttliche übergeht. Da heißt es freilich: *Ἰδοὺ, ἔρχομαι ταχύ*, aber das ist nicht in Verbindung mit einer Vision, sondern mit dem Auftrage, die Weissagung bekannt zu machen. So ist also die Vorstellung von der Wiederkunft Christi auch im zweiten Theile nicht ausgeführt. Es wird allerdings die zweite Stadt Gottes als vom Himmel herabfahrend beschrieben, aber von einem Herabfahren Christi ist nicht die Rede. Ich glaube, man geht bei der Erklärung viel zu viel von vorgefaßten Meinungen aus und bringt noch zu viel geschichtliche Beziehung hinein, und noch Keiner hat die Tendenz des Buches so ausgemittelt, daß die einzelnen Theile damit zusammenstimmten. Also die Hauptsache bleibt immer noch res integra. Dasselbe gilt von der Zusammensetzung, da man gar nicht damit auskommt, wenn man auf einander folgende Gesichte von auf einander folgenden Ereignissen deuten will. Eben so wenig ist aber auch eine Theilung in Hauptmassen sicher gestellt.

Es kommt hierbei auf folgende wesentliche Puncte an. Der Abschnitt zu Ende von Cap. 11. ist etwas Unläugbares, weil vom entsiegelten Buche nachher nicht mehr gesprochen wird. Ob aber das Folgende vom Anfange des 12ten Capitels an, wo die Formel: „ich sah ein großes Zeichen am Himmel" öfter wiederholt wird, unter sich genau zusammenhängt, scheint mir noch gar nicht entschieden zu sein. Bleek erklärt sich dafür, Grotius dagegen, und Letzterer hält es für einzelne Visionen, die erst später an einander gefügt sind. Allerdings kommen in späteren Visionen zuweilen dieselben Umstände wieder vor, wie in frühern; so werden in den sieben Schreiben schon einige Dinge bezeichnet, die nachher beschrieben werden. Aber der Zusammenhang der einzelnen Gesichte des letzten Theils unter sich ist keineswegs so bestimmt,

wie der Zusammenhang der einzelnen mit der anfänglichen Vision des ersten Theils. Da kann also in gewissem Sinne Grotius doch Recht haben, und es würde die Beziehung der einzelnen Visionen auf einander, auch wie sie Bleek gegeben hat, etwas sehr Willkürliches.

Der Hauptpunct, womit der zweite Theil anfängt, ist das Weib, was gebären soll. Sie wird vor dem Drachen in die Wüste gerettet, und dieser auf die Erde hinabgestoßen. Dies haben die Erklärer unter sehr verschiedenen Formen auf den Anfang des Christenthums bezogen, z. B. das Weib auf die Gemeinde des alten Testaments als Mutter der christlichen Kirche, und den Drachen auf den Satan, der von Anfang an die Entfaltung des göttlichen Reichs verfolge, oder das Kind auf den Messias und das Weib nicht gerade auf Maria, sondern auf die alte Theocratie. Da sind aber zwei Puncte, welche gegen beide Auslegungen zu streiten scheinen, nemlich, daß vom Kinde gesagt wird (c. 12, 5.), es sei bestimmt, die Völker mit eisernem Scepter zu weiden, was doch überall das Sinnbild einer strengen und harten Herrschaft ist. Ferner wird vom Drachen gesagt (c. 12, 17.), er habe sich, nachdem er auf die Erde geworfen sei, gegen die Uebrigen aus dem Samen des Weibes gewandt. Wer sind diese Uebrigen? Ist das Kind die christliche Kirche, so sind alle Christen schon darin mit eingeschlossen. Ist es der Messias, so könnte man vielleicht sagen, die Uebrigen sind die Christen selbst, aber dann verliert das Bild doch wieder seine ganze Consistenz, da die Christen dann von Christo getrennt erscheinen. Vom Ausgange dieses Streits des Drachen gegen die ganze christliche Kirche ist gar nicht die Rede. Das Gesicht bricht ab, und es kommt ein ganz anderes Thier, welches aus dem Meere heraufsteigt (c. 13, 1.). Da sieht man also, wie gleich vom Anfange an der Zusammenhang abgebrochen ist, und von der weitern Nachkommenschaft des Weibes ist gar nicht mehr die Rede, man müßte denn die Fortsetzung unter ganz andern Bildern erwarten. Es ist aber dabei gar keine Sicherheit für eine Zusammengehörigkeit.

Um die Sache noch von einer andern Seite anzuſehn, ſo möchte ich fragen: wo ſoll ich mir in der Zeit, in welcher die Apocalypſe entſtanden ſein muß (und das kann nicht ſpäter ſein, als die Angabe des Irenäus), einen chriſtlichen Seher denken, oder (mag es auch kein Seher ſein, ſondern mag es nur eine von den alten Propheten entlehnte Darſtellungsweiſe ſein, um die Entwicklung der chriſtlichen Kirche zu bezeichnen,) wo ſoll ich mir einen Chriſten denken, der mit ſolcher Genauigkeit ſich in die römiſche Geſchichte vertiefte (ſei es die vergangene oder die zukünftige), und ſie zu einem ſo bedeutenden Gegenſtande für die Chriſten machte? Denn welches Intereſſe hatte aller Wechſel im römiſchen Reich für die Chriſten, daß ihre Aufmerkſamkeit auf deren Entwicklung gerichtet wäre? Wenn man ſagt, die Thiere im zweiten Theil bedeuten das Römerthum und damit auch das Heidenthum als von dieſem getragen, ſo iſt allerdings wahr, daß Heidenthum und Judenthum beide von großem Intereſſe für die Chriſten waren; aber das Detail der römiſchen Kaiſergeſchichte war für ſie ganz gleichgültig. Es gab da nur die einzige Frage, an deren Beantwortung man damals noch gar nicht denken konnte, ob das Chriſtenthum eine religio licita werde. Aller Wechſel der Herrſchaften war den Chriſten übrigens gleichgültig, weil ihr Schickſal davon nicht abhing, ſondern von den einzelnen Befehlshabern in den Provinzen. Ich kann alſo nicht glauben, daß die Beziehung auf die Geſchichte der einzelnen römiſchen Kaiſer die richtige Direction iſt, um der Erklärung des Buchs näher zu kommen.

Auf die Schwierigkeit in Betreff des Buches, das entſiegelt wird und doch nicht erſcheint, habe ich ſchon aufmerkſam gemacht. Es iſt auch eine ganz willkürliche Meinung, daß es das Schickſalsbuch ſei, denn alles, was davon erzählt wird, knüpft ſich an die Siegel, nicht an das Buch. Es kommt nachher noch ein anderes Buch vor, nemlich das Buch des Lebens [1]), daß ſeine Ana-

1) Apoc. 3, 5. 13, 8. 17, 8. 20, 12. 21, 27. 22, 19. vgl. Phil. 4, 3. u. a.; dagegen noch ein andres Buch Apoc. 10.

logie in der jüdiſchen Gemeindeverfaſſung hat, da in den Synagogen eine Rolle mit den Namen der Hausväter war. Weil aber das Buch des Lebens ohne allen Zuſammenhang mit dieſem verſiegelten vorkommt, ſo hat man keinen Grund, es für das des Lebens zu halten. Kurz, man hat keine Handhabe zur Erklärung des Buchs. — Ebenſo verhält es ſich mit dem animaliſchen Theile der Viſionen. Einige Thiergeſtalten ſind feſtſtehend und kommen wieder, nemlich die vier Thiere um den Thron und das Lamm. Nachher erſcheinen aber auch bloß vorübergehende Thiergeſtalten, Schlangen, Roſſe, wunderbare Thiere mit ſieben Köpfen. Zu einer gemeinſchaftlichen Bedeutung der Thiergeſtalt kommt man aber nicht; ſie erſcheint im Zuſammenhang mit dem Guten und dem Böſen ohne beſtimmte Abſonderung. Auch hier ſpielen die Zahlen eine große Rolle, aber ganz verwirrend. Das Lamm hat 7 Hörner und 7 Augen; die beiden Thiere c. 12. u. 13. haben 7 Köpfe, aber 10 Hörner, die ſich gar nicht auf naturgemäße Weiſe vertheilen laſſen. Da liegt alſo die Hauptbedeutung gar nicht in der Geſtalt, ſondern in den Zahlen. Wenn nun aber das eine Thier 7 Kronen hat auf den 7 Köpfen, das andere aber 10 Kronen auf den 10 Hörnern, ſo wird ein beſtimmter Unterſchied gemacht, der zu ſehr verſchiedenen Auslegungen Anlaß gegeben hat, aber zu keiner hat man einen beſtimmten Grund. — Auch außerdem kommen viele Zahlen vor, aber ſo, daß Gezähltes und Ungezähltes wunderbar durch einander geht. Da ſind vor dem Throne 12000 aus jedem Stamme, alſo 144000; dann iſt wieder die Menge ungezählt, aber Beides gar nicht beſtimmt geſchieden, ſo daß auch die neueſten Ausleger es für daſſelbe gehalten haben. Kurz, das Buch ſcheint gar nicht auf eine ſyſtematiſche Weiſe behandelt ſein zu wollen. Es erſcheinen freilich gewiſſe Hauptzahlen vorzugsweiſe, 4, 7 und 12. Ebenſo auch $\frac{1}{2}$ auf prägnante Weiſe, denn wenn $3\frac{1}{2}$ Tage und 42 Monate genannt werden, ſo muß man das auch auf die Siebenzahl zurückführen. Sieben war aber eine ſolenne Zahl; was alſo hiermit zuſammengeſetzt iſt, kann keine beſondere Beſtimmung haben, ſo daß, wenn

man auch in die Theorien von der Bedeutung der Zahlen, wie die kabbaliſtiſche, eingehn wollte, damit doch Nichts würde anzufangen ſein. — Nun giebt es einige Stellen in der Apocalypſe, wo Auslegungen vorkommen, z. B. c. 17, 7—18. Aber dieſe Auslegungen bilden gar kein Ganzes, woraus ſich ein Schluß auf das Uebrige machen ließe, ſondern ſie ſind ganz detachirt. Im zweiten Theile finden ſich Stellen, wo der Verfaſſer ſelbſt heraustritt, z. B. Cap. 13, 9. 10., wo eine Ermahnung iſt, die aber ganz unverſtändlich bleibt. Sie müßte entweder auf das Folgende Bezug haben, oder das Frühere erklären; aber Beides iſt nicht der Fall, denn man ſollte glauben, daß nach jener Ermahnung gleich das Gericht über die Thiere kommen würde. Aehnlich iſt Cap. 13, 18. „wer Verſtand hat, ſchätze die Zahl des Thiers, denn ſie iſt die Zahl eines Menſchen, 666.", was ſo vielfach gedeutet worden iſt. Ebenſo ſteht Cap. 14, 12. weder mit dem Vorhergehenden, noch mit dem Folgenden in irgend einer Verbindung. Alſo ſelbſt wo das Buch die Miene hat, ſich verſtändlich machen zu wollen, findet man nichts, wovon man irgend einen ſichern Gebrauch machen könnte.

Sieht man noch auf eine andere Weiſe auf die Structur des Buches, ſo unterſcheidet ſich Anfang und Ende von dem Uebrigen auf eigenthümliche Weiſe. Nemlich die perſönliche Beziehung auf Chriſtum iſt in der Einleitung und im Anfange des Briefs an die ſieben Gemeinden beſonders ſichtbar, und tritt auch am Schluſſe wieder hervor. Aber in dem ganzen eigentlichen Körper des Buchs tritt dies ganz zurück; ein gemüthlicher Character iſt nur am Anfange und am Ende. Aber da iſt auch eine ſonderbare Vermiſchung; es gehn Reden, welche ein Engel, der ſich als Mitknecht des Johannes bezeichnet, hält, und Reden Chriſti ſo in einander, daß man ſie gar nicht ſcheiden kann. Da ſpricht ſich auch erſt das Verlangen nach einer baldigen Wiederkunft Chriſti aus, von der vorher gar nicht die Rede iſt. Ueberhaupt iſt es ein ſonderbares Verhältniß, daß Chriſtus bald in fremden Geſtalten vorkommt, als ein Mann mit einem Schwerdte im Munde, als ein

Reiter, als ein Lamm, und daß dazwiſchen Chriſtus erwähnt wird, als wäre er noch außerdem da, ſo daß auch hier eine Verwirrung iſt, die man nicht nach irgend einer Regel zu bemeiſtern weiß. Statt der Wiederkunft Chriſti iſt im zweiten Theile das neue Jeruſalem, das vom Himmel herabkommt, und zwar im 21ten Capitel zweimal, ſo daß es an verſchiedenen Stellen geſehn wird. Da iſt doch ſchwerlich zu glauben, daß dies ſo zuſammengehört kann.

Wenn man dies alles erwägt, ſo giebt es doch ſchwerlich einen andern Schlüſſel dazu, als daß hier eine Menge einzelner Viſionen zuſammengeſtellt iſt, die gar nicht urſprünglich als Eins gedacht ſind, wobei nur das muß feſtgehalten werden, daß es ein beſtimmter Kreis von Bildern iſt, worin das Ganze gehalten wird, und daß die Beziehung ſelbſt bei der Identität der Bilder oft eine ganz andere iſt. Unter ſolchen Umſtänden iſt es denn wohl ſehr ſchwierig, eine Antwort darauf zu geben, was der Sinn des Buchs ſei, und worauf die Geſichte deuten. Dazu kommt, daß was als wirkliche Rede unabhängig von der Viſion vorkommt, zu allgemein iſt, um beſtimmte Winke zu geben; nur die Idee von großen Cataſtrophen, die entweder noch bevorſtehen oder überſtanden ſind, bildet den Mittelpunct. Darum muß man ſich hüten, gewiſſe einzelne Andeutungen dem ganzen Buche unterzulegen, die ihren ausſchließlichen Ort nur an einer Stelle haben, z. B. in Cap. 20. von der doppelten Auferſtehung, wo der Verfaſſer in der Viſion ſelbſt die zuerſt Erweckten 1000 Jahr herrſchen ſieht. Hier iſt offenbar der Chiliasmus ausgeſprochen, aber man kann nicht ſagen, daß er durch das ganze Buch geht.

Da alſo das Ganze zu wenig Zuſammenhang hat, um als Eins gedacht werden zu können, ſo frägt es ſich, ob es vielleicht von Mehreren geſehn und von Einem erſt zuſammengeſtellt iſt. Dies wäre aber eine ganz willkürliche Annahme, denn der Name des Johannes ſteht zu Anfang und zu Ende. Es erſcheint alſo als Viſion eines Einzigen, nur zu verſchiedenen Zeiten und ohne Beziehung der einzelnen Geſichte auf einander. Dann wird aber die Aus-

zung eine ganz andere, denn man kann nun nicht nach einer inheit fragen, wenn die Geſichte aus ganz verſchiedener Zeit ſind, ſo vielleicht durch verſchiedene Ereigniſſe motivirt. Die ganze eſchichte der Auslegung des Buchs bezeugt, daß, wer auf die inheit deſſelben ausgeht, immer zu neuen Willkürlichkeiten mmt.

Dann fragt es ſich noch, ob es wirkliche Viſionen ſind, d. h. der Verfaſſer zu verſchiedenen Zeiten und von verſchiedenen npulſen aus in einem exaltirten Zuſtande geweſen iſt, worin n auch der Auftrag des Schreibens gelegen hat, oder ob das eſicht nur eine poetiſche Form iſt, worin er ſeine Ahnung oder Art, wie er von den Begebenheiten afficirt wurde, beſchrieben t. Beides iſt behauptet worden, und Beides hat Manches für ıd Manches gegen ſich. Daß das Sehen als ein wirklicher Zu- nd dargeſtellt wird, kommt nicht in Betracht, da es auch bei n Propheten ſelbſt da vorkommt, wo man aufs beſtimmteſte ht, daß es nur eine bloße Form iſt. So muß man alſo die rechtigung, ſeinen Gedanken eine ſolche Form zu ertheilen, zu- ben. Aber wenn Jemand ohne einen exaltirten Zuſtand eine che Form wählt, ſo muß er bei ſeinen Leſern eine gewiſſe Be- ıntſchaft mit den Bildern, deren er ſich bedient, vorausſetzen. ne ſolche Bekanntſchaft derſelben können wir aber gar nicht ab- ıgnen, weil wir nicht wiſſen, in welchen Bilderkreiſen man da- ıls ſich bewegte, denn es gab noch mehr ἀποκαλύψεις, die wir ht mehr haben, aber die doch ähnlich geweſen ſein müſſen. Da iſſen alſo die urſprünglichen Leſer mehr im Stande geweſen ſein, ſe Bilder zu verſtehn und daraus die Auslegung zu finden. enn ich mir dagegen denke, der Verfaſſer ſei in einem exaltirten müthszuſtande geweſen, und dieſer ſei ihm etwas Habituelles: wäre die Erklärung doch nicht zu umgehn, wie der Verfaſſer dieſen Bilder- und Ideenkreiſen gekommen iſt. Aber wenn uns n dazu auch das Material fehlt, ſo folgt, daß auch bei dieſer ſicht von dem Buche die Erklärung eine Aufgabe iſt, welche zu en nicht möglich iſt.

§. 107.

Unsere nächste Frage ist nun, für wie groß der Verlust zu ansehn sei, der dadurch entsteht, daß die Erklärung des Buchs mit so unüberwindlichen Schwierigkeiten verbunden ist. Wir müssen den den eigentlich religiösen Gehalt desselben betrachten. Sehen wir auf den Hauptkörper des Buchs, die Visionen, welche das bevorstehende Begebenheiten bedeuten sollen, so müssen wir folgende Puncte berücksichtigen.

1. Es ist fast überall darin von Verfolgungen der Christen die Rede, aber eigentlich als von etwas Ueberstandenem. Schon von vorn herein redet der Verfasser seine Leser so an (V. 9.): „Ich, der ich euer Mitgenosse in der Trübsal bin, war auf der Insel Patmos um des Worts Gottes und des Zeugnisses Jesu Christi willen"; woraus übrigens nicht hervorgeht, daß er in Patmos als Märtyrer war, sondern es kann auch in Geschäften des Evangeliums gewesen sein. Dann wird in der Vision die Standhaftigkeit (ὑπομονή) gerühmt; Cap. 2, 10. ist freilich auch von bevorstehenden Leiden die Rede. Da ist ein Zustand von überstandenen und noch bevorstehenden Trübsalen, der fast durch alle Sendschreiben hindurchgeht. Im Folgenden herrscht aber durchaus die Vorstellung von überstandenen Leiden vor, es werden die beschrieben, welche aus großer Trübsal gekommen sind (c. 7, 14.), und das Weib, das trunken ist vom Blut der Heiligen (c. 17, 6.). Dies würde sehr gut zur Angabe des Irenäus passen, daß die Apocalypse erst am Ende der Regierung des Domitian gesehn sei. Die Plagen werden dann angesehn als Strafen der Heiden für diese Verfolgungen. So geht es fort bis zum tausendjährigen Reiche, wo es scheint, als gingen die 1000 Jahr vor den Augen des Verfassers vorüber. So sieht man aus dieser ganzen Zeit bis zum Ende der Tage Nichts heraus als allgemeine Plagen, die unter sinnlichen Bildern dargestellt werden, und wie sollen wir diesen einen großen religiösen Werth beilegen? Welche einseitige Gemüthsstimmung setzt es voraus, wenn ein Christ seinen Blick in die Zukunft wirft und darin Nichts als göttliche Strafen über

die Ungläubigen sieht! Von den segensreichen Folgen der Verbreitung des Christenthums kommt Nichts zum Vorschein. So ist es also gleichgültig, ob man die Gesichte versteht, oder nicht; es ist nichts darin, was uns ein Verständniß über das eröffnete, was uns das Wichtigste sein muß, die Vollendung des christlichen Lebens und Glaubens. Dieser Kampf kommt nur vor nach den göttlichen Fügungen, sofern sie gar nicht mit der menschlichen Thätigkeit zusammenhängen. Da verschwindet mir der Werth der Visionen ganz und gar.

2. Was uns außerdem übrig bleibt, ist die Einleitung, die Sendschreiben an sieben Gemeinden, dann einige in die Darstellung eingestreute Ermahnungen und Hymnen und die Beschreibung des neuen Jerusalems. Diese Stücke versprechen allerdings mehr eigentlich religiösen Gehalt. Die Einleitung hat es jedoch weniger mit den Sendschreiben zu thun, als daß sie überwiegend auf die Visionen aufmerksam macht; was apostolischem Zuspruche ähnlich sieht, wird dadurch in den Hintergrund gestellt. Die Sendschreiben enthalten theils Lob und Tadel, theils Ermahnung und Zuspruch. Lob und Tadel ist aber so allgemeinen Inhalts, und die Beschreibung dessen, was getadelt wird, oft so dunkel, daß man mit der Auslegung nicht aufs Reine kommt, z. B. bei der Lehre des Bileam. Wenn der Tadel dagegen verständlich ist, so betrifft er das Allgemeinste, so daß dies immer nur geringfügige Elemente für ein apostolisches Sendschreiben geben würde. Dabei gehn durch diese Sendschreiben Spuren hindurch, die sehr bestimmt einen judaisirenden Character an sich tragen. Es kommt c. 2, 9. eine συναγωγὴ τοῦ Σατανοῦ derer vor, die vorgeben, Juden zu sein, es aber nicht sind. Da ist also hinter dem Vorgeben des Judenthums etwas dem Satan Angehöriges versteckt; so wäre der Tadel mehr im Interesse eines Juden, als eines Christen. Allein dies geht doch nicht so durch, daß das Interesse ein rein jüdisches wäre, denn es ist auch von einem Eingange der Heiden die Rede (c. 7, 9.), aber auch wieder, daß Christus sie würde mit eisernem

Stabe weiden (c. 12, 5.), was doch nicht auf eine rechte Gleichheit mit den Juden im Gottesreiche geht.

Sehen wir darauf, wie die Person Christi in diesem Buch aufgefaßt wird, so ist schwierig, zu irgend einer harmonischen Zusammenstellung darüber zu kommen, denn er tritt bildlich auf, während auch wieder namentlich von ihm die Rede ist. Aber überwiegend erscheint er als Vollstrecker der göttlichen Strafen, als Diener der göttlichen Gerechtigkeit.

Alles zusammengenommen müssen wir sagen, daß nur ein geringer Nutzen aus einer mit Sicherheit ausgemittelten Erklärung dieses Buchs zu ziehn sein würde. Es würde doch für christliche Weisheit oder für Leitung der Kirche Nichts daraus zu entnehmen sein, weil Alles auf solche göttliche Strafen zurückkommt, welche außerhalb der christlichen Kirche ihren Ursprung nehmen; und das unmittelbar religiös Erregende ist schon wegen des Zusammenhangs und wegen der großen Allgemeinheit, worin es gehalten ist, von einer sehr geringen Kraft.

§. 108.

Fragen wir nun, ob es wohl wahrscheinlich ist, daß dies Buch ein apostolisches Product sei, so spricht schon die Betrachtung seines Inhalts und seines christlichen Werthes sehr dagegen. Die Neigung zu solchen Productionen und die Richtung, sich damit zu beschäftigen, geht mehr nach der Seite des Apocryphischen, als des Canonischen hin. Nun hat es mehrere Bücher unter dem Namen ἀποκαλύψεις gegeben, und die ἀποκάλυψις Πέτρου hat sich längere Zeit erhalten; nachher aber sind sie alle verworfen, und die unsrige allein ist zu einer Stelle im Canon gelangt. Da müssen wir also fragen, wie es mit dem Aeußern, mit den Zeugnissen für die Aechtheit des Buches steht.

Hierbei müssen wir im voraus beseitigen, was nur ein Resultat aus dem Buche selbst ist, nemlich, daß der Verfasser, der sich Johannes nennt, sagt, er sei des Wortes Gottes wegen auf der Insel Patmos gewesen, und daß wir in alten Kirchenschrift-

ſtellern finden, daß der Apoſtel Johannes in ſpäterer Zeit nach Patmos verbannt ſei. Offenbar iſt jene Stelle die einzige nachweisliche Quelle dieſer Nachricht, obgleich dieſelbe ſchon auf einer willkürlichen Auslegung beruht.

Was alſo die Zeugniſſe ſelbſt betrifft, ſo iſt das erſte das von Papias, welches bei Andreas von Cappadocien erwähnt wird [1]). De Wette erklärt dies freilich für unzuverläſſig, aber ich ſehe nicht ein, warum. Schwerlich iſt wohl zu glauben, daß Andreas die Bücher des Papias ſelbſt geſehn hat, aber er wird ſie aus andern Quellen kennen gelernt haben. Aber das Zeugniß iſt gar nicht ſo, daß daraus hervorgeht, daß Papias den Apoſtel Johannes für den Verfaſſer gehalten hat. Es iſt zwar bekannt, daß, wenn in dieſer Zeit geſagt wird, ein Buch ſei θεόπνευστος, gemeiniglich damit auch geſagt iſt, es ſei apoſtoliſchen Urſprungs. Das iſt aber bei ſolchen Viſionen eine ganz andere Sache, denn ſie wurden immer als übernatürlich angeſehn, und es wurde daher gefragt, ob ſie vom Böſen oder von Gott eingegeben waren. Wenn nun Papias das Letztere von dieſem Buche ausſagt, ſo folgt noch nicht, daß er es auch für apoſtoliſch hält.

Der nächſte Zeuge iſt Irenäus, bei dem wir aber ſehr vorſichtig ſein müſſen, weil von dem griechiſchen Text ſeiner Schriften nur Fragmente übrig geblieben ſind, und wir außerdem nur die lateiniſche Ueberſetzung haben. Nun giebt es auch eine griechiſche Stelle von ihm über die Apocalypſe, dann aber mehrere in der lateiniſchen Ueberſetzung, wo ihr Verfaſſer als Joannes Domini discipulus angeführt wird. Aber in der griechiſchen Stelle [2]) iſt gar keine Angabe, daß Irenäus den Apoſtel Johannes für den

1) Siehe oben S. 450.

2) Siehe oben S. 450. Iren. adv. haer. V. 30. εἰ γὰρ ἔδει ἀνωφανδὸν τῷ νῦν καιρῷ κηρύττεσθαι τοὔνομα αὐτοῦ, δι' ἐκείνου ἂν ἐῤῥέθη τοῦ καὶ τὴν ἀποκάλυψιν ἑωρακότος. Οὐδὲ γὰρ πρὸ πολλοῦ χρόνου ἑωράθη, ἀλλὰ σχεδὸν ἐπὶ τῆς ἡμετέρας γενεᾶς, πρὸς τῷ τέλει τῆς Δομετιανοῦ ἀρχῆς.

Verfaſſer gehalten hat, und die Auctorität für die Verſchweigung des Namens des Antichriſts würde doch weit größer geweſen ſein, wenn er den Apoſtel ſtatt deſſen, „welcher die Apocalypſe geſehen hat", genannt hätte. Hiergegen verſchwinden mir ſolche bloße Bezeichnungen, wie die in der lateiniſchen Ueberſetzung, gänzlich, da die letztere nach der Vergleichung mit ſolchen Stellen, die wir auch griechiſch haben, nichts weniger als wörtlich iſt. Dazu kommt, daß die Apocalypſe in der lateiniſchen Kirche als apoſtoliſch anerkannt war, weßhalb es dem Ueberſetzer nahe liegen konnte, die in der lateiniſchen Kirche gewöhnliche Bezeichnung hineinzuſetzen. Es iſt mir alſo höchſt wahrſcheinlich, daß es des Irenäus Meinung nicht iſt, daß der Apoſtel Verfaſſer der Apocalypſe ſei. Irenäus war in genauer Bekanntſchaft mit Schülern des Johannes und iſt von Smyrna nach dem Abendlande gekommen. Es iſt mir ſogar nicht unwahrſcheinlich, daß er die Apocalypſe zuerſt nach dem Abendlande gebracht hat, denn dies iſt die erſte Spur davon, daß kleinaſiatiſche Lehrer dorthin kamen, und die ſieben Sendſchreiben weiſen offenbar auf einen kleinaſiatiſchen Urſprung hin.

Tertullian ſagt freilich auf das beſtimmteſte: Apostolus Joannes in Apocalypsi, und das müſſen wir als ein Factum gelten laſſen, daß die Offenbarung in der lateiniſchen Kirche für apoſtoliſch gehalten iſt. Aber wie leicht in einer ſolchen Entfernung eine Verwechſelung möglich war, wie wenig man wiſſen konnte, daß der Name Johannes damals ſehr häufig war, wie alſo ſehr gut dieſe Meinung ohne allen poſitiven Grund bloß aus dem Namen entſtanden ſein kann, werden wir nicht anders als wahrſcheinlich finden.

In der griechiſchen Kirche iſt der erſte Zeuge für den apoſtoliſchen Urſprung des Buchs Juſtin, der im Dialogus cum Tryphone ſagt: *ἀνήρ τις, ᾧ ὄνομα Ἰωάννης, εἷς τῶν ἀποστόλων τοῦ Χριστοῦ, ἐν ἀποκαλύψει* etc. Es iſt freilich noch nicht gewiß, ob dieſer Dialog von Juſtin iſt, aber wenigſtens iſt es ein ſehr altes Buch. Clemens von Alexandrien nennt auch die Apocalypſe eine *ἀποστολικὴ φωνή*. Daſſelbe ſagt Origenes

deutlicher an mehreren Stellen, z. B. ἐν τῇ ἀποκαλύψει ὁ τοῦ Ζεβεδαίου Ἰωάννης.

Nun aber ist es doch sehr merkwürdig, daß ungeachtet dieser starken Zeugnisse so berühmter Kirchenlehrer Hieronymus, den man doch in dergleichen Dingen für einen sehr unterrichteten Mann halten muß, und der eher ein Interesse für als gegen die Apocalypse hatte, sagt, daß dieselbe in der griechischen Kirche nicht anerkannt werde. Es muß also die öffentliche Meinung in der Kirche nicht durch diese Zeugnisse bestimmt sein. Nun finden wir seit Origenes immer zunehmende entschieden ausgesprochene Zweifel gegen die Aechtheit des Buchs mit der Richtung, es einem andern Verfasser mit dem Namen Johannes oder einem bestimmten Andern zuzuschreiben.

Der Hauptgegner der Apocalypse ist Dionysius von Alexandrien, von welchem uns Eusebius (h. e. VII. 25.) mit großem Fleiß Stellen mitgetheilt hat (bei De Wette §. 189. 190. 192.). Dieser in der That vorzüglich critische Kirchenlehrer hebt nun schon die Puncte heraus, durch welche die gänzliche Verschiedenheit zwischen dem Evangelium und dem ersten Briefe des Johannes einerseits und der Apocalypse andrerseits deutlich gemacht wird. Nicht nur das weniger Bedeutende, daß der Verfasser in der Apocalypse sich nirgends als den Apostel bezeichnet, sondern auch der verschiedene Character der Sprache und der Gedanken ist dort so gut ins Licht gestellt, wie man nur es später gethan hat. Nun sagt Dionysius, daß schon früher Zweifel gegen dies Buch aufgeführt seien, die aber von anderer Art gewesen, indem sie mehr gegen einzelne Sätze desselben gerichtet waren. Dionysius selbst ist zwar auch ein Gegner des Chiliasmus, aber seine Zweifel sind nicht daher, sondern philologisch begründet. Mehrere hatten die Apocalypse dem Cerinth zugeschrieben, was sonderbar ist, da Cerinth nach andern Nachrichten fast ein persönlicher Gegner des Johannes war. Cerinth war ein Chiliast, und es ist merkwürdig, daß gerade sein Gegner Johannes ein Buch geschrieben haben soll, worin der Chiliasmus vorgetragen wird. Diesen Zweifel hat schon ein römischer

Presbyter, Cajus, vorgebracht (Euseb. h. e. III. 28.). Anders ist es mit den Zweifeln der Aloger, die zugleich das Evangelium des Johannes verwarfen.

So wurde die Apocalypse in der griechischen Kirche nicht allgemein angenommen, bis sie hier zu derselben Zeit in den Canon kam, wie der Hebräerbrief in der lateinischen Kirche.

§. 109.

Es ist wohl die Differenz zwischen den beiden am meisten für johanneisch anerkannten Schriften, dem Evangelium und dem ersten Briefe, und der Apocalypse so groß, daß De Wette mit Recht sagt, es stehe in der neutestamentlichen Critik Nichts so fest, als daß diese drei Schriften nicht denselben Verfasser haben können. Zugleich aber scheint er doch die Möglichkeit zuzugeben, daß Johannes nicht der Verfasser des Evangeliums ist, wenn die Apocalypse von ihm ist. Aber ich kann dies Buch an und für sich nicht für ein apostolisches halten. Nun hat es mehrere Apocalypsen gegeben, welche Aposteln zugeschrieben wurden, die aber alle, nachdem sie eine Zeitlang Interesse erregt, bei Seite gestellt sind. Die unsrige hat ihr günstiges Schicksal nicht dem Urtheil der Gegend zu verdanken, in der sie wahrscheinlich entstanden ist, sondern der abendländischen Kirche. Diese Differenz des Ausgangs, wenn wir ihre Genesis betrachten, spricht gar nicht dafür, daß es hinreichend begründet ist, sie für anders geartet zu halten, als jene verworfenen Apocalypsen, von denen wir freilich Nichts mehr wissen, die aber gewiß von ähnlicher Form waren. Jetzt ist der Canon fixirt, und es ist nicht möglich, ihn zu ändern, weil er ein geschichtliches Factum ist. Darum kann nicht davon die Rede sein, die Apocalypse und andere bezweifelte Bücher vom Canon zu trennen, denn es würde ein gewaltsames und unhistorisches Verfahren sein. Bei den angefochtenen apostolischen Briefen wäre es auch ungerecht, denn man darf auf sie den Begriff untergeschobener Bücher nicht anwenden, und sie enthalten nichts der apostolischen Lehre Widersprechendes. Mit der Apocalypse hat es freilich gewissermaßen ein

andere Bewandtniß, denn es hält schwer, die darin vorkommende Vorstellung von einem tausendjährigen Reiche Christi abzutrennen von sinnlichen messianischen Erwartungen, was doch im neuen Testament bestimmt gesondert wird. Aber der Character des Untergeschobenen kommt der Apocalypse eben so wenig zu, denn der Verfasser will gar nicht für den Apostel gehalten sein.

Diejenigen in der griechischen Kirche, welche ihre Aechtheit bezweifeln, nehmen einen andern Johannes als Verfasser der Apocalypse an, worunter man auch Eusebius rechnen kann, von dem man mit Unrecht sagt, daß er sich schwankend über dieselbe erkläre. Denn überall, wo er Gelegenheit hat, führt er Zweifel gegen sie auf, und wo er schwankend spricht, giebt er nur die schwankende Meinung des damaligen allgemeinen Urtheils an. Da, wo er vom Papias handelt (h. e. III. 39.), giebt er sich ausdrücklich die Mühe, exegesirend zu beweisen, daß es zwei Johannes gegeben habe, und setzt hinzu, man könne den zweiten für den Verfasser der Apocalypse halten. Wenn nun dieser andere Johannes ein Schüler des Apostels gewesen sein soll, so kann ich mir auch nicht erklären, wie er dies Buch geschrieben habe. Denn daß er in dessen Schule diese Richtung bekommen habe, sowohl überwiegend gern göttliche Strafen darzustellen, als ein tausendjähriges Reich zu denken, kann ich kaum glauben. Ich lege daher hierauf kein großes Gewicht, sondern sehe es nur als einen Versuch an, ein anderes Individuum desselben Namens anzugeben, was aber auf diesem Gebiete niemals die Pflicht des Critikers sein kann.

§. 110.

Ich will nun hier, eben weil man die Apocalypse als eine Art von Gränzpunct zwischen Canonischem und Apocryphischem ansehn kann, noch einmal die Bücher des neuen Testaments in Bezug auf den Begriff des Canons zusammenstellen, d. h. sofern sie die normale Darstellung des Christenthums enthalten müssen. Diesem Begriffe zufolge ist nach dem Auseinandergesetzten klar,

daß ich der Apocalypſe nur einen geringen Werth beilegen kann; einzelne Ausſprüche, die wir in dieſer Hinſicht gebrauchen können, giebt es in derſelben ſehr wenig und erhalten dieſen Character erſt, wenn man ſie aus dem Zuſammenhang herausreißt. Nun fragt es ſich, ob es dieſem Minimum gegenüber ein Maximum giebt, und ob wir eine Reihe anlegen können, wodurch ſich der Werth der verſchiedenen Theile des neuen Teſtaments in eine Ordnung ſtellt. Daraus, daß geſchichtlich der Canon urſprünglich aus den zwei Hauptbeſtandtheilen, den Evangelien und den pauliniſchen Briefen, beſtand, und alles Uebrige erſt ſpäterer Zuwachs iſt, folgt noch nicht, daß das Letztere deuterocanoniſch ſei, denn es konnte auch ein rein canoniſches Buch erſt ſpäter bekannt werden. Unter den Evangelien iſt die Stellung des johanneiſchen von der größten Wichtigkeit, denn wenn man die drei ſynoptiſchen ſich als die urſprünglichen denkt, ſo gewinnen die Abweichungen des johanneiſchen, namentlich der mehrmalige Aufenthalt Chriſti in Jeruſalem und die Uebergehung der Einſetzung des Abendmahls, eine beſondere Färbung; und giebt man dabei die Möglichkeit zu, daß ein Apoſtel ein Buch von ſo viſionärem Inhalt ſchreiben konnte, wie die Apocalypſe, ſo exiſtirt die Möglichkeit, daß das vierte Evangelium nicht von einem Apoſtel iſt. Für mich exiſtirt dieſe Möglichkeit nicht, ſondern ich kann nicht anders, als das johanneiſche Evangelium ſchlechthin voranſtellen; ſeine erſtaunliche Anſchaulichkeit, die ſich ſo ſchwer nachahmen läßt, iſt für mich ein hinlänglicher Beweis; die Nichterwähnung des Abendmahls erkläre ich nicht daraus, daß Johannes die andern Evangelium habe ergänzen wollen, ſondern daß er nicht erzählen wollte, was in Aller Munde war, oder er mag auch einen andern Grund gehabt haben, den wir nicht mehr angeben können. Wir ſtellen alſo das Evangelium des Johannes oben an, worin auch liegt, daß er keineswegs in den Reden Chriſti etwas Eignes hinzugethan hat, wenngleich der Eingang von ihm herrührt, den man aber ſehr gut erklären kann, ohne auf alexandriniſche Philoſophie zurückzugehn. — Fragen wir nun weiter, ob wir einen Unterſchied machen müſ-

ſen zwiſchen den Evangelien, die unmittelbar Worte Chriſti wiedergeben, und den apoſtoliſchen Briefen, welche dergleichen nicht haben, ſo glaube ich, daß wir nach unſerm Begriffe des Canons dieſen Unterſchied nicht machen können. Denn theils haben wir die Worte Chriſti doch auch nur aus der zweiten Hand, theils haben die Apoſtel doch alles, was ſie als chriſtliche Ermahnung und Lehre vortragen, aus Chriſto geſchöpft, und wenn es auch nur aus ſeiner Rede gefolgert iſt, ſo iſt es doch ein Reſultat des unmittelbaren perſönlichen Umgangs. Auf dieſe Weiſe ſtellen ſich beide Arten von Schriften gleich. — Nehmen wir nun die apoſtoliſchen Briefe für ſich und ſondern die pauliniſchen, weil ſie eine beſondere Maſſe von einem Verfaſſer bilden, von den andern, die von verſchiedenen herrühren: ſo werden wir nicht umhin können, zu ſagen, daß ein ähnliches Verhältniß zwiſchen den pauliniſchen Briefen und den andern Briefen iſt, wie zwiſchen dem johanneiſchen Evangelium und den andern Evangelien. Dieſe Aehnlichkeit bezieht ſich auf die Einheit in den einen und die ſich verſchieden modificirenden Anſichten in den andern; denn es wäre doch unmöglich, aus den katholiſchen Briefen ein Corpus der Doctrin zuſammenzuſtellen, wie man es aus den pauliniſchen ſehr gut kann. So finden wir alſo in beiden Theilen des N. T.'s ſolche Differenzen, daß das Eine hier einen größern Werth hat, das Andere dort. — Sondern wir nun hier wieder die bezweifelten Briefe aus, namentlich die auf gewiſſe viſionäre und prophetiſche Elemente zurückgehn, und nehmen ſie mit der Apocalypſe zuſammen, ſo ſtellen ſich dieſe in Bezug auf den canoniſchen Character den vorigen ſehr untergeordnet, ſo daß wir allerdings einen Unterſchied zwiſchen proto- und deuterocanoniſchen Schriften im neuen Teſtament zugeben.

Dritter Theil.

Von dem litterariſchen Zuſammenhange und den Quellen des neuen Teſtaments [1]).

§. 111.

Es bleibt uns nun noch eine ſehr bedeutende Betrachtung übrig, nemlich die des neuen Teſtaments in ſeinem litterariſchen Zuſammenhange als Theils der damaligen Litteratur und in Beziehung auf den Einfluß, den dieſe auf daſſelbe ausgeübt hat. Allein dies iſt eine ſo weitläuftige Betrachtung, daß darauf ein ganzer Curſus verwandt werden könnte; ich will daher nur die allgemeinen Geſichtspuncte angeben.

Wir können das neue Teſtament nicht anders anſehn, als der Nationalität nach als einen Theil der jüdiſchen Litteratur. Die Verfaſſer gehören alle dieſem Volke an, wenn nicht urſprünglich, ſo doch durch Adoption, und das Ganze verſirt in einem Verhältniſſe, welchem ein Zuſammenhang von jüdiſcher Denkungsart und jüdiſchen Begriffen zum Grunde liegt. Allerdings könnte man hierbei einen Unterſchied machen zwiſchen den Theilen des N. T.'s, welche auf paläſtiniſche Chriſten, und denen, welche auf helleniſtiſche ſich beziehen. Indeß würde ſich dies nicht durchführen laſſen, indem es keinen beſondern litterariſchen Zuſammenhang für das Letztere giebt. Allerdings können hierüber getheilte Meinungen ſein; aber es iſt gewiß, daß für die helleniſtiſchen Juden

1) Siehe oben S. 17. u. 31.

und die, welche ſich an das Jüdiſche anſchloſſen, kein Zuſammenhang deſſen, was ihnen als chriſtlich geboten wurde, mit irgend einer andern, nicht jüdiſchen, Litteratur ſtattfand. Wenn in pauliniſchen Reden und Briefen Citate aus griechiſchen Schriftſtellern vorkommen, ſo beweiſen dieſe weder für ſeinen noch ſeiner Leſer Zuſammenhang mit griechiſcher Litteratur irgend Etwas [1]). Es ſind Ausſprüche, die ſprichwörtlich geworden waren, und es iſt gar nicht entſchieden, ob Paulus gewußt hat, wem dieſe halben Verſe angehörten, da er ſie aus dem gemeinen Leben gekannt haben mochte.

Wenn wir nun dies feſtſtellen, ſo entſteht die Frage, welchen Einfluß die geſammte Nationallitteratur auf das neue Teſtament gehabt hat. Wir müſſen hierbei die Materie und die Form unterſcheiden.

Was die letztere betrifft, ſo hat die Form der Lehrbriefe, die einen ſo großen Theil des neuen Teſtaments ausmachen, keine beſtimmte Analogie in jener Litteratur, ſondern ſie iſt entſtanden durch die Art und Weiſe, wie ſich die chriſtliche Geſellſchaft bildete. Aehnlich verhält es ſich mit den Evangelien. Sehn wir auf die drei ſynoptiſchen, ſo iſt das Geſchriebenſein etwas Secundäres, und das Urſprüngliche iſt die mündliche Erzählung. — Anders iſt es, wenn wir auf die Form deſſen ſehn, was die Schriften enthalten; da kommen wir in die Analogie des Volkslebens, aber die Analogie der Litteratur geht verloren. Die Art der Parabeln war in erſterem gewöhnlich, aber unabhängig von der letzteren.

In Beziehung auf den Inhalt iſt dieſe Frage noch ſehr ſtreitig und ſpielt auch in die Partheianſichten in der Theologie hinein. Es fragt ſich nemlich, in wiefern es mit dem chriſtlichen Glauben zuſammenhängt, daß wir alles, was chriſtliche Lehre iſt, als etwas weſentlich Neues von der Offenbarung Chriſti ableiten, oder in wiefern wir vorausſetzen müſſen, daß Chriſtus ſelbſt und die nächſten Verkündiger des Chriſtenthums und Verfaſſer des

1) Siehe oben S. 123.

neuen Teſtaments ſich ſelbſt aus dem Gedankenkreis der Zeitgenoſſen gebildet haben. Dies iſt ein ſo weites Feld, daß es eine eigne Litteratur ausmacht, welche vorzüglich darauf ausgeht, Analogien zwiſchen den neuteſtamentlichen Schriften und den Apocryphen des alten Teſtaments und andern Schriften und der rabbiniſchen Litteratur aufzuſtellen. Die Aufgabe iſt, den Zuſammenhang zu ſuchen zwiſchen der urſprünglich chriſtlichen Mittheilung in mündlicher Rede und ſchriftlicher Abfaſſung und den Gedanken und Meinungen, welche die Verkündiger des Chriſtenthums im Volksleben fanden, nebſt dem, was wir als eigentliche Litteratur kennen.

Es liegt nun eine Frage hierzwiſchen, die in den Vorträgen über die Geſchichte Chriſti zu beantworten iſt, nemlich in wiefern Chriſtus in der Zeit ſeines Lebens, die uns größtentheils unbekannt iſt, ſich mit der Litteratur ſeines Volks beſchäftigt haben mag.

Die Lage der Sachen iſt hierbei die. Was wir von jüdiſcher Litteratur, die in jener Zeit gangbar war, wiſſen, ſcheidet ſich in zwei ſehr verſchiedene Zweige, in das Paläſtiniſche, wobei die aramäiſche Sprache das Vehikel war, und in das Alexandriniſche, was ganz und gar helleniſirt war. Von helleniſtiſch jüdiſcher Litteratur, die anderwärts urſprünglich war, iſt uns ſo gut wie gar Nichts bekannt. Die jüdiſch alexandriniſche Litteratur wird für uns vornehmlich und ausſchließlich durch Philo repräſentirt. Und da iſt ein einziger Punct im neuen Teſtament, der eine Leitung gegeben hat, um einen Zuſammenhang mit Philo zu finden, nemlich die Lehre vom Λόγος im Evangelium des Johannes. Ich muß aber geſtehn, daß ich niemals habe dieſen Zuſammenhang finden können. Es iſt nicht nachzuweiſen, daß die Schriften des Philo in Paläſtina gangbar geweſen ſind, und eben ſo wenig, daß Johannes anderswo mit ihnen bekannt geworden ſei; und andrerſeits glaube ich, daß man gar nicht nöthig hat, zu den alexandriniſchen Theorien ſeine Zuflucht zu nehmen, um das,

was ſich bei Johannes findet, zu erklären [1]). Einen andern Anknüpfungspunct für Alexandriniſches im N. T. würden Apollos und Barnabas geben, der Eine aus Alexandrien, der Andere aus Cypern. Aber wir wiſſen von Beiden viel zu wenig, wie zeitig ſie jene Gegenden verlaſſen haben und in das jüdiſche Gebiet übergegangen ſind, als daß wir darauf Etwas bauen könnten. Es iſt offenbar, daß Apollos ſchon mit meſſianiſchen Ideen bekannt war, ehe er zum Chriſtenthum kam; dieſe waren aber, ſo viel wir wiſſen, in der alexandriniſchen Litteratur gar nicht gangbar.

Wir müſſen uns alſo rein auf das Paläſtiniſche beſchränken. Da lag aber die Sache ſo, daß alles, was Litteratur war, Sache der Schule war und im Kreiſe der Schule blieb; und es iſt aus dem N. T. nachzuweiſen, daß weder Chriſtus, noch ſeine eigentlichen Schüler durch das Gebiet der Schule gegangen waren. Ob Chriſtus Bekanntſchaft mit der nationalen Litteratur hatte, können wir dahingeſtellt ſein laſſen, aber das iſt gewiß, daß er nicht in der gewöhnlichen Schule gebildet war. Allerdings aber lehrten die, welche die Schule durchgemacht hatten, auch öffentlich und brachten ſo ihre Elemente in das öffentliche Leben, aber natürlich gab es damals, wie immer, einen Unterſchied zwiſchen dem Populären, was in das allgemeine Verſtändniß übergehn kann, und dem Speculativen, was darin keinen Ort findet.

Wenn wir nun die neuteſtamentlichen Ideen betrachten, ſo iſt offenbar, daß Chriſtus in ſeinen Reden Vieles anbringt, was er nicht lehrt, ſondern was er *als bekannt vorausſetzt*, was er aber nicht aus dem alten Teſtament, der allgemeinen Bildungsquelle, als bekannt vorausſetzen konnte, d. h. aus denjenigen Theilen deſſelben, mit denen Jeder vertraut ſein mußte. Denn offenbar ſpricht Chriſtus von der Auferſtehung der Todten nicht ſo, daß er ſie lehrt, ſondern er ſetzt ſie als bekannt voraus. Daſſelbe gilt von der damit verwandten Vorſtellung vom Gericht. Das waren allgemeine Vorſtellungen geworden, wir können nicht

1) Siehe oben S. 333—335.

einmal ſagen, durch die Litteratur, denn ſchon durch den Verkehr mit fremden Nationen in der Zerſtreuung wurden die Juden mit andern Vorſtellungen bekannt. Anders aber iſt, was ſeiner Natur nach ſpeculativ iſt und deshalb nicht ſo in das Volksleben übergehn konnte; davon müßte man erſt nachweiſen, daß es aus beſtimmten Quellen oder aus Lehrweiſen, die denſelben zum Grunde liegen, in das neue Teſtament übergegangen iſt. Es iſt offenbar, daß alles, was die Frage nach der Fortdauer im Tode betrifft, überall von dem Intereſſe iſt, daß es in das allgemeine Bewußtſein kommt, ſoweit es nicht ſpeculativ iſt. Offenbar giebt es eine Menge Vorſtellungen im N. T., die aus dem durch ausländiſche Elemente erweiterten Volksleben her ſind, aber die gar nicht unmittelbar aus der Litteratur abgeleitet zu werden brauchen.

Fragen wir, wie die unmittelbar chriſtlichen Vorſtellungen aus dem Volksleben oder der National-Litteratur zu verſtehn ſind, ſo kommt es darauf an, was eigenthümlich chriſtliche Vorſtellungen ſind. Nun iſt offenbar, daß für etwas, was vollkommen neu wäre, es auch gar keinen Anknüpfungspunct gäbe. Alles abſolut Neue kann gar nicht mitgetheilt werden. Denn ein abſolut neuer Gedanke wäre nur Gedanke, ſofern er ausgeſprochen wird; er muß alſo ſein Darſtellungsmittel in der Sprache haben; alſo die Elemente müſſen doch bekannt ſein, nur die Verknüpfung iſt neu. Wenn wir uns alſo hier in das eigentliche Centrum der Sache ſtellen, ſo müſſen wir bei der meſſianiſchen Vorſtellung anfangen. Es iſt offenbar, daß dieſe als bekannt vorausgeſetzt wird, und daß Chriſtus ſie auf ſich anwendet. Und indem die Lehre von ſeiner Perſon das Centrum des Eigenthümlichen in der chriſtlichen Lehre iſt, ſo wäre die Frage zunächſt die: iſt die Art und Weiſe, wie Chriſtus die meſſianiſche Vorſtellung auf ſich anwendet, in der jüdiſchen Litteratur oder im jüdiſchen Volksleben enthalten, und wie viel oder wie wenig iſt davon ſein Eignes? Nun iſt offenbar, daß die meſſianiſche Vorſtellung urſprünglich politiſch war, politiſch in dem Sinn, wie man es bei einer Theocratie ſagen kann. Da nemlich darin das Politiſche und Religiöſe

nicht getrennt wird, ſo läßt ſich ſchon eine große Verſchiedenheit denken, wie dieſe beiden Elemente mit einander verbunden ſind; und es finden ſich die Spuren ſolcher Differenz überall in den Nationalſchriften, und ſo ging ſie auch in die Nationallehre über, wobei es eine Parthei gab, welche dieſe Idee ganz aufhob, eben weil ſie das Politiſche allein hervorhob und das Religiöſe im alten Hebraismus nicht anerkennen wollte. Dies war das Weſen des Sadducäismus. — Aber wenn man ſagt, die Idee von Chriſtus (von dem, was Chriſtus ſei), ſei ſchon vorher dageweſen, und Chriſtus habe ſich nur als das perſönliche Subject zu einer ebenſo ausgebildeten Vorſtellung dargeboten: ſo glaube ich, daß dies nirgends in der Nationallitteratur anzutreffen iſt. Herr Dr. Paulus hat dies vorzüglich ſo dargeſtellt, als ob der Meſſias ſchon vor Chriſti Zeit als ein perſönlich präexiſtirendes Weſen, das nächſte neben Gott, gedacht wäre. Daß im Gebiet der Litteratur Verbindung zwiſchen ſpeculativen Puncten und den meſſianiſchen Vorſtellungen vorgekommen, davon finden ſich mancherlei Spuren, aber bei weitem ſind nicht alle, die man geltend gemacht, ächt. Das Speculative iſt weit mehr auf dem alexandriniſchen Gebiete, wo es durch das Helleniſche angeregt war, als auf dem paläſtiniſchen; und das Erſtere kann man gar nicht in Zuſammenhang mit dem neuen Teſtament bringen [1]). Am wenigſten finde ich im Daniel die eigentliche Quelle davon. Es wird bei ihm das meſſianiſche Reich als die fünfte Weltmonarchie dargeſtellt (Dan. 7.), aber es kommt dabei der perſönliche Meſſias gar nicht vor. Denn wenn die vier Monarchien unter dem Bilde von Thieren dargeſtellt werden, die fünfte aber unter dem eines Menſchen: ſo müßte man alle Analogie aufheben, wenn man dieſen Letzten als den

1) Erſt. Entw. Philo iſt eigentlich nicht als in dieſen Kreis unmittelbar gehörig zu adhibiren. — Die Perſonification des λόγος iſt bei ihm kein Theorem, ſondern ein hermeneutiſches Hülfsmittel.

Die Perſonification der σοφία in Sap. Sal. hat keinen Einfluß auf das N. Teſt. geübt.

Stifter ansehn wollte, denn die Thiere stellten nicht die Stifter, sondern den Character der Monarchien dar; so also auch der Mensch.

Wenn man ferner die Theorie von der Versöhnung, wie sie im N. T. vorkommt, als aus der jüdischen Litteratur herrührend ansehn will, so hat man dabei meistens späteres Jüdisches, was erst aus dem Christlichen entstanden ist, mit dem frühern verwechselt. Es giebt hier ganz bestimmte Scheidungspuncte. Der Messias wurde immer als ein Reformator des Gesetzes gedacht, aber nicht so, daß er es ganz aufheben sollte. Das Gesetz war aber beim Zusammenhang zwischen Vergehungen und Opferungen nothwendig. Man hat zwar gesagt, es sei niemals jüdische Theorie gewesen, daß für eigentlich moralische Sünden Opfer könnten Sühne sein; aber der Cultus konnte gar nicht gedacht werden, wenn nicht Opfer darin einen wesentlichen Punct bildeten. Wenn der Messias nun ein Reformator des Gesetzes werden sollte, so hatte das den Sinn, daß das Gesetz geistiger gemacht, und das äußerlich Lästige abgeschafft werden sollte. So wie nun aber der Tempel zerstört war, so mußten die Juden selbst auf ein Substitut für den vergangenen Tempel- und Opferdienst denken, und da wurden solche Theorien ausgedacht, wie, daß der Messias selbst das Opfer für sich machen sollte. Das ist die Vorstellung von einem leidenden Messias, von der man nicht den geringsten Grund hat anzunehmen, daß sie vor der Zerstörung des Tempels dagewesen sei, denn sie wäre die Opposition gegen das Gesetz selbst gewesen.

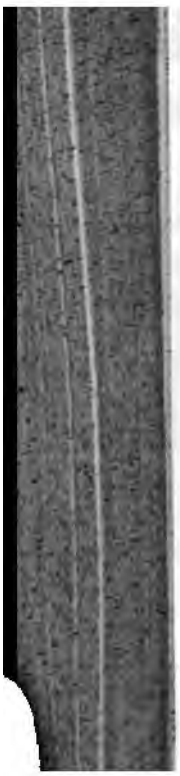
Daß die Vorstellung vom Reiche Gottes, welches sich von einem politischen ganz sonderte und also rein das Innere zum Bestand hatte, irgendwo gewesen sein sollte vor Christus, läßt sich gar nicht nachweisen. Dies wurde eben durch seine Person, durch die Aeußerung seines persönlichen Selbstbewußtseins dargestellt, und zwar in der Form des Gegensatzes, daß es nicht ein Reich von dieser Welt sei. Diese Sonderung ist offenbar die Seite des eigenthümlich Christlichen, an welcher kein Anschließungspunct war.

Wenn man nun von dieſen Centralpuncten ausgeht, ſo kann die Unterſuchung nur den Gang nehmen, daß man fragt, ob wir aus dem N. T. ſelbſt, aus der Art, wie die Vorſtellungen ausgeführt und mitgetheilt werden, wiſſen, in wiefern die Verfaſſer ſelbſt etwas Neues zu ſagen behaupten, oder in wiefern ſie das, was ſie ſagen, als etwas Bekanntes vorausſetzen, wobei man aber noch ſehr vorſichtig ſein muß, zu unterſcheiden, was ſie in ihren Schriften als bekannt aus ihrer mündlichen Lehre oder aus Volksvorſtellungen vorausſetzen. Wenn z. B. Paulus von Myſterien ſpricht, ſo nennt er ſie bald dabei, bald nicht, ſo daß doch ſeinen Leſern bekannt ſein mußte, was er meinte; da ſieht man, daß er darauf zurückgeht, daß es vor der Zeit des Chriſtenthums nicht bekannt geweſen. Wäre es nun in der nationalen Litteratur geweſen, ſo könnte es Paulus nicht als Myſterium darſtellen. Vom Centrum des eigenthümlich Chriſtlichen aus iſt alle andere Ausführung entweder poſitive Entwicklung oder vergleichende Abweiſung von frühern Vorſtellungen, und da muß man immer das Eine von dem Andern genau ſondern. Im Letztern muß Bezug genommen werden auf bekannte Vorſtellungen.

Ich glaube, wenn man dieſe Methode feſthält, ſo wird ſich zeigen, daß keineswegs das Chriſtenthum nur aus einem andern Gebrauche entſtanden ſein kann, der von ſchon früher vorhandenen Vorſtellungen gemacht worden wäre. Wenn das Chriſtenthum nicht den Grund ſeines eigenthümlichen Weſens in der Perſon Chriſti hätte und alſo auch nicht von ſeiner Darſtellung ſeiner ſelbſt ausginge, ſondern wenn es nur entſtanden wäre, wie Viele es haben anſehn wollen, durch Nachdenken, Studium oder die natürliche Reinigung, welche andere Vorſtellungen erfahren, wenn ſie durch ein reineres Gemüth hindurchgehen: ſo wäre es Nichts, als ein modificirtes Judenthum. Aber ſo wird es auch im N. T. nicht vorgetragen. Keines auch der allergeiſtigſten und am meiſten idealiſtiſchen Producte der jüdiſchen Litteratur, wie ſie in den Apocryphen erſcheinen, verläßt jemals den jüdiſchen Particularismus, aber das Chriſtenthum hebt ihn ſelbſt auf. Wenn man nun ſagt,

das sei etwas Späteres und in Christo selbst nicht gewesen
läßt sich das aus dem geschichtlichen Zusammenhang klar wi
gen, weil seine Jünger gar nicht in eigner productiver Kraf
scheinen. Hätte Paulus aus seiner speculativen Bildung,
Johannes aus alexandrinischen Philosophemen Fremdartiges i
christliche Lehre einbringen wollen, so wäre es nicht möglich
wesen, daß die andern Apostel es aufgenommen hätten, ur
wäre nothwendig eine Spaltung entstanden. Es folgt also,
jenes schon in der ursprünglichen Vorstellung Christi von der
tung einer solchen Gemeinschaft gelegen habe. Darum i
auch rein von ihm ausgegangen und hat keinen Anknüpfungs
in der jüdischen Litteratur. Selbst wenn man mehr zugiebt
man geschichtlicher Weise zugeben kann, und einen Einfluß al
drinischer Weisheit annimmt, so wird es eben so wenig a
sein. Denn in allem, was sich dort findet, ist doch der jü
Particularismus eben so stark ausgedrückt, wie in der jüd
Litteratur. Die Kraft, dies aufzugeben, konnte nicht in ihr
liegen, sondern nur in einem Andern. — Wenn man hi
ausgeht, so wird sich auch zeigen, auf welche Vorstellunge
jüdischer Art Bezug genommen wird, und was neu ist, und
wird sehen, daß diejenigen Meinungen, welche darauf aus
das eigenthümlich Christliche zu verringern, indem sie ihm
fremden Ursprung unterschieben, auch vor dem Forum der
nicht bestehn. Wenn man den Stand dieser Sache am kür
sich deutlich machen will, so weiß ich nichts Besseres, al
Abschnitt von der jüdischen Theologie in De Wette's bib
Theologie.

Library of the
UNION THEOLOGICAL SEMINARY
New York



3 2044 037 986 098

DATE DUE

DEMCO INC 38-2931